Jahrgang 1919/20. 1. Doppelheft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte. Jahrespreis 20 K.

Derzeit 20 % Teuerungszuschlag.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

1. Jahrgang, 1919/20. 1. Heft.

Herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. — Verlag von A. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte. Bezugspreis des ganzen Jahrganges 20 K nebst 20% Teuerungszuschlag. Bestellungen sind an den Verlag, Linz, Landstraße 34, alle Zuschriften, die den Inhalt und die Mitarbeit betreffen, an den Herausgeber, Linz, Wurmstraße 15 a, zu richten. Wiederabdruck nur mit Erlaubnis des Herausgebers und unter genauer Quellenangabe gestattet.

Titelblatt und Zierleisten von Max Kislinger, Linz.

Inhalt des ersten Heftes:

Seite

Dr. A. Depiny, **Wege und Ziele** 1
Dr. A. Webinger, **Volkskundliches in P. Maurus Lindemayrs Mundartdichtungen** 7
Dr. A. Depiny, **Ein Schützenscheibenspruch im kulturgeschichtlichen Lichte** 22
Theol. J. Hufnagl, **Das Maiast-Stecken** 23
Dr. W. Kriechbaum, **Zwei alte Liederbücher der Braunauer Sammlung** 24
Dr. O. Oberwalder, **Das Hafnerhandwerk im Landgerichte Wartenburg** 33
Dr. W. Kriechbaum, **Volksglaube und Sympathieheilkunde im Bezirke Braunau** 45
Dr. A. Depiny, **Alte Schmiedeisenkunst** 55
Heimatbewegung in den Gauen 57
Die Stadt Steyr und ihr Heimatschutzverein (Dr. E. Pillewizer) — Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines (Dr. W. K.) — Aus dá Hoamát (Dr. Zötl) — Bund oberösterreichischer Mundartdichter „Hoamátgsang" (m).
Kleine Mitteilungen 64
Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich (Dr. O. O.) — Zu den alten Trachtenbildern aus dem Salzkammergut vom Max Chézy (Dr. H. Ubell) — Heimatkundlicher Unterrichtsstoff (Dr. A. Depiny).
Bücherbesprechungen 71
Heimatschrifttum (Dr. A. Depiny) — Dr. F. Morton, Aus Deutschösterreichs Gauen (Dr. Th. Kerschner).

Abschluß Mitte Oktober 1919. — Das zweite Heft erscheint Mitte Dezember.

❖ ❖ **Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich.** ❖ ❖

Der Zweck des Vereines ist die Erhaltung und Pflege der natürlichen und kulturellen Eigenart der Heimat. Zur Erreichung dieses Zieles wurden bisher drei Fachgruppen gebildet: Je eine für Bauberatung, für Naturschutz und für Heimatkunde. Die Bauberatungsstelle übernimmt kostenlos Begutachtung und Abänderung von Bauplänen im Sinne des Heimatschutzes. Anschrift: Landesverein für Heimatschutz in Urfahr-Linz, Rudolfstraße 16/II. — Der Mitgliedbeitrag beträgt jährlich 2 K.

Heimatgaue.

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben

von

Dr. Adalbert Depiny.

1. Jahrgang 1919/20.

Linz.

Verlag von R. Pirngruber.

1920.

LIBRARY
MAR 2 1976
UNIVERSITY OF TORONTO
DB
151
H46
Jg.1

Schriftleitungsabschluß: S. 1—72 (1. Heft): 15. 10. 1919. — S. 73 — 128 (2. Heft): 25. 12. 1919. — S. 129 — 232 (3. und 4. Heft): 23. 4. 1920. — S. 233 — 344 (5. u. 6. Heft): 15. 8. 1920.

Umschlag und Zierstücke von Max Kislinger, Linz.

Druck von J. Wimmer, Gesellschaft m. b. H., Linz.

Alle Rechte vorbehalten.

Junger Eisschütze aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

Gemsjäger aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

Wege und Ziele.

Der Dampf der Geschütze hat sich verzogen, dennoch will der Glanz behaglicher Sonnentage nicht durch das Gewölk dringen. Wenn nun mitten in der schweren Zeit des politischen Kampfes, in den grauen Tagen der Not ums Brot und der bitteren Lebenssorge die Heimatgaue ihren Weg antreten, so tun sie es im Vertrauen auf eine glücklichere Zukunft unseres Volkes und im Bewußtsein, daß es gerade jetzt not tut, die Heimatfreunde zu sammeln, die Kenntnis der Heimat zu fördern, ihre Eigenart zu schützen und die Liebe zu ihr zu vertiefen. Vor kaum mehr als einem Jahrhundert lag auch ein trüber Himmel schwer über den deutschen Landen; doch trotz der Not, ja aus ihr heraus entwickelte sich ein liebevolles Versenken in die Heimat und ihren Wert. Zur Zeit, als der letzte Schimmer des alten deutschen Reiches verblaßte, als die französischen Heere und die deutsche Zerfahrenheit den heillosen Zerfall zu besiegeln schienen, klang des Knaben Wunderhorn ans deutsche Herz, bald darauf wurden die unvergänglichen Kinder- und Hausmärchen gesammelt und aus vielen lebensmunteren Quellen die ersten Anfänge zur Wissenschaft von der deutschen Art und ihrem Werden gelegt. Schwerer noch, furchtbarer wuchtet heute das Schicksal auf uns; aber gerade das Leid kann und muß uns stählen. Nicht mit dem Schwert in der Faust wie damals, als die Freiheitssänger das Volk aufriefen, können wir heute die Heimaterde schützen, es gilt einen schwereren Kampf für unser Volkstum zu führen. Erkenntnis tut uns da not, was deutsche Art sei, wie sie geworden und was in ihrem Wesen liege.

Nun führt aber der Weg zum Volksbewußtsein, wenn es echt, mehr als Schall sein soll, über die Heimatscholle, es fußt in der Heimatliebe. Sie ist das gemeinsame Band, sie muß für alle über dem Kampfe der Parteien stehen, ihre Pflege bildet Gelegenheit zu fruchtbarem Schaffen Hand in Hand mit allen, denen es um das Glück der Heimat und des Volkes ernst ist. Mochte auch manchem der strenge Begriff fehlen, ein Stück Heimatbewußtsein und Schollentreue liegt in ihm und hat sich irgendwo geoffenbart: dem einen im Sommerblick auf die sonnenverklärte Heide, dem andern im Rauschen des Waldes oder in der Erinnerung an den Heimatort, einem anderen wieder beim Arbeitstische, wenn ihm aus Urkunden Lust und Leid verklungener Tage vor die Seele zog, manch einem wohl auch auf einsamer Kriegswacht im fernen Land, immer war es ein Sonnenstrahl der Heimatfreude!

Wie weit auch sonst unsere Wege auseinander führen, die Heimatliebe ist uns gemeinsam. Sie bleibt aber bloße Schwärmerei, wenn sie nicht Sachkenntnis zur Grundlage hat und darum nimmt es sich die Zeitschrift zum höchsten Ziel, durch Heimatkunde Heimatliebe zu wecken und dadurch an der Gesundung unseres Volkes mitzuwirken.

Andere deutsche Landschaften sind uns weit voraus. Von Vereinigungen wurde die geschichtliche und naturgeschichtliche Erschließung der Heimat angebahnt, seit etwa drei Jahrzehnten schließt sich eine nachdrückliche Pflege der Volkskunde an. In Oberösterreich dagegen ist die Heimatforschung über erfreuliche Anfänge nicht hinausgekommen. Was wir an gediegenem Alten haben, harrt vielfach der Überarbeitung und Anpassung an den modernen Stand der Wissenschaft. Wie dringend wäre es, Commendas verdienstvollen ersten Wurf, eine Übersicht des Heimatschrifttums,[1] weiterzuführen und auszubauen oder die einst von Pillwein in seinen Schriften zusammengetragene

[1] Commenda Hans, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. Linz 1891.

Stoffmasse unter Heranziehung aller Quellen neu zu gestalten. Will der Lehrer anderwärts — etwa in Schlesien oder Sachsen — den Kindern aus dem reichen Borne der Sagenüberlieferung erzählen, so kann er aus vielen Quellen schöpfen, uns steht neben Gelegentlichem eigentlich nur unser alter, bescheidener Gloning zu Gebot.[1] Die Bestrebungen, die von der Landeshauptstadt ausgingen, waren — so Verdienstvolles auch seit der Gründung des Museumsvereines und der Schaffung verschiedener Landesvereine geschehen ist — nie stark genug, alle Landesteile zu gemeinsamer Arbeit nach gemeinsamem Plane mitzureißen. Die breiteste Wirkung hat dabei der Stelzhamer-Bund ausgeübt, der seit 1885 in seinen Bänden „Aus dá Hoamát" den Sinn für bodenständige Mundartdichtung pflegt und damit den Heimatsinn fördert. Der Stand der Heimatforschung ist in den einzelnen Gauen unseres Landes verschieden.[2] Am weitesten gediehen ist sie im Innviertel, wo die Sammel- und Werbetätigkeit nicht mehr ruht, seitdem Dr. Franz Berger Bahn gebrochen hat. Braunau, Schärding und Ried sind Mittelpunkte für die Innviertler Heimatkunde geworden. Ähnliche Ansätze in anderen Landesteilen benötigen dringende Förderung. Den Vereinen, die sich dem Heimat- und Naturschutz widmen, erwachsen daraus große Aufgaben, nicht minder unseren Orts- und Landschaftssammlungen. Da die einzelnen Vereinigungen und Sammlungen in den Heimatgauen selbst nach und nach zu Wort kommen sollen, um von ihrem Werdegang und ihrer Weiterentwicklung zu erzählen, wird sich aus den Spalten der Zeitschrift ein Einblick in das Heranreifen der Heimatpflege von selbst ergeben. Solche Berichte sachlicher Art können eine Quelle gegenseitiger Anregung werden; die Braunauer Heimatabende, z. B., von denen unser erstes Heft berichtet, locken auch anderwärts zu ähnlichen Versuchen, der Begeisterung für die Heimat sachliche Schulung angedeihen zu lassen. Mit dem Erstarken und dem Ausbau der örtlichen Vereinigungen tritt die Frage näher, ob nicht in manchen gemeinsamen Fragen ein Zusammengehen, ein einheitlicher Plan Gewinn und Förderung bringt. Das Auffammeln der Volksüberlieferung, die Erforschung der Siedlungsverhältnisse, die Vorarbeiten für die Zusammenstellung von Bezirkskunden, die Fragen des Heimatschutzes gehören hieher. Die Heimatgaue, die die erste das ganze Land umfassende Heimatzeitschrift sind, möchten im Zusammenarbeiten mit den Heimatvereinigungen derartige große Ziele fördern, damit wir möglichst rasch durch Zusammenwirken aller, denen die Heimatpflege am Herzen liegt, in fruchtbarer Arbeit zu großzügigen Ergebnissen kommen, deren die Forschung, die Ausgestaltung des Unterrichtes und die Heimatpflege auf gleiche Weise bedürfen.

Ein reiches weitverzweigtes Gebiet eröffnet sich uns in der Kunde von den landschaftlichen Verhältnissen der Heimat, in der Erforschung der Wechselwirkung zwischen Umwelt und Bewohnern, in der Geschichte von Land und Leuten vom Dämmergrau der verschollenen Vorzeit herauf zur Gegenwart, in der Erkenntnis der Art und des Gedankenkreises des Volkes und Scheidung dessen, was neue Entwicklung, was Vätererbe ist. All die Erscheinungen und Fragen, die für das geschichtlich erfaßte Gesamtbild von Heimat und Volk wesentlich sind, schließen sich so zur Heimatkunde zusammen.

Für den räumlichen Umfang der Betrachtung können dabei die Landesgrenzen Oberösterreichs nicht unbedingt maßgebend sein, so sehr sie auch für manche Sonderentwicklung in Betracht kommen. Sie bilden nicht zugleich auch Stammesgrenzen, nicht einmal immer mundartliche Scheidelinien. Mehr als ein wesentlicher Zug verbindet uns mit Salzburg; Sitte und Brauch werden nicht mit einem an den Schlagbäumen Niederösterreichs anders und dem deutschen Böhmerwaldlied werden wir mit derselben Anteilnahme lauschen, ob es nun diesseits oder jenseits der für unser Volkstum so schicksalsschweren Reichsgrenze ertönt.

Bei der Fülle von Naturschönheiten zwischen den Alpenriesen und den Hügel-

[1] Kühnau Richard, Schlesische Sagen. 4 Bde., Leipzig 1910—1913. — Meiche Alfred, Sagenbuch des Königreiches Sachsen. Leipzig 1903. — Gloning Kajetan Alois, Oberösterreichische Sagen, 2. Aufl. Linz 1912.

[2] Gärtner Wilhelm, Die Heimatbewegung in Oberösterreich. 7. Flugschrift der deutschen Arbeit. Prag 1914.

ketten des Böhmerwaldes liegt ein reger Sinn für die Landschaft nahe, obwohl die eigentliche Heimatfreude nicht an die glanzvollen Reize gebunden ist. Auch die wissenschaftliche Erforschung der Landschaft ist weiter gediehen als die meisten andern Zweige der Heimatkunde. In ihrem Aussehen ist das Landschaftsbild durch Besiedelung, Wald- und Feldverteilung vielfach ein Ergebnis menschlichen Einflusses und lenkt so den Blick immer wieder von der Umwelt auf die Bewohner. Sie stehen in ihrer Eigenart, in ihrem Entwicklungsgange im eigentlichen Mittelpunkt der Heimatkunde. Eine Reihe von Wissenszweigen von der Vorgeschichte bis zur Beobachtung des Volkslebens der Gegenwart greifen ineinander, bis sich ein erschöpfendes Bild ergibt.

Die Darstellung der großen geschichtlichen Zusammenhänge weist noch bedeutende Lücken auf, weil für manche Gebiete Vor- und Einzelarbeiten fehlen. Für Schule und Wissenschaft gleich bedeutsam sind Ortsgeschichten, die allen verfügbaren Stoff zusammenstellen; es muß sich ja dabei nicht gerade um die Drucklegung handeln, eine handschriftliche Fassung genügt oft der Anforderung.

Breiter Raum kommt im Gesamtrahmen der Heimat der Volkskunde zu, denn da hat die Forschung teilweise noch alles zu leisten. Die Volkskunde hat die gesamte Volksüberlieferung zum Gegenstande, Volksdichtung, Sitte und Brauch, überhaupt Lebens- und Siedlungsformen, Volksglaube und Aberglaube und die erst in jüngster Zeit stärker beachtete Volkskunst fallen in ihr Gebiet. Den ländlichen Verhältnissen wird dabei der Forscher besonderes Augenmerk zuwenden, denn die Grundzüge der Stammesart, die Macht der Überlieferung lassen sich hier klarer ersehen als in der Stadt mit ihrer Hast und Heimlosigkeit. Freilich wird die volkskundliche Betrachtung sich auch bisweilen der Stadt und überhaupt geistig führenden Oberschichten zuwenden, denn so ganz los vom Überlieferten, vom Vätererbe kommt niemand, zum Glück für unsere völkische Entwicklung. Bedenken wir anderseits die Forschung, wie viel — zum Heil und zum Unheil — von Stadt auf das Land gedrungen ist.

Dabei sucht die Volkskunde die Erscheinungen der Gegenwart aus der Vergangenheit als etwas Gewordenes zu erfassen und anderwärts beobachteten gleichen Erscheinungen gegenüberzustellen. So kommen wir einerseits zu ureigenen Zügen deutschen Wesens, anderseits zu den wundersamen Wanderwegen mancher Vorstellungen und zur Gleichartigkeit der Entwicklung menschlichen Denkens.

Die volkskundliche Forschung steht mit mannigfachen Wissensgebieten in reger Wechselwirkung. Innig ist ihr Verhältnis zur Urgeschichte, Siedlungskunde und Kulturgeschichte, ebenso auch zur Völkerkunde und zur jungen Völkerpsychologie, der Lehre vom Seelenleben der Völker. Eng ist ihr Zusammenhang mit der übrigen Heimatkunde, ihre wesentliche Gehilfin ist die Mundartforschung, die die Form der Überlieferung betrachtet, aber auch sonstige Sprachbetrachtung steht ihr nahe. Die volkstümliche Namengebung, z. B. die im Gegensatz zu den gelehrten Namen stehende Bezeichnung von Tieren und Pflanzen, die Flurbenennung u. dergl., hat volkskundliche Bedeutung. Vielfach greifen diese Gebiete ineinander. So ist die Ortsnamenforschung im Bunde mit der Kunde, der Bauweise und Siedlungsart wesentlich für die Frage der Besiedlung des Landes. Den Ortsnamen hinwider stehen Gründungssagen gegenüber, die tief in die Vorstellungsweise des Volkes einführen.

Die Volkskunde ist kein in sich so abgeschlossenes und streng abgegrenztes Gebiet wie ihre ältere Schwester, die Landschaftskunde. Aus der Heimatfreude der Romantik und ihrem Zurückträumen in die deutsche Vergangenheit blühte sie auf; obwohl ihr nun aber Forscher wie die Brüder Grimm und Uhland Paten standen, blieb sie doch lange ob ihrer schlichten Art das Aschenbrödel der Wissenschaft, bis endlich nach vielen Verirrungen zu Ende des 19. Jahrhunderts die Erkenntnis durchdrang, daß man aus ihr nur dann klaren Einblick in die deutsche Art, aber auch überhaupt ins Menschenherz gewinnen könne, wenn man zu ernster, wissenschaftlicher Forschung schreite. Man hat die engere Heimat als den Ausgangspunkt volkskundlicher Betrachtung erkannt, von ihr erst führt

der Weg zur gesamten deutschen Volkskunde und von deren gesicherten Ergebnissen zur vergleichenden Volkskunde, zur Heranziehung der reichen Stoffmasse aus allen Ländern und Zeiten. So haben sich denn auch seit 1891 landschaftliche Volkskundevereine gebildet, allmählich erstarkt, haben sie sich zum Verbande deutscher Vereine für Volkskunde zusammengeschlossen und dieser ist dann 1912 dem Folkloristischen Forscherbund, dem volkskundlichen Weltverein, beigetreten.

Nach dem Fehlschlagen anderer Wege hat man allgemach erkannt, daß eine ernstliche Sammelarbeit die Grundlage der volkskundlichen Betrachtung bilden muß. Wollen wir aber auch nur einen Teil der volkskundlichen Schätze einer Landschaft heben, etwa die Inschriften-Literatur erschöpfen oder Sitte und Brauch festhalten, so stoßen wir auf eine Fülle von Quellen, denen gegenüber die Leistungskraft des einzelnen versagt. Weder ein Abschluß in absehbarer Zeit, noch Vollständigkeit ist ihm möglich.

Daher stellte man die Sammeltätigkeit auf breitere Grundlage. Voran ging der Berliner Verein für Volkskunde, dessen seit 1891 erscheinende Zeitschrift[1] unsere bedeutendste Volkskundezeitschrift geworden und geblieben ist. Während er aber seinen Weg ohne landschaftliche Beschränkung geht, haben sich in den verschiedenen deutschen Gauen Vereinigungen gebildet, die das Volksgut der Landschaft oder des Stammes behandeln wollen. Unendlich viel Wertvolles ist in dieser Weise in Zeitschriften oder Einzelveröffentlichungen festgehalten oder doch in Archiven gesichert und gebucht worden.

Daß nun in Oberösterreich eine gleichwertige Tätigkeit nicht auf einzelne Gebiete beschränkt bleibe, sondern das ganze Land umspanne, dazu wollen die Heimatgaue Anregungen geben und Voraussetzungen schaffen.

Zu einer großzügigen Auffammlung volkskundlichen Stoffes kann jeder beisteuern, der von Heimatliebe beseelt ist und dem Quellen aus vergangenen Zeiten in Archiven, Schränken und Truhen zugänglich sind, oder der dem lebenden Volksmund lauschen kann. Je mehr es der Schule gelingen wird, die Heimatkunde vom einfachen Lehrgegenstand auch zum gefühlsmäßig erfaßten Heimatverstehen emporzuheben, desto zahlreichere und brauchbarere Mitarbeiter am Heimatwerk werden wir draußen im Leben haben. Auf dem Lande ist niemand berufener zur Leitung und Förderung des Sammelns als Priester, Lehrer und Arzt. Zeugnisse der Vergangenheit und lebende Überlieferung sind ihnen zugänglich, in geteilter Arbeit können sie ihre Gegend erschöpfend durchforschen und werden dabei um so leichter und förderlicher wirken, je mehr sie ihre Tätigkeit einem einheitlichen Plane, der die weitere Heimat umfaßt, eingliedern können.

Unverrückbare Grundsätze für eine derartige Sammlung sind Treue und Genauigkeit der Aufnahme. Ergänzt oder verändert der Aufzeichner die Überlieferung eigenmächtig, ohne es genau auszuweisen, so entwertet er dadurch seine ganze Aufnahme. Dem Sammler im Dienste der Wissenschaft steht eben nicht das Herrenrecht über das Volksgut zu, wie es das Volk — dabei ahnungslos an Entwicklungsgesetze gebunden — ausübt. Die trostlose Fülle der Veröffentlichungen, die dies nicht beachten, sind als Einführung und für die Wissenschaft gleich unbrauchbar. Mag auch manche Äußerung des Volkslebens unbedeutend aussehen, für die Volkserkenntnis kommt ihr doch wissenschaftlicher Wert zu, daher ist möglichste Vollständigkeit nötig, eine bloße Auswahl ist nicht Ziel des Sammelns, sie kann erst später zu besonderen Zwecken getroffen werden. Mehr als Nebensache ist die Angabe des Gewährsmannes, sie läßt oft erst die richtige Stellungnahme zur Aufzeichnung zu. Wird der Sammler bei seiner Tätigkeit auch nach einem bestimmten Plane vorgehen, so wird er doch auch bedacht sein, aufzunehmen, was ihm zufällig aufstößt. Gerade wertvolle Quellen, wie Mitteilungen in sonst schwer zugänglichen Zeitungen, alten Büchern und Handschriften, verschollener Hausrat u. dergl. bieten sich oft nur gelegentlich.

Aus solcher Mitarbeit froher Helfer, die Liebe zu Scholle und Volkstum zum Mitwirken anregt, muß ein Heimatarchiv

[1] Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Begründet von Karl Weinhold. Berlin 1891 ff.

erstehen, zumindest aber genaue Buchung, wo und welche Aufzeichnungen im Lande vorhanden sind, ehe man an eine abschließende, zusammenfassende Bearbeitung des oberösterreichischen Volksgutes denken und diesen wichtigen Teil dann der uns noch fehlenden gesamten Heimatkunde einfügen kann.

Was bei uns in dieser Hinsicht in weiten Landstrichen verabsäumt worden ist, muß doppelter Eifer nachholen. Denn Eile ist nötig. Die heimatkundliche Vertiefung des Unterrichtes in Stadt und Dorf, der wir mit Freude entgegensehen, setzt eine umfassende Vertrautheit des Lehrers mit dem Volksgut voraus; vorerst fehlen ihm jedoch noch die Quellen. Dazu kommt aber noch ein zweiter, schmerzlicher Grund, der Eile heischt. 1918 fand ich in Kirchberg an der Donau noch einen einzigen sagenfrohen Greis, konnte ihm noch manches, was er selbst aus Vätermund übernommen hatte, ablauschen, heute schlummert auch er schon neben dem Dorfkirchlein in der Heimaterde — wieviel Überlieferung, die kein Kirchberger Junge mehr kennt, ist mit ihm tot. Dies ist nur ein Beispiel einer leider allgemeinen Erscheinung; mit der alten Zeit verklingt auch eine Fülle volkskundlicher Schätze, heimischer Eigenart. Die Entwicklung der letzten hundert Jahre hat immer rascher dazu geführt, der Einfluß der Großstadt und Stadtkultur, die Ausbreitung von Handel und Verkehr, der Aufschwung der Industrie, der Zug zur Stadt, der Einfluß und die Ausgleichung der Soldatenjahre, die Hilf- und Ahnungslosigkeit derer, die vor Jahrzehnten den Heimatgedanken hätten stützen können, haben zusammengewirkt, nun verstärkt durch das Auswirken des unheilvollen Weltkrieges und bedrohen die Volksüberlieferung mit einer Sintflut.

Sitte und Brauch wird zurückgedrängt, Sang und Sage leidet unter dem Einfluß der Großstadtgasse, alten Bauernmöbeln könnte man nun schon Denkmalschutz angedeihen lassen, sie haben der Fabriksware, mit der die städtische Wohnung schon länger beglückt ist, weichen müssen. Das Kopftuch unserer Bauerndirnen und -frauen, noch vor 20 Jahren der schmucke Stolz Oberösterreichs, schwindet mehr und mehr, von sonstiger Tracht ist ja fast nichts mehr geblieben. Nun hat es wohl seine Richtigkeit, daß auch die Landtracht erstarrte Stadtmode war, aber damals hatte eben unser Bauerntum noch die Kraft, die Mode zur Tracht zu gestalten.

All das macht den Heimatfreund nachdenklich und er sucht gegen das bittere Gefühl der Ohnmacht anzukämpfen. Täuschen mag er sich ja nicht, vieles geht rettungslos unter. Was wir da tun können, ist die schriftliche Festhaltung der Überlieferung und die Erhaltung und Bewahrung volkskundlicher Gegenstände, damit auch der Nachwelt die geschichtliche Kenntnis und Erkenntnis möglich ist. Was der Sammler auf volkskundlichen Wanderwegen angetroffen und gerettet hat, muß der Forscher in den Zusammenhang der bisher bekannten Heimatüberlieferung einstellen, denn eine Drucklegung des Sammelgutes unbekümmert um die Frage, inwieweit es schon verwertet ist, führt ins Uferlose und ist daher unfruchtbar.

Mit der wissenschaftlichen Erfassung der Kennzeichen der Vergangenheit und der Werte der Gegenwart ist es aber nicht getan. Die Frage drängt sich auf, was von all dem bedrängten Volksgut trotz aller Bedrohung bei Hut und Verständnis lebensfähig und auch lebenswert ist, so daß wir es in das deutsche Zukunftsbild hinüberretten können. Damit führt die Brücke von der Heimatforschung zum Heimatschutz. Der aus der Heimatkunde quellende, verständnisinnige Heimatsinn strebt das zu erhalten, was im Heimatbild wesentlich und wertvoll ist. Die Pflege und Förderung der Volksüberlieferung, der Sitten und Gebräuche, Tracht und Siedlungsweise gehört hieher, ebenso ein gesundes Aufleben einer bodenständigen Volkskunst und der Denkmalschutz im weitesten Sinne, der die möglichste Erhaltung des guten, bodenständigen Alten bezweckt, aber auch die schwierige Aufgabe hat, die Forderungen der neuen Zeit ohne Störung des Heimat- und Schönheitssinnes einzufügen. Das kennzeichnende Landschaftsbild, die heimische Tier- und Pflanzenwelt nicht sinnloser Vernichtung preiszugeben, ist Sinn und Ziel des Naturschutzes. Geschichtliches Erfassen, künstlerischer Sinn und Naturfreude

müssen sich so zum hohen Werk des Heimatschutzes vereinen. Von seinen Aufgaben, aber auch Errungenschaften hoffen die Heimatgaue immer wieder erzählen zu können und berichtend selbst zu fördern.

So sind den Heimatgauen Wege und Weise vorgezeichnet. Sie müssen im Geiste der Wissenschaft geschrieben werden, denn ohne wissenschaftliche Begründung gibt es keine ernstliche Heimatkunde. Was sie in ihren Spalten bringen, muß den Anforderungen der Forschung entsprechen und für sie nicht unfruchtbar sein. Die Zeitschrift soll aber nicht bloß in die Stube des Gelehrten und in die Landesbüchereien dringen, sie hält die wissenschaftliche Verwertung des heimatkundlichen Gebietes für wichtig und wesentlich, aber nicht für das einzige, das letzte Ziel. Für eine schroffe Beschränkung auf den kleinen, engen Kreis der wissenschaftlichen Fachgelehrten sind die Forderungen der schweren Zeit zu hart, aber auch die gerade im Wirbel der Gegenwart so dringlichen Ziele und Aufgaben der Heimatkunde zu weit. Liebe und Sachkenntnis soll in weiten Kreisen gefördert werden, Heimatschutz und Wissenschaft haben ja selbst wieder gleichgroßen Gewinn davon. Daher möchten die Heimatgaue überall gesehen werden, wo der Heimat und dem Volke treue Herzen schlagen und möchten dem Heimatgedanken ein treuer Eckart werden. Sie wollen auch im redlichen Bemühen mitwirken, daß ein frühlingsfrischer, aber auch herzensechter Frühlingshauch durch unsere Schule zieht. So soll denn aus dem Bereiche wissenschaftlicher Forschung an wertvollem Gute hervorgehoben werden, was den sachlichen Forderungen des kritischen Prüfers entspricht, was aber auch der Heimatpflege Freunde schaffen kann.

Einwandfreie Wissenschaftlichkeit bei verständlicher Form ist überhaupt eine Zauberformel, die die Heimatgaue der Wissenschaft predigen möchten. Jeder Einsichtige wird es nun freilich zugeben, daß nicht alle Fragen der Wissenschaft, nicht alle dornenvollen Wege der Forschung dem Nichtfachmann zugänglich sind. Es soll aber doch stets die Sprache, das Kleid einfach, schlicht und deutsch sein, auf daß nicht etwa an der Form der gute Wille des Mitstrebenden scheitert. Eine dünkelhafte, geheimniskrämende Gelehrtensprache muß nun allgemach zum Wuste überwundener Irrtümer gehören. Und so rufen die Heimatgaue den Mitarbeitern, aber auch den Lesern die ernste, leider noch immer nicht selbstverständliche Mahnung zu: Sprich deutsch!

Der angedeutete weite Kreis der Heimatkunde soll unter reger Mithilfe der Zeitschrift erforscht und zu erschöpfender Darlegung zusammengestellt, die böse Zersplitterung der Kräfte dabei durch getreues Zusammenarbeiten vermieden werden. Für umfangreiche Arbeiten, die den Rahmen der Zeitschrift sprengen würden, aber doch auch dringlich sind, werden Beihefte in Aussicht genommen, an Bezirkskunden und Abschnitte der Volksüberlieferung, die für die Schule besonders wichtig sind, wird dabei zuerst gedacht. Zunächst müssen die Bausteine zusammengetragen werden, damit einst eine umfassende Heimatkunde, das oberösterreichische Buch von der deutschen Heimat geschrieben werden kann.

Besonders in volkskundlichen Dingen können die Leser und Freunde der Zeitschrift auch Mitarbeiter werden; der Inhalt soll ja zum Nachdenken und Nachprüfen anregen. Wer daher einen ähnlichen oder gegensätzlichen Zug beobachtet hat, Erweiterungen, Einschränkungen oder neue Anregungen bieten kann, ist der Schriftleitung mit seinen Angaben willkommen. Jeder heimatkundliche Sachbericht ist an sich wertvoll und hilft das Gesamtbild der Heimat abrunden. Ob die Einsendung als Vermerk in einen großen Zusammenhang eingestellt, in eine Stoffsammlung verarbeitet wird, oder wegen der Eigenart und Wichtigkeit unmittelbar in die Spalten der Zeitschrift gelangt, immer ist es brauchbare, volle Heimatarbeit. Und die braucht nicht nur die Zeitschrift für ihr Bestehen, sondern der Heimatgedanke selbst, soll er nicht im wilden Sturme, in dem wir an Klippen und Riffen vorbeisegeln, scheitern. Haben wir auch schon viel verloren und harren noch mancher bitterernsten Einbuße — die Heimat soll uns unverloren bleiben. Darum gilt es, der Heimat die Nibelungentreue zu wahren, für ihre Eigenart einzutreten, ihren Wert zu schirmen und so für den deutschen Gedanken einzustehen

und ihm auch für die Zukunft sicheren Halt zu geben.

In diesem Geiste ziehen die Heimatgaue hinaus, von Land und Leuten zu erzählen, von deutscher Art und ihren Wegen in unseren Gauen, vom ewigen Wechselspiel von Wonne und Weh im Spiegel heimischer Entwicklung, von deutschem Glück und deutschem Leid. So wollen sie mitwirken, daß aus Heimatsinn und Volkstreue die Kräfte quellen zu einer glücklichen, frohen Zukunft für Heimat und Volk!

Dr. A. Depiny.

Volkskundliches in P. Maurus Lindemayrs Mundartdichtungen.

Eine Studie zur Volkskunde und Mundartdichtung Oberösterreichs.

Von Dr. Alfred Webinger (Graz).

P. Maurus Lindemayr (1723—1783) gehört zu den frühesten heimischen Mundartdichtern.[1]

Wenn ich im Folgenden seine Mundartdichtungen auf ihren Gehalt an volkskundlich verwertbarem Gut untersuche, so zeige ich damit bereits, daß ich Lindemayr ein gewisses Maß Vertrauen in bezug auf Wirklichkeitsverwertung schenke. Dies Vertrauen ist gerechtfertigt, da der Dichter, der selbst aus landsässiger Familie hervorging und sich erst wieder in seiner Heimatspfarre, also im Volk, heimisch fühlte, jedenfalls Wirklichkeit geben konnte und, was in der Absicht der Wirkung lag, wohl auch geben mußte. Hielt er mit volksläufigen Derbheiten nicht zurück, so ist das schon eine Gewähr dafür, daß auch anderwärts nirgends allzuviel Fremdes, Unvolksmäßiges hereinkommt. Daß er hie und da dicker auftrug, als Wirklichkeit war, ändert an der Brauchbarkeit der Belege nicht viel, denn es steht uns ja jederzeit die Vergleichsmöglichkeit zu Gebote, die ich denn auch überall heranzog. Indem ich nun volkstümliche Anschauungen jener Zeit und der Gegenwart zusammenhielt, konnte ich die Stichhältigkeit der Angaben

Radierung von P. Koloman Fellner (1750—1818), Aufnahme von Landeskonservator Dr. O. Oberwalder, Linz.

[1] Vergl. C. Greistorfer, Die oberösterreichischen Dialektdichter. Pr., Linz 1863. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthumes Oesterreich. 15. Teil, Wien 1866, S. 201 (Literatur). — Hist.-pol. Blätter für das kath. Volk, 76. Band, München 1875, S. 35 ff. — Nagl-Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Hauptband, Wien 1899, S. 760 ff. — J. Miklau, P. Maurus Lindemayr, Pr., Marburg 1901. — K. Schiffmann, Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. Linz 1905, S. 69 ff. — F. J. Prohaska, P. Maurus Lindemayr von Lambach. Studien und Mitteilungen des Benediktiner-Ordens, 36. Band. Salzburg 1915, S. 304 ff. — Lindemayrs

Lindemayrs prüfen; so ergab sich dann in wechselseitigem Verhältnis, inwieweit der Dichter wirklich auf festem Boden damals herrschender Verhältnisse aufbaut, wie er sich zum gebotenen Stoff stellt. Es ergab sich aber auch für die volkskundliche Stoffsammlung aus Oberösterreich eine gewiß brauchbare Ausbeute, da wir eine Reihe volkskundlich wertvoller Angaben für die Zeit zwischen 1740 und 1780 aus Lindemayrs Dichtungen festzustellen in der Lage sind.

Meine Beobachtungen gliedern sich folgendermaßen:

I. Behausung und Arbeit (1. Haus und Hof. 2. Feldarbeit).

II. Leben und Meinen (1. Wirtschaftliches Leben. 2. Sitte und Brauch).

Ein Schlußabschnitt wirft einen Rückblick und versucht kurz, Lindemayrs Art zu umreißen.

Daß man auch früher bereits den Schilderungen dieses Mundartdichters eine Art Quellenwert zuerkannte, beweist u. a. die Ausgabe der Lindemayrschen Dichtungen vom Jahre 1822,[1] die zum „Bauer als Schatzgräber" bemerkt, daß sich seit 40 Jahren, zumal seit dem Frieden von 1797 die Verhältnisse in Oberösterreich gebessert hätten, bei vergrößerten Staatslasten das Steuerwesen vereinfacht worden sei; eine entsprechende Anmerkung findet sich zum „Klagenden Bauern".

Und P. P. Schmieder, der Herausgeber der Ausgabe vom Jahre 1875, sagt in der Einleitung (S. 21): „Für die Sitten- und Culturgeschichte des ob der Ensischen Landvolkes werden Lindemayrs Dichtungen als naturwahrer Spiegel nicht zu unterschätzende Bedeutung behalten", „Glaube und Sitten werden unverfälscht wiedergegeben".

Baumgarten, der sorgfältige Sammler und Kenner volksmäßiger Überlieferung, hat bereits, wenn auch nur vereinzelt (über Taufe) Lindemayrs Darstellungen verwertet (siehe unten).

Vielleicht ist doch der Zeitpunkt nicht mehr allzufern, da dem oberösterreichischen Volke, das sich einer Reihe bedeutender Mundartdichter erfreut, einer seiner bodenständigsten in moderner Ausgabe überreicht werden kann, wie die Schwaben unlängst ihren Sebastian Sailer erhielten.[2]

Literatur.

An wichtigeren Veröffentlichungen volkskundlichen Stoffes aus Oberösterreich kommen in Betracht:

Baumgarten, P. Amand, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. Jahresbericht des Museums Francisco Carolinum in Linz. 22. Jg., 1 ff; 24. Jg., 77 ff; 28. Jg., 1 ff.

Baumgarten, P. Amand, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Programm, Kremsmünster 1860.

Pritz Fr. H., Überbleibsel aus dem hohen Alterthume im Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns. Jahresbericht des Museums Francisco Carolinum, Linz. 13 Jg., 1853.

Pasch Konrad, Erster Beitrag zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Programm, Ried 1873.

Moshamer J., Reminiszenzen aus dem Innkreis. Österreichische Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde 1835, 253.

Dazu wurden die Veröffentlichungen der heimatkundlichen Vereine des Innviertels zum Vergleich verwertet.[3]

Von einschlägigen Werken, die für größere Gebiete gelten, ist vor allem herangezogen: Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung von E. J. Meyer, 1900. — J. H. Helmuth, Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. 6. Auflage, Reutlingen 1812, 8°, 520 S. — Sartori, Sitte und Brauch. Handbücher zur Volkskunde, 5.—8. Band, Leipzig 1910—1914, ist fortlaufend zu vergleichen. Sonst gelegentlich benützte Werke führe ich an Ort und Stelle an.

Vielfach habe ich die eigenen Sammlungen verwertet; der dabei oft genannte Ort Taiskirchen liegt im Innviertel.

Dichtungen wurden zweimal, aber nicht erschöpfend herausgegeben: Maurus Lindemayr's (irrtüml. Lindermayr's) Dichtungen in ob der ennsischer Mundart. Von Verehrern seiner Muse. Linz 1822. — Maurus Lindemayr's Sämmtliche Dichtungen in obderennsischer Volksmundart. Hsg. von Pius Schmieder. Linz 1875. Im Folgenden angeführt als Dichtungen. — Von handschriftlichem, zum Teil noch ungedrucktem Nachlaß enthält die Stiftsbücherei St. Florian eine zur Vertonung durch den Can. Reg. Aumann bestimmte Abschrift von Liedern (XI 577 A), die Stiftsbücherei in Lambach eine volkskundlich bemerkenswerte Sammelhandschrift von Peter Gottlieb Lindemayr mit Abschriften von Dramen und Gedichten unseres Dichters.

[1] S. 162 ff, S. 167.

[2] Ausgabe von Dr. Owlglas, München 1914.

[3] Heimatkunde. Veröffentlichungen der Gesellschaft zur Pflege der Rieder Heimatkunde (Rieder Heimatkunde)— Braunauer Heimatkunde. — Heimat. Beiträge zur Heimatkunde und Heimatgeschichte des Bezirkes Schärding.

I. Behausung und Arbeit.

1. Haus und Hof.

Die bäuerlichen Ansiedlungen weisen niedrige Häuser auf; die Scheunen tragen Strohdächer;[1] aus dieser Feststellung ergibt sich von selbst, daß die Wohnhäuser in der Regel keine Strohdächer mehr hatten, sondern wohl schon Holzschindeldächer, die auch heute die älteren Gebäude noch aufweisen. Die Wohngebäude zeigen hölzerne Kamine,[2] was wohl auch auf holzumkleidete Rauchfänge gedeutet werden kann.[3] Doch ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß es sich um holzverschlagene Rauchabzüge über offenen Herden handelt. Vereinzelt werden ja heute noch im Landl Reste offener Herdanlagen gefunden und die vielen Dreifuße, die Kesselhaken u. ä. Dinge, die unter dem „alten Gerümpel" in Bauernhäusern Oberösterreichs noch ihr Dasein fristen, beweisen uns, daß die ursprüngliche Feuerstellenanlage auch in den in Rede stehenden Gebieten noch nicht allzulange durch eine vorteilhaftere verdrängt ist. Die Stelle „heunt müssend d'Kucheln rauckâ"[4] deutet bestimmt auf das Vorhandensein offener Herde in den Küchen der Bauernhäuser hin. Im Landl ist zu Lindemayrs Zeit die Einfriedung der Grundstücke mit Zäunen noch lebendig,[5] eine Erscheinung, die heute auch nur mehr in den Gebirgsgegenden der Alpen, teilweise im Mühlviertel, in Südböhmen und Bayern zu beobachten ist und zum Teil infolge des regeren Weidebetriebes nötig war. Ein schadhaft gewordener und nicht wieder „versteckter" (ausgebesserter) Zaun war häufig Ursache böser Zwietracht.[6]

Die Bauern tun sich vielfach noch selbst die Arbeit, die heute auf Grund der Arbeitsteilung die einzelnen Berufshandwerker übernommen haben. So löscht Hanns selbst Kalk, brennt selbst die Kohlen.[7] Neben der Maurerarbeit versah der Bauer auch die von der eigenen Wirtschaft geforderte Zimmerer-, Tischler-, etwa auch Binderarbeit, was uns auch die in Bauernhaus-Inventaren aus der Wende des 18. Jahrhunderts vorkommenden Werkzeuge beweisen.[8] Doch bleibt Schuster- und Schneiderarbeit auch beim Bauernvolk bereits zunftgemäßen Arbeitern überlassen, die in die „Ster" kommen.[9]

Die Aufgabe der Bäuerin ist aber bis heute so ziemlich dieselbe geblieben, nur daß jetzt die Sorge „um d'Gspunst" soviel wie ausgeschaltet erscheint. Die Aufteilung der Haus- und Stallarbeit unter den weiblichen Dienstboten in die der Dirn, der die wichtigeren Stallarbeiten („melha") obliegen, und in die des „Dirndl", das gleich dem heutigen „Mensch" kleinere Griffe (d'Steign rámá) zu besorgen hat, tritt uns bereits auch bei Lindemayr entgegen.[10]

2. Feldarbeit.

Lindemayr gibt in den „Veränderten Zeiten"[11] geradezu eine Übersicht über die bäuerliche Arbeitseinteilung, wobei er allerdings immer die Unterschiede gegen früher hervortreibt.

Sonst schneite es erst um Simoni (28. Oktober).

„Dort ließ más Vieh in Stall;
Itzt mue má's schan in d' Garten treibm
Um Lukás (18. Okt.) und um Gall" (16. Okt.).[12]

Verspätet hat sich „s Zwöspenbrockâ, s Kletzendörn, d' Arbât mit'n Most".[13]—

„Um Danisi (Dionysi, 9. Okt.) steht no d' Ferá,
Um Wolfgángi (31. Okt.) d' Ruebm und d' Mehrá,[14]
Und gar oft um Urschula (21. Okt.)
Is no kain Krautschneidâ da."[15]—

---

[1] Ceres, Dichtungen, S. 159.
[2] Ebenda.
[3] Vgl. A. Dachler, „Die alte bäuerliche Beheizung in Oberösterreich". Ztschr. f. ö. Volkskunde, 21. Jg., S. 52 ff.
[4] Hochzeit-Vertrag, Dichtungen, S. 48.
[5] Daß Feldzäune allgemein waren, zeigt unter anderem ein Erlaß Kaiser Josefs II. aus Schardenberg (1. November 1779), worin festgestellt wird, daß die Verzäunung der Grundstücke zu viel Holz erfordere und die Dienstboten beim Weiden überflüssig mache. — Die Verzäumung ist z. B. im Innviertel noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts nachzuweisen. Vgl. dazu die Haus- und Schreibnamen Stieglmayr, Stieglbrunner u. ä.
[6] Ceres, Dichtungen, S, 212; Die betrogene Welt, ebenda, S. 273.
[7] Der ernsthafte Spaß, Dichtungen, S. 97.
[8] Vgl. Webinger, Drei alte Bauernhausinventare aus dem Innviertel. Unterhaltungsbeilage der Linzer „Tages-Post" 1912, Nr. 12.
[9] Der klagende Bauer, Dichtungen, S. 277.
[10] Hochzeit-Vertrag, Dichtungen, S. 43 f.
[11] Dichtungen, S. 285 ff.
[12] Die Bauernregeln sagen aber heute noch: „St. Gallen läßt den ersten Schnee fallen" (ganz allgemein) und „St. Gall bleibt die Kuh im Stall" (siehe Heimat 1, 151).
[13] Aepfel und Birnen sollen um Micheli (29. September) gepflückt werden. Heimat 1, 142.
[14] Mehra = Möhren.
[15] „St. Gallus haut das Kraut ab u. schafft alles hinein." Heimat 1, 151.

All das hat sich geändert mit der Anlage des Kalenders, der nicht mehr verläßlich ist. Denn

„Dödl mit den klienern Stempl,[1] dö má schoibt in Sack,
Sötzend stattn Stolprian (Skorpion) n Schützen oder d' Waag.
D' Schreibkalená und d' Krakauá[2]
Bringánd dort n Stainbock auá,
Wo má sinst n Wassermann
Und n Zwilling hin hat than."

Früher verrichtete man Schnitt und Habermähen immer um „d' Köttifior" (1. August), jetzt schiebt sichs hinaus, „bis dáß kain Taubn meh zicht".[3] Das Grummet liegt oft noch „áfn Schöbern", „wo ma sinst n Habán troschen und n Haar hat gstrát".— „S Aftágras (dritte Mahd) wird oft schan welhi, kimmt Mattheistag und Micheli" (21. und 29. September).

Auch die Barometer, deren man sich zur Wettervorausbestimmung bediente, sind wenig verläßlich.[4] Man erinnert sich dabei unwillkürlich der Klagen, die das laufende Jahrzehnt in der Bauernschaft zeitigte, denn da hörte man auch die Jahreszeiten seien nun einmal ganz gegen Herkommen und gegen den bisherigen bäuerlichen Arbeitskalender. Da die oben angeführten Bauernregeln, die noch heute üblich sind, einzelnen Bemerkungen Lindemayrs sehr nahe kommen, scheinen sie zu beweisen, daß der Dichter hier zur kräftigeren Zeichnung des Zeitunterschiedes die tatsächlichen Verhältnisse etwas verfärbte. Es mag ihn ja dazu vielleicht der Umstand veranlaßt haben, daß in jenen Zeitläuften, in die die Entstehung der hieher gehörigen Gedichte fällt, tatsächlich ungewöhnliche Witterungs- und so auch Feldarbeitsverhältnisse zutage traten.

Bauernregeln die den tatsächlich noch üblichen sehr nahe kommen, sind ferner versteckt in Stellen wie folgenden:

Die Herbstnebel „machán s Spatkraut allweil dickâ und d' Weinbörr plunzenvoll".[5]

Oder:

„Je stärkâ s Herndl (Februar) blaßt und
d' Näst und Stanken z'ritt,
Je mehrâ wird von Bám in Höristahá gschitt."[6]

Endlich:

„Dá Blasitag (3. Februar) sollt windö sein;
Dávantwögen haißt á blas.
Jetzt dágelns bald (in den Kalender) án
Nöbel drein,[7]
Bald truckâ und bald naß.[8]
Um Gregori (12. März) siecht má nixi,
Daß dá Bear, wie eh vá Zeiten, dadl geht
ván Loh,[9]
Veit (15. Juni) ist feicht und hat sein Feichten;[10]
Margareth und Madalen (22. Juli)
Sand itzt selten liecht und schen".[11]

[1] Die Kalenderfrage war ům jene Zeit überhaupt sehr zeitgemäß; so wurde 1762 die Stempelung der in- und ausländischen Kalender in Oesterreich eingeführt. Es gab fünf Klassen von Kalenderstempeln (25 kr., 12 kr., 3 kr., 2 kr., 2 Pf.). Lindemayr versteht unter den „mit den klienern Stempl" entweder die Gruppe mit den 2 kr.-Stempeln (Oktav-Format und kleinere, auch „Fingerkalender") oder die Bauernkalender der 5. Stempelklasse. (Vgl. Supplementum codicis Austriaci 1777, VI. Band, S. 271.)

[2] Schreibkalender erschienen in den verschiedensten Städten, so ist der Grazer Schreibkalender bis gegen 1580 bereits zurückzuverfolgen; über den Münchner Schreibkalender vergleiche weiter unten. — Die Krakauer (und Warschauer) Kalender waren auch in Oberösterreich ziemlich verbreitet; sie gehörten der 3. Stempelklasse an.

[3] zicht = züchtet.

[4] Dichtungen, S. 286.

[5] Dichtungen, S. 294. — Die Oktobernebel heißen auch „Krautnebl", weil sie das Kraut „zsamdrahn." Das Kraut „scheibt" sich dann. Baumgarten 22, 53.

[6] Dichtungen, S. 217. Ueber den Februar gleichwertige Bauernregeln: Heimat 1, 19.

[7] Drein dageln = hineinschreiben.

[8] Dazu halte man den heute noch üblichen Vers auf den Blasiustag:

„Am Bloasentag muaß windi sein,
Drum nennt man halt in Bloas,
Bald muaß a bißl rögna drei,
Trocka oder naß." Heimat 1, 18.

Hier sieht man, wie bei den Bauernregeln noch öfter und so auch bei den Sprichwörtern, daß Lindemayr manchmal Volksgut der Form nach fast unverändert übernimmt.

[9] Nach alter und heute noch üblicher Bauernregel geht der Bär um Gregori aus der Höhle, bei schönem Wetter um sich die Handschuhe zu flicken, bei grobem bleibt er drinnen. Allgemein verbreitet; vgl. auch Baumgarten 22, 46, Heimat 1, 44., Pritz 53); Dasselbe vom Fuchs, Heimat 1, 44.

[10] Veit, gesprochen als „Beicht", daher das Wortspiel. Auch ein Rätsel ist auf dieses Wortspiel gegründet. Braunauer Heimatkunde 1913, S. 96. Vgl. „Viti Regen bringt den Feldern viel Segen", Heimat 1, 48; siehe noch ebenda 1, 10[0].

[11] Dasselbe, Baumgarten 22, 50; auch heute noch geläufig:

„Margareth und Madalei
da ist's selten hell und schei." Heimat 1, 115.

Regen um diese Zeit deutet auf schlechte Ernte. Ebenda 1. 115. Man beobachte hier, wie Lindemayr eine ohnehin schon zu seiner Zeit volkläufige Bauernregel gleichsam als Stoßseufzer gegen eine fortschreitende Verschlimmerung der Witterungsverhältnisse gebraucht — Dichtungen, S. 285 f.

II. Leben und Meinen.

1. Wirtschaftliches Leben.

Einen bedeutend tieferen Einblick als in Haus und Hof gewinnen wir in das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Leben des oberösterreichischen Bauern. Das Bauernelend jener Zeit wird mit unüberhörbarem Nachdruck gezeichnet, an allen Ecken und Enden wird darauf angespielt. Es tauchen da Klagen über Steuern und Abgaben, über schlechte Handelsgeschäfte und den Druck der Behörden auf, Klagen, die sich ja immer wieder melden und wohl nie verstummen werden.

Ganz allgemein heißt's:

Das denkt niemd in hunárt Jahren,
Wies iz geht áfd Bauern los".[1]

Es scheint dem Bauern, als hätte man sich gegen ihn verschworen.[2]

Die Stadt ersinnt immer Neues, das dem Bauern zur Last wird. Recht fühlbar sind die Mauten,[3] die man natürlich auch zu umgehen sucht, was manchmal zu unangenehmen Vorkommnissen führt. Weib und Marktmensch wollen gar nicht mehr mit Erzeugnissen in die Stadt, denn „znächst hát ihr dá Schörg bá dá Brucken n Budá unds Schmalz grads alls wög". — Die Steuern und Abgaben werden immer mehr, denn immer heißt es: „Baur, gib no her!"[4]

Besonders gewisse Tage und Zeiten, die ja auch heute noch manchmal dem Bauern hart zusetzen, sind gefürchtet, so Lichtmessen, Fasten, Micheli, Martini, kurz Zeitpunkte für Geldausgaben.[5] „Um d Rauhnacht und heilign drei Kini gehts Schinden und s Hautazoign an."[6]

Und mit den Stempeln, die jetzt eingeführt sind, wird auch der Bauer wieder geschädigt, sind doch sogar die Kalender dadurch teurer geworden.[7]

Dann der Militärdienst! Der geht erst manchem Bauern wider die Rechnung! Schon das „Hausabschreibn", das zu diesem Zwecke vorgenommen wird, hat „der Toixl aufbracht"; mancher muß jetzt fürchten, daß seine Söhne, und seien es auch ihrer viere, Prachtkerle dazu, im Kriegsfall sicher ausgehoben werden; in diesen Dingen spielt die Laune des allmächtigen Pflegers mit, der z. B. plötzlich und unvermittelt den Sohn aushebt und die Übergabe des Anwesens an diesen einfach nicht zuläßt.[8]

Bitter spielen den Bauern in jenen unruhigen Zeiten die Einquartierungen mit; früher war nie ein Soldat über Nacht im Quartier und jetzt „vafrössend" sie einen schier. Dabei quälen sie die Unterstandgeber in jeder Form, denn sie fühlen sich über dem Bauern stehend. Immer heißt's „Dám áf und spendir!"[9]

Dazu treten ausschlaggebend noch unerfreuliche Erscheinungen im Nutzergebnis des landwirtschaftlichen Betriebes.

Das Getreide hat keinen Preis mehr. Mit vier Rappen führt der Bauer Getreide zum Wochenmarkt; was er erlöst, spürt er kaum im Hosensack.[10] Und dann wieder ist er fast nicht imstande, sich das Getreide zu „dábaun", die Not schaut allenthalben zum Fenster herein. Das Stroh ist recht rar, wers hat, brauchts selbst unters Gsott; das Heu hat einen Spottpreis und den „Ländlähaar",[11] will niemand kaufen, vielmehr bringt man den Flachs aus Bayern herein; die Eier werfen nichts ab. Am ärmsten sind noch die Pointler dran; Kost und Lohn aufzubringen, sich und die Kinder zu kleiden, ist manchem fast unmöglich, denn was sein Pointl mit dem „Gaißl, zween Frischling und söchs Anten" abwirft, ist ganz ungenügend.[12]

---

[1] Dichtungen, S. 280. — Daß Lindemayr mit jenen Gedichten, in denen die Not der Bauern geschildert wird, dem Stoff nach völlig auf volkstümlicher Grundlage steht, wird schon daraus ersichtlich, daß Lieder auf das Bauernelend sich auch sonst häufig finden; man vgl. nur M. V. Süß, Salzburgische Volkslieder. Salzburg 1865, S. 50 f. „s Pinzgara Sumberga-Bäual", „Das Unkberga-Bäual". Ferner: Braunauer Heimatkunde, 5. Heft, S. 78 f: Dö neuche Zeit.

[2] Die Bauernnot. Dichtungen, S. 271 ff.

[3] Hier ist unter Maut der noch heute übliche Begriff verstanden, sonst ist aber zu Lindemayrs Zeit Maut auch soviel wie Zoll (siehe unten). Aehnliche Klage bei Süß „Das Unkberga Bäual" Str. 9. (S. 53.)

[4] Der klagende Bauer. Dichtungen, S. 275 ff.

[5] Mathei und Micheli, z. B. als Steuertage.

[6] Die bösen Zeiten. Dichtungen S. 283. Die Rauhnächte stellten u. stellen hohe Anforderung an den Küchenvorrat der Bäuerin; Lichtmessen als Auszahltag der Dienstbotenlöhne ist allzeit gefürchtet, das Sprichwort sagt, „Z Liachtmeß'n tand d Herrn ohne Liacht eß'n" (Taiskirchen); Volksspruch auf den Lichtmeßtag als Zahltag: Heimat, 1910. S. 18. — Um Hl. drei König wurde in Form des „Glöcklgehns" (siehe unten) viel gebettelt.

[7] Die Stempeln. Dichtungen, S. 280 ff.

[8] Dichtungen, S. 278, 244.

[9] Ebenda, S. 278, 68 ff, 284.

[10] Dichtungen, S. 275.

[11] Haar (=Flachs) aus dem Ländl.

[12] Die Bauernnot. Dichtungen, S. 270 ff.

Will aber der Bauer, den elenden Holzpreisen zum Trotz, aus dem Walde sich Geld herausschlagen, so muß er wieder vorerst den „Tanzepfen-Pfleger“[1] fragen, von dem er in diesem Falle eben abhängig ist, denn: „bei sein eigná Sáchl hat ainár án Pfifferling Gwalt“.[2]

Während früher Garn, Rupfen (ungesponnener Flachs), Spinnen und Leinwand etwas einbrachten, fehlt diese Quelle auch bereits und Tuch, das keinen Stempel trägt, wird rücksichtslos abgenommen.[3]

Der Viehhandel, in Form des Tausches mit Vorliebe beim Biertisch besonders am Mörtentag abgemacht,[4] beruht vorzüglich auf Schwindelgebaren, dem gegenüber einer schon „rund gfixt“ (schlau wie ein Fuchs) sein muß, um bestehen zu können.[5]

Das Vieh geht eben so schwer weg, weil zuviel ist, und die Streu ist so teuer wie das Heu, die Fleischhacker sind selten gesehene Besuche.[6]

Eine früher sehr beliebte Erwerbsquelle, „a Kirifahrt ins Bairland“ mit Tabak, die sich immer gut lohnte, ist nunmehr auch verschlossen, denn

Jetzt is alls vollá Meuthen (Mauten),
Ma is kám recht drausten no z Haag,
So thains ain schan schinden und heuten;
So griffán ain d' Schöring (Schergen)
in Sack.“[7]

Und meint einer einmal, mit dem Bäcker einen guten Handel zu machen, indem er ihm 20 Metzen Weizen ins Haus führt, so streitet der Bäcker ihm gleich 9 Metzen ab, fürs übrige gibt er ihm „vier Guldá afs Beiden“ (Zuwarten). Wie dieser ist auch der Müller auf den eigenen Vorteil bedacht, und „beschneidet“, wo er nur kann, den Bauern.

Diesen beiden „Beschneidern“ gesellen sich die Wirtsleute zu, die schnüren, was

[1] Ein Spottname des herrschaftlichen Forstaufsehers.
[2] Dichtungen, S. 276.
[3] Ebenda, S. 271. — Gestempelt sind die vom Ausland eingeführten Tüchl.
[4] Ebenda, S. 230.
[5] Vergl. Die betrogene Welt. Dichtungen, S. 273 ff.
[6] Dichtungen, S. 270.
[7] Dichtungen, S. 271 — Meuthen, Maut, hier im Sinne unseres heutigen Zoll. — Haag in Ob.-Oest. am Hausruck, an der alten Grenze Innbayerns. Auf dieser Seite waren noch Mautstellen in Pram und Wolfsegg. (Codex Austriacus V, 980) Mautangelenheiten waren allenthalben Anlaß zu Aerger. Vgl. Haberl, Die Altpfarre Taiskirchen 1, 207. (Riedau sucht gegen Mautbelästigungen in Linz Abhilfe.)
[8] Dichtungen, S. 276 f. — Die Handwerker und Gewerbler werden vom Volksmund mit Vorliebe der Unredlichkeit geziehen. Ueber Müller, Schneider, Bäcker u. a. in diesem Zusammmenhang vergleiche Braunauer Heimatkunde, 5. Heft, S. 74; im allgemeinen A. Keller, Die Handwerker im Volkshumor, Leipzig 1912.
[9] Dichtungen, S. 276.
[10] Der Teufel im Faß, Dichtungen, S. 233. — Der Bauerntraum, ebenda, S. 216.
[11] Dichtungen, S. 274.
[12] Ebenda, S. 284.
[13] Die Salzburger Kraut- und Sauschneider hebt Stranitzky rund 50 Jahre vor Lindemayr in seiner „Neyß-Beschreibung“ (vor 1727) schon hervor (Wiener Neudrucke, VI, S. 4). — Ein Schnadahüpfl aus den „Salzburger Volks-Liedern“ von Süß (S. 211, Nr. 429) besagt:
En Lungau (hier nicht Pinzau!) theant d' Sauschneida
Machtög wia d' Hean,
Drum mecht i, mein Dachant,
A Sauschneida wern.“
Auch als Pferdeschneider haben die Pinzgauer einen Ruf (Stranitzky).

stand hält, und Schneider und Schuster sind nicht besser.[8]

Der Lichtblicke sind wenig. Solch einer ist's, wenn die Bauern jetzt wenigstens vor dem „Wildprät“, das einen früher fast „vafraß“, Ruhe haben.[9]— Dann geht noch ein kleiner Handel mit „Österreicher-Wein“, den die bayerischen Wirte nicht ungern kaufen; wird doch auch der „Aschauer(Aschacher)Wein“ besonders erwähnt.[10] — Am ergiebigsten ist noch der Taubenhandel, weshalb ein Bauer am Heuboden einen schönen Kobel mit Tauben in allen Farben und Formen hat: „mausfarbi, köpati (geschopft), beonlat (bohnenähnlich gesprenkelt), weiß und dunklebraun“; fünf Kreuzer kostet das Stück.[11]

Doch diese Lichtseiten reißen den Bauernstand nicht mehr heraus. So will denn oft einer lieber die Wirtschaft an den Nagel hängen und Hausierer werden oder das um jene Zeit so vielgerühmte Geschäft der Sauschneiderei beginnen;[12] Die Sauschneider konnten wie Herren auftreten und taten es manchem mit ihrem protzenhaften Wesen an, so daß sie im Auge des Bauern als Vertreter des Wohlstandes galten. Da sie vielfach aus dem Pinzgau stammten, woher sich die Oberösterreicher die Pferde und wohl auch oft die Kenntnisse des Hufbeschlages holten, wurde der Ausdruck „Pinzgauer Sauschneider“ geradezu gleichwertig mit Prahler, Protz.[13]

2. Sitte und Brauch.

a) Tageszeiten. Besondere Tage. Bekanntlich teilt auch heute noch der Bauer seinen Tag nicht so sehr nach der Stundenzahl ein als vielmehr nach

maßgebenden Einschnitten, die z. B. durch Mahlzeiten oder fest geregelte Arbeit veranlaßt werden; so heißt die Zeit nach 3 Uhr nachmittag „na(ch) halbá Abnd“, auch „Insetz“,[1] die Morgen-, Mittag- oder Abendstunden werden genauer bestimmt durch „um d' Wegar(b)at um“ u. a. — Ähnlich unterscheidet man auch nach Lindemayr „Bethleutzeit“ (je nach Jahreszeit 6 bis 8 Uhr abends) und die Zeit des Wächterrufs 10 Uhr nachts.[2]

Die Bauern klagen, daß sie von den Feiertagen nur mehr „á Trümmel“ haben, „dö ain habnt fö all schon váflogn, leicht floigt ins dö á no in Himmel“.[3] Die Rauhnächte galten[4] — wie ja auch heute noch — als besondere Gelegenheit zu kräftiger Versorgung mit Speise und Trank, geradezu als Gegenstück zum Charfreitag unter ihnen ragt die „faist Nacht“ hervor, die Rauhnacht am Tag vor Dreikönig; da werden übrigens im Gasthaus „Dö drei Kinignsprüch“ gegeben.[5] Die Umzüge am Fest der hl. Dreikönige brachten ärmeren Bauern geradezu ein „Geldl ein“;[6] doch wurden diese Bräuche stark eingeschränkt, denn während früher die Bauern die Gestalten der Drei Könige gaben („Kini Waldhausá“-Balthasar), sieht man jetzt „in Ländl gárnimmá kain heiling drei Kinö, kain Stern“.[7]

Auch für die Thomasnacht (21. Dezember) erwähnt Lindemayr einen eigenen Spruch.[8] Ebenso gedenkt er des Halterseg ens.[9]

Auch die alte Sitte des Maibaumsetzens begegnet uns. Den zu Ehren der Ceres gesetzten Maibaum umtanzen alljährlich am Jahrestag erst die Männer allein und „löstli á d' Dorfbuem.[10]

Als außergewöhnliches Schauspiel wird der Schwerttanz aufgeführt. Im Urlaubslied heißt es:[11]

„Abá no künstligá, rundá und theurá
Richten si d'Schöfleut und d'Schwert-
Tanzer á,
D'Zillnschoppá, d'Rauföring, d'Hüeter und
Steurá
Sänd á mit iehn Ruedern schan da.“

b) Tanz. — Musik.

Auch gewöhnlicher Tänze wird Erwähnung getan. So müssen sich die Dirndln zu Ehren der Prinzessin „ländlerisch umádráhn“.[12] Der auf der Flöte gepfiffene Maientanz dürfte wohl als üblicher Maitanz gefaßt werden, ohne daß man der Flöte allzuviel Wert beimißt.[13] Doch erscheint neben dem Dudelsack das „Haltáhorn“ besonders genannt und es ist bezeugt, daß der Bauer durch Spiel auf Geige, Schalmei und Pfeife

[1] Insetz: überhaupt ein Vierteltag zwischen zwei Mahlzeiten (Lambrechten, Ob.-Oest.).

[2] Dichtungen, S. 111.

[3] Ebenda, S. 279. Damit ist die Abschaffung bestimmter Feiertage gemeint, wie sie unter Papst Benedikt XIV. um 1742 und unter Clemens XIV. um 1773 durchgeführt wurde. — Eine ähnliche Frage findet sich behandelt in einem Liede bei Süß, a. a. O., S. 111: Ueber das Abschaffen der Feiertage in unserm benachbarten Bayern.

[4] Ueber die Rauhnächte, siehe u. a. Oesterr. Zeitschrift für Geschichte und Statistik 1835, 253 (fälschlich von „raunen“ abgeleitet) — Baumgarten, Programm, S. 14. Auch Pritz, a. a. O., S. 35, spricht über sie. — Siehe noch Heimat 1911, S, 181.

[5] Dichtungen, S. 116. Ueber die Bedeutung des Dreikönigsfestes im Volksleben Oberösterreichs ist unter anderm zu vergleichen: Oesterreichische Zeitschrift f. Gesch. u. Statist. 1835, 253 f. (Sternsingen). — Pritz, a. a. O., S. 62 (Glöckeln; faiste Rauhnacht) Baumgarten, Programm S. 13 u. 173. Heimat 1911, S. 52 (Glöckeln, Sternsingen, Betteln u. Sprüche) 181. — Dazu viele Berichte in oberöst. Blättern (Linzer „Tages-Post“ 1882, Nr. 18; „Rieder Sonntagsblatt“ 1913. 10. 1.). — Die „faiste Nacht“ hat ihren Namen vom besonders üppigen Aufkochen.

[6] Dichtungen, S. 272. Das Lied „Das Unkberga Bäual“ bei Süß, a. a. O., S. 51, bezeugt ebenfalls, daß sich die Bauern durch Singen zu „Weihnachten“ Geld verdienten.

[7] Dichtungen, S. 272. — Einfluß der osephinischen Verordnungen.

[8] Dichtungen, S. 58. — Vielleicht ist der Spruch gemeint, mit dem heute noch am Thomastag die Mädchen den hl. Thomas anrufen, während sie den Zwetschkenbaum schütteln. (Allgemein.)

Die Thomasnacht spielt heute noch im Volksglauben Oberösterreichs eine bedeutende Rolle. Vergl.: Pritz, a. a. O., S. 17. — Heimat 1911, S. 178. — Pasch, a. a. O., S. 8 f. — Baumgarten, Programm, S. 5.

[9] Dichtungen, S. 58. Der Halter-(Hirten-)segen wird in der Silvesternacht über das Vieh gesprochen. Vgl. Rieder Heimatkunde 1910, S. 131.

[10] Dichtungen, S. 218. Das Maibaumsetzen wird allgemein erwähnt, siehe Pritz, S. 65. Pasch, S. 11.

[11] Dichtungen, S. 333ff. Der Dichter gibt „Gedanken eines Lambacherischen Pfarrbauers, „als er die durchlauchtigste Dauphine, Erzherzogin von Oesterreich, den 23. April 1770 zum Lambach ankommen sah“. Ihr zu Ehren wurde am Abend desselben Tages eine Art Volksfest gegeben, bei dem auch ein Schwerttanz aufgeführt wurde. Die Linzer Freitags-Ordinari-Zeitung meldet darüber (27. IV. 1770): Es „wurde . . auf dem hart an dem Kloster vorübergehenden Traunfluß bey bereits eingefallener Abenddemmerung von denen Salzschifleuten im Stadl auf einem großen mit einer fürtreflichen türkischen Musik besetzten und mit 12 kleinen illuminirten Zillen umgebenen Schif der sogenante Schwerdt und Fackeltanz gehalten“. — „Aehnliche Tänze“, wie die Schwerttänze, sind bei Pritz, a. a. O., S. 59, 173 für Steyr (1680) und für Linz und Ebensee (1833) belegt. Schwerttänze noch nachgewiesen bei Moshamer: „Mysteriöse Gebräuche i. Innviertel“, S. 254; bei Pasch, S. 12, sind sie bis gegen 1860 für Ried i. I., wohin sie aus der Lambrechtner Gegend gekommen waren, bei Baumgarten, Programm, S. 18, fürs Innviertel belegt. — Vergl. im allgemeinen Müllenhof, Schwerttanz-(Festgabe für Hormeyer, Berlin 1871) und S. Sieber, Zunftfeste. Mitteilungen des Vereines für Sächsische Volkskunde, 5. Bd., S. 299 ff, 328 ff.

[12] Dichtungen, S. 334. Natürlich ist der „Ländler-Tanz“ gemeint. Wie heute noch und von jeher gab auch zu Lindemayrs Zeit der Tanz oft Anlaß zu Stänkereien; so hat Hannsel (S. 126) jeden, der ihm „intádanzt“ hat, „guetting zweilt“ — Und ein Stänkerer ist auch der Bursch, der auf Riepl, als er gerade mit Treindl bei Wein und Met sitzt, zukommt, ihm die Faust vor die Nase stößt und die Treindl zum Tanz zerrt, indem er dem Verlassenen die Feige zeigt (S. 258).

[13] Dichtungen, S. 161.

sich Geld verdienen konnte.[1] Als stimmliche Auslassungen werden „Schrein, Jucházen und Rüefel" angeführt.[2]

c) Gasthausbesuch.

Wie noch heute war auch damals der „Beichttag" ein besonderer Anlaß zum Gasthausbesuch, wobei ebenfalls die Weiber mithielten.[3] — „Hitzig" getrunken wurde manchmal, wenn der Zeitpunkt dazu einlud: so beim „Drischlschlögen", am Mörtentag (Martin, 11. November), bei einem Taufmahl.[4] — Bei solchen Gelegenheiten bringt das „Bschaidtrinken" viel Leben in die Gesellschaft.[5] „Bring dá's, Riepl! thue má Bschaid!" meint Hanns.[6] „Wil enks bringá" heißts ein andermal. — Auf ordentliche „Zöhring" (Zeche, Verzehrtes überhaupt, im Gegensatz zur heutigen Bedeutung von „Totenmahl") scheint man viel gehalten zu haben, wenn auch geklagt wird, daß die Leute „einmal z teodschlächti sand" und manch „recht närrischi Ránd," die es früher „ba dá Zöch" gegeben, nun aufgehört hätten;[7] denn nicht umsonst werden die Mittel gegen Saufluſt gesucht gewesen sein!

War ein Handelsgeschäft abgeschlossen worden, so suchte man auch — ähnlich heute — das Wirtshaus auf; da wurde der „Leukáf" getrunken.[8]

d) Taufe. — Hochzeit.

Verhältnismäßig gut unterrichtet uns Lindemayr über Tauf- und Hochzeitsbräuche.[9]

Beim „Gödnbittn" trägt der Gvadá als Gödnbitter sein Feiertagsgewand, ein Halstuch, einen Stock mit Knopf, den „Táf- und Hazátsstöckä".[10] Beim Anbringen der Bitte selbst vor dem bereits früher einmal angegangenen Paten kommts darauf an, „dös wölli Knie dá Gvadá (als Gödnbitter) zerst hat bogn," denn „bán rechten is á Göth; bán denken is á Gothen".[11] Der Gödnbittspruch, den Jöri vor Hanns vorbringt, lautet:

„Thiets Gvadá! nöt dákemmá,
Daß i zu enk schan me heunt mues má Zueflucht nehmá.
An Suhnbuebn sollts má höbn, ös tragnt'n schan dáhe.
Des müeßt' n afá höbn, das sag i enk von eh,
In insá Ländlátracht, und ön dá lonán Joppen;
Sinst thát's ös Sagrament mit sammtn Geistligen foppn.
Gschwind gwándt 's enk anás um; ás hat dá Kapellan
Schan d Gurten um á Hals und s gfáltlát Hemát an."[12]

„Zán Gvadán" wird „gestanden", das Kind vom Göthen gehoben. Auch hier begegnet uns wieder die Klage, daß man früher auf all diese Dinge mehr hielt.[13]

Den Taufnamen wählt der Pate.[14] Was Lindemayr über den zu wählenden Namen vorbringt, steht tatsächlich dem Volksgeschmack auf dem Gebiete der Taufnamen nahe:

„Virgilli? — Is z herrisch!
Pámphilli? — Is z derisch.
Zachäriesl is schen."

Man bleibt auch bei Zacharias, der in der Form Zachariesl an den beliebten Kurznamen Hiesl anklingt, kurz „Zachäriesl klingt vil schena in Maul".[15]

Das Taufgeschenk des Paten heißt Krösengeld, das Taufhemdchen „s Kresl".[16]

Zum Taufmahl, auch „Zöhring", zu dem, um den Gvadá nicht zu beleidigen, die Godn kommen muß, ist ein Frischling

[1] Ebenda, S. 195, 272. Musikinstrumente des Landvolkes: Pritz, a. a. O., S. 81.
[2] Schriften, S. 186.
[3] Dichtungen, S. 277. Gasthausbesuch der Weiber findet derzeit vor allem an den sogenannten „Menschertagen" statt; solche sind: der Auffahrtstag, Fronleichnamstag, Kirchtag, Peter u. Paul, Maria Himmelfahrt, Maria Geburt (Taiskirchen).
[4] Dichtungen, S. 230. Drischlschlögen: Mahl, das nach vollendetem Dreschen des ganzen Getreides vom Bauern gegeben wird. Die Beendigung der Drescharbeit war von jeher ein feierlicher oder doch besonderer Anlaß, als der sie noch allenthalben gilt. Vergl. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr, S. 70f. Zu Martini leisten auch heute noch Küche und Keller ihr Möglichstes.
[5] Dichtungen, S. 102, 106, 111.
[6] Auch heute reicht, wer bereits beim Bier sitzt, dem Ankommenden sein Glas, daß er daraus trinke. Dazu gibts im Volk mancherlei Wendungen, wie:
„I bring dars übars Eck,
Daßs mir und diar schmeckt" oder
„I bring dars übarn Stadlfiart,
Daß d greßar wiarst und umisiagst."
(Taiskirchen.)
Vgl. dazu Baumgarten, 28, 12 (Anmerkung).
[7] Dichtungen, S. 293.
[8] Leitkauf, mhd. litkouf, Trunk bei Abschluß eines Geschäftes. Ueber Leikauftrunk und Zutrinken vergl. Pritz, a. a. O., S. 80.
[9] Zu diesem Kapitel ist fortlaufend zu vergleichen: Baumgarten 28, 10 bis 28; Reichardt, Geburt, Hochzeit und Tod. Jena, 1913. Wer die Dinge in großem Zusammenhange erkennen will, lese E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. Leipzig 1911.
[10] Dichtungen, S. 90. Vergl. über Gvatterbitten Zeitschrift f. österr. Volksk., 2. Jahrg., S. 31 (Marchfeld); S. 192 (Kärnten).
[11] Denk, tenk, links. Vergl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. 1. Band, S. 524 f. — Dichtungen, S. 58.
[12] Dichtungen, S. 89.
[13] Ebenda, S. 288. Dieselbe Klage äußert auch Baumgarten, 28, 15.
[14] Vgl. Baumgarten, a. a. O., S. 16 (Nr. 5).
[15] Dichtungen, S. 92.
[16] Ebenda, S. 74, 307. „Krösengeld", „s Kresl" leitet sich von Chrisam ab.

bestellt und „án Ossen van ötla Richten.[1] Ein späteres feierliches Mahl, das von den Eltern des Täuflings zu Ehren der Paten bereitet wird, ist das sogenannte „Weisát", bei dem sich in früheren Zeiten manchmal unter den Anrichtschüsseln die Tische bogen.[2]

Hat ein Bursche sich ein Mädchen gewonnen, wozu auch mancherlei Liebesgaben, unter anderem Ringe und „Schnierriemen" erforderlich sind, und ist die Heirat ins Auge gefaßt, so erscheint einmal die Braut mit einem Begleiter, dem „Prokeradá" im Hause des Bräutigams auf Besuch „ins Schaun, ins Heurathmachá". Dabei wird das Gut besichtigt und es wird „agrödt" (abgemacht), wenn alles gefällt.[3]

Das dann in Gegenwart der Eltern zwischen den Brautleuten abgegebene feierliche Eheversprechen heißt „Stulfest".[4] Die vorher abgehaltene Religionsunterweisung nannte man das „Bethen im Pfarrhof". Beim Abmachen der Heirat steckt die Braut dem Bräutigam gelegentlich einen „Wipfel" an den Hut.[5]

Eine besonders schöne Brautausstattung hat Juris Braut.[6] Abgesehen von der erst nachfolgenden Erbschaft erhält sie 300 fl gleich, dazu „án Kastn, mit Zinn und Mössing bschlagn ... mit Zwilli, Spitz und Zoig und Gwändern gstessen voll".

Eine andere Braut, die Treinsch, erhält 500 fl Geld, „zwo nagelnioi Schaubmá, sechs Pfaiden, drei Paar Schue, zwen Hiet und zöhá Haubná, zwai Stückel hárwás Tue, án Zenken reiná Haar"; ihrem Bräutigam „gráths" also, er kann „alli faisti Baurn in ganzen Landl truzen".[7] Eine dritte Braut, Margareth, bekam:

„á zwölöf Pfaiden,
Spitz vá lautá Braiten,
Hunárt Dippel (Kloben) Haar,
Eingfaßt Hüet und Haubmá,
Miedá, Röck und Schaubmá" . . .
„Leinwáden, zöchá harber Stückel,
Strümpf vá Garn und Woll mit den braiten Zwickel". —

Als wichtiges Stück gilt die „Brautpfaid".[8]

Ist die Ehe abgemacht, so wird das Mahlgeld gedungen, wenn „Herrschaft" und Geistlichkeit nichts einwenden, z. B. „án Guldá d Paschan" oder es zahlt jeder Gast „zöhá Schilling". Die Hochzeit selbst wird angedingt vom Vater des Bräutigams.[9]

Am Hochzeitstag muß die Braut weinen.[10] Zur Trauung tragen die Gäste natürlich Festkleider, die Männer den Brustfleck verbrämt, reinste Wäsche, Schuhe mit „heá Laschen",[11] wie Strümpfe, Hosen u. a. nicht selten zu diesem Zwecke ganz neu angeschafft. Am Hut steckt ein Buschen, ein Wipfl am Rock. Zum Hochzeitsmahl werden die Friond („Gfreundte, d Freundschaft": nähere und weitschichtige Verwandte) geladen, dazu „dá Gvadá, d Gvádering, die Maimern und Bödern und Göten, die Schwága und s schen Wei".[12] Die Godná, die Patenkinder der Braut, wurden in der Regel nur „aufs Nachigehn böten", worunter man vor allem das Verzehren der Speisereste ver-

[1] Vergl. Dichtungen, S. 96, 98, 90f.

[2] Dichtungen, S. 288. Dieses „Weisát" erwähnt auch Baumgarten, 28, 27. Heute versteht man in Oberösterreich unter Weisat in der Regel die Beschenkung der Wöchnerin durch Nachbarinnen und Freundinnen. Vergl. auch Meyer, Volkskunde, S. 189.

[3] Dichtungen, S. 120, 183, 185. Vergl. bei Baumgarten den Abschnitt „Ins Schaun gehn, das Ausmachen, das Richtigmachen" S. 28, 45.

[4] Dichtungen, S. 411. — Stulfest, schon mittelhochdeutsch stuolveste, Ehegelöbnis vor dem Pfarrer (stuol = Brautstuhl, veste = Bekräftigung, vergl. Handfeste), der Ausdruck kommt auch anderwärts vor: Sartori, a. a. O., 1. Bd., S. 55.

[5] Dichtungen, S. 205. Vergl. Baumgarten 28, 46. „Das Bethngehn". —

[6] Die reisende Ceres. Dichtungen, S. 179.

[7] Hochzeit-Vertrag, 1. Abhandlung, S. 35.

[8] Der ernsthafte Spaß. Dichtungen, S. 70, 80. Das Brauthemd spielte und spielt durchwegs eine bedeutende Rolle. (Vergl. Reinhardt, a. a. O., S. 67.)

[9] Dichtungen S. 330, 39, 32, 38. — Unter „Andingen" verstand und versteht man die Verhandlungen mit dem Wirt, bei dem die Feierlichkeiten gehalten werden sollen.

[10] Dichtungen, S. 44. — Vergl. „Woanade Braut, lachats Weib, lachate Braut, woanats Weib." Heute noch allgemein. Vergl. auch Baumgarten, 28, 92 und Sartori, a. a. O., 1. Bd., S. 77.

[11] Laschen = Streifen.

[12] Neben dem „schönen Weib" auch meist der „schöne Mann", Baumgarten, 28, 48. Der Ausdruck „s schen Wei" ist heute — im Innviertel wenigstens — ziemlich verschollen. In Taiskirchen vermochte darüber nur mehr einer der ältesten Männer (Josef Koller in Kühdobel) Auskunft zu geben. Das „schen Wei", auch Brautweib genannt, hatte bei der Hochzeit die Braut zu bedienen; es nahm das Opfergeld, das der „schen Man" gesendet und in den Wachsstock der Braut gesteckt hatte, heraus und legte es beim Absammeln in der Kirche auf die „Tafel". Beim Hochzeitsmahl saß das „schen Weib" bei der Braut, langte ihr die Speisen auf den Teller und war ihr im Gasthause beim Aus- und Anziehen usw. behilflich. — Der „schen Man" aber führte die Braut in die Kirche, mußte die Braut hüten, damit sie nicht gestohlen wurde und mußte, falls ers übersah, die Zeche bezahlen, die die Entführer in einem anderen Gasthause auflaufen ließen. Beim Kirchgang gab der „schen Man" den Ministranten Geldgeschenke. — Heute versehen das Brautweib und der Brautführer die entsprechenden Rollen. — Schmeller, Bayer. Wörterbuch 2, 428, zieht für den in Rede stehenden Ausdruck nur Lindemayr heran; seine beiden Vermutungen „etwa wie das französ. belle mère, belle soeur", „oder bloß ein Hausname?" sind naturgemäß unhaltbar.

stand. Die Gerichte bei solch einer Tafel sind nun allerdings auserlesene, der „Tragsaz" bringt da: „Suppe, Fleisch, Brätl, Pastöten, graß Posöck und Fisch". Die Posöck (Würste) sind auch gern mit Kraut bedeckt. Als Getränke kommen Bier und Wein.

Daß beim Mahl und während der ganzen Unterhaltung Musik erklingt, ist wohl selbstverständlich; „Drei Geign, zwo Pfeiffen und a Schwögel, an deutschen Dudlsack, der ghöbi is in Pfnast, und endlá no dazue án klain und grassen Bast", braucht man.[1]

e) Tracht und Kost.[2]

Wie manches, so hat sich auch die Männertracht geändert. Während früher

„á gupftá Huet
Und umá Hals á Kragen
A Zaichá von án máchtign Guet"

war, plodernde Hosen, ein „Schalk" (Jacke) und Bundschuhe getragen wurden, sind jetzt die Hosen wie die Schuhe „gricht na den nadlnoin Laist", so eng, daß ein Floh kaum „attmen" kann. Schon von den Ahnen war als Zeichen kommender böser Zeiten prophezeit eine neumodische „Ländlátracht".[3] Freilich tragen sich die Bauern, die in der Regel Geld und Tabak in einem „Bläderl" führen und Pfeife wie Tabaksbeutel in der linken Tasche stecken haben, nicht allerorten gleich, vielmehr lieben die im „interischen Dainathallá Land" „stödrisch Tue, Bertel dran, Spitz voran, daß si ainá schier válost" (verschaut).[4]

Als Kleidungsstücke der Bäuerinnen tauchen auf: Ein „Plunzenmiedá" (Weiberjacke mit Wülsten), der Brustfleck, das „Lázel" (Schnürbrustdeckel), in dem sie Kleinigkeiten aufbewahren können, eine besonders „ausgmusierti Köten" (mit Filigranarbeit), die als Gramastettner Besonderheit aufgeführt wird, die Schaube, deren städtisches Gegenstück der weite Reifrock ist; als Kleidungsstücke der Städterinnen gelten ferner die Kapuze und die Schoderán (chaperon, Weiberhaube) auch der Haarschopf findet sich; schopfát (mit hoher Frisur) zu gehen, ist „stöderisch".[5]

Bäurische Kost und bäurischer Trunk sind von der Höhe, die Blunzen, Bratwurst und Schinken, Most und Branntwein vorstellten, auf Knödel, Kraut, Sterz und Säur (saure Milch) herabgesunken; wenn sich demnach die Treinsch des Loipperl erbarmen will, gibt sie ihm statt Grieskoch Sterz, Most und Buttermilch.[6] Freilich gibts in gut gestellten Bauernhäusern noch im vollen Keller Apfel- und Birnenmost, besonders auch Haindlbirnmost, dazu eine Fülle von Obst (Äpfel und Birnen) und Rüben, Schmalz in Kandln und im Rauchfang Selchfleisch.[7] Als Frühstück wird Suppe (Seur) genannt, als Abendmahlzeit etwa „Streihkas"; auch das „gerster Koch" findet sich;[8] als beliebte Mehlspeisen erscheinen Schniden, Blenten,[9] und Krapfen, ein andermal Prein, Nudel, Sterz und Blenten. Am liebsten werden Blunzen gegessen, als sehr rar gilt Brätl, Rindfleisch und als Gebäck bei feierlichen Anlässen statt „Bread" Semmeln.[10] Im „interischen Dainathallá Bodn" leben die Bauern besser, sie haben größere Knödel und „guetting faist Fleisch dazue".[11]

f) Volksglaube.

Bei Lindemayr sind die Menschen tief im Aberglauben befangen, mögen wir wo immer nachprüfen. Bezeichnend erscheint, was Juri sagt:

„As haist zwar umádum: Dö Leut sand dalket Fexen,
Dö Tioflereien glaubnt und meint, es gebet Hexen;
Doh — wissen kann ma's nöt." [12]

Am wenigsten sonderlich mutet uns wohl der Hexen- und Teufelsglaube an, der ja bis heute noch im Volke lebt,

[1] Dichtungen, S. 32, 330, 39. — Ueber die Hochzeitspersonen vergl. Baumgarten, 28, 47. — Die „Nachigeher" waren sonst in der Regel Arme, Dienstboten u. ä. Baumgarten, 28, S. 70, 82. — Tragsaz, Speisenträger, vgl. Truchseß, mhd. truhsæze.

[2] Tracht und Kost sind mit größter Vorliebe auch Gegenstand meist spöttischer Behandlung im Volkslied. Man vgl. Webinger, Tracht und Speise in oberösterr. Volksliedern. Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde. Berlin 1909, S. 96 ff. und die dort angeführte Literatur. Dazu für Salzburg noch Süß, Volkslieder, S. 115, 116, 117, 120, 132.

[3] Dichtungen, S. 283.

[4] Ebenda, S. 131, 36 f.

[5] Ebenda, S. 149 f, 148, 131, 100, 288 f.

[6] Ebenda, S. 253, 287, 43.

[7] Ebenda, S. 2 6 f, 146 f.

[8] Ebenda, S. 121 f.

[9] Blenten = Buchweizen, Polenta. Dichtungen, S. 314.

[10] Dichtungen, S. 127, 146 f. Die Semmel gilt heute noch als „besseres Gebäck" beim oberösterreichischen Bauern (und anderwärts); dazu vergl. man, daß bereits der Held des mittelhochdeutschen Bauernromanes Meier Helmbrecht es als besonders vornehm empfindet, künftighin nur mehr „Weiße Semmeln" zu essen (Vers 447).

[11] Dichtungen. S. 36 f.

[12] Dichtungen, S. 175.

Bauer aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

Holzknecht aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

wenn auch vielleicht örtlich und seelisch nicht immer gleich offenliegend.[1]

Dabei spielt bei Lindemayr bereits eine Welle der Aufklärung herein, die dem Hexen- und Aberglauben überhaupt beikommen will; während man nämlich früher die Hexen fürchtete und sich, wenn man ihren Namen zu hören bekam, bekreuzte, werde jetzt über Hexen und Truden nur gelacht.[2] Das mag für Schichten des Bürgertums gegolten haben, die Landbevölkerung verspürte davon noch wenig. Das Treiben einer Hexe finden wir einmal trefflich geschildert.[3] Das betreffende Weib fährt auf einer Ofengabel in den Lüften herum; die Hexensalbe, die sie in einem Büchslein hat, verschafft sie sich durch eine Fahrt zum Hexenberg, für die der Zaubrer-Jägl Vorspann leistet. In der Thomasnacht beschwört sie, in einem Zauberkreis stehend, Luzifer; sie versteht den Bock zu melken, der dabei schrecklich stöhnt. Sie rührt im Keller mit des Teufels Hilfe Butter und hat, trotzdem sie das den Winter über nur dreimal besorgt und die Kuh fast kein Futter bekommt, stets Butter und Schmalz die Menge. Dieses „hexisch Budárührn" begegnet auch sonst.[4] Der „Schidel" (Teufel) entführt dieses Hexenweib auf Besen und Gabel, abends ist es wieder daheim. — Dem bösen, unberechenbaren Treiben der Hexen entspricht es auch, daß bald da, bald dort hexische Erscheinungen, Verhexungen bemerkbar sind. Wenn z. B. die Hühner „intálögn", so ist das ein Zeichen, daß Hexen im Spiel sind; es kommen in diesem Fall die sogenannten Hexeneier zum Vorschein, ausnehmend kleine Eier, die sofort über den Dachfirst geworfen werden müssen.[5] Im Stall richtet die Hexe mit Vorliebe Schaden an, indem sie „ván Vieh den ganzen Nutzen a zaubert".[6] — Zeigen sich einmal wo viele Kröten, so steckt auch da wieder die Hexe dahinter, mindestens aber eine „Hexerei", die dann vielleicht der Zaubrájägl angerichtet hat.[7]

Hexerei und Teufelei oder Blenderei gehen ohne schärfere Unterscheidung Hand in Hand. Der oben genannte Zaubrer-Jägl wird durch die Sage als ein mit dem Teufel verbündeter Raubritter auf Alt-Pernstein verlegt.[8] Von Blenderei (Zauberei im allgemeinen) hören wir nicht selten; der „Schidl hat sein Spiel", er kann verhexen;[9] man sieht, Zauberei wird schlechthin auf den Teufel zurückgeführt oder auf Hexen, die dann selbst wieder mit dem Teufel im Bunde stehen. Wenn Pferde, die sonst lammfromm sind, plötzlich „dámisch" werden, steckt gewiß der Teufel im Faß, das sie ziehen sollen.[10] Diesem tiefbegründeten Teufelsglauben entspricht auch die Häufigkeit der benützten Fluchworte, in denen der Teufel (Schidl, Gangerl, Luzifer) auftritt. „Dá Toixel hat di grittn",[11] „reit mi dá Schidl", „Dáß di dá Schitel!".[12] Der Teufel führt auch Leute, die unerwartet oder ungelegen kommen, daher: „Znächst hat dá Schidl 'n Pinzgá hergführt".[13]

Auch das heute im Volksglauben Oberösterreichs kaum mehr zu findende

---

[1] Welche Rolle im Aberglauben des deutschen Volkes heute noch Hexe und Teufel spielt, zeigt ein Blick in Wuttke, a. a. O., § 213—217 u. § 381 ff. — Hauffen, Der Hexenwahn einst und jetzt. Zeitschr. f. öst. Volksk., 2. Jg., S. 361 ff.. Auch Pritz, a. a. O., S. 26 ff, widmet diesem Punkte eine nähere Ausführung. Vergl. noch Pasch, a. a. O., S. 14 f. Ueber den Teufelsglauben sind neben den Sagensammlungen Oberösterreichs auch die für das Innviertel belangreichen Notizen in der Innviertler Heimatkunde 4, 138; 5, 2, zu vergleichen. Für Oberösterreich kommt noch besonders in Betracht die „Copia eines Hexenexamens" aus der Grafschaft Kreuzen, 1595 (Manuskr. i. Museum, 12. fask., 7/b), sowie die Landesverordnung „Wie es mit dem Hexenprozeß zu halten sei" (1766). Für die allerjüngste Zeit ist unter anderem durch eine Gerichtsverhandlung in Salzburg (5. IX. 1911) für dieses Nachbarland der Glaube an Viehverhexung belegt. (Siehe Gerichtssaalbericht der Linzer „Tages-Post", 8. IX. 1911.)

[2] Dichtungen, S. 292.

[3] Ebenda, S. 308 f.

[4] Der Glaube an diese „Butterhexen" ist weitverbreitet. Wuttke, § 389.

[5] Idiotikon, Dichtungen, S. 404. In anderen Gegenden ist das erste und letzte Ei einer schwarzen Henne ein Hexenei (ohne Dotter), das sofort über das Dach geschleudert wird, wodurch das Haus vor Hexen beschützt wird. Wuttke, § 156, vergl. auch § 389. Solch ein Hexenei bedeutet für das Haus ein nahendes Unglück. (Taiskirchen.)

[6] Dichtungen, S. 45. Ueber den Einfluß der Hexen aufs Vieh, vergl. auch Pritz, a. a. O., S. 30.

[7] Dichtungen, S. 199. Herzaubern von Kröten auch sonst Sache der Hexen. Wuttke, § 393. Die Kröten sind übrigens oft selbst Hexen und erfreuen sich überall besonderer Beachtung, Wuttke, § 155. Die Kröte galt als Seelentier. Siehe Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908, 1. B., S. 260 ff. Damit hängt der Gebrauch der Opferkröte zusammen. Vergl. R. Andree, Motive und Weihegaben des kath. Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Die Kröte im Volksglauben Oberösterreichs: Baumgarten, 22, 114 f.

[8] Idiotikon, Dichtungen, S. 404.

[9] Dichtungen, S. 178. Auch sonst in Oberösterreich ein übliches Sprichwort. Baumgarten, 24, 101.

[10] Dichtungen, S. 231. Daß sich der Teufel besonders in ungebundenen Fässern gern aufhält, berichtet Baumgarten, 24, 103.

[11] Dichtungen, S. 175. Dies heute noch allgemein verbreitete Sprichwort belegt auch Baumgarten, 24, 100; Pritz, a. a. O., S. 35.

[12] Dichtungen, S. 316, 335.

[13] Dichtungen, S. 274. Dazu halte man, daß schon im Nibelungenlied (Bartsch 216, 4) Lindeger seinen Kriegern, sobald er Siegfried erblickt, zuruft: „in hat der übele tiufel her zen Sahsen gesant" und auch heute noch allenthalben die Wendung zu hören ist: „Den hat der Teufel hergebracht."

„Alraundl" (Alraun) treffen wir bei Lindemayr noch an, wenn es heißt, die Männer seien, ehe sie Weiber hatten, böse gewesen wie „s Alraundl".[1]

Eine bedeutendere Rolle als heute spielten zu Lindemayrs Zeiten die Zigeuner; das Stehlen der Zigeuner war sprichwörtlich, besonders aber gelten die Zigeuner im Volksglauben für zauberkundig; Schauer, Wetter und Viehsterben wird ihrer Hexerei zugeschrieben. Sie sind dazu kraft ihrer Segen imstande, mit denen sie auch die Leute irreführen.[2]

Als besonders wundertätiges Zaubermittel erscheint ein „Dunästein" (Donnerstein), denn einer, an dessen Stärke alles abprallt, hat nach allgemeiner Anschauung solch einen Wunderstein; selbst ganz klein hat er schon die Kraft, einen beim Raufen zu töten, und geschabt wird er dem Vieh gegen Freßunlust eingegeben.[3]

Der Zauber, den Hanns gegen die Wirkung der Schläge trägt, wird von der Bäuerin auch für einen Donnerstein gehalten, doch sie täuscht sich, denn diesen Zauber setzen zusammen:

„A Grill, á Spinnering — drei Gaishaar
— und just drei!
Vierblättláti zwen Klee."[4]

Naturerscheinungen verursachen auch einige besondere Meinungen. So ist die nebelhafte Dunstschichte an Sommertagen, „Kai" genannt, voll ahnungsreicher Vorbedeutung.[5] Rote Sonne und roter Mond weisen auf Krieg, Teuerung oder Sucht.[6] Wenn sich einer erhängt oder ertränkt hat, tritt Sturm auf.[7] Gegen ein nahendes Gewitter wird geläutet.[8]

Allgemein verpönt ist es ja heute noch — und nicht nur im Volk, „den Teufel an die Wand zu malen". Daher auch die Umschreibungen, die man statt des Wortes Teufel gebraucht. So wird es dann verständlich, daß man auch andere Schädiger und Unheilbringer nicht beim Namen nannte. Deshalb wird von den Bauern Lindemayrs der Name des Bauernerzfeindes Fuchs nicht ausgesprochen, sondern er heißt einmal „Stern-Holzhannsel", ein andermal „'s Laffet" (das Laufende).[9]

g) Volksmedizin.[10]

Als vielseitiges Heilmittel galt schon von jeher das „Lassn" (Aderlassen), das selbst heute noch die Landärzte in weit ausgedehnterem Umfang vorzunehmen gezwungen sind, als ihnen nötig scheint, weil sich im Volke die alte Vorliebe für diese Kur schwer auf ein vernünftiges Maß einschränken läßt. — So ist es wohl gar nicht einmal übertrieben, wenn wir bei Lindemayr einem Bauern begegnen, dem der Bader in den Hundstagen zwölfmal zur Ader läßt und neunmal zum Brechen eingibt.[11] Daß es

---

[1] Dichtungen, S. 215. Pritz erwähnt, a a. O., S. 35, daß man an Stelle der eigentlichen Alraunwurzel (Atropamandragora) die Zaunrübe (bryonia alba) in unseren Gegenden setze. Wuttke, § 50, weist den Alraunglauben für die Schweiz als die südlichste Landschaft nach.

[2] Dichtungen, S. 164, 198 f, 294. Die Zigeuner sind als Beschwörer und Segner des Feuers in ganz Deutschland seit ihrem Auftreten (15. Jahrh.) berühmt; Feuerwurzeln und Feuerkugeln gebrauchen sie gegen das Feuer. Siehe Volksnaturlehre, 225. Wuttke, §§ 208, 617. — Auch Feuerzettel haben die Zigeuner. Stranitzky, Reyßbeschreibung, S. 22. Ein Feuersegen besteht in einer Scheibe aus beliebigem Material, die ins Feuer geworfen wird; sie muß die Aufschrift tragen:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

Es ist die verbreitete, seit dem 4. — 5. Jahrhundert nachweisbare Satorformel. Vgl. auch S. Seligmann, Die Satorformel, Hessische Blätter für Volkskunde. 13. Bd, S. 154 f. — Siehe Baumgarten, 22, 24; 22, 161 ff. Ein Feuersegen mitgeteilt Rieder Heimatkunde 5, 46 f. und Heimat 1, 121. Was heute noch der „Glaube an die Zigeuner" vermag, zeigt eine Gerichtsverhandlung in Linz vom 16. III. 1914 (Linzer „Tages-Post" Nr. 46, 1914.)

[3] Dichtungen, S. 98. Baumgarten, 22, 157. Vergl. Wuttke, § 111. — Volksnaturlehre, 302 f.

[4] Der ernsthafte Spaß, Dichtungen, S. 69. — Mag auch etwa gerade diese Zusammenstellung vielleicht Lindemayrs eigene Erfindung sein — ich vermag sie wenigstens nirgend zu belegen — die einzelnen Bestandteile hatten und haben bestimmt noch Bedeutung im Volksglauben. Vergl. im allgemeinen bei Wuttke, § 130 (Klee), § 150 (Grille, Spinne), §§ 677, 686 (drei Haare); Hovorka-Kronfeld, a. a. O., 1. Bd., S. 235 f, 400 f, 190 f.

[5] Dichtungen, S. 294 ff. Kai, mhd. geheie, Hitze, vergl. heigen! Im Jahre 1783 z. B. gab es in ganz Europa den Sommer über solchen „Kai".

[6] Dichtungen, S. 295.

[7] Dichtungen, S. 292. So noch heute: Wenn sich einer an einem Baume hängt, geht drei Tage lang der Wind. (Taiskirchen, Gaflenz, u. a.) Vergl. auch Baumgarten, 22, 39. Pritz, a. a. O., S. 54.

[8] Dichtungen, S. 327. Das Wetterläuten stellte man in Oberösterreich teilweise erst um 1900 ein („Wetterglocke", Taiskirchen). Unter Josef II. verboten, Schwerdling, 203 f., Baumgarten, 22, 66.

[9] Dichtungen, S 44, 175. Baumgarten 22, 76, 77, stellt dieselbe Tatsache fest. Nach ihm gebraucht man an Stelle des eigentlichen Namens: Holzhansl, den pfiffigen Hansl, Belderer, Hansl, Holzhund, Prechtel, das Laufad, Rennad. Denn „Dieweil man ön Fuchs nennt, dieweil kimmt a grenn.". — Vergl. Wuttke, § 675. — Mittel gegen den Fuchs aus Oberösterreich: Zeitschrift für öst. Volkskunde, 3. Jg., S. 279.

[10] Zu diesem Kapitel ist zu vergleichen: Fossel, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark 2. Aufl., Graz 1886. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1893. Teilweise: J. Schwarzbach, Zaubersprüche und Sympathiemittel von der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze, Zeitschrift für öst. Volkskunde, 3. Jg., S. 4 ff. Besonders reichhaltig: Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908/09, 2 Bde. 2. Bd., S. 920 ff., reiches Literaturverzeichnis.

[11] Dichtungen, S. 312.

gewisse „Laßtage" gab, ist ja allgemein bekannt; sie fanden sich, in eigene Tabellen geordnet, in den Planetenbüchlein und Kalendern. Man unterschied Tage verschiedener Güte fürs Lassen.[1] Als besonders günstig gilt da die Quatemberwoche, die Nach-Quatemberwoche aber gar nicht; im Jahre 1764 finden sich im Münchener Schreibkalender von Fr. J. Thuille unter 134 guten Tagen allein 36 Sonntage, im Jahre 1768 unter 129 Tagen 22 Sonntage, von diesen 20 auserwählt geeignet, 1775 ist aber unter 62 Aderlaßtagen nur mehr ein einziger besonders empfohlen. Das ist bestimmt schon ein Zeichen, daß man die Aderlaß- und Badtabelle vernachlässigt hat. Denn in den folgenden Jahren schrumpft sie noch mehr ein; der Kalender für 1778 verzeichnet unter „Karacteres und Zeichen, welche zum Kalender gebräuchig sind", noch die Aderlaßzeichen, macht aber bei den Tagen selbst keine hieher gehörigen Angaben mehr. 1797 fehlt auch diese Angabe schon![2]

Und so klagt auch Lindemayr in den „Veränderten Zeiten:"[3]

„'s Schrepfen, 's Dünstbad um Quatemá
Sánd ietzund á gar akemmá".

Die Feststellungen Lindemayrs berechtigen wohl zu der Annahme, daß durch die besagten behördlichen Verordnungen auf dem Umweg über die Kalender wirklich auch in den Schichten des Volkes selbst dem astrologischen Aberglauben wenigstens strichweise ein Teil seines Einflusses entzogen wurde.

Daß Lindemayr auch das „Wenden"[4] bekannt ist, wird nicht Wunder nehmen. — Auf wirkliche Heilkunst hält man nach Lindemayrs Zeugnis wenig, man fragt am liebsten den Wahrsager — Wender vor dem Bader oder aber wenigstens nach diesem; der Wahrsager übt eben mit seinem „Rokaspokas"[5] einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter aus.

Er steht mit abgebrochener Gerte im Kreis, spricht den Fiebersegen und preist ein „Pinkerl für d' hinfallat Frais".[6]

Solche Praktiker, die im Volke lebten und auch heute noch trotz Arzt und Spital eine ganz bedeutende Rolle spielen, sind zu Lindemayrs Zeit oft „Sauschneider".[7] Diese sind eben in Tier- und Menschenheilkunde erfahren. Man halte dazu nur die Tatsache, daß heute doch so oft noch z. B. der Schinder (Wasenmeister) auch „Viehdokta" und Sauschneider ist und nicht selten auch an den Menschen „umdoktert"; daß ländliche „Viehdokta" fast regelmäßig auch Säftlein, Salben, Pflaster und Kräutlein für ihre Nächsten bereiten: kurz, daß am Lande der nicht fachmännisch gebildete Viehdoktor noch in engstem Verhältnis zum Kurpfuscher steht. — Freilich unterläuft manchmal dem Viehdoktor auch ein Versehen; so hat ein Pinzgauer Sauschneider einem Bauern seinen „Saubeern áf ewi kuriert".

Schließlich sei der Vollständigkeit halber ein Mittel gegen Trunksucht angeführt: Man gibt Silberglet ins Bier, das macht Ekel vor dem Bier und Lust nach Brot oder man läßt eine Grundel (Gründling, Cobitis barbatula) in einem vollen Krug „varöckä", dann schmeckt dem, der daraus trinkt, kein Bier mehr.[8]

---

[1] Die „Zugab der alten Aderlaß-Tafel" eines solchen Kalenders ist von mir veröffentlicht in der Braunauer Heimatkunde, 5. Heft, S. 70 f. — Ein altes Rezeptbuch mit Angaben über Aderlaß: J. Blau. Vom Aderlasse. Zeitschr. f. öst. Volkskunde, 9. Jg., S. 234 ff. Das bei Lindemayr, Dichtungen, S. 313, erwähnte rote Köpfel im Kalender bedeutet „Gut schröpfen, Baden".

[2] Ich verfolgte das Zurückgehen der abergläubischen Kalenderbeigaben hier am Münchener Schreibkalender; an einem österreichischen ist das aber womöglich noch besser für diese Zeit zu ersehen. Denn 1754 erschien die Verordnung für Oesterreich, daß die abergläubischen Kalenderbeigaben über Aderlaß und Finsternisse aufzuhören haben (Supplementum codicis Austriaci V, S. 909). Derselbe Auftrag wird im selben Jahre nochmals eingeschärft, die Aderlaßtafeln sind zu unterdrücken; 1756 wird das Gebot dahin ausgedehnt, daß auch ausländische Kalender mit diesen Beigaben vom Verkaufe ausgeschlossen sind. (Ebenda, S. 1083.) — Dieser Bewegung entspricht also Lindemayrs Klage; die bayerischen Schreibkalender entfernen, wie gezeigt, erst später die in Rede stehenden Beigaben. — Nur die Bauernkalender („Mandlkalender") behielten die Aderlaßtabellen trotzdem bei im Hinblick auf ihre Leserschaft. — Uebrigens erschien zu Innsbruck noch im Jahre 1868 ein Kalender mit all den astrologischen und volksmedizinischen Zeichen. (Mitteilung des Herrn Dr. Bein, Graz.)

[3] Dichtungen, S. 287 f. Vergl. auch S. 314.

[4] Dichtungen, S. 188. Das Wenden, anderorts Abnehmen, Messen genannt, ist in ganz Deutschland bekannt. (Wuttke, § 506.) — Für Oberösterreich vergl. besonders Zeitschr. f. öst Volkskunde, 9. Jg., S. 239 ff.

[5] Hokuspokus. Zum Wort vergl. H. Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch, Straßburg 1913, 1. Bd., S. 268.

[6] Der kranke Bauer. Dichtungen, S. 311. Gerte: Wohl Haselgerte, der man wegen ihrer Zauberkraft beim Kreisstehen eine Rolle zuweist. Vergl. Howorka-Kronfeld, a. a. O., 1. Bd., S. 200. Segen zum Besprechen des Fiebers: Fossel, a. a. O., S. 131 f; Wuttke, § 528 bis 530; Zeitschr. f. öst. Volkskunde, 2. Jg., S. 156. — Das Pinkerl enthält bestimmte Fraismittel, so die zwei „Froasboani" = Felsenbein aus dem Schädel des Schweines —, die als Zaubermittel in Oberösterreich belegt sind (Baumgarten 22, 84; „Saulosa" in Taiskirchen genannt, schützen sie gegen Hundebiß) oder auch die Wirbelknochen der Natter, (Fossel, a. a. O., S. 72;) diese Knöchelchen werden in Leinwand eingebunden, sodaß ein „Pinkerl" entsteht.

[7] Dichtungen, S. 274, 311.

[8] Der ernsthafte Spaß. Dichtungen, S. 95.

h) Volkstümliche Redewendungen, Sprüche.

Bei Lindemayrs frischer Art, das Volk und sein Tun zu fassen, wie es sich bietet, liegt wohl auch nahe, daß er sich mancher Sprüche des Volksmundes bemächtigt und in seinen Dichtungen als eigene Auslassung oder in Reden auftretender Landleute gebraucht; er versteht aber auch mit großem Geschick, den Volkston in allgemeineren Wendungen so gut zu treffen, daß man, wenn aus dem lebendigen Volksmund keine Entsprechung aufzutreiben ist, in Verlegenheit kommt, ob die vorliegende Wendung wirklich dem Volke abgelauscht oder glücklich erfunden und angepaßt ist.

Ausgesprochen volksechte Wendungen, die auch heute noch im Volksmunde leben, liegen z. B. in Folgendem vor:

As wird kain schwarzá Hahn mehr um á Hausel krähn. —
Ma fallt ö d' Fraiß. —
I han án Ste'n tribn. —
Lirum lárum Löffelstill,
Wie halt s Glück in Fasching will! —
Um Pauli Bekehrung
Halbs hinum, halbs herum.[1]

Ergebnis.

So sehen wir, daß Lindemayr festgewurzelt nach allen Seiten im Volk steht. — Er gibt uns den äußeren Rahmen bäuerlichen und bürgerlichen Lebens getreu wieder, von Haus und Hausarbeit über Tracht und Kost hinauf bis zum Seelenleben des Bauern. Freilich stellt sich der Dichter nicht durchaus etwa mit bäuerlichem Wesen gleich, vielmehr läßt er nur zu oft erkennen, daß er über diesen Kreisen und deren Anschauungen steht, und auch ohne diese Züge würde niemandem einfallen, den nicht wenig gebildeten Dichter an all den Hexen- und Teufelswahn glauben zu lassen. Und dennoch wird Lindemayr nirgends zum bloßen Spötter, zum höfischen Dorfpoeten, der auf Kosten der Bauernart lediglich die Lacher auf seine Seite bringen will. Überall liegt doch der tiefere Ernst hinter allem Spaß und Humor. In der Regel schneidet der Dichter Fragen an, die reinste Sache des Volkes sind und in keiner Weise volkstümlichem Wesen fremd erscheinen. Klagen über schlechte Handelsergebnisse, über den geringen Ertrag der Wirtschaft, über Steuern, Zölle, Behörden, Städter, über Militärlasten, Schule und Ähnliches sind so tief im Seelenleben des Landvolkes begründet, daß sie unbedingt und unverrückbar ihm zugesprochen werden müssen. Und solche Klagen begegnen uns Schritt für Schritt in Lindemayrs Dichtungen (Bauernnot; Der kranke Bauer; Die betrogene Welt; Böse Zeiten; Der klagende Bauer; Alte und neue Zeit). Dazu tritt die religiöse Frage, die durch das Toleranz-Patent 1781 mächtig aufgerüttelt wurde und selbstverständlich im Bauernvolk die buntesten Gedankengänge verursachte, so daß wieder Lindemayrs Darstellungen im Durchschnitt wohl nicht zu viel hineintragen (Haruk; Alte und neue Zeit; Lied vom Lutherischen Glauben). Dann spielen in kleinerem Umfang bezeichnende Züge herein: Der Krieg gegen Preußen (Hochzeitsgesang), die Vermählung Josefs II. mit Josepha v. Bayern (Brautgesang), eine schwindelhafte Befreiung vom Militärdienst (Der befreite Landrekrut), ein wandernder Bader und Aderlasser, kurz wir finden in Lindemayrs Mundartdichtungen einen getreuen Spiegel jener Zeit, soweit bäuerlicher Gesichtskreis reicht.

Dabei versteht es der Dichter aber auch, auf gründlicher Kenntnis bäuerlicher Denkart aufbauend, den inneren Menschen mit oft unnachahmlicher Treffsicherheit zu zeichnen. Wie lebendig getreu ist doch das Wesen alteingesessenen, bodenständigen, schollenstolzen Bauerntums gezeichnet, wenn sich der Landlerbauer der zugereisten Ceres gegenüber abweisend und keck benimmt, sie als „hergelaufen" ansieht und als oberstes Entscheidungszeichen die Frage stellt, ob sie wohl ein Haus besitze.[2]

Die Probe, auf die der verzauberte Bauernjunge Juri gestellt wird, nachdem er wieder Menschengestalt erlangt hat, ist überaus bezeichnend. Stix meint:

„Kannst widá sagn: Hott, Bläßel und dáhi?"[3]

[1] Dichtungen, S. 135, 323, 52, 289, 331; vergl. auch noch S. 162, 258, 100, 245, 96. — Hahn: Vergl. Um den kraht koan Hahn net. Baumgarten, 22, 93. — Ste'n, Stern, Spitz. Sinn: Ich hatte einen Rausch. Vergl. sternhagelvoll. — Pauli Bekehrung: Eine uralte Bauernregel; vergl. Baumgarten, 22, 43; Heimat 1910, S. 4.

[2] Dichtungen, S. 164.

[3] Dichtungen, S. 203.

Petrus, meint der Bauer, habe für Luther zu viel Fasttage angesetzt:

„Der Luther áß vil liebá d Würst;
Hats widá all abracht."[1]

Durchaus Wendungen, die völlig innerhalb bäuerlichen Gesichtskreises liegen. So ist auch die humorvolle Wirkung mancher Stelle gegeben. Jeder versucht „den leichtern Glaubn", jeder kennt sich bei dieser neuen lutherischen Lehre aus und

„án iedá hatn heilögn Geist
Mit sammt n Födern gschlickt".[2]

Mit dieser deutlich sprechenden Wendung, die ganz volkstümlich ist, schwächt sich der Spott von selbst zur behaglich-launigen Volksspruchweisheit ab.

Besonders treffende Züge sind die prahlerische Sicherheit des Bauern, sobald er Geld besitzt, und daneben die Streit- und Händelsucht, die sein meistes Geldl wieder in die Taschen des Pflegers und des Advokaten leiten. Ein gewisser Eigensinn, selbst dem Pfarrer gegenüber, in Sachen ererbten Volksglaubens, spöttisches Gehaben gegen die Städterart und Vorliebe für äußeren Glanz tragen noch wesentlich bei, den oberösterreichischen Bauern so recht zu kennzeichnen.[3] Im „Schmiedsepperl z Lambach" tritt uns eine Ortsgröße entgegen, die geschichtlichen Anwert hat, und Ortschaften wie Haag, Gaspoltshofen, Lambach, Traunkirchen und Schwanenstadt bezeugen uns, daß der Dichter sich in seinen Dichtungen keineswegs in überlieferten literarischen Geleisen, sondern auf gut landlerischem Boden bewegt.[4]

Unter diesen Umständen ist nun leicht erklärlich, daß Lindemayrs Dichtungen größte Verbreitung im Volke gefunden haben; so ist z. B. sein Weihnachtslied „Hörts Buama, hat koana nix ghört", so weit verbreitet, daß es Pailler aus dem Innkreis mündlich, aus dem Traunkreis schriftlich erhalten konnte.[5] Es ist auch sonst wiederholt belegt.[6] Schmellers Wörterbuch bringt mehrere Belege aus „Volksliedern", die sich als Lindemayrsche, ins Volk gedrungene Lieder erweisen. Im steiermärkischen Landesarchiv fanden sich handschriftliche Lieder, die aus dem Volksmund aufgezeichnete Gedichte Lindemayrs sind.[7] Und so würde manch anderes Gedicht Lindemayrs auch heute noch im Volke zu finden sein.

Wir haben zugeben müssen, daß Lindemayr nicht immer sein ganzes Wesen mit dem des Volkes gleichstellte.[8] Er lebt aber innerlich doch mehr mit dem Volk als über ihm. Ihm ist die Mundart mehr als Kostüm, mag er auch antike Mythologie, Zauberstück und volkstümliche Komödie in seiner Ceres zusammengerührt haben. Wir wollen festhalten, daß jener Mann, der am Eingang der oberösterreichischen Mundartdichtung steht, die stoffliche Masse, die ihm die Heimat bietet, auch mit den Mitteln der Heimat verarbeitet und als einer der ursprünglichsten Mundartdichter Oberösterreichs in jeder Beziehung mehr Beachtung verdiente, als er tatsächlich erfährt.

[1] Dichtungen, S. 300. — Luther erscheint auch im volksläufigen Lied als Liebhaber der Würste. Schottkys Volksliedernachlaß, herg. v. E. L. Blümml, Quellen u. Forschungen zur deutschen Volkskunde, Band VII, Lied XLIV Str. 6, und dazu Anmerkungen, S. 109, Lied Nr. 21 Str. 11.

[2] Dichtungen, S. 303.

[3] Vergl. Dichtungen: Ceres, 3. Auftritt — Haruk — Die Komödie-Probe, 3. Abhandlung — Ceres, 2. Auftritt. — Besonders in Betracht kommt das 16strophige Gedicht „Der Bauren falsche Sitten" (Handschrift XI, 577 A, in St. Florian, S. 88 ff), das den Bauer im Verkehr mit der Herrschaft und im Wirtshaus zeichnet.

[4] Der durchaus volkstümliche Inhalt ist auch in durchaus volkstümliche Form gekleidet, die aber hier nicht näher untersucht werden soll. Neben der Mundart kommt auch der Vers in Betracht: die volkstümliche Behandlung des Alexandriners, der Schnaderhüpfelrhythmus, gespaltene Kurzzeilen und Anklänge an Weihnachtslieder. Vergl. z. B. zum Eingang des Brautgesanges, Dichtungen, S. 328, die Lieder 437, 388, bei W. Pailler, Weihnachtslieder u. Krippenspiele. 1881/1884; Nr. 71, 121, 28, bei A. Hartmann, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern. 1875.

[5] Dichtungen, S. 265. — Pailler, a. a. O., Nr. 438.

[6] Steiermark: Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark. 1881, Nr. 46. — Alpengegend: Gröger, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. 1898, Nr. 27. — Kirchdorf: Berger, Alte Weihnachtslieder und Krippenspiele. Heimat, Jg. 1911, S. 12 f.

[7] Siehe Unterhaltungs-Beilage der Linzer „Tages-Post" 1912, Nr. 1. Eine Frage ist es allerdings, inwieweit Lindemayr selbst aus dem Volksgute schöpft. Ueberhaupt bedarf es erst einer Untersuchung, was in Lindemayrs Mundartdichtung selbst wieder auf Volksdichtung fußt. Hieher gehört besonders der handschriftliche Nachlaß, z. B. die „Bayrische Hochzeit" (Handschrift XI, 577 A, in Sankt Florian, S. 49 ff) und zwei Gaßlieder (ebenda, S. 57 ff). Vergl. auch das volkstümliche Grablied, eine Neukirchener Gelegenheitsdichtung (Lambacher Handschrift, 1. Teil, S. 143):

Gleich ist unser sterblich Leben
Einem übergoldten Glas,
Einer zarten Spinnenweben
Einer dünnen Wasserblas. . .

[8] Zu weit allerdings gehen Nagl und Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Literatur-Geschichte. Wien, 1891, Hauptband, S. 761.

Ein Schützenscheibenspruch im kulturgeschichtlichen Lichte.

Von Dr. A. Depiny.

Gewaltige Ereignisse und schwere Zeiten klingen im Volksbewußtsein noch mächtig nach, wenn auch ihr Einfluß und ihre Bedeutung sonst nicht mehr wahrnehmbar ist.

Für unsere engere Heimat kommen da besonders die Franzosenkriege in Betracht, die in der Sage und im Volkslied bis heute lebendig geblieben sind. Die östlicheren und südlicheren deutschen Gaue hatten unter dem Vor- und Zurückbranden der Türkengefahr zu leiden und haben auch die arge Kriegsnot dieser Zeiten im Volksmunde noch bewahrt, als schon längst die weltgeschichtliche Entscheidung gefallen war und Land und Leute nichts mehr zu fürchten hatten, ja die Erinnerung drängt sich auch in die Überlieferung anderer, nicht unmittelbar betroffener Gegenden ein. Nicht nur, daß die Taten und Leiden der Türkenkriege in den eigenartigen Dämmerschein der Sage und des geschichtlichen Liedes geraten, auch beim Mummenschanz wurde türkisches Kostüm verwertet, so beim Huttlerlaufen in Nordtirol,[1] besonders aber nahm sich das Schauspiel des Stoffes an. Es bemächtigte sich seiner im Fastnachtsspiel und ernsten Drama und verwertete ihn im Kunstdrama bis etwa zum Ausgange des 18. Jahrhunderts, im Volksschauspiel fast bis in die Gegenwart herein.[2] Daß im Heanzenlande, über das die Hochflut der Türkenzüge wiederholt hinwegging, die Erinnerung im Fastnachtsspiel bis ins 19. Jahrhundert lebt, liegt nahe. In einem Heanzer „Faschingsspiel" tritt unter den Gestalten, die der Reihe nach an uns vorbeiziehen, der türkische Kaiser auf und gebärdet sich als Christenfeind:

„Die Christen müssen da liegen,
Wie die Vögel in Lüften umfliegen . . . ."[3]

Aber auch das süddeutsche Lied singt vom dräuenden teuflischen Türken, der endlich vom Ritter Dollinger getötet wird.[4]

Die weiteste Entwicklung nimmt ein Tiroler Nikolausspiel, hier treten vier Türken als Diener und Lobpreiser des Heiligen auf:

„Wollen nun den Nikolaus preisen,
Der uns heut wird kommen an . . ."[5]

Haß und Leidenschaft schweigen da bereits, die Türken dienen nur mehr zur romantischen Ausschmückung.

Einen heimischen Beleg nun für die Auffassung vom türkischen Erbfeind bildet eine Schützenscheibe des 18. Jahrhunderts. Mit anderen Scheiben gehört sie der volkskundlichen Sammlung des Linzer Landesmuseums an. Das Scheibenschießen wurde schon als Armbrustschießen gepflegt, das durch Goethes Egmont seine Verklärung in den Höhen der Kunst fand, erreicht seine Blüte zur Zeit des Vorderladers und ist seit dessen Verdrängung durch den Hinterlader im Rückgang. Von volkskundlicher Bedeutung sind die Gepflogenheiten beim Fest- und Bestschießen an bestimmten Festtagen im Kreislauf des Jahres und bei besonderen Anlässen des Menschenlebens wie Taufe und Hochzeit.[6]

Die Scheibensprüche, die zur weitverzweigten, im Volke beliebten Inschriftenliteratur gehören, waren bisweilen harmlose Gelegenheitsreimerei. Eine Scheibe der Linzer Sammlung aus dem Jahre 1824 z. B., eine Ergänzung der Bilddarstellung eines Festzuges, fügt die Mahnung bei:

„Im brüderlichen Verein
Wollen wir recht lustig sein!"

Eine andere Scheibe aus demselben Jahre stellt einen springenden Bock dar und setzt hinzu:

„Wer keinen Bock nie geschossen hat,
Der nem sich heut zusamm,
Der zeige, daß er auch was kann
Und stelle seinen Mann."

Oft spielen die Scheibenreime derart auf das Schießen selbst an oder sie behandeln Dorfereignisse und Ortsverhältnisse. Der

[1] W. Hein, Das Huttlerlaufen. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 9. Jahrgang, S. 120.
[2] W. Gerstenberg, Zur Geschichte des deutschen Türkenschauspiels. I. Pr. Meppen 1902.
[3] Handschrift, in meinem Besitz.
[4] Des Knaben Wunderhorn. Hundertjahrs-Jubelausgabe, hsg. v. E. Grisebach, Leipzig 1906, S. 22 f.
[5] A. Depiny, Nikolausspiele aus Tirol. 2. Teil. Pr. Görz 1913, S. 15 f. (B, Vers 820 ff.)
[6] J. N. Bünker, Scheibenschießen. Zeitschrift für österr. Volkskunde. 13. Jahrgang, S. 3 ff.

Ton ist meist ein heiterer und gerät bisweilen ins derbe.[1]

Manchmal hebt sich aber der Versinhalt in scharfen Umrissen vom kulturgeschichtlichen Hintergrund ab. So beleuchten einige in Franks Deutschen Gauen veröffentlichten Scheibeninschriften die Stellungnahme zu den Erstlingsversuchen der Luftschiffahrt.[2] Wegen ihres Bezuges auf den Türkensultan gehört auch unsere Türkenscheibe in diesen Zusammenhang. Der mit schweren Opfern verbundene Türkenkampf ist seine Voraussetzung und die daraus geborene Volksfeindschaft der Inhalt der Darstellung.

Die, wie einige Einschußlöcher beweisen, in Gebrauch gewesene, aber gut erhaltene Scheibe hat einen Durchmesser von 105 cm. Das Bild stellt zwei Soldaten dar, die auf einen großen Hund losschlagen, sein Halsband, das den Namen „Sultan" trägt, macht den Bezug auf die Türken klar. Der Hintergrund deutet das Kriegs- und Lagerleben an. Die Zielkreise befinden sich in der oberen Hälfte der Scheibe und ordnen sich um einen Raubvogel.

Der Spruch selbst, der sich dem unteren Scheibenrand anschmiegt, lautet:

„Haut tapfer zu auf diesen Hund,
Es ist für seinen Bauch gesund,
Haut zu, bis (er) die Brocken speit,
Und wenn er noch so heult und schreit.
Die Hunde vor den Haasen fliechen,
So schimpflich mußtest du abziehen
Mit deiner groß Heeres Macht.
O Sultan, wer hätt dies gedacht!"

Daß dem Türken Städte und Länder wieder herausgeprügelt werden, knüpft an alte volkstümliche Vorstellungsreihen. Sie sind dem Fastnachtsspiel und den Fehdeschriften des 16. Jahrhunderts geläufig. Nur handelt es sich da um Narren und Teufelchen, von denen der Lustspielträger oder Gegner befreit wird.

Das Bild vom Hund aber führt uns zu einer verbreiteten Türkenauffassung, denn sie ist auch den Neugriechen geläufig. Ihnen, die am längsten unter der Türkenherrschaft bleiben mußten, sich die Freiheitssehnsucht aber dennoch wahrten, ist der Türke der Inbegriff der Wildheit und des Hasses gegen alles Christliche. Nur aus all dem Kriegsjammer heraus ist die Bezeichnung Skylloturkos, Hundetürke, verständlich. Die Seele des abgeschiedenen Türken wird nach der neugriechischen Sage zum Hund. Freilich spielen in diesen Sagenzug uralte Seelenvorstellungen hinein.[3]

Unser Linzer Scheibenspruch hebt sich aber doch trotz der Gleichartigkeit des Motivs von der neugriechischen Auffassung ab, wilder Haß und tödliche Feindschaft lösen sich allmählich in Siegergefühl und Spott, Züge, die dann in einer Auffassung, wie sie das angeführte Nikolausspiel zeigt, überhaupt nicht mehr mitschwingen.

[1] Beispiele aus unseren Gegenden. K. Reiterer, Ennstalerisch. Graz 1913, S. 131. — P. Pigler, Scheibensprüche aus Grünburg in Oberösterreich. Zeitschrift für österr. Volkskunde. 4. Jahrgang, S. 198 ff. — K. Mautner, Alte und neue Scheiben am Grundlsee. Ebenda, 17. Jahrgang, S. 113 ff.

[2] Die Anfänge der Luftschiffahrt. Deutsche Gaue. 15. Band, S. 117 f.

[3] K. Dieterich. Aus neugriechischen Sagen. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 15. Jahrgang, S. 388 f., Nr. 587.

Das Maiast-Stecken.

Mitgeteilt von Theol. Josef Hufnagl, St. Georgen i. Attergau.

Fast im ganzen Attergau hat sich der Brauch erhalten, am 1. Mai die Fensterladen zu Ehren der hl. Jungfrau Maria mit „Moanastln", Zweigen der Haselnußstaude, zu schmücken. Zu diesem Behufe gehen die Kinder am Abend des letzten Apriltages ins „Moanastlbrocken".

Das so geschmückte Haus bleibt vom Blitze verschont. Eine auch außerhalb der germanischen Überlieferung vorkommende Natursage erklärt: Maria fand einst selbst vor Wettersnot unter einer Haselstaude Unterschlupf und segnete dafür den Strauch.[1]

Die Verwendung der Haselstaude als Abwehrmittel ist ein verbreiteter deutscher Brauch,[2] ihre religiöse Benützung ist schon im altgermanischen Heidentum nachweisbar.[3]

So verbindet der geschilderte Maibrauch die erdumspannende Natursage und altgermanische Überlieferung in sich.

[1] O. Dähnhardt, Natursagen. Leipzig 1909, 2. Band, S 43 ff.

[2] P. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1911, 2. Teil, S. 14. — Für Oberösterreich: A. Baumgartner, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. 1., 135 f.

[3] K. Weinhold, Ueber die Bedeutung des Haselstrauches im altgermanischen Kultus und Zauberwesen, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 11. Jahrgang, S. 1 ff.

Zwei alte Liederbücher der Braunauer Sammlung.

Von Dr. Wilhelm Kriechbaum.

Seit in den letzten Jahrzehnten in Österreich wie in Deutschland die Volksliedforschung und mit ihr das Sammeln alter Lieder wieder auflebte und zu neuer Blüte kam, war auch die Nachfrage nach alten, geschriebenen oder gedruckten Liederbüchern allenthalben äußerst rege geworden. So schienen allmählich die größeren Liedersammlungen selbst draußen auf dem Lande entdeckt, erworben, ausgebeutet zu sein und es ließen sich umfangreichere, wertvolle Funde noch unbekannter Lieder kaum mehr erhoffen.

Daß aber trotz der langjährigen, eifrigen Sammelarbeit doch gewiß noch manch kostbarer Liederschatz vergangener Jahrhunderte ungehoben in alten Bauerntruhen seines Entdeckers harrt, das zeigte wieder einmal die erst im Jahre 1914 durch H. v. Preen, den verdienstvollen Schöpfer und Vorstand des Braunauer Heimathauses, gemachte Erwerbung zweier alter handschriftlicher Liederbücher eines Bauern aus dem nächst Braunau gelegenen bayerischen Dorf Stubenberg. Von diesen beiden Büchern enthält das kleinere (Oktavgröße) — der Schreiber nennt es „Zeitenbuech" — vom Advent angefangen die kirchlichen Festtage des Jahres durchgehend, je ein diesbezügliches Gebet und ein Lied, wobei der Weihnachtsfestkreis insofern eine Ausnahme bildet, als bei ihm eine größere Anzahl (19) alter, hochdeutscher und mundartlicher Weihnachtslieder eingeschrieben sind, neben den gleichfalls im Buche verzeichneten uralten Oster- und Pfingstrufen wohl das Kostbarste unter den 100 Liedern dieses Buches, die vom bäuerlichen Schreiber überdies mit zum Teil farbigen Anfangsbuchstaben verziert und mit buntbemalten Bildbeigaben ausgestattet sind. „Gesängerbuech" benannte der Bauer das größere Buch (Folioform). Es ist zweigeteilt und enthält — ebenfalls mit verzierten Liedanfangsbuchstaben und je einem bunten Titelblatt geschmückt — in der ersten Hälfte 374 geistliche, im zweiten Teil 298 weltliche Lieder, ferner einige Scherze in Prosa, 88 Rätsel und im Anhang einige Aufzeichnungen aus dem Gebiete des alten Volksglaubens, sowie der ländlichen Sympathieheilkunde (Zaubersprüche und dergl.).[1]

Im geistlichen Teil stehen außer Christusverherrlichungen (darunter wieder viele Weihnachts- und Hirtenlieder), Marienliedern und Heiligenanrufungen alte Totengesänge und bilderprächtige Lieder von der weltlichen Eitelkeit und ihrem raschen Vergehen.

Die weltliche Gruppe gibt nach einer Gattungszusammenstellung der im Buche wahllos nacheinander eingeschriebenen Lieder einen trefflichen Einblick in das bäurische Kulturleben der damaligen Zeit — die Aufzeichnungen beginnen im Jahre 1796 und enden mit dem Jahre 1815 —. Da der Bauer jedenfalls alles, was ihm an alten, wie auch neueren Liedern bekannt war und gefiel, einschrieb, spiegelt sich in dieser Sammlung nicht nur das Bauernleben als solches, sondern auch der Bauer in seinen Beziehungen zu den verschiedenen anderen Ständen auf dem Lande und zum Städter.

Die erste Stelle an Reichtum und Mannigfaltigkeit nehmen, wie in fast allen Liedersammlungen, ob alt oder neu, die Lieder von der Liebe Lust und Leid ein. Liebessehnsucht und Werben von Mann und Frau, Eifersucht und Neid, Falschheit und Untreue, ganz spärlich auch die Treue, werden in diesen Liedern besungen. Von da führt der Weg über die lustigen, heiratsgegnerischen Junggesellen zu den heiratsfreudigen Jungfräulein und weiter zur Ehe, die in Hochzeitsgesängen, Ehestandsliedern, Warnungen vor schlechter Kindererziehung, am stärksten aber und ausgiebigsten in einer Gruppe von Ehestreitliedern — wobei die Schuld entweder am Manne liegt, der allzeit betrunken nach Hause kommt oder sie die böse ewig keifende Zange ist, die ihm das Leben verbittert — ihren Ausdruck findet.

[1] Eine Gattungsanordnung des Gesamtinhaltes beider Liederbücher ist in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jahrg. XXIV (1918), Heft I — III, zusammengestellt. Dortselbst sind im Anschlusse an die Einteilung auch einige Lieder und Rätsel in der Schreibweise des aufzeichnenden Bauern abgedruckt.

Überaus reichhaltig ist die Gruppe der Standeslieder. In erster Linie kommt hier der Bauer selbst zur Geltung. Da gibt es neben Lobgesängen über seine Vorzüge auch Klagen auf schlechte Zeiten, Dienstbotenelend, Hochmut unterm Bauernvolk. Andere Lieder schildern Sitten und Bräuche des Landvolkes, seine Gewohnheiten des Rauchens und Schnupfens, seine Modetorheiten und dergleichen. Hieher gehören auch die Dreschlieder, ausgesprochen derbe Freß- und Saufgesänge derart, wie sie wohl unsere volkläufige Redensart „Er frißt wie ein Drescher" verursachten. Über Körper- und Gemütszustände, Krankheit vor allem, berichten gleichfalls sehr derbe Zwiegesänge zwischen Bauer und Bader. Die Lieder von Unzufriedenheit und Ärger, von Weltverachtung und Weltverdruß, sowie die von Lebenslust und Zufriedenheit erfüllten und jene, die Gelassenheit, Stolz, Selbstbewußtsein zum Ausdruck bringen, dürften — wie auch ihre meist hochdeutsche Schreibweise zeigt — zum Großteil nicht bäuerischen Ursprungs sein. An Ständen sind ja neben dem Bauer auch Hoch- und Mittelstand vertreten, ersterer im Pfarrer und Kaplan, auch im Bader, die allerdings alle nicht sehr ehrfurchtsvoll behandelt werden. Der ländliche Mittelstand findet seine Verherrlichung in den Handwerksgesängen, Lobliedern auf die einzelnen Handwerker. Aber auch Handwerkerverspottungen begegnen uns mehrfach. Sie rücken selbstverständlich in erster Linie der ehrsamen Schneiderzunft zu Leibe, der sogar eine Schneiderlitanei gewidmet ist. Von den übrigen Standesliedern sind die Wildschützenlieder ausgesprochene Bauernlieder. Waren doch der Bauer und seine Knechte seit jeher die erfolgreichsten und gefährlichsten Wilderer. Die Sammlung enthält aber auch ständische Jagdlieder in hochdeutscher Fassung. Andere Lieder besingen die Leiden des Soldatenstandes, die ja dem Bauernburschen immer besonders arg fühlbar waren. Ein aussterbender und ein bereits ausgestorbener Stand, der Nachtwächter und der Ölträger, kommen hier gleichfalls noch zu Worte. Allerlei harmlose oder auch arg anrüchige Gesellen wie Einsiedler, Lumpensammler, Bettler, Räuber, Mörder schließen den bunten Reigen dieser Standeslieder.

In bäuerlichen wie auch städtischen Liedern wird die Naturschönheit und das Tierleben in Wald und Feld besungen. Mit vertreten ist auch die ländliche Unterhaltung. Neben den Landesgesängen der Wanderburschen und kunterbunten Bänkelsängerliedern sind da die ungereimten und gereimten Volksrätsel — darunter auch ein altes Rätsellied — zu erwähnen und die mehr berüchtigten als berühmten „Moritaten", gereimte Mordgeschichten, die auf dem Lande wohl höchstens als Jahrmarktserinnerungen gesungen wurden und länger am Leben blieben. Kulturgeschichtlich sind auch sie beachtenswert, wie denn z. B. eine von ihnen die uralte Bahrprobe aufweist.

Einen starken Einschlag bilden, der Zeit entsprechend, geschichtliche Ereignisse, wie die Reformen Kaiser Josef II. (Abschaffung der Bauernfeiertage und Anordnung einer Grundausmessung im Innviertel), seine und Maria Theresias Kriege und ganz besonders die kriegsliederreiche Franzosenzeit, die in einigen ulkigen Spottliedern auf Napoleon ausklingt. Mit ihnen schließt auch das Buch ab.

Noch ein anderes zeigt diese Liedersammlung: Die Dehnbarkeit des Begriffes „Volkslied". Von einem Bauern auf dem Lande gesammelt und aufgeschrieben, sind im Grunde genommen alle im Buche enthaltenen Lieder — mit Ausnahme vielleicht der Moritaten — als „Volkslieder" zu bezeichnen, auch die geschichtlichen, deren eines — ein Napoleonlied — sogar die Bezeichnung „Volkhlied" trägt. Was der Bauer an Liedern aufschrieb, war ihm jedenfalls hauptsächlich aus mündlicher Überlieferung bekannt — damals lebten ja die liederreichen Spinnstuben noch — oder aus gedruckten sogenannten fliegenden Blättern, also auch aus volkstümlicher Quelle. Und doch stehen im Buche, besonders unter den Liebesliedern, eine Reihe von Gesängen, z. B. Schäferlieder mit den Namen der klassischen, im Rokoko wiedererweckten Hirtendichtung, die gewiß nicht im Volke entstanden sind, wie denn auch diese Namensschreibungen den Bauer auf allerlei köstliche Abwege lockt, so daß er z. B. die klassische Jagdgöttin „die Anna" benennt, ein Beweis, daß dieses Lied auf dem Lande gesungen und nach dem Gehör

aufgezeichnet wurde. Bezeichnenderweise fehlen die damals doch in Blüte stehenden Lieder der Anakreontik mit ihrer unechten Wein- und Liebeskünstelei, die wohl nie den Volkston traf. Der engherzigsten Auffassung des Volksliedbegriffes, das „echte" Volkslied müsse im Volke entstanden sein, dürften freilich vielleicht nur einige von den alten Grasliedern Genüge tun, denn selbst unter den mundartlichen Bauernliedern weisen manche unzweifelhaft darauf hin, daß auch ihr Dichter eine bestimmte, damals weitherum bekannte Persönlichkeit war. Viele Lieder, gerade die klanglich schönsten, sind ihrer Entstehung nach gewiß Kunstlieder, die sich das Volk aus Wohlgefallen am Wort oder wohl noch häufiger an ihrer Weise zueignete. So waren sie einmal alle im Volke lebendig, sind mithin richtige Volkslieder. Wie rasch der Wechsel geht, zeigt die Tatsache, daß heute nach wenig mehr als hundert Jahren von all den vielen weltlichen Liedern kaum mehr ein Dutzend in der hiesigen Gegend gesungen wird oder auch nur alten Leuten bekannt ist.

Im folgenden sind einige Lieder aus dem „Gesängerbuch" abgedruckt. Für ihre Auswahl waren, abgesehen von einigen kulturgeschichtlichen „Denkwürdigkeiten", ein mutmaßlich hohes Alter, klangliche Schönheit, Empfindungstiefe oder bilderprächtige Anschaulichkeit maßgebend.

Was das Bekanntsein der Lieder anlangt, so sind von den 298 weltlichen Liedern in den großen deutschen Volksliedsammlungen: Herder, Uhland, Simrock, Wunderhorn, Erk-Böhme, Hoffmann von Fallersleben, Erlach, Schlossar, Tschischka-Schottky, Mittler, Reifferscheid, Dithfurth und Hartmann insgesamt nur ungefähr 60 Stück abgedruckt, auch die zumeist in Anderform oder mit mehr, bzw. weniger Strophen.[1] Die Sammlung John Meier „Kunstlieder im Volksmunde" enthält sonderbarerweise nur ganz wenige von diesen Liedern, ein Beweis, daß auch die im Buche enthaltenen „Kunstlieder" das rasche Vergessenwerden ihrer ländlichen Genossen traf.

Hinsichtlich der Schreibung in den folgenden Liedabdrucken sei bemerkt, daß von der äußerst willkürlichen Schreibweise des aufzeichnenden Bauern abgesehen wurde, um die Lesbarkeit nicht unnötig zu erschweren. Nur die klangschönen, alten Formen wurden beibehalten und die Eigenheiten der alten Rechtschreibung.

In der mundartlichen Darstellung wurde die alte Bezeichnung aei oder aey für oa beibehalten, hingegen die Bezeichnung des hellen a durch ä aufgelassen, um eine Verwechslung dieses mit zwei Strichen bezeichneten ä = helles a mit dem ä-Umlaut a zu vermeiden, wie es bei einem auch in diesem Buch eingeschriebenen Liede den Herausgebern des „Wunderhornes", denen offenbar auch eine solche Schreibart vorlag, geschehen zu sein scheint, da sie das Lied „Schönes Salzburger Mädl, mit dein krausn Härl" beginnen lassen, während die Mundart doch Madl-Harl spricht. Da auch die von unseren heutigen Mundartdichtern gebrauchte Bezeichnung á für helles a ungünstig ist, da sie abgesehen von dem störenden Bild dem Unkundigen eine Verwechslung mit Betonungszeichen nahe legt, wurde die Bezeichnung des über dem a geschriebenen kleinen o, also $\overset{\circ}{a}$ für das dumpfe a verwendet, hingegen das helle a unbezeichnet gelassen.[2]

1. Unser Knecht der Veitl.

1.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja kein Roß nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda an Felberstock,
Macht ihm draus ein Reiterroß.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

2.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja kein Sattl nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda die Ofngabel
Macht ihm draus ein Reitersattel.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

[1] Da eine eigene Abhandlung den Zusammenhang der nach und nach veröffentlichten Braunauer Lieder darlegen wird, sind den einzelnen Liedern nur die nötigsten Winke beigegeben.

[2] Diesmal muß wegen Druckschwierigkeiten das dumpfe a noch unbezeichnet bleiben, das nächste Heft wird aber Weihnachtslieder der Sammlung bereits in der beabsichtigten Schreibung bringen.

3.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja kein Zam nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda ein Kittlbram,
Macht ihm draus ein Reiterzam.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

4.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja kein Sabel, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda das Kreutzenstabal,
Macht ihm draus ein Reitersabel.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

5.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn
Er hat ja keinen Mantel nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda Kittlflanken,
Macht ihm draus ein Reitermantel.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

6.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja keine Stiefel, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda ein Rührkübl,
Macht ihm draus ein Reiterstiefel.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

7.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja keine Sporn nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda Distl und Dorn,
Macht ihm draus die Reitersporn.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.

8.

Unser Knecht, der Veitl, ein Reiter will er werdn;
Er hat ja kein Hüetl nicht, wie will er einer werdn?
Da nimbt sein Mueda das Rohrthürl,
Macht ihm draus das Reiterhüetl.
Reit, Veitl, reit, es ist kein Narredey.[1]

2. Zur Nacht, wenn alles schnarcht und liegt.

1.

Zur Nacht, wenn alles schnarcht und liegt
In weichen Federbetten,
Wenn Fledermaus und Eul' umfliegt,
Gespenster geh'n in Ketten;
Da geh ich in dem Hof einher,
Mit meinem Stock von Eisen schwer
Und schreye und schreye.

2.

Kein Dieb, er sey auch noch so frisch,
Soll mir zu Leibe kommen.
Er wird als wie ein Flederwisch
Von mir beim Arm genommen
Und immerfort ins Loch gebracht.
Dann geh' ich ruhig fort die Nacht
Und schreye und schreye.

3.

Seh' ich die Mädchen noch beim Span
Sich Rock und Mieder flicken,
Da komm' ich wie der wilde Mann
und fange an zu spücken.
Da gehts zu Bette ohn' ein Wort
Und lachend geh' ich wieder fort
Und schreye und schreye.

4.

Und will ein Knecht sich irgendwo
In abgelegnen Ecken,
Mit einer Magd sich so und so
Zur Lustbarkeit verstecken,
Husch, schleich' ich sachte mich hinan
Und bin ich da, so fang' ich an
Zu schreyen, zu schreyen.

5.

Früh, wann die Morgenröthe lacht
Und nun die Morgenglocke
Ihr ding dang, ding dang, ding dang macht,
Geh' ich mit meinem Stocke
In meine Kammer hoch hinauf,
Leg' mich ins Bett und höre auf
Zu schreyen, zu schreyen.

3. O, stütze noch den Lebensmüden.

1.

O, stütze noch den Lebensmüden,
Der froh zum Grabe wankt
Und dir für deinen Dienst hienieden
Aus vollem Herzen dankt.

2.

Das bischen all, was ich besitze,
Wie wollt' ich's mir erfleh'n,
Wie wollt' ich ohne deine Stütze
Im Lande betteln geh'n?

3.

Du nährest den, den man verstoßen,
Wohlthätig in der Not
Und doch wird keiner von den Großen
Bei deinem Anblick rot.

4.

Gesegnet sey (du) schlanke Fichte,
Aus der man dich geschnitzt;
Gesegnet von dem lahmen Wichte,
Den sie im Jammer stützt.

[1] Wird auf dem Lande in Aenderform als Kinderlied (Reiterliedlein beim Schaukeln des Kindes auf dem Schoß) hie und da noch heute gesungen. Vgl. die abweichenden Fassungen: Heimat 1910, S. 77 ff und „Aus da Hoamát", 17. Band, S. 209 f.

5.

Wie stand sie einst, an Kraft und Fülle
So frisch und stark wie ich.
Wir fielen, ich im Schlachtgebrülle,
Und sie im Hain für mich.

6.

Nun ist sie eines Helden Krücke,
Sie, die im Sturme stand;
Des Helden, dem sein Mißgeschicke
Statt Lorbeern Dörner wand.

7.

Mit Thoren fliegen zum Gewehre
Und ernten hintendrein,
Der Armut Lumpen statt der Ehre
Und Holz für unser Bein!

8.

Und doch, mit thränenvollem Blicke,
In den mein Herz sich gießt,
Dank ich dir, liebe, theure Krücke,
Daß du mein alles bist.

9.

Dir dank ich jede kleine Gabe,
Dir jeden Bissen Brot,
Den segnend mir von fremder Habe
Das karge Mitleid bot.

10.

Dafür sollst du in wenig Tagen
Auf meinem Grabe stehn,
Und jedem durch ein Blättchen sagen,
Was er an dir geseh'n.

11.

Den magern Rest von dem Gewinste,
Den ein Soldat erwarb,
Der für den Schweiß gerader Dienste
Als lahmer Bettler starb.

4. Ein Schneider von sein besten Jahren.

1.

Ein Schneider von sein besten Jahren
Nimbt Urlaub von der Welt.
Wollt' z'sambt der Gaeiß in Himmel fahrn
Und hat den Weg verfehlt.
Dort kombt er in ein frembdes Land,
Wurd gnommen in Verhaft.
Ich sollt's nicht sagn, es ist ein Schand
Der ganzen Meisterschaft.

2.

Der Schneider weist sein Kundschaft auf,
Sein ehrlichen Nam' zu Lieb.
Da find man in sein Lebenslauf,
Daß er war ein Fleckldieb.
Aft legns ihm gley ein Leibring an
Und halten drüber Rath,
Wie viel der guete Schneidersmann
Schon Fleckl einpackt hat.

3.

Sein Binkl wurd ihm confisciert
Und wurd ihm gnommen weg
Und wie s' ihn habmt recht vistiert,
Findens achtzigtaußend Fleck.
Von Sammet, Seiden, Pers, Carton,
Von Leder, Zwilch, Criffet,
Daß man die halben kaum nennen kann,
Was er nicht selber b'steht.

4.

Drauf nehmen's ihm sein Hab und Guet,
All seine besten Ding'.
Sein Nadel, Pfriem und Fingerhuet,
War aber all's viel z'gring.
Eins habn s' ihm aber licidiert,
Wie auch sein Ellenstab
Und habmt den Schneider expediert,
Wie ich vernommen hab.

5.

Der Schneider denkt in seinem Sinn,
Käm' ich nur diesmal aus
Und schleicht sich bei der Küchenthür
Beim Schlüsselloch hinaus.
Er setzt sich schleunig auf die Gaeiß,
Setzt starke Sporn im Streich.
Viel Glück, mein Schneider auf die Raeiß,
Viel Glück ins Himmelreich.

6.

Der Schneider kombt zur Himmelsthür
Und thät um Arbeit fragen.
St. Peter der sprung gleich herfür
Und thät ihm kurz absagen.
Geh pack dich bald, du Fleckldieb,
Mach mir da nicht lang Gspaciß,
Wär den im Himmel auch ein Ort
Für d'Schneider und für Gaeiß?

7.

Der Schneider reist vom Himmel weg,
Ganz traurig und verzagt.
Denkt, wann ich da nie gwesen wär,
Jetzt han ichs recht erfragt.
Wie uns hat St. Peter gschworn,
Wär das a schlechter Gspaeiß,
So wär'n die Schneider all verlorn
Auf ewig, sambt der Gaeiß.

8.

Z'letzt kombt er in die Luftrevier,
Er wollt' noch kehren ein.
Er trunk noch gar a Halbe Bier
Und a ein Seitl Wein.
Allein, das war sein letzter Gspaeiß,
Er wünscht, dies macht ihn schnell,
Und reist den Schneider sambt der Gaeiß
In d'Höll mit Leib und Seel.

5. Wie hör' i nöt alleweil finga.

1.

Wie hör i nöt alleweil finga so lang,
Von den Wildpratschützen in Salzburgerland,
Das er ist so kinstla aufs Schießen abgricht,
Das freut mi vor allen, halts a selba mit.

2.

Das heimblich Wildschießen, das ist halt mein Freud,
Um vier und fünf Jaga han i mi nix keit.
Und a no jetzunda, ließ i mirs nöt wirn,
Das heimlich Wildschießen freut mi für mein Löbm.

3.

Danagst bin i ganga auf Pürsten hinaus,
Da renand fünf Jaga heraus aus den Gstrauß.
Sö schießen und hauen auf mich all zugleich,
Ha, ha, meinö Jaga, laßts eng na daweil.

4.

Da nahm i mein Flinkl und spanats gschwind an,
Halts Jaga, ös wüßts nöt, was i öpa ka.
Da hats mir glei grat'n beim Mostflikarament,
Ha drey Jaga gschossn, ist kaeina weit grent.

5.

Die zwen hambt gley bötn, um Gnad und Pardon,
Nam i mein Flinkl gleich wieder in d'Hand.
I schmierats um d'Schedl, das's Flinkal alls klingt,
I dat eng nöt fürchten, warnt no enga fünf.

6.

Jetzt müest ma's versprödha und müest ma's zuasagn,
Oder i will eng no rechtschaffa zwagn.
Das ös mir kaey Steibl in Wög mer wollt lögn,
Das i kan Wildschießen, so lang i ha's Löbm.

7.

Aft hambs ma's versprocha und hambt ma's zuagsagt,
I will i erst schießen, daß donnert und kracht.
Da gögnt mir a Hirschl, das gögn mir herlauft,
Das brenn i gley nieder, denk mir i ha Verlaub.

8.

Wollts öpa wissen, wie i haeis mit mein Nam?
In Salzburgerland bin i gar wohl bekannt.
I haeis wie mein Vada, das will i eng sagn
Und wann ös nöt glauben wollt, kins hingehn, kins fragn.

6. Mein einziger Trost auf Erden.

1.

Mein einziger Trost auf Erden
Du bist ja ganz und gar,
Daß ich dein möchte werden,
Glaube mir's nur fürwahr.
Mit Schmerzen tue ich ansehen,
Wann dir sollt Leid geschehen.
Dir dienen und dich ehren,
Ist mein einziges Begehren.

2.

Keine Mühe reuet mich,
Täglich zu sehen dich,
Drum schwör' ich ohne Scherz,
Daß ich dich lieb von Herz.
Wie lang wird mir die Zeit,
Wann ich halt von dir scheid.
Der Mensch muess sein verfluecht,
Der dich verachten tuet.

3.

Du wahrlich ja nicht bist,
Erfüllt mit falscher List,
Bild dir es nur nicht ein,
Daß ich verg'sse dein.
Wann du mich tuest anblicken,
Tuet sich mein Herz erquicken,
Es ist mir möglich nicht,
Zu meiden dein Gesicht.

4.

Von dir ja los zu werden,
Bringt mich schier unter die Erden.
Daß ich dir Feind will sein,
Bild dir's nur gar nicht ein.
Wann ich halt bey dir bin,
Erfreut sich mein Herz und Sinn.
Der zu dir hat ein Muet,
Erlangt groß' Ehr' und Guet.

7. Mein Herz ist voller Wunden.

1.

Mein Herz ist voller Wunden
Und glühend verbrannt.
Du hast es gebunden
Mit ewigem Band.
Mein Herz ist geplaget
Und meldet nicht viel,
Nur seufzet und klaget
Und schweiget ganz still.

Der Mund muß oft sprechen,
Verbiet's doch das Herz,
Die Banden zu brechen,
Sind bei mir kein Schmerz.
Du hast mich gebunden,
Ich lebe nicht frei,
Ach, heile die Wunden,
Daneben die Treu'.

2.

Ich liebe und leide,
Wann es ist dein Will',
All' andere ich meide,
Nur du bist mein Ziel.
Ich trage die Ketten
Und stelle mich frei,
Mein Herz weiß am besten,
Wer leidet dabei.
Das Auge verstellt sich,
Ich finde kein Trost,
Das leid' ich geduldig,
Wann's 's Leben auch kost.
Ich hör' auf zu lieben,
Dir beständig zu sein,
Wann mir nur vergunnt ist,
Deine Liebe allein.

3.

Ach leide die Wunden,
Nicht lösche den Brand,
Dich hat ja gebunden
Die treueste Hand.
Verstelle die Klage,
Erwarte das Glück
Und niemals beklage
Die wankenden Blick'.
Was darfst dich beklagen,
Es muß schon so sein;
Verstellende Liebe
Bringt Freuden allein.
Von mir bist gebunden,
Begieb dich zur Ruh',
Es heilen meine Wunden
Die deinigen zu.

4.

Leb' hin ohne Leiden,
Wann's möglich kann sein,
Der Himmel gibt Freuden
Ja selten allein.
Drum trage die Ketten
Freiwillig nur fort,
Such dich nicht zu retten,
Es hilft ja kein Wort.
Die Lieb' muß erhalten
Dein Leben und mich.
Mich einmal ergeben
Nur gänzlich an dich,
So muß ja mein Leben
Mit Lieb' sein ergötzt,
Lieb'swunden zu heilen,
Das Herze verletzt.

8. Ach, könnt' ich dich recht lieben.

1.

Ach, könnt' ich dich recht lieben,
Du englische Gestalt,
Dein' Falschheit nur recht üben,
Damit wärst du bezahlt.
Die Treu hast du gebrochen
Und bist von mir entloffen,
Das ist das allerbest,
Weils mir nie ernst gewest.

2.

Dich überall beglücken,
Das sahest du gar gern.
Man sah in deinen Blicken
Viel Freuden noch von Fern;
Viel Complimente machen,
Mueß ich nur deiner lachen.
Das ist das allerbest,
Weils mir nie ernst ist g'west.

3.

Du bist ja nicht alleine
Die Schönste in der Welt.
Es gibt schon noch ein Feine,
Die meinem Herzen g'fällt.
Hab' oft geliebt nebst deiner,
Getreu bin ich gewest keiner.
Du gäbst mir zwar den Rest,
Wenn's mir wär' ernst gewest.

4.

Fahr' hin, du falsche Liebe,
Wohin du immer willst.
Dein Falschheit nur recht übe,
Nach der du allzeit ziehlst.
Die Liebe macht viel Narren,
Das hab' ich selbst erfahren.
Ich wär der allergrößt',
Wenn's mir wär' ernst gewest.

9. Mein Vergnügen ist das Denken.

1.

Mein Vergnügen ist das Denken,
's Denken ist mein Freud und Spiel.
Thun mir gleich die Sorgen winken,
Ich kann denken was ich will.
's Denken bringt mir süeße Freuden,
's Denken bringt mir Trost im Leiden.
Reden andere noch so viel,
Ich kann denken was ich will.

2.

Thun sie mich hassen oder lieben,
Jedoch bleib ich wer ich bin.
An dem Hirn stehts mir nicht geschrieben,
Was ich führ' in meinem Sinn.
Ich kann reden, lachen, scherzen,
Jedoch geht's mir nicht von Herzen,
Außer dorten, wo ich will,
Aber alles in der Still'.

3.

Die Gedanken sind allein,
Einem Menschen nur getreu,
Darum denke dir das Deine,
Wann du sein willst ohne Gschrey.
Sollt' ich einen Rat dir geben,
Wie du kannst vernünftig leben?
Red' und scherz' nicht gar zu viel,
Denk' dir alles in der Still'.

4.

Süeßes Denken, mein Vergnügen,
Meines Lebens Süeßigkeit,
Du kannst machen mich obsiegend,
In so hart' und großem Streit.
Wann zwey Herzen seind recht verstanden,
Geht die Mißgunst bald zu schanden,
Wann getreu und in der Still',
Eins das andere lieben will.

10. Was hilft die ganze Welt.

1.

Was hilft die ganze Welt
Samt ihrem Guet und Geld?
O Eytlkeit!
Urplötzlich all's verschwind,
Gleich wie der Rauch im Wind.
O schnöde Freud'!

2.

Was hilft all Macht und Pracht?
Zerrinnt all's über Nacht.
O Eytlkeit!
Hat weder B'stand noch Heb',
Gleich einem Spinng'web.
O leere Freud!

3.

Was hilft hochedler Nam',
Uraltes G'schlecht und G'stamm?
O Eytlkeit!
Szepter und Hirtenstab,
Mueß alles in das Grab.
O eytle Freud!

4.

Was hilft großgünstigs Glück?
Wart nur ein Augenblick.
O Eytlkeit!
Wie bald verdorrt das Gras,
So bald bricht Glück und Glas.
O kurze Freud!

5.

Was hilft's, wann dir schon d' Welt
Verheißt viel und nicht hält?
O Eytlkeit!
Für Gold giebt sie dir Bley,
Lacht dich noch aus darbey.
O saure Freud!

6.

Was helfen große Schätz',
Mit Gold gepflastert Plätz?
O Eytlkeit!
G'färbt Sand, g'färbt Kieselstein,
Ist Gold und Edelgstein.
O Kinder Freud!

7.

Was hilft Burg und Palläst'?
Gleich einem Schwalben Nest
O Eytlkeit!
Ist gmacht aus Kot und Lett',
So bald zu Trümmern geht!
O kurze Freud!

8.

Was hilft dein Gwerb und Gwinn?
Weißt kaum damit wohin.
O Eytlkeit!
Vielleicht macht ihm noch heut'
Der Tod dies' all's zu Beut',
O leere Freud!

9.

Was hilft stark, gsunder Leib,
Wann d' Seel' drinn krank verbleibt?
O Eytlkeit!
Braucht nur ein kleinen Stoß,
Fallt z' Boden Mann und Roß.
O eytle Freud!

10.

Was helfen Freudenfest,
Wo alles lebt aufs best?
O Eytlkeit!
Oft man am Freudentag
Stimmt man schon an die Klag.
O kurze Freud!

11.

Was hilft guet Tractament,
Speis, Trank ohn' Maß und End?
O Eytlkeit!
Wo oft schleicht mit dem Wein,
Der bittere Tod hinein.
O theure Freud!

12.

Was hilft hübsch Saitenspiel
Wie mans nur stimmt und will?
O Eytlkeit!
Der Tod schon d' Sait abspannt,
Schlägt d' Lauten an die Wand.
O lose Freud!

13.

Was hilft hübsch plumper Rock,
Aufputzt sein wie ein Dock? [1]
O Eytlkeit!
Den Würm ist er bereit
Zu einem Hochzeitskleid.
O kahle Freud!

14.

Was hilft Ball und Parquett,
Wo lustig all's hergeht?
O Eytlkeit!
Der Tod im Freudensaal
Macht's Ende überall.
O kurze Freud!

[1] Dock'n = Puppe.

11. Wir genießen die himmlischen Freuden.[1]

1.

Wir genieſſen die himmliſchen Freuden,
D'rum thuet uns das Irdiſch' verleiden.
Kein weltliches Getümmel
Man höret im Himmel,
Iſt alles in ſanfter Rueh.
Wir führen ein engliſches Leben
Und ſeind doch ganz luſtig darneben;
Wir ruefen und ſingen,
Wir tanzen und ſpringen,
Gott Vater uns ſelbſt ſieht zue.

2.

Johannes das Lämmlein ließ laufen,
Die Metzger vortrefflich drauf lauſchen,
Sie führen ein kleines, ja liebliches,
Geduldigs, unſchuldiges
Lämmlein zum Tod.
Auch Lukas den Ochſen thuet ſchlagen,
Kein einziges Bedenken thuet tragen.
Der Wein koſt' kein Heller
Im himmliſchen Keller,
Die Engel ſelbſt backen das Brot.

3.

Willſt Apfel, willſt Birn, willſt Trauben,
(Die Gärtner) dir alles erlauben.
Kohl. Spargel, Fiſolen
Und was wir nur wollen,
Ganz' Schüſſel voll ſtehen bereit.
Voll Kräuterwerk allerhand Arten
Hier wachſen im himmliſchen Garten.
Guet Rehböck und Haſen
Auf offener Straßen
Selbſt laufen zur Kuchel hinein.

4.

Thuet etwan ein Faſttag ankommen,
Die Fiſche im Waſſer erſtummen.[2]
Da lauffet St. Peter
Mit Netz und mit Keter (Köder)
Zum himmliſchen Behälter hinein.
Willſt Hechten, willſt Karpfen, Forellen,
Auch Häring' und friſche Sardellen?
Auf Lorenz Roſt müeſſen
Ihr Leben einbüeſſen.[3]
St. Martha die Köchin mueß ſein.

5.

Thuet einer den Krieg uns ankünden,
Den General wollen wir finden.
St. Michael, der Held,
Der wagt ſich ins Feld,
Die Heiligen geben Sucurs.
Die Engel werfen Granaten,
Der Erzfeind kann uns nicht ſchaden.
St. Georgius, der Ritter,
Der ſtreitet ſo bitter,
Dem hölliſchen Feinde zum Trutz.

6.

Es iſt ja kein Muſik auf Erden,
Die unſerer verglichen kann werden.
Eylftauſend Jungfrauen
Zu tanzen ſich trauen,
St. Urſula ſelbſt dazu lacht.
Cezilia mit ihren Verwandten
Und fürtrefflichen Muſikanten,
Ihr engliſche Stimmen
Ermuntert die Sinnen,
Daß alles vor Freuden erwacht.

7.

Beliebet etwan auf d' Scheiben zu ſchießen,
Ein treues Gemüet zu erkieſen,
Willſt würfeln, willſt karten?
Willſt gehen in Garten,
Die Vögel ſtehen ſchon bereit.
Drumb laß dich all hier nicht verblenden,
Zumb Himmel dich allzeit thue wenden.
Dort lebſt ohne Sorgen,
Alle Abend und Morgen,
In Himmel dich niemand beneidt.

[1] Weiſe und Faſſung mit 5 Strophen bei Erk-Böhme, Deutſcher Liederhort, Bd. III, Nr. 1765.

[2] Hier haben alle gedruckten Faſſungen andere Wörter, die keinen klaren Sinn geben.

[3] Dieſer Vers lautet in allen gedruckten Faſſungen unklar: „St. Lorenz hat müſſen, ſein Leben einbüſſen." Erſt die vorliegende Faſſung zeigt klar, warum St. Lorenz in dieſer Strophe auftritt. Sein Zeichen iſt ja der Roſt.

12. Ach ich armer Martin Luther.[4]

(Zwieſang zwiſchen Luther und ſeiner Frau Katharina.)

1

L: Ach ich armer Martin Luther,
Anſtatt Kas und kühlen Wein,
Anſtatt Würſt und gueten Butter,
Sitz ich hier in Qual und Pein.

K: Kas und Butter haſt gefreſſen
Aber ſelten Meſſ geleſen.

L: Liebes Katherl du haſt recht,
Drumb gehts mir und dir ſo ſchlecht.

2.

L: Ach, wär ich im Kloſter blieben,
War ich ſo hoch ſtudiert und gelehrt.
Hätt ich niemal keine Zeitung gſchrieben
Und die hl. Schrift verkehrt.

K: Ja, du haſt ſo lang gſtudieret,
Biſt du mich haſt auch verführet.

L: Liebes Katherl ſchweig nur ſtill,
Sag, es war ja ſelbſt dein Will.

[4] E. K. Blümml, Quellen und Forſchungen zur deutſchen Volkskunde. Band VII. Lied XLIV und Anmerkungen dazu, S. 147.

Alte Bäuerin aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

Junge Magd aus dem Salzkammergut. Nach Chézy 1836

3.

L: Beten, Fasten, Leibskasteyen,
Fallt mir schwer, das sag ich keck.
Ich that mich nicht lang verweilen
Und wurf meine Kutten weg.

K: Beten, Fasten, hast vergessen,
Und darzue brav Bratwürst gfressen.

L: Katherl, Bratwürst, braunes Bier,
Hat geschmecket dir und mir.

4.

L: Jederman kunnt' mich gedulden,
Weil ich mich proper aufgeführt
Und bin ich niemand nichts schuldig,
Darumb hat man mich sehr lieb.

K: Martin Luther, thue nicht prahlen,
Thue zuvor die Bratwürst zahlen.

L: Liebes Katherl schweige dann,
Bratwürst seind bezahlet schon.

5.

L: Liebes Katherl es ist geschehen
Und zu spät ist unsere Reu.
Hätten wir nie einander gesehen,
Warst du im Himmel und ich darbey.

K: Ja du wirst in Himmel fahren,
Auf ein alten Schinders Karren,
Dort studierst du ohne End',
Bis die Bibel dich verbrennt.

6.

L: Ach ich Armer, ganz Verlassner,
In der Höllen ich nicht mehr studier,
Setz mich hin zum reichen Prasser,
Komm, o Katherl, her zu mir.
In der Höllen müessen sitzen,
Darin braten, ewig schwitzen,
Ach ich Armer, weh' allhier,
So gehts Katherl dir und mir.

13. Herr Ponopart wollte auf Reisen gehn.

1.

Herr Ponopart wollte auf Reisen gehn, Adjeh!
Und wieder die Länder am Rhein einmal sehn,
Juhe!
Drum spannte die alte Garde er ein
Und kutschte nach Belgien eyligst hinein.
Juhe, Juhe, Juhe!

2.

In Brüssel da trinke ich guetes Bier, Juhe!
Zu Aachen da hol ich Kasimir, Juhe!
Und Wasser von Farina aus Köln,
Wie will ich die Leute dort plündern und
pröll'n.
Juhe, Juhe, Juhe!

3.

Doch plötzlich rueft Blücher ein: Wer da ihm
zue, o weh!
Und stört ihn in seiner gemüetlichen Rueh,
o weh!
Und Wellington hemmt nun auch seinen Trapp.
Sie spannen den Wagen sammt Zugvieh
ihm ab,
O weh, o wehe, o weh!

4.

Der Marschall Vorwärts packt rückwärts ihn
an, o weh!
Da geht er selbst rückwärts statt vorwärts der
Mann, o weh!
Wie lauft er nach Frankreich bergab und
bergauf!
Verliert gar den Huet und den Degen im Lauf.
O weh, o weh, o weh!

5.

O Codrus, o Niklas, wie kannst du so fliehn,
Adjeh!
Wie werden sie lachen in London und Wien.
Juhe!
Und sehn die Pariser dich wieder zu Haus,
Sie kratzen die Augen dem Keyser heraus.
O weh, o weh, o weh!

6.

Die Preußen und Briten, wie grob sind die
Leut, o weh!
Sie haben den Gast gar erbärmlich gebleut,
o weh!
Ach bliebst du nach Elba mit friedlichem Sinn,
Da kam doch der preußische Vorwärts nit hin.
Ade, ade, ade!

Das Hafnerhandwerk im Landgerichte Wartenburg.

Von Landeskonservator Dr. Oskar Oberwalder.

Die Geschichte unseres heimischen Kunstgewerbes liegt noch sehr im Dunkeln. Das gilt sowohl von diesem ganzen Gebiete menschlicher Kunstbetätigung wie auch von seinen einzelnen Zweigen. Ueber das einst in unserem Lande in so hoher Blüte gestandene Hafnerhandwerk hat Alfred Walcher R. v. Molthein durch sein

außerordentlich reich ausgestattetes Werk: „Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den österreichischen Ländern Oesterreich ob der Enns und Salzburg, Wien 1906“[1] und durch eine Reihe von Aufsätzen, welche in der Zeitschrift des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien „Kunst und Kunsthandwerk“ erschienen sind,[2] viel Aufklärung gebracht, ohne natürlich, wie es eben bei ersten Versuchen geht, das Thema ausschöpfen oder alle Fragen restlos beantworten zu können. Eine teilweise Erweiterung und Vertiefung unserer darauf bezüglichen Kenntnisse soll nun im folgenden versucht werden.[3]

Sie erstreckt sich auf das für die Geschichte des oberösterreichischen Hafnergewerbes äußerst wichtige Gebiet des ehemaligen Landgerichtes Wartenburg; denn dieses war ursprünglich nördlich und östlich, später auch westlich um den Burgfried der landesfürstlichen Stadt Vöcklabruck gelagert,[4] welcher Stadt eine, wenn auch bis jetzt noch nicht völlig klargestellte, hohe Bedeutung in der Geschichte des ganzen süddeutschen Hafnerhandwerks zukommt. Zum ersten Male wird es im Jahre 1320 erwähnt als „das landgericht um Swans“ (Schwanenstadt)[5]. Seit 1456 wird es „Wartenburger Landgericht“ genannt,[6] „weil die Polheimer zu Wartenburg Landgerichtsherren und der Pfleger von Wartenburg Landrichter war, der in dem sogenannten Schrannenhause zu Schwans (Schwanenstadt) das Ding hegte“.[7] Der Umfang des Landgerichtes Wartenburg erfuhr, wie schon angedeutet, im Laufe der Zeit mehrere, vor allem aber zwei größere Veränderungen: Eine Verkleinerung, beiläufig um die Hälfte des ursprünglichen Gebietes, im Jahre 1627 durch die Verkäufe der Herrschaft Puchheim, des adeligen Sitzes Windern und eines Teiles des Landgerichts „neben dem Wildpann und Schrannenhaus zu Schwanß“ an den Grafen Adam von Herberstorf, den bekannten bayerischen Landeshauptmann des verpfändeten Landes ob der Enns, wobei Puchheim ein neues Landgericht wurde;[8] eine bedeutende Vergrößerung wieder durch Abrundung auf Kosten des Landgerichtes Kammer, in welchem ursprünglich auch das Schloß und die Hofmark Wartenburg gelegen waren, dadurch, daß die Inhaber der Herrschaft und des Landgerichtes Wartenburg, seit sie von 1499 bis 1550 das Landgericht Kammer zum Pfande hatten, erst stillschweigend, aber tatsächlich, dann von 1648 an durch Vertrag die landgerichtliche Rechtsprechung auch in dem Bezirke um Wartenburg und Timelkam vom Schlosse Wartenburg aus ausübten und endlich im Jahre 1718 durch Kauf des sogenannten Ainwaldes das Landgericht zu einem zusammenhängenden, in sich geschlossenem Gebiete ausgestalten konnten.[9]

Für die älteste Zeit besitzen wir nur einige zusammenhanglose Nachrichten, die uns den Bestand des Hafnerhandwerks in diesem Landgerichte erweisen. So wird im Wartenburger Urbar vom Jahre 1542 ein Hafner namens Hanns Ornnberger in Thalheim (Oberthalheim nächst Vöcklabruck) genannt.

Im Jahre 1572 zahlt der Hafner Hanns Ernberger in Thalheim Fertiggeld von 2 ß für einen Schuldbrief laut Pflegerrechnung der Herrschaft Wartenburg.[10] Er ist wohl kein anderer als der früher Genannte oder gehört zum mindesten dessen Familie an, da die Schreibweise der Namen in jener Zeit bekanntlich vielen Willkürlichkeiten unterworfen war und ein E sehr leicht mit einem O nach dem tiefen Klange, mit dem das E auch heute noch in unseren bäuerlichen Kreisen ausgesprochen wird, verwechselt werden konnte.

[1] In der Folge angeführt mit „Walcher-Molthein“ und Seitenangabe.

[2] Eine Zusammenstellung davon findet sich im Versteigerungs-Kataloge der Keramik-Sammlung A. Walchers R. v. Molthein bei A. Wawra, Wien 1907, S. 6.

[3] Ich wurde mit dem allergrößten Teile des bearbeiteten Materials durch den Herrn Oberlehrer in Timelkam Josef Berlinger, Konservator des Staatsdenkmalamtes, bekannt, dem ich hiefür wie für zahlreiche schriftliche Aufklärungen und Besorgung von Abschriften an dieser Stelle herzlich danken will.

[4] Ueber die genauen Grenzen und den Umfang des Landgerichtes Wartenburg siehe J. Strnadt „Hausruck und Attergau“, Wien 1908 (S. A.) S. 272 (nach dem Wartenburger Urbar vom Jahre 1904 im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg) und S. 297; J. Chmel, „Hofmarch und Landgerichts-Puechl der Herrschaft Wartenburg im Lande ob der Ens 1611“ im Notizblatt der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1854, 4. Bd., S. 492 f und 495; Historischer Atlas der Alpenländer hgb. von der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1906, Bl. 4 und 9, und die Erleuterungen hiezu S. 21.

[5] Strnadt, S. 193.

[6] Strnadt, S. 195.

[7] Strnadt, S. 271.

[8] Strnadt, S. 274.

[9] Siehe Strnadt, S. 277—279.

[10] Im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg.

Nach derselben Quelle zahlte im Jahre 1581 der Hafner Hans Pumperkehr, „welcher zu Thalheim Inmansweis gewohnt und dies Jahr aus der Obrigkeit gefahren", Abfahrtgeld 1 ß 2 d.

Endlich tut uns die Wartenburger Pflegerrechnung noch kund, daß im Jahre 1605 der Hafner Wolf Khrämbler zu Timelkam sein „Häusl und Hofstädtl daselbst" an den Zimmermann Christoph Premb um 32 fl. 4 ß und Freigeld 3 ß verkauft hat.

Die zeitlich folgenden, bisher unbekannt gewesenen Nachrichten beziehen sich bereits auf die Anfänge einer zunftmäßigen Zusammenfassung der Hafner im Landgerichte. Bevor wir aber darauf eingehen, sei noch auf zwei kurze Notizen aus Walchers bereits angeführtem Werke über die „Bunte Hafnerkeramik usw."[1] verwiesen, leider die einzigen, die auf das Hafnerhandwerk unseres Territoriums Bezug haben. Sie lauten: „Schwanenstadt besaß zwei Hafnerwerkstätten. Sie wurden um 1612 von den Meistern Männinger Hans und Peuerbeck Michael (welcher früher in Lambach arbeitete) und um 1638 von den Meistern Männinger Sebastian und Pläz Hans (Plötz) geleitet; der Ort Herrenschützing, zwischen Lambach und Schwanenstadt gelegen, nennt 1639 den Hafner Felinger Wolf, der wiederholt den Kremsmünsterer Markt mit seiner Ware besuchte".

Damit sind wir aber bereits in jene Zeit hineingekommen, in welcher die Hafnerzunft des Landgerichtes Wartenburg vollkommen ausgebaut war. Ihre ersten Anfänge reichen sicher bis ins 16. Jahrhundert, vielleicht noch weiter zurück. Denn im Marktbuche des Marktes Timelkam vom Jahre 1612[2] finden wir schon nachstehende Aufzeichnungen, welche als die Grundzüge einer Hafner-Ordnung anzusehen sind. Aus ihnen geht nicht nur hervor, daß zu jener Zeit mehrere Hafner in Timelkam tätig gewesen sein müssen, sondern auch, daß sich bereits Mißstände in ihr Handwerk eingeschlichen hatten, zu deren Abstellung eben die schriftliche Niederlegung entsprechender Vorschriften als notwendig erkannt wurde, was auf ein gewisses Alter des Handwerks am Orte schließen läßt. Diese Eintragung im Timelkamer Marktbuche hat folgenden Wortlaut:

„Von den Hafnern.

Alle Hafner im Markt Timelkam, welche jetzt oder hinfüro angenommen, sollen sich fürs erste um den besten Lahm versehen, auch den Zeug oder Tacher wohl arbeiten, alle Häfen, Krüg, Khacher und alle kleine und große, lasierte und unlasierte Arbeit in gemein wohl formen und brennen, gut machen, damit einem um sein Pfennig gute gerechte Arbeit geben werde. Wo auch eines Hafners zu arbeiten begehrt wird und der ihn braucht, schon alle Notdurft hat und selbst dazu gibt, daß er, Hafner, nit mehr als sein Hammer und Arbeit dazu zu gebrauchen hat, so soll der Hafner jedem sein begehrte Arbeit mit Fleiß verrichten, auch mit dem Lohn niemandts beschweren, zum Fall sich aber ainiche unbilliche Forderung oder ungerechte schlechte Arbeit befinde, soll der Hafner an Leib und Gut gestraft und ihm das Handwerk niedergelegt werden."

Woher der Wortlaut dieser Vorschriften übernommen oder aus welchen Quellen bei ihrer Abfassung geschöpft wurde, läßt sich bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse nicht ermitteln. Wohl aber scheint es mir wichtig, festzustellen, daß die bei Walcher-Molthein in Beilage VIII[3] seiner „Bunten Hafnerkeramik" abgedruckte „Hafnerordnung des Grafen Franz Christof Khevenhüller für den Markt Frankenburg ddo. 1. Jänner 1632" nahezu wortwörtlich mit den Timelkamer Hafnerbestimmungen von 1612 übereinstimmen, was beweist, daß diese entweder das Muster für Frankenburg bildeten oder beide auf eine gemeinsame, bisher unbekannte Quelle zurückzuführen sind. Da ferner die Timelkamer Hafnerbestimmungen um genau 20 Jahre älter sind als die von Frankenburg und letztere erst sieben Jahre früher übernommen wurden, als in Timelkam bereits die alle wichtigen Rechte und

[1] Walcher-Molthein, S. 30.
[2] Abschrift im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg.
[3] Walcher-Molthein, S. 104.

Pflichten sowie Gebräuche im Handwerk genau regelnde Hafnerordnung von 1639 erlassen wurde und endlich Frankenburg nach Walcher-Molthein als der bedeutendste Mittelpunkt des Hafnergewerbes in Oberösterreich im 16. Jahrhunderte angesehen werden muß[1] — waren doch im Jahre 1587 vierundzwanzig Hafner dort ansässig —, so dürfte es wohl kein Fehlschluß sein, wenn dem Hafnerhandwerk in Timelkam und damit im Landgerichte Wartenburg eine sehr bedeutende Stellung eingeräumt wird. Durch das hier beigebrachte Material läßt sich dieser Schluß allerdings noch nicht zweifelsfrei erhärten, da uns vor allem noch die Arbeiten fehlen, die man mit Sicherheit Hafnern aus Ortschaften des Landgerichtes Wartenburg zuschreiben könnte, wenn es auch vielleicht noch gelingen wird. Aber davon abgesehen, scheint es uns, doch auch schon aus unseren, hier bereits vorgebrachten und den noch folgenden Mitteilungen möglich, die Bedeutung des Hafnerhandwerkes im Landgerichte Wartenburg, wenigstens in groben Umrissen, zu erkennen. Als ein weiteres Hilfsmittel dazu sehen wir die Hafnerordnung vom Jahre 1639 an, deren Besprechung wir uns jetzt zuwenden wollen, während wir ihren Abdruck im Wortlaute der Übersichtlichkeit halber im Anhange zu unseren Ausführungen bringen.

Die Hafnerbestimmungen des Timelkamer Marktbuches von 1612 scheinen wegen ihrer Einseitigkeit, da sie nur Pflichten der Hafner beinhalten, von ihnen nicht für ausreichend befunden worden zu sein, weshalb sie bei ihrer Obrigkeit, dem Eigentümer der Herrschaft und des Landgerichtes Wartenburg Sigmund Ludwig Freiherrn zu Polheim und Wartenburg bittlich wurden, ihnen Satzungen für ihre Zunft „eine Ordnung" zu erteilen und zu bestätigen. Sie dürften gleich den Welser Hafnern anno 1589[2] auch einen schriftlichen Entwurf hiefür mitgebracht und, wie aus der Einleitung der Wartenburger Ordnung zu ersehen ist, ihre Bitte, außer durch ganz allgemein gehaltene und landläufige Hinweisungen, auch damit begründet haben, daß derlei „Ordnungen" auch an anderen Orten im Gebrauche seien. Ein Hauptmotiv für sie dürfte aber — außer der schon erwähnten Ausgleichung der Pflichten und Rechte gegenüber den Bestimmungen von 1612 — die Erwirkung eines örtlichen und unbedingten Hausierverbotes im Landgerichte gewesen sein; dieses ist nämlich sogleich nach den religiösen Vorschriften unter Punkt 2 aufgenommen worden, was wir sonst bei keiner der bekannten Hafnerordnungen beobachten können, also den Wartenburger Hafnern besonders am Herzen gelegen sein muß, obwohl der Landeshauptmann Adam Graf Herberstorf schon am 27. November 1628 ein strenges Verbot gegen das Hausieren mit Hafnerwaren im ganzen Lande ob der Enns erlassen hatte.[3] Es scheint jedoch von ebenso geringer Wirkung gewesen zu sein wie die kaiserlichen Verbote aus dem späteren 17. Jahrhunderte.

Die Erteilung und Bestätigung der Hafnerordnung für das Landgericht Wartenburg erfolgte am 4. Februar 1639, also zu einer Zeit, wie hier wegen des Geltungsbereiches ihrer Bestimmungen hervorgehoben werden soll, als das Landgericht Wartenburg bereits um jenen Teil, der das neue Landgericht Puchheim bildete, verkleinert, dagegen aber der südliche Teil des Wartenburger Landgerichtes, also die Gegend um Schloß Wartenburg und Timelkam schon unter der Herrschaft der Polheimer zu Wartenburg war.

Welch andere Hafnerordnung mit Ausnahme der darin aufgenommenen örtlichen Gebräuche als Muster für die Wartenburger benützt wurde, ist weder aus ihr ersichtlich noch ließ es sich bisher bestimmen. Wir können nur das eine sagen, daß es von den bisher bekannten Hafnerordnungen des Landes ob der Enns keine war.[4] Als charakteristische Bestimmungen der Wartenburger Ordnung möchten wir hervorheben: Als Jahrtag der Zunft galt der Sonntag nach der Geburt des hl. Johannes des Täufers (24. Juni, also unmittelbar nach der Sonnenwende), der in der Pfarrkirche zu Schöndorf (nächst Vöcklabruck) zu feiern war (Punkt 1), außerdem hatten die

[1] Walcher-Molthein, S. 30.
[2] Siehe hiezu Walcher-Molthein, S. 90.
[3] Walcher-Molthein, S. 103.
[4] Siehe Walcher-Molthein, Abschnitt VIII., S. 87 ff, und den Aufsatz desselben Verfassers „Die Gmundner Bauernfayencen", Kunst und Kunsthandwerk, X. Bd., S. 411.

Hafner des Landgerichtes noch am Fronleichnamstage, der später überhaupt Jahrtag wurde, dem Amte in derselben Kirche und der Prozession beizuwohnen (Punkt 28).

Der Sitz der Lade war der Markt Timelkam (Punkt 1).

Die beiden Schlüssel zur Lade befanden sich in der Verwahrung der Zechmeister (Punkt 1).

Als Meisterstücke (Punkt 3) wurden verlangt:

1. Ein wohlgeformtes Hefen aus zwei Stücken, drei Viertel hoch.
2. Ein Essigkrug aus zwei Stücken für einen Eimer Essig.
3. Ein Pluzerkrug aus zwei Stücken für zehn Kandl.
4. Ein gevierter (viereckiger) reiner Kachel.
5. Ein gevierter (im Viereck gehaltener) grüner Ofen.

Meisterssöhne brauchten nur die letzten drei Meisterstücke zu machen (Punkt 3).

Das bereits erwähnte, unbedingte Hausierverbot (Punkt 2).

Jeder im Landgericht ansässige Meister mußte bei neun Pfund Wachs Strafe in der Lade eingekauft sein (Punkt 5).

Es können aber auch Meister außerhalb des Landgerichtes in die Zunft aufgenommen werden (Punkt 26).

Jedes Zunftmitglied darf nur selbstverfertigte, keine gekauften Hefen auf Jahrmärkte führen, bei Beschlagnahme gekaufter Ware und Strafe durch die Obrigkeit und bei offener Lade (Punkt 6).

Begräbnisvorschrift (Punkt 27).

Gegenüber den anderen uns bekannten älteren Hafnerordnungen aus Oberösterreich kann die Wartenburger als ein Beispiel einer den ländlichen Verhältnissen angepaßten Zunftordnung bezeichnet werden. Denn die von Steyr aus dem Jahre 1485, bezw. 1628 beschäftigt sich, wenn man sie allgemein kennzeichnen sollte, außer mit religiösen Vorschriften, die allen diesen Zunftordnungen, wenn auch mit allerlei Abänderungen, gemein sind, ausschließlich mit den Pflichten und sehr wenigen Rechten der Knechte (Gesellen), die von Wels vom Jahre 1589 will vorzüglich die innere Organisation der Zunft bezwecken und die von Gmunden von 1625 hat meist die Heranbildung der Knechte im Auge, räumt ihnen aber ähnlich den Salzburger Ordnungen von 1578 und 1619, auch bereits wichtige Rechte ein, wie die Möglichkeit einer Kontrolle der Kassegebarung, da nicht bloß die zwei Zechmeister, sondern auch der Altknecht einen Schlüssel der Lade in Verwahrung hatten. Dagegen finden wir, daß die Wartenburger Hafnerordnung das ganze Leben der Hafner vom Eintritt ins Handwerk bis zum Begräbnis und zur Witwen- und Waisenversorgung in freilich oft recht wenig erschöpfenden Regeln, aber ohne einseitige Betonung irgendwelcher Sonderabsichten festlegen möchte. Die Abschnitte über das unbedingte Hausierverbot, die Aufnahme auch außerhalb des Geltungsbereiches der Ordnung seßhafter Meister und die Begräbnisvorschrift, diese nur wieder in den Salzburger Ordnungen von 1578 und 1619, finden wir sonst in keiner der herangezogenen oberösterreichischen Hafnerordnungen wieder. Dagegen fehlen Vorschriften über Arbeitszeit und Löhne — welche in Steyr und Gmunden bestimmt werden — oder über die Größe und Markierung der erzeugten Gefäße — wie in Wels — oder über die Zahl der in einer Werkstätte zu verwendenden Gesellen — wie wieder in Wels — vollständig, wohl deshalb, weil man sie durch den örtlichen Brauch so fest verankert glaubte, daß ihr schriftliches Festhalten überflüssig erschien.

Die Anzahl der geforderten Meisterstücke (5) ist kleiner als in Wels (9) und Gmunden (6), daß aber darunter einerseits ein grüner Ofen — wie in Gmunden — verlangt wird — in Wels dagegen ein Ofen, „der drei Zeil in das gipl hat" (in senkrechter Dreiteilung), in Salzburg ein schwarzer Ofen — und daß anderseits unter den Meisterstücken keines erscheint, das durch seine Benennung auf den Wein Bezug nimmt oder auf eine Füllung mit Wein und daher als Ausfuhrware für Wien und Niederösterreich überhaupt berechnet war — wie in Wels und Gmunden der enge Krug oder „Pluzer" für „Drei-Achtering Wein", in Wels allein der wienerische „Weintegl", der Zwettler Krug oder dergl. — läßt darauf schließen, was hauptsächlichst in Timelkam und Umgebung erzeugt

wurde. Bei dem Pluzerkrug für 10 Kandl, den die Wartenburger Ordnung als drittes Meisterstück verlangt und bei dem man an ein in der Form gleiches oder wenigstens sehr ähnliches Gefäß zu denken hat, das in Wels und Gmunden als „enger Krug" oder „Pluzer" bezeichnet wird, fehlt bezeichnenderweise die Bezugnahme auf den Wein. Weiter ist in dieser Hinsicht auch die Feststellung nicht unwichtig, daß keines der zur Erlangung der Meisterschaft in Timelkam geforderten Gefäße aus dem Boden herausgedreht werden durfte, sondern jedes aus zwei Stücken bestehen mußte.

Endlich sind noch die Taxen in dem ländlichen Handwerke zum Teil niedriger bemessen als in der Stadt; so zahlte man zum Beispiel für die Einberufung einer außerordentlichen Zunftversammlung in Wels im Jahre 1589 zwölf, in Timelkam im Jahre 1639 trotz fortgeschrittener Entwertung des Geldes nur acht Pfennige.

Dagegen aber sah man sich bemüßigt, in Timelkam Vorschriften unter Strafandrohung wegen oft recht primitiver Vergehen von Meistern und Gesellen zu erlassen, während in Gmunden gefließentlich dabei nur Gesellen genannt werden, in Wels aber solche gar nicht für notwendig gehalten wurden, wie gegen den „der sich bey offener Ladt auf den Tisch legt, Es sey Meister oder Knecht" (Punkt 19), oder wenn ein Meister bei der Handwerkslade nicht eingekauft wäre (Punkt 5), was sich in Wels auf die Nichtteilnahme an den Handwerksversammlungen herabmindert.

Damit glauben wir, das Verhältnis der Wartenburger Hafnerordnung zu den übrigen bekannten aus Oberösterreich genugsam bestimmt zu haben. Diese Zunftverfassung scheint bis zum Erlöschen der Zunft, das zeitlich nicht genau bestimmbar ist, zu Recht bestanden zu sein; wenigstens wissen wir nichts weiter von Abänderungen oder Ersatz durch eine jüngere, außer der kleinen Eintragung, die sich im Wartenburger Urbar vom Jahre 1663[1] über die Jahrtage vorfindet:

„8. Die Hafner, so Ebenfalls Iren Jahrs- und auflegtag am Tag Corporis Christi im Markht Timelkham haben[2] und reichen der Herrschaft zu Handten aines Herrschafftsschreibers, welcher gegenwärtig sein mueß, Willengelt acht Khreizer."

Welche Meister zur Zeit der Erteilung der Ordnung oder in der Folgezeit der Hafnerzunft in Timelkam angehört haben, wissen wir nicht genau. Nur zweimal wird das Geheimnis etwas gelüftet. Das erste Mal durch ein Verzeichnis aller Handwerker im Landgerichte Wartenburg vom Jahre 1725[3], in dem als Hafner in Timelkam nur der Meister Urban Stainінger mit zwei Gesellen angeführt wird, während die Eintragung für die übrigen Dorfschaften „Nihil" lautet. Ob diese Eintragung der Wahrheit entsprach, läßt sich nicht überprüfen. Aber daß dies, selbst wenn es der Fall ist, noch keineswegs ein Erlöschen des Handwerks in dieser Gegend bedeutete, geht aus der Konsignationstabelle vom Jahre 1769[4] hervor, laut welcher die Zunft in diesem Jahre noch aus folgenden sieben Mitgliedern bestand:

1. Christian Khraut zu Timelkam.
2. Wolf Thalhammer zu Ampflwang.
3. Christian Hofmann zu Wolfsegg.
4. Wolfgang Thalhammer alda (zu Wolfsegg?)[5]
5. Franz Wanpacher zu Caspartshofen (Gaspoltshofen).
6. Andre Huebner in der Rigledt.
7. Adam Wanbacher zu Ottnang.

Es mag auffallen, daß von diesen sieben Hafnern nur vier im Landgerichte Wartenburg selbst ansässig waren, da die Orte Ampflwang seit 1718 und Wolfsegg seit 1489 zum Landgerichte Wolfsegg gehörten, Gaspoltshofen im Landgerichte Starhemberg lag. Aber die Timelkamer Hafnerzunft hatte seit dem Bestande ihrer Satzungen, wie wir bereits wissen, das Bestreben, auch Meister außerhalb des Landgerichtes Wartenburg sich anzuglie-

[1] Im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg.

[2] Ursprünglich war es, wie wir gehört haben, der Sonntag nach dem 24. Juni.

[3] Im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg.

[4] Im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg.

[5] Er ist vermutlich mit dem unter 2 genannten die selbe Person und hatte wahrscheinlich Werkstätten an zweiverschiedenen Orten, wobei er vielleicht nur in einer arbeitete und die andere bloß erworben hatte, um sich Konkurrenz fernzuhalten. Da er die Hafnergerechtigkeit dann in zwei Orten besaß, wäre es möglich, daß er auch zweimal in der Zunftliste erscheint.

dern[1] und dieses Streben wurde durch die Hafnerordnung für die sieben landesfürstlichen Städte Oberösterreichs vom Jahre 1651, Punkt 5, sehr erleichtert, wonach es „einem Jeden Redlichen Maister, er wohne, wo er wölle, frey Bevorstehen soll, mit vor wißen seiner Habendten grundtobrigkeit, Bey welcher laadt es Ihme geföllig Und zum gelegenisten, sich anzumelden Und einzuverleiben".[2] Diese teilweise Freizügigkeit scheint damals zum allgemeinen Rechtsgrundsatz geworden zu sein. Allerdings bestimmte dann wieder die Hafnerordnung für ganz Oberösterreich vom Jahre 1669[3] in ihrem Artikel 3: „Es sollen auch alle Redliche geymaister, auf dem landt, oder gey, sich in ainer auß den Syben landtsfürstlichen Stötten, da es Haffner Handtwerk hat, wo es Ihnen am nachent: oder gelegensambisten ist, sich mit wißen Und willen seiner grundt obrikheit, in dasßelbe Handtwerch ein Khauffen," aber wenn es die Meister trotz dieses Auftrages nicht taten, obwohl Vöcklabruck oder selbst Gmunden für sie nicht sehr entlegen war, so mußten sie dafür doch einen bestimmten Grund haben, den wir zwar nicht kennen, der aber doch die Schlußfolgerung erlaubt, daß die Timelkamer Hafnerzunft noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts soviel Anziehungskraft besaß, um auch ihr ferner stehenden Meistern die Zugehörigkeit zur Zunft wünschenswert zu machen.

Damit sind unsere bisher in Erfahrung gebrachten Kenntnisse über die Wartenburger Hafnerzunft erschöpft. In Timelkam selbst hat sich keine Urkunde, noch sonst eine Erinnerung an sie erhalten. Wohl aber steht dort noch ein Haus, das über ein Jahrhundert lang im Besitze von Hafnern war und dessen Eigentümer, seit es im Jahre 1701 zum erstenmal in den Besitz eines Hafners gelangte, feststellbar waren. Es trägt jetzt die Nummer 19; im Keller sind noch Spuren des Ofens zu sehen. Dieses Haus kauften am 7. August 1701 der Hafner Wolf Mayr und seine Gattin Elisabeth um 90 fl.[4] Nach Mayrs Tode heiratete seine Witwe am 20. Dezember 1720 den bereits genannten Hafner Urban Stainінger. Nach seinem Tode erwarben das Haus samt der Hafnergerechtigkeit der Hafner Barthlme Riedauer und seine Frau Anna Maria im Jahre 1729 um 140 fl. Riedauers zweite Gattin Johanna verkaufte nach seinem Ableben das halbe Haus samt der Hafnergerechtigkeit am 27. Juli 1757 um 100 fl. an den Hafnergesellen Christian Khraut, der uns bereits als Mitglied der Zunft begegnet ist. Hiebei wurde bestimmt, daß die Witwe dem Handwerk ihr Aufleggeld erlegen müsse und dafür das Hafnergeschirr „vertragen und verkaufen" könne; doch war ihr verboten, „Ampflwanger Geschirr" — das war anscheinend die gefürchtete Konkurrenzware, ähnlich wie für Salzburg die Frankenburger Erzeugnisse[5] — in den Markt Timelkam zu bringen. Sie zog nach Ort ins Kammergut (Ort am Traunsee), wo sie ihr eigenes „Ständl" hatte. Khraut dürfte aber bereits unter der Mißgunst der Verhältnisse stark gelitten oder schlecht gewirtschaftet haben, denn am 11. Juli 1772 verkaufte die Herrschaft Wartenburg wegen Schulden das Haus samt der Hafnergerechtigkeit um 84 fl. (man achte auf die Wertverminderung) an den Hafnergesellen Lorenz Hueber, nach dessen Tode es seine zweite Frau Theresia am 16. Oktober 1778 um 42 fl. übernahm, also bei abermaliger Wertverminderung um die Hälfte. Am 31. Dezember 1789 verkaufte die Herrschaft Wartenburg das Haus samt der Hafnergerechtigkeit an Johann Grünsfellner und seine Braut Walburga um 70 fl.[6] Da die im Lagebuch noch eingetragene Hafnergerechtigkeit später gelöscht wurde, so wissen wir nicht genau, welche von den weiteren Besitzern des Hauses noch Hafner waren. Sie seien daher nur kurz mit dem Tag der Erwerbung des Hauses aufgezählt: Jakob Prenneiß, 23. Dezember 1812; Johann Ludwig Weizenbauer, 1. Juni 1814; Theresia Weizenbauer, 15. Jänner 1822; Johann Nepomuk Plank, 14. November 1822; Adam Prenneis, 10. Dezember 1824; Franz Schober (Kridakauf), 16. Dezember 1826; Magdalena Schober,

[1] Punkt 26 der Wartenburger Hafnerordnung von 1639.
[2] Walcher-Molthein, S. 94.
[3] Walcher-Molthein, S. 96.
[4] Nach den Landgerichtsprotokollen im Schloßarchive zu Alt-Wartenburg, woraus auch die Namen der weiteren Besitzer dieses Hauses bis 1789 geschöpft wurden.
[5] Siehe Walcher-Molthein, S. 108.
[6] Siehe das Josefinische Lagebuch und später das Grundbuch im Bezirksgerichte Vöcklabruck.

23. Jänner 1829; Johann Eckkramer, 14. August 1829; Johanna Leopoldsberger, 20. März 1868; Johanna und Josefa Leopoldsberger, 7. März 1877 bis jetzt. Nur einer von ihnen ist noch als Hafner nachzuweisen, Johann Plank, der als Besitzer des Hauses Nr. 19 in Timelkam, als Mitmeister der Gmundener Hafnerinnung aber, im Jahre 1823 erwähnt wird.[1] Dies brachte Walcher-Molthein auf die Vermutung, daß Timelkam überhaupt in den Kreis der Gmundener Innung gefallen wäre, was jedoch, wie wir gesehen haben, nicht richtig ist, aber für das Jahr 1823 die Wahrscheinlichkeit ergibt, daß damals die Zunft in Timelkam bereits erloschen war.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß wir einige der im Wartenburger Landgerichte vorkommenden Hafnernamen sowohl früher wie später auch anderwärts wieder finden, so daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Träger gleicher Namen auch derselben Familie angehörten. Dies ist wohl nur als eine Folge des erstarrten Zunftwesens überhaupt anzusehen; ja es bleibt bei der Inzucht, die sich im Handwerk eingenistet hatte, sogar verwunderlich, daß wir nicht mehr von diesen Namen sonstwo im gleichen Handwerke antreffen. Von den Namen im Wartenburger Landgerichte finden wir den des ersten Besitzers des Timelkamer Hafnerhauses Wolf Mayr (1701) bei einem Hafner Hans Mayr im Jahre 1639 wieder, was bei der Häufigkeit dieses Namens nicht gerade auf eine Familien-Zusammengehörigkeit beider schließen lassen würde, wenn nicht dieser Hans Mayr gerade in der Timelkam benachbarten Stadt Vöcklabruck Meister gewesen wäre.[2] Hafner namens Hueber, wie unser Andreas Huebner in der Rigledt (1769) und Lorenz Hueber in Timelkam (1772—1778), wenn auch zum Teil mit verderbter Schreibweise wie Huebmer usw., werden erwähnt in Haag in Niederösterreich (1582—1588 und 1600—1630),[3] in Eferding (1615),[4] in Wartberg a. d. Krems (1639)[5] und Offenhausen (ebenfalls 1639).[6] Uebrigens ist auch dieser Name in den österreichischen Alpenländern nicht so selten, daß dabei immer auf dieselbe Familie geschlossen werden muß, aber auffällig bleibt die Tatsache jedenfalls. Von der Familie Thalhammer, der unser Wolf zu Ampflwang (auch zu Wolfsegg) 1779 angehörte, war schon ein Mitglied mit dem Vornamen Jakob zwischen 1612 und 1640 in Lambach als Hafner tätig[7] und die Hafnerfamilie Wanpacher (Wahnbacher), von der wir zwei Angehörige, Adam und Franz, zu Ottnang und Gaspoltshofen als Mitglieder der Timelkamer Hafnerzunft im Jahre 1769 antrafen, finden wir auch bereits 1630 in Wolfsegg verzeichnet.[8] Endlich mag auch noch der in Timelkam zweimal nachgewiesene Urban Staininger (1720—1729) der Vorfahre jener Hafnermeister Josef und Johann Steininger gewesen sein, die von 1839 bis 1847 und von 1848 bis 1860 in Ischl tätig waren.[9]

Die vorstehenden Ausführungen erlauben so lange noch kein abschließendes Urteil über die Stellung der Timelkamer Hafnerzunft und des Handwerkes im Wartenburger Landgerichte in der allgemeinen Entwicklung der Geschichte der Keramik in unserem Lande, als nicht alle urkundlichen Quellen erschöpft und, wie schon einmal betont wurde, Werke von Hafnern aus diesem Teile Oberösterreichs sichergestellt sind. Doch bis uns das gelingen mag, sei eine Vermutung nicht unterdrückt, zumal es überhaupt bezweifelt werden muß, ob sie selbst durch systematische Forschungen bewiesen werden kann und nicht dem Zufalle hiebei eine entscheidende Rolle zugewiesen werden muß. Sie geht dahin, daß das Handwerk in der Stadt Vöcklabruck und seiner Umgebung, also auch im Landgerichte Wartenburg, bereits zu einer Zeit seine Blüte erreicht oder sogar überschritten hatte, aus welcher uns die ältesten bisher bekannten Nachrichten (Mitte des 16. Jahrhunderts) darüber begegnen, und sie gründet sich darauf, daß der mit dem Wappen der Stadt Vöcklabruck verzierte

[1] Walcher R. v. Molthein: „Die Gmundner Bauernfayencen" in Kunst und Kunsthandwerk, Bd. X, S. 423.
[2] Walcher-Molthein, S. 31.
[3] Walcher-Molthein, S. 38.
[4] Walcher-Molthein, S. 29.
[5] Walcher-Molthein, S. 16.
[6] Walcher-Molthein, S. 24.
[7] Walcher-Molthein, S. 29.
[8] Walcher-Molthein, S. 30.
[9] Walcher R. v. Molthein in Kunst und Kunsthandwerk, X. Bd., S. 423.

und mit 1546 datierte buntglasierte „Ofenaufsatz" (Stadtschild?) im österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien,[1] der zum Anlaß wurde, dieser Stadt eine besondere Stellung in der Geschichte des oberösterreichischen Hafnerhandwerks einzuräumen[2] — seine Entstehung in Vöcklabruck selbst vorausgesetzt — keineswegs ein vereinzeltes Werk sein konnte, sondern eine alte Ueberlieferung an seinem Entstehungsorte zur Voraussetzung hat, Vöcklabruck also keineswegs, wie Walcher-Molthein will, nur ein Stapel- und Handelsplatz für Töpferwaren,[3] sondern selbst Erzeugungsstätte gewesen wäre; daß das Entstehen der Wartenburger Hafnerordnung der von Frankenburg, diesem „wichtigen Hafnerzentrum" vorausging und daß endlich der organisatorische Aufwand für das Handwerk im Wartenburger Landgerichte sich kaum rechtfertigen ließe, wenn es nicht eine nachdrückliche Pflege dort gefunden und daher eine höhere Bedeutung gehabt hätte als in jener Zeit, in welcher wir einigen Einblick in die Verhältnisse der Wartenburger Zunft erhalten. Die Schaffung einer wohlbestellten Zunftverfassung, die ja gewiß schon lange vor der Erteilung der Ordnung sich allmählig herausgebildet hatte, ließe sich aber wohl erklären, wenn sie außer der Vereinigung einiger Hafner auch den Zweck verfolgt hätte, dadurch einen bestimmten Entwicklungszustand wenigstens aufrecht zu erhalten, wenn schon nicht fortzubilden. Dieser Zweck würde auch durch Punkt 26 der Wartenburger Hafnerordnung (Aufnahme auswärtiger Meister in die Zunft), der damit noch eine neue Bedeutung gewinnen würde, sehr gefördert worden sein.

Vielleicht waren also Vöcklabruck, Timelkam und diese Gegend die Urheimat jener später zu hohem Ansehen gelangten Hafner in Frankenburg und seiner nächsten Umgebung, die zum Verlassen ihrer bisherigen Arbeitsstätte durch die unmittelbare Nähe, Häufigkeit des Vorkommens und hervorragende Beschaffenheit ihres Arbeitsmaterials, der Tonerde der Frankenburger Gegend[4] veranlaßt wurden, während für die Wahl des ursprünglichen Arbeitsortes, der Vöcklabrucker Gegend, die größeren Absatzmöglichkeiten infolge besserer Straßen- und Marktverhältnisse maßgebend gewesen sein können.

Anhang.

Die Hafner-Ordnung für das Landgericht Wartenburg vom 4. Februar 1639.[5]

Ich Sigmundt Ludwig Freyherr zu Polhaim vnnd Wartenburg etz. Bekhenne füer mich, meine Erben vnnd nachkhomen, Hiemit offentlich; vnnd Thue Khundt Menigelich; Nachdem Ich alß Aigenthomber der Herrschafft vnnd des Landtgericht Warttenburg durch N.: vnnd N: ain Ersambs Hanndtwerch der Hafner in berierten Gericht Seßhafft, Gehorsamblich Ersuecht, vnnd Angelangt worden; das Ich Inen nachuolgendte ordtnung, Waßmassen es Hinfüeron in Iren Hanndtwerch gehalten werden solle; Genedigelich Confirmiern erthaillen vnnd bestätten; Weillen dan dergleichen ordnungen an andern orthen auch in Jeblichen gebrauch, Vnnd sowoll an Ime selbst Löblich, Hailsam vnnd Gueth, alls es die noth erfordert; das ein Jede obrigkheit Zubefüerderung des Gemainen nuz; auch fortpflanzung Zucht vnnd Erbarkheit, an Iren Vleiß vnnd Vermügen nichts Erwinden lassen solle, Also vnnd hierauf Hab Ich solch Ir bitten angesehen; Vnnd Innen angezaigt vnnd vorgebrachte Hanndtwerchsordnung mit Irem begriff vnnd Inhalt, von Landtgerichtlicher Hoch- vnnd gerechtigkheit Confirmiert vnnd bstätt, Thue das auch hiemit wißentlich, vnnd in Crafft diz briefs; Wie hernach Zuvernemben.

Erstlichen, soll Järlichen auf den Sontag nach Johannis des Tauffers in dem Wüerdigen Gozhauß vnnd Pfarrkhürchen vnser lieben Frauen Zu Schöndorff Ein Vigil vnnd Amtt der Heiligen Meß gehalten werden; Darbey sollen Alle Maister vnnd Khnecht

[1] Walcher-Molthein, S. 30 und S. 74, und Abbildung Nr. 122 auf S. 76.
[2] Walcher-Molthein, S. 30.
[3] Walcher-Molthein, S. 30 und 74.
[4] Siehe Walcher-Molthein, S. 31.
[5] Original, Papier, mit aufgedrucktem Siegel, in Pergamentumschlag, zusammengeheftet mit vier roten Seidenfäden. (Schloßarchiv zu Alt-Wartenburg.)

Auf bestimbten Tag, vmb Acht vhr vormittag in berierter Pfarrkhürchen gewißlichen Erscheinen; vnnd dem V: Gozdienst Alles vleiß mit Aller Khürchen Zier vnnd Andacht auch opfergehung beywohnen; vnnd nach Verrichtung dessen sich Jeder bey dem Herrn Vattern, wohin die Herberg gestifft wierdt; einstellen; Wouer aber Maister oder Khnecht verhandten sein wurdten; die sich ohne Erlaubnus der Zechleith nicht Auf den Tag Zu rechter Zeit verfüegen; so soll vnnd mueß solch Vngehorsamen die völlige Jar Tags Zehrung, was auf ainen gebüerth; an Alles nachlassen dem Hanndtwerch erlegen vnnd bezallen; Von solchem gehaltnen Gozhauß soll dem Herrn Pfarrherr von dem Hanndtwerch Järlich Ain Gulden Vier schilling; dem Schuelmaister Vier schilling, sowollen dem organisten souill, vnnd Meßner funffzehen Kraizer geben werden; Es soll auch ain Hanndtwerch Im Marckht Timblkham Ain Ladt mit Zway sonndern Schlüsseln verwarth gemacht werden, dennen die Zechleith Im Marckht, oder darzue verordnet sein; sollen beyhandten haben; damit was in der Ladt vorhandten; vnnd das Jar hin vnnd Täglich felt, nit verlohren, sonndern Verwarth bleibe.

Füers Annder, soll khain khräxsentrager der höffen tregt oder herumfierent, Er sey des Hanndtwerchs redlich oder nit; sowollen khramer der mit höffen oder khächeln herum förth; sollen in dem Landtgericht nicht gestatt vnnd Paßziert werden; sondern durch die verordneten Lanndtgerichts-Dienner Aufgehebt, vnnd alles weggenomben werden; vnnd solt halber Thail der obrigkhait verfallen sein; vnnd halber Thaill in die Ladt.

Zum dritten, der Will Maister werden; soll vnnd Mueß Auf freyledigen Fueß die herbeschribnen Maisterstuckh beschauen vnnd bey der Ladt machen; füer das Erste Ain wolgefurmbtes heffen von Zwayen Stuckhen, das drey Viertl hoch ist; Zum Anndern von Zwayen Stuckhen Einen Eßigkhrueg, darin mueß khomben Ain Emer Eßig, Zum driten Ain Pluzerkhrueg von Zwayen Stuckhen, das darein khönen khomen Zehen khandl, das Vierte stuekh, ainen geuierten rainen Khalchl zum fünfften vnnd Lezten, Ein Wolgesezten gefierten Grienen ofen; Wan Er mit den Vorbeschribnen stuekhen bestendig, ist Er dem Hanndtwerch füer das Maistermall Zu geben schuldig fünff Gulden, vnnd In die Ladt auch Ain Gulden, Wann Er aber mit den Maisterstuekhen nicht bestenndig ist; so soll Er Widerumb ain Jar hinauß Ziechen; vnnd hernach wider khomen; vnnd dieselbigen machen, Wan aber aines Maisters sohn, so in vnnserm Hanndtwerch Einuerleibt, verhandten; der in Vnnserm Hanndtwerch Maister Zu werden begerth, der soll diese Maisterstuekh Allß Nemblichen Ain wollgesezt vnnd gefierten offen, sambt dem Pluzerkhrueg, Wie nit weniger den rainen Kachl machen, vnnd der vbrigen befreit sein. Item Es solle mit des Maisters Töchtern vnnd verwaisten Wittiben, wie mit den Maisterinnen gleichermassen gehalten werden;

Zum Vierten, wan ain Maisterin verwaist, vnnd Zu einer Wittib wierdt; so darf sie sich mit khauffen Heffen bey Irer Werchstatt wolle Erhalten, Vnnd was sy mit redlichem gesindt machen leßt; das darff sy auf einen Jarmarckht führen; aber kain khauffte Häffen nicht, doch wann ein Gannz Ersambs Handtwerch Irer begerth, solte sy Allzeit mit dem Hanndtwerch heben vnnd Legen; vnnd khainen Eintrag noch Waigerung suechen;

Zum fünfften; Wann ain Maister im Landtgericht verhandten ist; der bey der Hanndtwerchsladt nit Einkhaufft were; vnnd das Hanndtwerch Im Landtgericht Arbeitet; der soll von dem Hanndtwerch vmb Neün Pfundt wag gestrafft werden.

Item da ain Stimpler oder Maurer mit machung der öffen Erdapt wuerde, solle Er Alßbalt durch den Landtgerichtsdienner Aufgehebt, vnnd in die Straff genomben werden;

Zum Sechsten soll khain redlicher maister der Hafner der in dieser Handtwerchs-Zunfft Einuerleibt, khain khaufftes Höffen, Es seye groß oder Clain; auf khainen Jarmarckht nit füehren; dan waß Er in seiner werchstatt machen thuet; Zumfall man aber Ainen oder den Andern betretten wuerdte; dieselben

genomben; der obrigkheit verfallen vnnd noch bey offner Ladt gestrafft werden.

Zum Sibenten werden den Maistern vnnd Khnechten der Hafner Auf den bestimbten Jartägen, vnnd andern Zusambenkhonfften, Alle Grein-raufhändl, Zanggen, Scheltworth, wie Es mag namben haben; verbothen; Wo aber ainer oder der Ander khainen nit Außgenomben vber diß verboth handlen wuerde; so soll Er vor Ainem Ersamben Handtwerch vor offner Ladt vmb Vier Pfundt wax gestrafft werden; daruon die Zwey Zur Kürchen, Vnnd die Zway dem Hanndtwerch Zu Zierung des Gozdienst Zuegehörig sein solten;

Zum Achten, Wann ain Maister dem Andern die Arbeith Abredten; darumben schickht oder selbsten geth, der solle vmb Zehen Pfundt wax gestrafft sein.

Zum Neinten, wan ain Maister dem Anndern ainen Khnecht Abredt Auß der Arbeith, der ist gestrafft vmb fünff Pfundt wax.

Zehenten Wan Maister oder Khnecht sich mit Scheltworten gegen einander Vergreiffen; Es were Vill oder Wenig, so soll derselbig vor offner Ladt der gebüer vnnd seinem Verdhienen nach gestrafft werden; Es solle auch khain Handl ohne des füergesezten Viertlmaisters beysein nit vertragen werden;

Ailfften, wan ain Maister oder Knecht sich ohne Habente ursach vngebüerlich gegen den Herrn Vattern hielte; Es were mit worten oder werckhen; wohin die herberg gestüfft, so soll solcher verbrecher der gebüer nach vor offner Ladt abgestrafft werden.

Zwelfften. Wan ain Maister ainen Lehrpueben Auf das Hafner Handtwerch Aufdingt: soll Er nach Handtwerchsgebrauch Auf vier Jarlanng in beysein der Zechmaister wann Ime ain Tag Auf auf sein beschechnes Anmeldten, gegeben würdet; Aufgedingt werden, Aber Aines Maisters Sohn, welcher bey der Handtwerchsordnung Eingekhaufft ist; halber Lehr Jar befreith; Alß dann mueß der Lehrbueb vnuerzogentlich in die Ladt erlegen; Ain Gulden Vier Schilling; vnnd der Maister; Vier schilling; benebens hat es zur Ledigzellung disen gleichen Verstandt; beuorderist aber soll zum Aufdingen der Pueb fünff khandl wein; vnnd der Maister zum Freysagen Ebenmäßig souill, Auch füer das Lehrklaidt Ain Gulden Vier Schilling raichen vnnd geben.

Item Es sollen Auch Alle vnnd Jede Lehr Junger Von den Maistern, so in dem Handtwerch Einuerleibt, Alhie in dem Vorbemeltenn Marckht vnnd offener Ladt Aufgedingt vnnd widerumben Ledig gezelt werden.

Dreyzehenten. Wan der Lehrpueb zwischen seinen Aufgedingten Lehr Jarn von seinem Maister flüchtigen Fueß Thett nemben; so müessen des Lehrpueben Porgen; Zur Straff in die Ladt erlegen; Fünff Guldrn Zween Schilling, oder aber, wan sich der Lehrpueb in seinen Lehr Jarn mit SPillen Erwischen Ließ, Es were Vmb haller oder Pfening, so mueß Ehr in der Ladt Erlegen zur Straff drey Pfund wax; deßgleichen wan Ehr betretten oder Erfahren würdet; vnkeuschheit zu treiben; so soll Er alsPalt Von den Handtwerch ganz vnnd gar abgeschafft vnnd dessen geurlaubt werden;

Vierzehenten, wan man ain Zum Handtwerch Vordert; vnnd khumbt zu der benenten Stundt nicht, der ist gestrafft vmb Ain Pfundt wax.

Funffzehenten Wann ain Maister oder khnecht erfundten wierdt, der Ein Waffen bey sich hat; Es sey groß oder klain bey offner Ladt, der soll vmb Ain Pfundt wax gestrafft werden;

Sechzehenten Wan ain Maister für Ain Handtwerch khombt; vnd wer Voll; vnnd vngeschaffen oder grober geberdten; derselb soll vmb Zway Pfundt wax gestrafft werden;

Sibenzehenten, Wan vor offner Ladt einer Gott lesterst, Er sey Maister oder Knecht; der soll vmb Vier Pfundt wax gestrafft werden;

Achzehenten; der vor offner Ladt auf den Tisch Schlegt; Es sey mit der Handt oder sonsten mit ainem andern; es sey was es well; der soll vmb Zway Pfundt wax in der Straff sein.

Neunzehenten, der sich bey offner Ladt auf den Tisch legt, Es sey Maister oder Knecht; der soll gestrafft werden Vmb ain halb pfundt wax.

Zwainzigisten; Wan ain Knecht oder Junger erfunden; oder betretten wierdt, der Ainem Maister sein werchstatt oder behaußung schmechen Thette; Mueß

er zur Straff in die Ladt Erlegen Vier Pfundt wax.

Ainvndzwainzigisten, Wan Knecht bey der Ladt in Arbeith seindt; sollen sy alle Quatember Sontag mit sambt den Maistern Ir aufleggelt waß gebreichig bey der Ladt selbsten Persöndlich auflegen; Wan aber ainer vnnder der Zeit wanderuertig ist; soll Er bemeltes sein Aufleggelt bey ainem Maister lassen; Vnnd In Ir Püxsen durch den Altknecht Vleißig erlegt, dauon das geschenckh Auszehalten, da es aber nicht beschähe, soll Im an alle orth nachgeschribn werden.

Zwayvndzwainzigisten, wan Ain Knecht auf die Herberg khombt, vnnd begerth Arbeith, Aber khain bekhämb; der solle bey dem Herrn Vattern Vier Kreizer zuuerzöhren haben;

Dreyvndzwainzigisten, der Auf der Herberg der Hafner khombt; soll Er vmb den Altknecht schickhen; begert Er Arbeith; so wüerdt Er des Maisters Namen an der Verordneten Tafl finden; vnnd soll Alßdan durch den Knecht dahin gewisen werden;

Viervndzwainzigisten, Wann ain Knecht bey seinem Maister seine Vierzehen Täg hat Außgearbeith, vnnd mit dem Maister weiter Wochenlohn machen will, so muß Er sich bey der Hanndtwerchs Ladt Einschreiben lassen, vnnd den Einschreibpazen Erlegen; Alßdan solten Ime die Articl ordentlich vorgelesen werden;

Fünffvndzwainzigisten, Wan Ain Maister oder khnecht ain Handtwerch Zusamen fordern Läßt; soll Er alsPalt Acht khreizer in die Ladt erlegen; darauf soll der Jüngiste Maister die vmbsag thuen; vnnd die Maisterschafft zusammen Vordern;

Sechsvndzwainzigisten, wan Etliche Maister verhandten weren; Es sey im Landtgericht oder nicht; der sich in die ordnung Einuerleiben wolle; der solle von ainem Ersamen Handtwerch nach Gnadten An vnnd aufgenomben werden;

Sibenvndzwainzigisten, Wo sich etwo Zuetrüeg, das vnnder dem Handtwerch, Es sey Maister, Maisterin, Kindt oder gsindt, Todtes abgieng, solle das Handtwerch die Jenigen so in der Nehet vnnd der orthen gelegen, Sie mit der procession Tragen; vnnd Zum Erdreich begleitten Helffen; alßdan der so es aber nur Vermag bey solchem Conduct ainen gebüerlichen Trunckh auf der Herberg bezallen.

Achtvnndzwainzigisten; Vnangesehen, das ain Ersambs handtwerch der Hafner Iren gewöndlichen Jartag an dem Sontag nach Johanni des Tauffers haben; so solten sy nichtsdestoweniger Jarlich am Tag Corporis Christi in Mergemelter Pfarrkhürchen Schöndorff mit Irer Kürchenzier zu dem Ambt der H. Meß erscheinen; vnnd der procession beywohnen; Welcher aber ohne Ehehaffte Noth vnnd Gottes Gewalt außbleiben wuerde; der soll vmb Acht Pfund wax gestrafft werden;

Beschließlich, Wiewol dise ordtnung allein zubefüerderung vnnd Aufnemben Gemaines nuz, auch Erbarkheit vnnd billichen gleichmeßigkheit, wie Augenscheinlich füergesehen worden; So will Ich doch mir, meinen Erben vnnd nachkomben hiemit vorbehalten haben; dise ordnung vnnserm gefallen nach wie solches khonfftig füer Rathsamer füerfallen vnnd befundten werden mechten, widerumb Zuueränderen, oder gar Aufzuheben; Mittlerweill aber sollen Vnnd wellen wier ain Handtwerch der Hafner bey solcher ordnung, wie sich gebüehrt schuzen; Treulich Ongeuerde, des zu Vrkhundt vnndt mehrer becrefitigung, hab Ich mein Angeborn Freyherrlich Insigil hierauf getruckht; doch mier meinen Erben vnnd nachkhomen; auch Insigil ohne schaden; sowoll an Vnser Vralten Landtgerichtlichen hochen Freyheit, Recht vnnd gerechtigkhait, in albeeg unuergriffen; Geschechen den Vierten Tag Februari; Nach Christi vnnsers Ainigen Erlösers vnnd Seeligmachers Gebuerth; Im Ain-Tausent Sechshundert Neunvnnd Dreyßigisten Jar.

Siegel.

Volksglaube und Sympathieheilkunde im Bezirke Braunau am Inn.[1]

Von Dr. Wilhelm Kriechbaum.

Mit acht Abbildungen nach Federzeichnungen des Verfassers.

Einem Innviertler Bauern zu sagen, in ihm stecke noch ein gutes Stück vom alten Heiden, könnte einem sehr übel bekommen, weil der Bauer eine solche Bemerkung als persönliche Beleidigung, als Zweifel an seiner christlich-religiösen Gesinnung auffassen und einem dementsprechend heimzahlen würde. Und doch wäre diese Behauptung keine Verleumdung, wie die reichbelegten Glasschränke der volkskundlichen Sammlung des Heimathauses in Braunau am Inn beweisen können. „Volksglaube — Sympathiemittel" lautet die Aufschrift, und so mannigfach sind die dort eingereihten Gegenstände, so sonderbar einzelne Stücke dieser Gruppe, so vielseitig in ihrer Verwendung andere, daß eine bloße Namenangabe nicht genügt, über Sinn und Zweck dieser Dinge Klarheit zu verschaffen.

Die Erklärung bedingt einen Rückblick auf das Gebiet des alten Volksglaubens. Dieser wieder führt uns zurück in die germanische Vorzeit. Da ritt Wodans Heer nächtlich durch die Wälder und ängstlich wich der Mensch einer Begegnung mit dem Götterzuge aus da ein Zusammentreffen mit der „Wilden Jagd" für den Erdensohn zumeist von schlimmen Folgen war. Bis heute haben sich auch in unserem Bezirke Volkssagen erhalten, die davon berichten.

Aber nicht nur vom Brausen der wilden Jagd im Wintersturm erzählte das Volk, die ganze Natur war ihm beseelt. Hoch in den Lüften, im Gebirge, in Feld und Wald, wohnten bald freundliche, bald böse Geister — und selbst das Heim des Menschen schützten oder schädigten Hausgeister. Diese auf den Glauben an das Weiterleben der Seele einerseits, auf Dämonenglauben anderseits zurückgehenden Vorstellungen ragen noch heute in Sang und Sage, Sitte und Brauch herein.

Die Götter zu ehren, die guten Geister sich günstig zu erhalten, die schlimmen abzuwehren, war der Menschen stete Sorge. Allerlei Mittel mußten helfen: Opfer, Zaubereien, Gebete. Dem Wodan war das Pferd heilig, darum wurde auf den Dachfirst des Bauernhauses ein Pferdeschädel genagelt. Noch heute ist dieser urheidnische Brauch auf dem Lande nicht ganz erloschen, wenn auch die Pferdeschädel allmählich gänzlich in das Innere der Hausdächer verschwanden. Noch heute findet man den Pferdekopf im Innviertel hie und da als holzgeschnitzte Giebelkrönung auf dem Dache eines Bauernhofes.

Die guten Geister rief man als Helfer in Krankheiten oder sonstigen Nöten wie Ungewitter, Feuersgefahr, Hochwasser, Pest, Krieg, Hungersnot. Viel mehr aber als die guten Geister machten den Menschen seit jeher die bösen zu schaffen. Bei den tückischen, bösartigen, neidischen Hexen, Truden, Wichten und Kobolden ließ sich durch Bitten und Betteln nichts ausrichten. Gar oft waren selbst die schwersten Opfer vergebens. Da griff man zu stärkeren Mitteln. Man rief die guten gegen die bösen Geister zu Hilfe, oder man trat den Unholden selbst mit Beschwörungen, Verwünschungen, Bannsprüchen und sonstigen Zaubereien entgegen.

Das aufblühende Christentum vertrieb die Götter Germaniens, drängte sie immer tiefer und tiefer in die Wälder zurück, bis endlich der alte Götterglaube ausgestorben war. Aber so fest war der altheidnische Religionsbrauch in der Volksseele eingewurzelt, daß selbst die mächtige Bewegung der Bekehrung es nicht vermochte, im Volke auch die letzten Spuren heidnischer Glaubensanschauungen zu vertilgen. Wohl war der Glaube an die heidnischen Gottheiten auch bei ihm verschwunden. Ihre wesentlichsten Eigenschaften aber wurden auf die Heiligen

[1] Literatur: Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910. — O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, 2 Bde., Stuttgart 1908. — Sympathiemittel für Haus und Hof. Innviertler Heimatkalender auf das Jahre 1912, S. 127 ff.

des neuen Glaubens übertragen. Insbesondere die Schutzheiligen des Landvolkes, die Patrone gegen Feuersgefahr und Wassernot, gegen Pest und Viehseuchen, haben manchen von ihren heidnischen Vorfahren ererbten Zug bis heute beibehalten. Noch zäher erhielt sich der Glaube an Zauberei, an geheimnisvolle Heilwirkungen und Dämonenabwehr.

So finden sich heute noch auf dem Lande die verschiedenen Anwender und Gesundbeter, die durch allerlei mystische Sprüche und Formeln (meist verdrehtes Latein) unter verschiedenen geheimnisvollen Zeichen Gebärden, Verrichtungen und Gebeten blutende Wunden stillen, Schmerzen lindern, Krankheiten abwenden. Das Ansehen dieser Leute und der Zuspruch, den sie allenthalben bei der ländlichen Bevölkerung noch immer finden, ist oft größer gewesen, als der eines berühmten Spezialisten in der Stadt, und manchmal erwuchsen den Landärzten durch solche Wundermänner, besonders wenn diese auch als Kurpfuscher ihr Handwerk betrieben, gefährliche Wettwerber, gegen die alle Mittel machtlos waren, da selbst das Gericht gegen sie nicht aufkommen kann, weil sie für ihre Kunst nichts verlangen. Was aber durchaus nicht heißen soll, daß sie sich nicht bezahlen lassen. In vielen Fällen aber ist der Bauer selbst sein eigener Zaubermeister, wohlvertraut mit allen Mitteln, die Unheil vom Hause abwehren können.

Bei der nun folgenden Besprechung solcher Überbleibsel aus kulturgeschichtlicher Vorzeit müssen zum Teil auch solche Gegenstände aus dem Gebiete des Volksglaubens in Betracht gezogen werden, die christlichen Ursprunges sind, da es in vielen Fällen kaum möglich ist, streng zu scheiden. Sind doch oft beide Anschauungen, die alte heidnische und die spätere christliche in einem Gebrauchsgegenstand vereinigt, wie dies besonders häufig bei der Gruppe der Anhängsel der Fall ist.

Schutzmittel für Haus und Hof.

a) Beim Hausbau.

Uralt war die Sitte, beim Bau eines Hauses ein lebendes Wesen, meist ein Kind oder eine junge Frau, einzumauern.[1] Diese Bauopfer sollten die Gottheiten gnädig stimmen, gehen aber wohl auf die Vorstellung zurück, in der Seele des Getöteten gewinne man dem Hause einen Schutzgeist. Bei Erbauung von Burgen hat sich der grausame Brauch, unschuldige Kinder lebend in die Grundwälle einzuschließen, bis in den Beginn der Neuzeit erhalten. An Stelle der lebenden Bauopfer traten mit fortschreitender Kultur tote. Man opferte statt des Lebewesens selbst ein Nachbild desselben aus Eisen, Stein, Ton. Eine andere Art des Bauopfers war die Bereitung eines Mahles, das der Gottheit zum Genusse eingemauert wurde. In der Folgezeit machte man sich die Opferung noch bequemer, es wurde einfach eine Geldabfindung gezahlt und Münzen als Opfergabe eingemauert. Die Dreizahl ist hiebei vorherrschend, wohl ein Anklang an die Dreiheit Gottes, wie ja überhaupt dieser ursprünglich heidnische Brauch später zum Teil verchristlicht wurde, indem zu den Geldmünzen der geweihte Benediktuspfennig kam, ferner ein wächsernes Wetterkreuz und oft auch noch ein gedruckter Segen, in den das ganze eingewickelt wurde. Als Aufbewahrungsort dient für diese Art Bauopfer fast immer der vordere Teil des Firstbalkens. Dort findet sich manchmal auch noch ein rein heidnisches Schutzmittel angebracht, die Einkerbung einer alten Zauberrune oder des Trudenfußes. Die Braunauer Sammlung bekam jüngst einen solchen Trudenfuß (Pentagramm), auch Trudenkreuz genannt, aus Wachs nachgebildet, der wohl auch als Hausschutz in Verwendung stand. Noch ein seltsames Bauopfer birgt die eben erwähnte Sammlung des Braunauer Heimathauses: Ein vollständiges Kindszeug, bestehend aus Taufhemdchen, Häubchen, Wickelband, Bauchbinde, drei Leinenwindeln, das sich in einem Gewölbe neben dem Backofen eingemauert fand, wohl eine Rückerinnung an die erwähnte Einmauerung eines unschuldigen Kindleins, welche Blitzschlag und Feuersgefahr vom Hause abhalten sollte.

b) Im fertigen Hause.

Während bei den eben erwähnten Bauopfern allenthalben noch die heid-

[1] Vergl. Albert Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. Natur und Geisteswelt, 212. Bdchn., S. 111 ff.

nischen Grundzüge durchschimmern, sind die Schutzmittel im fertigen Hause schon besser verchristlicht. Doch auch sie sind zumeist heidnischen Ursprunges oder doch Übertragungen heidnischer Bräuche ins Christentum.

Nichts hat der Bauer für Haus und Hof mehr zu fürchten als ein Ungewitter. Ein zündender Blitz und das Wohnhaus geht in Flammen auf, in den Ställen verbrennt das wertvolle Vieh, die gefüllten Scheunen sinken in einen Aschenhaufen zusammen. Ihn, der gestern noch ein mächtiger, reichtumgesegneter Bauer war, kann ein einziger Blitzschlag heute bettelarm machen. Ein Hagelschauer zieht über die Felder und in einigen Minuten ist die ganze Ernte, des Bauern Arbeit, Hoffnung, Freude, vernichtet. Dabei ist er gegen nichts machtloser, als gegen die Gefahren des Unwetters. Nichts kann ihn unvorhergesehener überrumpeln, nichts ihn erbarmungsloser treffen, nichts schwerer schädigen. Begreiflicherweise mutete deshalb die Landbevölkerung das tückische Unwetter seit jeher allerlei bösen Geistern zu. Für deren Beschwörung und Vertreibung erfand sie nun die verschiedensten Zaubermittel, die sich von Geschlecht zu Geschlecht weitererbten.

Ist ein Gewitter im Herrannahen, dann wird in manchen Gegenden noch heute mit Wetterkanonen geschossen. Diese Lärmmacherei ist ursprünglich wohl ähnlich dem Schießen, Peitschenknallen und Schellengeläute in der Rauhnacht als Vertreibmittel für die bösen Wettergeister, die in den Wolken hausen, ersonnen. Eine Verchristlichung dieser Sitte ist das Wetterläuten an anderen Orten.

Zahlreich sind die Wetterbräuche beim Bauernvolk auf dem Lande. Da werden die geweihten Wetterkerzen angezündet, die heiligen Wetterkreuze (das zweibalkige Benediktuswetterkreuz) hervorgeholt, die schwarzen Wettermadonnen aufgestellt und der Wettersegen[1] gebetet. Die Sammlung des Braunauer Heimathauses besitzt einen solchen Wettersegen, wohl eines der absonderlichsten Zauberdinge. Eine schwarzgerahmte Rundscheibe enthält unter Glas eine Anzahl kleiner Wachsfiguren und Geräte, davon erstere allerdings zum Großteil nicht mehr erkennbar sind, da sie im Zeitenlaufe zu schwarzen Klümpchen geschmolzen sind. In der Scheibenmitte ist noch eine gekrönte Muttergottes kennbar. Sie umgeben die Figuren verschiedener Wetterheiliger, Wetterkreuze und andere Schutzmittel gegen Blitz und Ungewitter, aus Wachs, Holz oder Metall. Unter diesen Wetterkreuzen ist das auffallendste das Scheyerer-Kreuz, ein zweibalkiges Kreuz mit der lateinischen Aufschrift „Crux Schyrensis", benannt nach dem bayerischen Kloster Scheyer. Das Kreuz ist leicht kennbar dadurch, daß sein Längsbalken unten erweitert und ausgehöhlt ist, damit es auf eine Stange gesteckt und an den Feldern aufgestellt werden kann, da ihm als Hagelschauerkreuz eine besonders wundertätige Wirkung zugeschrieben wird, ursprünglich vielleicht durch eine falsche Auffassung der lateinischen Namensinschrift hervorgerufen, weil das lateinische Y leicht als U erscheint. Die Rückseite des Wettersegens enthält in einer Reihe von Kreisen, die um den Mittelpunkt angeordnet, nach innen abnehmen, lateinische Beschwörungsformeln gegen Feuer und Ungewitter aufgedruckt, ferner allerlei Gottes- und Heiligenanrufungen um Segen für die Feldfrüchte und ihren Schutz gegen Hagelschauer, schließlich aber auch regelrechte Bannsprüche gegen die bösen Höllengeister. Jedenfalls ist dieser Wettersegen der verchristlichte Nachfolger irgend eines uralten Wetterzaubergerätes. Viel häufiger als dieser schon sehr seltene, gegenständliche Wettersegen ist der auf Papier oder auf ein Pergamentblatt gedruckte, bezw. geschriebene Wettersegen, mit ähnlichen Schutzanrufungen und Beschwörungen. Solcher Segen gibt es eine ganze Reihe. Dem Schutze des Hauses dient der Hayssegen, vor Feuersgefahr bewahrt der Feuersegen. Äußerst vielseitig in seiner Wirkung ist der Dreikönigssegen. Er wehrt nicht nur Feuer und Ungewitter von Haus und Hof ab, sondern schützt auch die Bewohner vor Hungersnot und Pest, hält allerlei Krankheiten, insbesondere die Fallsucht, fern, schafft den Frauen im Kindbett Erleichterung und ist ein trefflicher Tröster in Todesnöten. Von ähnlich mannigfaltiger Wunderkraft ist der

[1] Wiedergabe eines derartigen Segens bei Andree-Eysn, a. a. O., S. 104 f.

Tobiassegen, der, wie sein Text sagt, seinen Träger vor Donner und Blitz, Feuer und Wassernot, Hagel, Hexen und Zauberern, aber auch vor allen Dieben, Mördern und Straßenräubern schützt, ihm alle Feinde überwinden läßt und ein langes Leben sichert. Ein sehr geschätzter Segen ist ferner der Kulmanisegen (St. Ko'oman), besonders gegen Blitzschlag wirksam. Noch einer Art Schutzsegen sei hier gedacht, des einzigen der in christlichen Häusern auch in der Stadt heute noch anzutreffen ist, der mit geweihter Kreide am Dreikönigstag alljährlich erneuerten Türaufschrift: K†M†B†

Schutzmittel für das Vieh.

Wie an seinem Haus und an seinen Scheunen, ja fast mehr noch, hängt des Bauern Herz und Sinn an seinem Viehstand. Um so eher mußte dieser wertvolle Besitz seine tägliche Sorge sein, da gerade die Stallungen seit jeher ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher schlimmer Geister, vor allem der Hexen und Truden waren, die dort allerlei Unfug trieben. Sie mengten Giftkräuter in das Futter, daß Seuchen einbrachen und die Tiere Stück für Stück verendeten, sie behexten die Kühe, daß sie keine Milch gaben, sie verwirrten den Pferden die Mähnen, daß sie verfilzten. Dem vorzubeugen, diese Hexen und Truden zu verscheuchen und ihre Zaubereien unwirksam zu machen, hatte man auf dem Lande schon seit jeher mannigfache Mittel. Ähnlich wie bei den früher erwähnten Bauopfern wurde bei Ausbruch einer Viehseuche zur Verhütung weiteren Unheiles eines der verendeten Tiere, oft auch ein neugekauftes, junges, lebend unter der Stallschwelle eingegraben, wohl um den bösen Geist durch dieses Opfer zu versöhnen und gnädig zu stimmen. Oder man verfertigte aus Metall kleine Tierfiguren, legte sie unter den Futtertrog oder grub sie unter die Stallschwelle. Verchristlicht wurde dieser altheidnische Brauch durch die Eingrabung geweihter Gegenstände, die man zum Schutz gegen Verwitterung durch die Bodenfenchtigkeit in Glasröhrchen verschloß. Der schon bei den Bauopfern erwähnte Benediktuspfennig spielt hiebei abermals die Hauptrolle.

Schutzsteine helfen gegen die Trud, die nicht nur den Menschen nächtlich drückt und ihm den Atem raubt, sondern vielfach auch in den Ställen ihr Unwesen treibt. Lochsteine, auch Trudensteine werden sie genannt und sind dreieckige oder runde, durchlochte Kalksteinchen, die man am Fenstergitter des Stalles befestigt, um der Trud den Eintritt zu wehren. Der Lochstein hat aber nur dann wirkende Kraft, wenn das Loch auf natürliche Weise (Einfluß des Wassers und dgl.) entstanden ist[1].

Ein uraltes Mittel gegen die bösen Stallgeister, die Hexen vor allem, sind die Schutzkräuter. Das verbreitetste dieser Zauberkräuter, das noch heute vielfach in Form eines Kranzes an der Stalltüre befestigt wird, ist das um Johannis blühende Johanniskraut (Hypericum perforatum), das beim Zerreiben aus den zahlreichen Öldrüsen der Blütenblätter einen roten Farbstoff ausscheidet, der als „Johannisblut" ein treffliches Hexenmittel ist. Andere Schutzkräuter sind die uralten Heilpflanzen, besonders Thymian (Thymus vulgaris), dann Tausendguldenkraut (Erythraea centaurium), Himmelbrand (Verbascum thapsus), Kamille (Matricaria chamomilla), sowie die bei den Hexen äußerst unbeliebten Küchenkräuter, wie Dill (Anethum graveolens), Fenchel (Foeniculum vulgare), Kümmel (Carum carvi). Auch dieser heidnische Kräuterzauber hat vielfach eine Verchristlichung erfahren, indem die Kräuter vorm Aufhängen an der Stalltür geweiht werden.

Schutzräucherungen sind ein weiteres, sehr beliebtes Mittel gegen die Stallhexen. Wurde früher zu diesen Ausräucherungen der Ställe hauptsächlich der heidnische Wacholder (Juniperus communis) verwendet, so ist heute an seine Stelle fast ausschließlich der christliche Weihrauch getreten.[2]

Neben den Schutzkräutern findet man an Stalltüren auch die Figuren Schutzheiliger, der Viehpatrone, angenagelt. Entweder sind es viereckige

[1] Bild und nähere Angaben: Andree-Eysn, a. a. O., S. 112.

[2] Vergleiche zur Verwendung der Pflanzen: Söhns Franz, Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 5. Auflage, Leipzig 1912.

Klippen aus Blech mit den Bildern der Viehschutzpatrone, deren angesehenster und bekanntester St. Leonhard ist, oder man verwendet Bleifiguren, bei uns besonders die des heiligen Wolfgang, dessen Name ja auf den gefährlichsten Viehfeind vergangener Zeiten, den Wolf, hinweist.

Noch eines gewiß sehr alten Brauches sei hier gedacht, der heute noch am Leben ist. Wenn sich ein Vieh irgend eine Verrenkung zuzieht, dann nimmt der Bauer die Stallkette des betreffenden Tieres und geht zum Anwender. Dieser nimmt unter allerlei Sprüchen und Gebeten mit der Kette am Firstbaum Zauberhandlung vor, wodurch das verletzte Vieh wieder heil werden soll. Man nennt diesen ländlichen Viehheilzauber „Anroadln".

Hie und da findet man auch, ähnlich den früher erwähnten Segen, gedruckte Viehsegen.

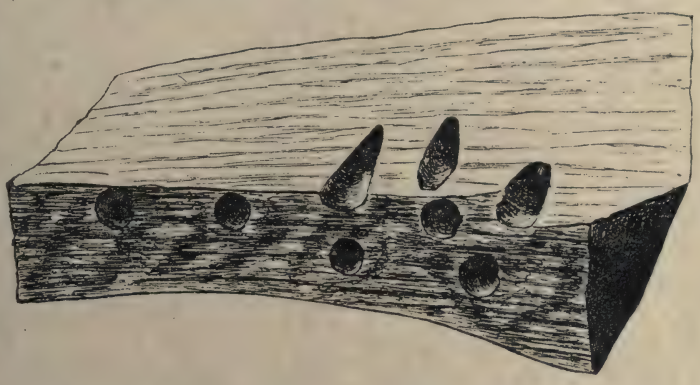


Fig. 1. Krankheitseinkeilen: Eichenklotz mit Einkeilbohrlöchern. (1/4 Naturgröße.)

Schutzmittel für den Bauer und seine Familie.

Es mag absonderlich erscheinen, von den Schutzmitteln des Bauern und seiner Familie erst hinter den für das Vieh verwendeten zu sprechen. Wer aber das Landvolk kennt und weiß, wie wert dem Bauer sein Vieh ist, der wird diese Anordnung nicht unnatürlich finden. Hier hat sie den Zweck, die Weiterentwicklung der altheidnischen Bräuche im Christentum anschaulicher darstellen zu können.

Viel zahlreicher noch als die bisher besprochenen Gruppen sind naturgemäß die Schutzmittel, die der Bauer für sich selbst und seine Angehörigen erfunden hat. Auch gattungsmäßig sind die hieher gehörigen Zaubermittel so verschiedenartig, daß eine übersichtliche Einteilung immer wieder auf Hindernisse stößt. Noch stärker als bisher ist auch da allenthalben uraltes Erbgut erhalten.

In der volkskundlichen Sammlung des Braunauer Heimathauses fällt dem Besucher ein Eichenklotz auf, der aussieht, als wäre er von einer Bormuschel befallen worden (Fig. 1). Diese Bohrlöcher sind aber von Menschenhand erzeugt und weisen auf einen ganz absonderlichen, uralten Brauch hin, das Krankheitseinkeilen, das auf dem Lande heute noch im Schwunge ist und hauptsächlich bei Leistenbrüchen oder gegen Fraisen angewendet wird. Da schneidet der Anwender, so heißt dieser Wunderdoktor auf dem Lande, dem Kranken die Nägel der linken Hand, dann die der rechten, hierauf die des linken und rechten Fußes ab (oder er nimmt Haare vom Kranken) und wickelt sie in Papier ein. Dann geht er, dies muß aber vor Sonnenaufgang sein, und zwar an einem ersten Freitag im Monat oder bei abnehmendem Monde, zu einer jungen Eiche und bohrt ein Loch in ihr Holz. Sodann mischt er die Bohrspäne mit den Nägeln vom Kranken und dreht das Ganze, meist unter Zugabe einer Münze, in Werg ein. Diesen Pfropfen verkeilt er nun in die Eiche und verklebt zuletzt die Stelle mit Wachs (Fig. 3). Vernarbt die Beschädigung des Baumes, dann wird auch der Kranke wieder gesund. Daß es sich hier um eine altheidnische Zauberei handelt, geht schon daraus hervor, daß zur Krankheitseinkeilung die Eiche, Wodans heiliger Baum, verwendet wird. Die Verchristlichung des Brauches besteht darin, daß der Anwender beim Einkeilen Gebete verrichtet und auch dem Kranken aufträgt, fleißig zu beten.

Noch ein bemerkenswertes Anwendmittel enthält die erwähnte Sammlung

in Braunau: Ein Doppelgesicht aus Ton, mit einem Christuskopf auf der einen, einem Totenschädel auf der Gegenseite (Fig. 2). Dieser Januskopf wird an siebenerlei Gespinst, dem sogenannten Siebenmädelgarn, vor dem Kranken aufgehängt und je nachdem sich diesem der Christuskopf oder der Totenschädel zuwendet, wird der Kranke gesund werden oder sterben.

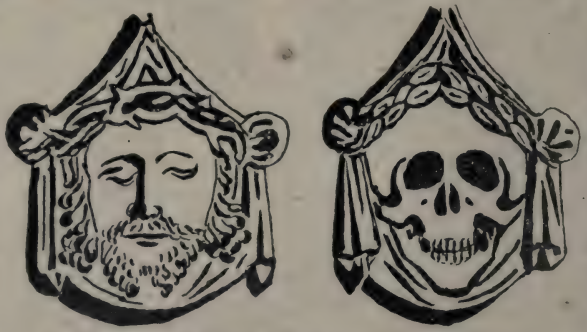


Fig. 2. Doppelgesicht zum Krankheitswenden. (Naturgröße.)

Nun die Gruppe der Zaubersteine. Sie gehören zu den ältesten Schutzmitteln der Menschen, vor allem jene, die, mit Zaubersprüchen in Verbindung, noch stark an die altheidnische Dämonenabwehr erinnern, wenn auch die Sprüche heute ein christliches Aussehen haben. Da ist vor allem der Blutstein (Hämatit) zu erwähnen, dessen abgeschabtes Rotpulver ein wirksames Mittel ist, aus Wunden fließendes Blut zu stillen. Dazu gehört der Blutbann, wie einen solchen in den Anfangsbuchstaben auf Pergament geschrieben, die Braunauer Sammlung besitzt. Der vollständige Text eines anderen derartigen Blutstillspruches steht am Ende eines geschriebenen Liederbuches derselben Sammlung aus den Jahren 1796—1815. Er lautet:

„Heil ist die Wund
wie die hl. fünf Wunden,
auf daß sie N. N. nicht schwürt
und auch nicht geschwärt,
N. N. Gott wohl. —
Es wachsen drey Lylien auf Christen Grab,
die erste heißt Diemuth (Demut),
die andere heißt Wehemueth (Wehmut),
die dritte ist des Herrn Will,
Bluet stehe still.
N. N. Gott wohl.

Dieses wird dreimal gesprochen und zuletzt wird allzeit das Creutz darüber gemacht."

Als Augensteine werden Achatstücke verwendet, wohl wegen der entfernten Ähnlichkeit dieses Steines mit einem Menschenauge. So soll der Fellerlstein, eine Achatkugel von beiläufig Augapfelgröße, ein gutes Mittel gegen den Augenstar sein, wenn er in Teig eingedreht und gebacken, hernach auf die Augen gelegt wird[1]. Als Gegenstück der bei den Schutzmitteln für das Vieh angeführten Trudensteine sind hier die Herzgesperrsteine zu erwähnen, herzförmig zugeschliffene Lochsteine, die, wie schon der Name sagt, gegen das Herzgesperr (Atemnot) angewendet werden oder als Schrecksteine gegen Fraisen dienen.

Heidnischen Ursprunges sind auch die Zauberringe (Fig. 4, 5, 6), die

Fig. 3. Krankenhaare mit Münze zum Einkeilen mit Wachs überklebt. (Naturgröße.)

Fig. 4. Gichtring aus Sargnägeln. (Naturgröße.)

Fig. 5. Muschelring aus Silber. (Naturgröße.)

Fig. 6. Muschelring aus Messing. (Naturgröße.)

manchmal die Anfangsbuchstaben alter Zauberformeln eingeritzt tragen. Als Gichtringe, bezw. Krampfringe verwendet man schmale Eisenringe, die aus je drei Sargnägeln geschmiedet sind. Ein christliches Hilfsmittel gegen die Gicht sind die sogenannten Gichtbeten (Gichtrosenkranz), deren die Braunauer Sammlung in allerjüngster Zeit ein hervorragend schönes Stück aus Hochburg bekam. Dieser Gichtrosenkranz aus großen, schwarzen Glasperlen enthält in Form versilberter Metallfiguren die stigmatisierten

[1] Dem Achat wurde früher eine noch umfangreichere Bedeutung zugeschrieben; vergl. Hovorka-Kronfeld, a. a. O., 1. Band, S. 4, und Andree-Eysn, S. 140.

Hände und Füße Christi, sowie eine kleine Nachbildung des unter Fig. 2 abgebildeten Wendeanhängsels. Die „Vater unser" sind zierliche Filigrankügelchen und das abschließende Kreuz aus Holz enthält, in Perlmutterplättchen eingraviert, das Bild des gekreuzigten Christus. Dagegen stehen die Muschelringe wieder bei der Augenheilkunde in Verwendung, wahrscheinlich infolge Verwechslung der vorne eingefaßten Muschel mit einem Achatstein. Außerdem sind diese Muschelringe aber auch ein Fruchtbarkeitssinnbild. Ihre Verbreitung ist eine sehr weite. In Italien heißen sie L'Occhio di Santa Lucia.[1]

Unter den Übeln, welche das Landvolk seit jeher allerlei bösem Zauber zuschrieb, stehen in erster Linie die Kinderkrankheiten. Das ist leicht erklärlich, weil man sich die Quälerei eines unschuldigen Kindleins durch eine solche Krankheit wohl am besten als Einfluß eines tückischen Unholdes vorstellen konnte. Man ersann daher die verschiedensten Abwehrmittel. In Betracht kommen von solchen Krankheitserscheinungen neben den Beschwerden beim Zahnen, dem Durchbrechen der ersten Zähne durch die Kieferbeinhaut, ganz besonders die Fraisen. Für das Zahnen gilt als altbewährtes Linderungsmittel eine Kette aus Zahnperlen, hergestellt aus weißen Beinstücken oder aus den harten, schwarzen Fruchtsamen, der Pfingstrose (Paconia officinalis) die man den Kindern um den Hals hängt. Man bekommt sie z. B. in der Braunauer Stadtapotheke heute noch zu kaufen.

Die Fraisen, epileptische Nervenanfälle, auf dem Lande die häufigste und gefürchtetste Kinderkrankheit, sind um so unheimlicher, da den Leuten ihre Ursachen ganz unbekannt sind und es auch keine ärztliche Hilfe dagegen gibt. Dazu kommen noch die äußeren Erscheinungen dieser Krankheit, die Zuckungen und Gesichtsverzerrungen, die sie besonders unheimlich machen. Dadurch wird natürlich der Glaube an Besessenheit von einem bösen Geist oder an Beherzung noch gefördert, wie man ja in früheren Zeiten die von Fallsucht und epileptischen Krämpfen ergriffenen Leute schlechtweg als vom Teufel besessen erklärte. Demgemäß spielen auch die Fraisabwehrmittel in der ländlichen Zauberheilkunde und im Volksglauben eine sehr große Rolle. Wiederum finden wir altheidnische Überreste und christliche Neuschöpfungen in den hieher gehörigen Gegenständen vereinigt.

Schon sehr selten anzutreffen, heute fast nur mehr in volkskundlichen Museen und Privatsammlungen zu sehen, sind die Fraisbeten, bei denen ähnlich wie die Perlen am Rosenkranz allerlei heidnische und christliche Schutzmittel, wie die Feige, die Luchskralle, das Schergrebl (Maulwurfspfote), Schreckſteine, das Wolfgangshackerl und dergl. zur Kette angehängt sind. Ein anderes altes Fraisenmittel sind die Natternwirbel, das Skelett einer Ringelnatter, das von Ameisen ausgenagt wurde. Die Braunauer Sammlung besitzt ein solches, ursprünglich in einem Ledersäckchen mit zwei Scheyerer-Kreuzen und Samenkörnern in einem Dreikönigssegen eingewickelt, zusammengenäht und als Anhängsel verwendet.[2]

Von den christlichen Fraisenschutzmitteln unserer Gegend haben zwei einen gemeinsamen Herstellungsort, das Lorettokloster in Salzburg. Es sind die Fraisenhäubchen und die Fraisenhemdchen (Froasnpfoadln), verkleinerte Nachbildungen der entsprechenden Kinderkleidungsstücke, die bei Fraisenanfällen unter das Kopfkissen des erkrankten Kindes gelegt werden. Die Braunauer Sammlung hat vier solcher Fraishemdchen, die sehr gut die Altersunterschiede erkennen lassen. Am größten und am schönsten in der Ausstattung, vor allem hinsichtlich der Ärmellänge, ist das älteste Stück. Dann nimmt Größe und Ärmellänge immer mehr ab, bis zum jüngsten dieser Hemden, einem kleinen Fleckchen, das die Ärmel nur mehr durch zwei Zipfelchen angedeutet hat.

Noch bleibt das verbreitetste der christlichen Fraisenschutzmittel zu erwähnen, der Fraisbrief, ein bedrucktes Schutzblatt, ähnlich den früher erwähnten Segen, darauf ein Fraisengebet steht.

Damit sind wir bei der nächsten

[1] Andree-Eysn, ebenda.

[2] Abbildungen bei Andree-Eysn, S. 144 f; eine eingehende Darlegung der Fraisenabwehrmittel, Hovorka und Kronfeld, 2. Bd., S. 674 ff. — Ein Fraisbeten aus Natternwirbeln besitzt auch das Schärdinger Museum. S. Andree-Eysn, S. 141 f.

Gruppe angelangt, den Schutzbriefen, -streifen, Bändern. Ähnlich den Schutzblättern, wie der Fraisbrief eines ist, sind die Schutzstreifen, wozu die sogenannte „Länge Christi" und die „Länge Marias" gehören. Auf je einer Reihe von aneinander geklebten Papierstreifen, sind verschiedene Schutzgebete aufgedruckt. Die Gesamtausdehnung dieser Längen ist eine beträchtliche. So mißt zum Beispiel die Länge Christi der Braunauer Sammlung 167 cm, die Länge Marias gar 198 cm. Die vielseitige Verwendung dieser Längen als Schutzwehr gegen Ungewitter, Feuersgefahr und Wassernot, als Bewahrer vor gefährlichen Verwundungen und Krankheiten, als Helfer in Kindsnöten, als Retter bei Vergiftungen und Raubanfällen, steht auf den einzelnen Streifen zugleich mit den Gebeten aufgedruckt. Zu den Schutzbändern gehört das Walpurgisband, ein Stoffband mit entsprechendem Aufdruck, das bei seiner Verwendung um den Leib gewickelt zu tragen ist. Sein Stammort ist das Walpurgiskloster zu Eichstätt in Bayern.

Schutzöle sind bei der Landbevölkerung ebenfalls in Gebrauch. Das bekannteste darunter ist bei uns das Walpurgisöl. Aus den Knochenreliquien der hl. Walpurga, die sich in dem eben genannten Kloster zu Eichstätt befinden, fließend, in zierlichen Fläschchen verkauft, gilt es als Schutzmittel gegen allerlei äußere und innere Krankheiten.

Altheidnische Erbstücke und christliche Neuschöpfungen vereinigt enthält die überaus reichhaltige Gruppe der Schutzanhängsel. Schon den alten Ägyptern bekannt war die Feige. Noch heute trifft man mitunter den Brauch, daß jemandem, den man geärgert oder dem man ein Verlangen spöttisch abschlug, nachher, wenn er einem wütend nachschaut, die geballte Faust mit dem Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger nachgestreckt, also die Feige gezeigt wird. Dabei ahnt der Betreffende wohl gar nicht mehr, daß diese Feige ein uraltes Abwehrmittel gegen den bösen Blick ist. Das Landvolk aber hat sich die Bedeutung in der Erinnerung bewahrt und trägt figürliche Darstellungen dieser Feige als Schutzanhängsel gegen den bösen Blick oder gegen das Verschreien. Man findet diese Feige entsprechend ihrer allgemeinen Beliebtheit in verschiedenster Verwendung. Die Sammlung des Braunauer Heimathauses enthält deren vier Stück, davon eine aus roter Koralle die italienische Form der Feige (ausgestreckter Zeige- und Kleinfinger) darstellt, die anderen drei die bei uns gebräuchliche Art als Anhängsel aus Silber, als Nadelbüchschen aus Perlmutter und aus bunt bemaltem Achat als Schnupftabakdose.[1] Ein rein christliches Schutzmittel zu ähnlicher Verwendung ist die Nepomukszunge, ein Sinnbild der Verschwiegenheit. Als Erinnerungsstück an die Legende von St. Nepomuk, dem treuen Bewahrer des Beichtgeheimnisses, soll die Nachbildung der Zunge dieses Heiligen ein vorzügliches Mittel gegen Ehrabschneidung und Verleumdung sein.[2]

Christlichen Ursprunges sind auch die Wolfgangshackl, kleine Beilanhängsel aus Silber oder Blei. Erinnernd an den urheidnischen Brauch der Besitzergreifung eines neuen Ansiedlungsgrundes durch Hammer- oder Beilwurf, geht dieses Wolfgangshackl auf die Legende vom hl. Wolfgang zurück, der sein Beil in die Luft warf und an der Stelle, wo es zu Boden fiel, eine Kirche gründete (Sankt Wolfgang am Abersee). Mit dem in St. Wolfgang aufbewahrten Kelch des Heiligen in Berührung gebracht, soll das Beil heilkräftige Wirkung haben, weshalb es als beliebter Verkaufsgegenstand dieses Ortes in Salzburg und Oberösterreich allgemein verbreitet ist, besonders als Anhängsel an den Fraisbeten.[3]

Sehr alt in ihrem Gebrauch sind die ursprünglich als Pestanhängsel verwendeten Breverl. Der Name stammt vom lateinischen Wort „breve" (kurz). Er stimmt aber nur, wenn die Bedeutung sich allein auf die Größe und Raumknappheit eines solchen Breverls bezieht. Zwei Stofflecke sind zu einem kleinen, viereckigen Päckchen zusammengenäht. Aber was ist nun alles in einem solchen Säckelchen enthalten? In einem vielfach zusammengefalteten Papier, das nebst

[1] Eingehendes bei S. Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. Berlin 1910. 2. Bd., S. 184 ff.

[2] Darstellung: Andree-Eysn, S. 128.

[3] Ebenda S. 6. — Die Legende am bequemsten zugänglich bei K. A. Gloning, Oberösterreichische Volkssagen, 2. Auflage. Linz 1912, S. 31.

Gebeten — am häufigsten ist es der früher erwähnte Dreikönigssegen — manchmal auch mythologisch-kabalistische Schriftzeichen aufgedruckt enthält (Fig. 7), be-

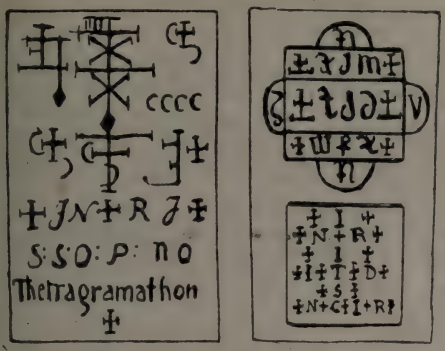


Fig. 7. Mystische Zeichen aus einem Breverl. (Naturgröße.)

finden sich meistens Abbildungen verschiedener Heiliger, der Pestpatrone vor allem, ferner die Früchte heilkräftiger Pflanzen, in erster Linie des Steinsamens (Lithospermum arvense) und ein Fleckchen aus rotem Tuch gegen Hexen neben allerlei geweihten Dingen, wie Madonnen-

Vorderes Deckblatt mit Gehäuse.

Rückendeckel.

Fig. 8. Breverhülse aus verzinktem Kupfer. (Naturgröße.)

figürchen, Wachsblättchen mit eingepreßtem Agnus Dei, dann kleine Nachbildungen ein- und zweibalkiger Kreuze sowie eine Abbildung des Pestkreuzes, Metallklippen mit Heiligenbildern und dreieckig zusammengefaltete Papierzettelchen mit lateinischen Aufschriften. Fast immer ist einem solchen Breverl ein geweihter Benediktuspfennig beigelegt und nie fehlt bei einem richtigen, alten Pestanhängsel der Sebastianspfeil, ein kleiner Pfeil, zumeist aus Blei, in Erinnerung an den als Pestpatron verehrten hl. Sebastian. Die alten Breverl sind auch äußerlich entsprechend gut ausgestattet. Ihre Metallhülsen sind oft hübsche, auch kunstgewerblich beachtenswerte Arbeiten (Fig. 8). Da die Breverl geschlossen bleiben müssen, ansonsten sie ihre schützende Kraft verlieren, sind ihre Gehäuse auch mit entsprechend festen Zähnen versehen, so daß es gar nicht einmal so leicht ist, ein solches Breverl zu öffnen. Sind schon die späteren Breverl in ihrer Ausstattung gegenüber den früheren immer mehr zurückgegangen, so bestehen die Skapuliere, die heute noch in ähnlicher Verwendung stehen wie früher die Breverl, einzig aus ein par farbigen Tuchlappen, die nur auf einer Seite aneinandergenäht sind. Sie werden, zumeist ihrer zwei, an einem Bande als Halsumhängsel derart getragen, daß eines auf der Brust, das andere auf dem Rücken zu liegen kommt.

Geweihte Pfennige (Medaillen) und Kreuze sind neben den eben erwähnten Skapulieren heute die häufig verwendetsten unter den christlichen Schutzanhängseln. Von den geweihten Medaillen ist sowohl seines Alters wie auch seiner Beliebtheit wegen an erster Stelle der schon mehrmals erwähnte Benediktuspfennig anzuführen, ein ovales Metallblättchen aus Silber, Blei, Messing in etwas über Zweihellerstückgröße, mit dem Bilde des hl. Benedikt auf der einen, einem Kreuze auf der Gegenseite. Auf der Kreuzseite sind zwischen den Balken die vier Anfangsbuchstaben der Kreuzbezeichnung Crux Sancti Patris Benedicti eingeprägt, während auf den Kreuzesbalken und im Randring, der um das Kreuz herumläuft, in ihren Anfangsbuchstaben folgende gereimte, lateinische Teufelsbeschwörung steht:

Crux Sacra Sit Mihi Lux
Non Draco Sit Mihi Dux.
Vade Retro Satana.
Numquam Suade Mihi Vana!
Sunt Mala Quae Libas,
Ipse Venenum Bibas![1]

Am häufigsten werden die Benediktuspfennige als Anhängsel um den Hals getragen, um den Träger vor allerlei Krankheiten zu bewahren. Man legt sie aber auch lose in die Tasche oder in die Geldbörse, auf daß dem Gelde längerer Bestand gesichert sei, gibt sie, wie schon früher erwähnt, als Bauopfer neben die Münzen in den Firstbalken oder vergräbt sie unter die Schwelle des Hauses bzw. des Stalles, um allen bösen Geistern den Eintritt zu verwehren. An gefährdeten Stellen vergraben, sind sie auch ein Schutzmittel gegen Hochwassergefahr.

Von den Schutzkreuzen wurden zwei, das Wetterkreuz und das Scheyererkreuz schon an der entsprechenden Stelle der Schutzmittel für Haus und Hof erwähnt. Hier sei vor allem auf das zweibalkige Pestkreuz hingewiesen. In der Sammlung des Braunauer Heimathauses befindet sich das ehemalige Haustor eines alten Braunauer Bürgerhauses mit einem Pesttürchen zum Hineinreichen der Speisen, verwendet in den Pestjahren 1524 und 1648. Oberhalb des Türchens ist eine Messingplatte angebracht, auf der ein solches Pestkreuz eingeprägt ist. Der Längs-, sowie die beiden Querbalken enthalten in einer Reihe von Anfangsbuchstaben den Pestsegen des Papstes Zacharias, weshalb diese Pestkreuze auch Zachariaskreuze genannt werden, darunter stehen die Figuren der Pestheiligen Sankt Sebastian, St. Rochus und St. Rosalia. Abbildungen dieser Pestkreuze finden sich oft auch in den früher erwähnten Pestanhängseln, den Breverln.

Seltener als der Benediktuspfennig ist das Benediktuskreuz anzutreffen, das in Verkleinerung ungefähr die Form des im Kriege allgemein bekannt gewordenen Eisernen Kreuzes hat.

Von ähnlicher Gestalt ist das Sankt Ulrichskreuz, die Nachbildung eines zu Augsburg in der St. Ulrichskirche aufbewahrten Kreuzes, zur Erinnerung an die Madjarenschlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955, mit einer Schlachtabbildung auf der einen, mehreren Heiligenfiguren, darunter St. Ulrich und St. Benedikt, auf der Gegenseite. Das St. Ulrichskreuz soll besonders vor Fallsucht und — Ratten schützen.

Erwähnt seien hier auch noch die verschiedenen geweihten Taler, unter denen der St. Georgstaler häufig zu finden ist, und die wegen ihrer sonderbaren Gestalt besonders gern an Fraisbeten angebrachten Rupertusklippen, silberne Rhombenmünzen von der Größe eines Fünfkronenstückes mit aufgeprägtem Bilde des hl. Rupert und der Jahrzahl 1638.

Damit wären die gebräuchlichsten Schutzmittel des Landvolkes im Bezirke Braunau dargestellt. Die Aufzählung ist keine vollständige, da einerseits besonders die Gruppe der Sympathieheilkunde außerordentlich mannigfaltig ist und stellenweise so nahe in das Fachgebiet des Arztes übergreift, daß ein solcher der Berufene ist, hierüber eingehender zu berichten, anderseits dieser Abhandlung die erst im Ausbau begriffene Sammlung der volkskundlichen Schätze des Braunauer Heimathauses zugrunde liegt, woselbst sie Gegenstand eines der allwöchentlichen Heimatabend-Vorträge war.[1]

[1] Ein Bericht über die Formel und das Benediktuskreuz bei Andree-Eysn, S. 27.

[1] Der Aufsatz, der das reiche Gebiet derartiger Ueberlieferung, die volkskundlich und kulturgeschichtlich so wert-

Erwähnt sei abschließend noch, daß beim Landvolk der Hexenglaube noch heute fortlebt. So starb vor einigen Jahren in der Nähe von Braunau eine alte Bäuerin, die keinen Viehstall betreten durfte, weil sie die Kühe verhexen konnte und diese dann keine Milch gaben. Ihre Tochter muß sich jetzt noch die Milch aus dem Nachbarort holen, da die Bäuerinnen bei ihr eine Vererbung der mütterlichen Hexenkünste befürchten. Und erst vor einigen Tagen erzählte meinem Bruder — er ist Arzt — ein Weiblein, das mit Krätze ins Krankenhaus gebracht worden war, sie sei von ihrer Nachbarin damit behext worden. Diese habe einen Zettel mit ihrem (der Behexten) Namen in ein Glasröhrl gesteckt und dieses sodann in einem Ameisenhaufen vergraben.

Der aufgeklärte Stadtmensch findet solch altererbten Volksglauben heute höchst lächerlich. Dabei bedenkt er aber nicht, daß er selbst, trotz seiner viel höheren Bildungsstufe und Erkenntniskraft, auf die er so stolz ist, oft auch noch sehr tief im Aberglauben steckt. Eine Abhandlung über den Aberglauben der gebildeten Stadtleute würde gewiß nicht weniger mannigfaltig aussehen als die vorliegende, wenn auch die Unglückszahlen und -tage, über den Weg gelaufenen Hasen, die Kummer oder Glück bringenden Spinnen, die zerbrochenen Unglücksspiegel und dergleichen andere Lächerlichkeiten keine so wertvolle Sammlung abgeben würden.

voll ist, vom Standpunkt Braunaus beleuchtet, zeigt, welch reiche, erst zum Teil benützte Stoffe unsere Ortssammlungen bergen. Eine genaue Buchung und Zusammenfassung könnte der wissenschaftlichen Verwertung wesentlich vorarbeiten. Vielleicht regt dazu der Aufsatz ebenso an wie zum Ausbau und zur Ergänzung der verschiedenen Ortssammlungen. Dy.

Alte Schmiedeisenkunst.

Der Ausbau der Verwendung des Gußeisens, die Erzeugung von Eisengerät in Fabriken hat zu einem traurigen Verfall der Schmiedeisen-Bearbeitung geführt, die einst auf der stolzen Höhe des Kunsthandwerkes stand und deren Erzeugnisse mehr und mehr durch nur zu oft künstlerisch ungleichwertigen Ersatz verdrängt werden.

Am sinnfälligsten wird dies beim Friedhofschmuck. Es ist ein schöner Zug, daß Liebe und Erinnerung die Stätte, die uns zu letzter Rast beschieden ist, schmückt. Das schlichte Holzkreuz, das Eisenkreuz, der einfache Denkstein sind bei richtiger Lösung eines gleichstarken Eindruckes fähig, besonders wenn eine vertrauliche Pflanzendecke die Vorstellung vom Massengrab benimmt.

Nun hat aber die fabriksmäßige Erzeugung den Blick für das Schöne vielfach ertötet. Der Grabstein ist protzig geworden, atmet kalten Prunk und hat von der Stadt aus auch den ihm wesensfremden Dorffriedhof erobert. Den Schmiedeisenkreuzen stellten sich allmählich Gußeisenkreuze an die Seite, anfangs auch noch echt und eindrucksvoll, bis die Fabrikserzeugung in verödender Gleichmacherei und Unpersönlichkeit eingriff. Hie und da finden wir noch schöne, alte Kreuze, meist sind sie aber verwahrlost, dem alten Eisen verfallen, während sie bei einiger Liebe und Sorgfalt noch manchen Wintersturm und Sommerbrand überstehen und neuen Toten die alte Treue wahren könnten.

Grabkreuz, Landesmuseum, Linz.

Unsere Friedhöfe daraufhin anzusehen und Kreuz und Zierformen, die nicht den Stempel des Fabriksmäßigen an sich tragen, durch Zeichnung oder Lichtbild festzuhalten, wäre eine lohnende Aufgabe. Es würde sich um eine planmäßige Aufnahme der engeren und weiteren

Heimat handeln, ein Beispiel für den Bezirk Cham in Bayern bieten die Deutschen Gaue Franks.[1] Die Kreuzsammlungen

Grabkreuz, Friedhof St. Veit im Mühlkreis.

unserer heimischen Museen sind ein erster, recht dürftiger Versuch, einen Überblick zu schaffen. Noch größere Bedeutung käme freilich der Erhaltung an Ort und Stelle zu. Vom Innviertel ging der Versuch einer Wiederbelebung der gewerbsmäßigen Herstellung von Schmiedeisenkreuzen aus, er hat zu Erfolgen geführt, die einer fachmännischen Beurteilung harren.[2]

Schmiedeisengeranke bildet bisweilen den oberen Abschluß von Wegkreuzen, in mancher Gegend hat sich aber auch schon das Gußeisenkreuz der Fabrik Eingang verschafft.

Reich war das sonstige Feld der Schmiedeisenkunst. Hie und da mahnt noch ein Wirtshausschild an verschollene Brüder. R. Schilling hat für das Land Baden zusammengestellt, was er an guter Arbeit fand.[3] Die Entwicklung des Schmiedehandwerks läßt sich daraus ersehen und der Nachahmung und Stillosigkeit der Gegenwart gegenüberstellen. Ähnliches gilt vom Zunft- und Handwerkszeichen, das schon kulturgeschichtlich Beachtung verdient.

Tore und Fenster, das Kircheninnere, Brunnen und Einfriedungen weisen in ihrem Gitterwerk noch manches Prachtwerk alter Schmiedekunst auf. Von all diesen Gegenständen gilt der Grundsatz, daß sie der Aufnahme harren, im übrigen aber nach Möglichkeit an Ort und Stelle bleiben sollen. An die Überstellung ins Museum soll erst gedacht werden, wenn sonst die Gefahr des

Grabkreuz, Linz.

Verlustes droht. Auch die Kleinkunst ist im Schmiedehandwerk stattlich vertreten. Zugleich kulturgeschichtliche Bedeutung haben Schmiedeisenleuchter, sie geleiten die Entwicklung unseres Beleuchtungswesens ein Stück Weges. Alttümliche Schlösser, an den Einzelheiten ausgeführte Schlüssel zu Truhen, Kasten und Türen, Band- und Schloß-Beschläge, der im Süden noch viel bekanntere Türklopfer, Wetterfahnen und

[1] 10. Band, S. 83 ff.

[2] Heimat. Beiträge zur Heimatkunde und Heimatgeschichte des Bezirkes Schärding. 1910, S. 60 f. — Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1915, S. 66 f.

[3] Mein Heimatland. 5. Jahrgang, Heft 1—6, S. 24 ff.

Wasserspeier gehören nicht minder hieher, sie alle sind Zeugen einer hochentwickelten Handwerkskunst.

Ein Überblick, was an derartigen Schätzen im Lande vorhanden ist, käme nicht nur der Wissenschaft zugute, sondern könnte auch Freude an der Sache und Verständnis für das Schöne wecken. Die Sammlung könnte auch zur Wiederbelebung

Wirtshausschild, Ebelsberg.

Schlosserzeichen, Aschach a. D.

— nicht zur bloßen Nachahmung — anregen, die Art und Ausführung, die Auffassung und der Schönheitssinn, der in den alten Werken liegt, sollte ihnen abgelauscht werden.

Deshalb geht an alle, die Lust und Gelegenheit haben, ihr Scherflein zu einer oberösterreichischen Sammlung beizutragen, die Bitte, durch Zeichnung oder Lichtbild festzuhalten, was ihnen an eindrucksvoller, nicht fabriksmäßiger Eisenarbeit unterkommt. Doppelaufnahmen lassen sich durch vorherige Anfrage an die Schriftleitung der Heimatgaue vermeiden. Willkommen ist auch schon die Mitteilung, was im Ort, in der Gegend vorhanden ist. Notwendig ist bei allen derartigen Aufnahmen die Angabe des Standortes des Gegenstandes. Nach Möglichkeit soll auch der Besitzer angegeben und seine Kenntnis von der Herkunft der Arbeit erfragt werden. Alle Einsendungen und Mitteilungen sind an die Schriftleitung erbeten.

Dr. A. Depiny.

Heimatbewegung in den Gauen.

Die Stadt Steyr und ihr Heimatschutzverein.

Der Krieg hat in den Mauern des alten, von jeher als Waffenerzeugungsstätte berühmten Steyr ein gewaltiges Anwachsen dieser Industrie mit sich gebracht. Was Steyr für die Wehrmacht Österreich-Ungarns bedeutete, kann hier nicht ausgeführt werden und muß zu schildern einer späteren Zeit vorbehalten sein. Wer die alte Stadt am Zusammen-

fluß der Enns und Steyr heute betrachtet, dem fällt das Wachstum der Industriegebäude sofort in die Augen, während die Vergrößerung der Wohnungsviertel damit keineswegs Schritt gehalten hat. Die neuen Waffenwerke, gerade zum Ausbruche des Krieges fertig geworden, bilden allein einen Stadtteil für sich. Die Architekturfirma Manz hat da einen Industriebau geschaffen, der zugleich künstlerische wie praktische Ansprüche befriedigt und durch seine tief durchdachte Anlage wie durch seine Größenverhältnisse und die Schönheit der Hauptgebäude Aufsehen erregt. Daneben errichtet die österreichische Waffenfabriks-Gesellschaft auf einer nahezu doppelt so großen Bodenfläche eine riesige Kraftwagenfabrik, deren Pläne, ebenfalls von Manz stammend, sich harmonisch dem Waffenfabriksneubau anschließen. Krönen diese Werke die Terrassenanhöhen im Osten der Stadt und nehmen sie einen Flächenraum in Anspruch, der dem des alten Stadtteiles an der Enns fast gleich kommt, so ziehen sich im Steyrtale weit hingestreckt die alten Werke flußaufwärts, die auf die Antriebskraft des Flusses sich gründend, zum größten Teile noch zu Zeiten des großen Werndl erbaut wurden. Im Süden der Stadt hinwiederum breiten sich die immer mehr an Größe zunehmenden Bauten der Gummiwarenfabrik Reithoffers Söhne aus, die heute zu den größten ihrer Art zählen. So ist das alte Steyr von allen Seiten wie von einem Kranze von alten und modernen Fabriksanlagen umgeben und allerorten klingt uns das Dröhnen der Arbeit in die Ohren. Und wer nach Arbeitsschluß durch die Straßen der Stadt wandert und die Tausende von Arbeitern sieht, wie sie heimwärts eilen, der bekommt eine ehrliche Bewunderuug vor der Bedeutung, die die kleine Stadt erlangt hat. — Aber es könnte den Freund alter, stiller deutscher Städtebilder, von denen eines der schönsten unzweifelhaft das alte Steyr ist, Bangigkeit ergreifen, wenn er das allermodernste Leben mit seiner alles gleichmachenden Hand an die Tore dieses reizvollsten Stadtbildes pochen hört. Wird es stille halten vor dieser Perle, wird es in seiner oft stürmischen, das Alte beiseite schiebenden Jugendart Achtung haben vor der Kulturgröße dieses alten, herrlichen Gemeinwesens? Das sind Fragen, die sich die vielen Verehrer des lieben, trauten Steyr mit seinen wundersamen gotischen und barocken Bauten, mit den stolzen Straßenseiten der Bürgerhäuser, den traulichen, von Säulen umsäumten Höfen und stillen Winkeln stellen. Und der Bewunderer hat diese Stadt zahlreiche, vielleicht mehr noch draußen in der Fremde als daheim selber. Oder soll das, was heute etwa da und dort einem augenblicklich gesteigerten Verkehr ein zeitweises Hindernis entgegenstellt, das mit einiger Geduldaufwendung überwunden werden kann, doch vor den großen Industrie-Unternehmungen weichen müssen?

Man braucht sich heute fürwahr nicht mehr zu fürchten, der Rückständigkeit geziehen zu werden, wenn man diese Fragen entschieden verneint. Denn dank einer nun schon seit Jahren währenden aufklärenden Tätigkeit über die Ziele des Heimatschutzgedankens hat das Verständnis für die Bedeutung dieser Kulturwerte auch bei uns in Österreich zugenommen. Der deutsche Bund „Heimatschutz" ist uns bei der Gründung der österreichischen Heimatschutzvereine und des Zentralverbandes derselben Gevatter gestanden und hat sie, so lange sie noch im jugendlichen Alter standen, geleitet. Das war vor zehn bis zwölf Jahren. Seither sind sie gewachsen und haben sich längst der führenden Hand entzogen und gehen ihre eigenen, selbständigen Wege. Das Werk ist erstarkt und das Pflänzchen Heimatschutz in Österreich zum Baum geworden, der manchen kräftigen Ast aufweist. In den meisten Kronländern bestehen Landesverbände, die Zweigvereine in verschiedenen Orten besitzen, wo es besondere Werte zu schützen gibt.

In Oberösterreich geht die Erweckung des Heimatschutzgedankens auf die Stadt Steyr zurück, wo sich schon im Jahre 1910 die ersten Ansätze zur Bildung eines solchen Vereines zeigen. Schon zwei Jahre, ehe sich in Linz eine Landesvereinigung bildete, übte die Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr eine umfangreiche Tätigkeit aus. Wie es zur Gründung kam, ist eigentlich schwer zu sagen. Was die für die Erhaltung ihrer alten, prächtigen Stadt besorgten Personen zusammengeführt hat, schlummerte ja schon

lange unausgesprochen in den Herzen vieler und es bedurfte nur einer Anregung und zielsicheren Führung, die mit den Heimatschutz-Einrichtungen anderer Länder vertraut war, um den Zusammenschluß zu erreichen. Wie sehr der Heimatschutzverein in Steyr aus dem Leben geboren und den Bedürfnissen entsprungen ist, das geht daraus hervor, daß sich die verschiedensten Berufskreise dem neuen Verein anschlossen. Da finden wir neben hervorragenden Industriellen Ärzte, Professoren, Künstler, Beamte, Bürger und Arbeiter. Und auch die Kirche, die so viele Kunstwerke im Orte unter ihrer Obhut hat, nahm regen Anteil an der Gründung. Vielleicht hat den Anstoß zu derselben ein Ereignis gegeben, das geradezu aufrüttelnd auf alle Wertschätzer des alten Stadtbildes von Steyr wirkte, die seinerzeit beabsichtigte Niederreißung des sogenannten Innerberger Getreidespeichers, der in prächtiger deutscher Renaissance, mit wundervollen Sgraffiti an der Außenseite geschmückt, eines der schönsten Platzbilder der Stadt beherrscht. Die Erhaltung dieses Bauwerkes, dessen Niederlegung geradezu als nicht mehr gut zu machende Bresche gewirkt hätte, wurde nur durch die Dazwischenkunft des kunstsinnigen Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand ermöglicht. Da gingen allen die Augen darüber auf, was es zu verlieren gebe.

Die Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr hat seit ihrer Gründung, allen Hindernissen zum Trotz, unermüdlich gearbeitet.

Unter ihrem Einflusse sind viele auch dem Heimatschutzgedanken, der früher als unfruchtbar uud veraltet belächelt wurde, nähergetreten und haben um sich schauen gelernt, wobei es ihnen oft wie Schuppen von den Augen fiel, daß sie Tag um Tag an so viel Schönheit vorüber gehen konnten, sie haben darüber nachdenken gelernt, warum denn die Vorfahren in ihrer schlichten Einfalt um so viel mehr Schönheitssinn besaßen als unser Zeitalter. Sie haben sich sagen müssen, daß es denn doch noch etwas anderes gebe als bloß das nackte Streben nach Erwerb und daß neben der höchsten Anspannung der Kraft im Lebenskampfe es auch Augenblicke gebe, in denen der Mensch auf die innere Stimme hören muß, die ihm von den Schönheiten in Natur und Kunst ein hohes Lied singt.

Als das höchste Ziel seiner Tätigkeit sieht es der Verein an, erziehlich zu wirken, den so vielfach für das Schöne erstorbenen Sinn, das Verständnis für den Einklang in Form und Farbe wieder zu erwecken; in früheren Jahrhunderten war es ja offenbar weitesten Kreisen zu eigen, wie aus der so vollkommenen und umfassenden künstlerischen Vollendung alter Bauten und ganzer Städtebilder so deutlich zu erkennen ist. Die Freude an diesen Schönheiten, der Wunsch, das Neue auch wieder so harmonisch zu gestalten, auf guten Vorbildern aufzubauen und selbst schöpferisch dem schönen Alten gleichwertiges Neues an die Seite zu stellen, das ist das allerdings noch ferne Ziel, das durch unaufhörliche Aufklärungsarbeit und Erziehung immer näher und näher rücken muß.

Die fortschreitende Entwicklung Steyrs als Industrieort erschwert die Aufgaben eines Vereines für Heimatschutz. Erst wenn der volle Wert der zu schützenden Güter breiteren Schichten zum Bewußtsein gekommen ist, ist Hoffnung vorhanden, daß trotzdem der innere Kern der Stadt vor schwereren Angriffen und Verunstaltungen bewahrt werden kann. Die Hauptsache wäre, die maßgebenden Kreise für die Berechtigung des Erhaltungswerkes zu gewinnen, und das ist die Stadtgemeinde und in erster Linie das Stadtbauamt, das keinen Plan eines Neu- oder Umbaues, einer Niederlegung oder Veränderung im Innern der Stadt genehmigen dürfte, ohne ihn mit den Forderungen des Heimatschutzes in Einklang gebracht zu haben. So wird es wenigstens in anderen städtischen Gemeinwesen, vor allem in Deutschland, gehalten und selbst die größten unter ihnen finden es nicht unter ihrer Würde, sich bei den Bauberatungsstellen der Heimatschutzeinrichtungen Rats zu holen. Mit welchem Erfolg, lehrt uns ein Blick auf die Bauentwicklung dieser Gemeinwesen. Nehmen wir nur z. B. Nürnberg her, das doch, wenn auch in vergrößertem Maßstabe, ähnliche Verhältnisse wie Steyr zeigt. Ein durch seine reiche Bauart als Juwel bekannter Kern und rings herum ein

Gürtel von Fabriksstädten. Wie wird da sorgsam über diesen künstlerischen Bestand gewacht und wenn der sich dort noch ganz anders entwickelnde Verkehr eine Neuerung bedingt, darauf gesehen, daß diese nicht mehr wie früher auf Kosten des guten Geschmackes und des allgemeinen künstlerischen Eindruckes geschehe.

Von den Arbeiten, die die Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr seit ihrer Gründung durchgeführt hat, seien nur die wichtigsten hier erwähnt: Schon im zweiten Jahre ihres Bestandes trat sie mit einer Heimatschutzausstellung, der ersten derartigen Darbietung in Österreich, auf den Plan und zeigte in dem engen Rahmen, der zur Verfügung stand, gutes Gelingen. Sie wies weiteren Kreisen, die sich über die Ziele der vielgenannten Bewegung unterrichten wollten, die Wege, die sie zu gehen sich anschickte. Mit der Ausstellung war eine Schau über die im öffentlichen und Privatbesitz befindlichen Bilder von Ansichten der Stadt Steyr verbunden. Aus dem eigentlichen Bereich der Heimatschutzarbeit sei auf die Abteilung „Bauberatung" hingewiesen, die von zahlreichen befreundeten Heimatschutzvereinen und Architekten Planverbesserungen zeigte. Modelle veranschaulichten diese Absichten; unter ihnen befand sich auch ein Modell der Gartenstadt Hellerau bei Dresden. Von ganz besonderem Reize war die Ausstellung für moderne Friedhofkunst, die in einem natürlichen kleinen Park untergebracht, aufs reizvollste die Natur mit dem vorgedachten Zweck in Verbindung brachte und so eine kleine Vorstellung von dem Waldfriedhofe deutscher Städte gab. Überhaupt hat sich die Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr die Veredelung des Gottesackers in seiner allgemeinen Anlage, in der gärtnerischen Ausgestaltung und in der Verbesserung der aufgestellten Denkmäler zu einer Hauptaufgabe gemacht. Die Schmiedeisenkunst hat in der alten Eisenstadt seit den ältesten Zeiten eine Heimstätte und viele prächtige Grabkreuze zeugen von dieser bodenständigen Kunsthöhe. Sie wären die glücklichsten Vorbilder für moderne Weiterbildung. Aus diesem Bestreben, das künstlerische Gefühl der Bevölkerung gerade für jenen Ort wieder zu erwecken, wo Liebe und Dankbarkeit geneigt sind, gerade das Schönste zu geben, hat sich die Vereinigung „Heimatschutz" auch sogleich nach Beginn des Weltkrieges des Gedankens bemächtigt, einen Heldenfriedhof anzulegen und ihrer Anregung ist es auch gelungen, einen vollen Erfolg zu erringen. Sie konnte ihren Absichten freien Spielraum lassen. So ist der Steyrer Soldatenfriedhof schon wiederholt als glückliches Vorbild für ähnliche Anlagen gewählt worden. Die Herstellung eines geeigneten Denkmales für diesen Heldenfriedhof ist die schöne Aufgabe, die den Verein augenblicklich beschäftigt. Die Anlage eines eigenen Musterfriedhofes ist ein Plan des Vereines, der aber mit großen Kosten verbunden sein wird.

Aber auch der Naturschutz, die Wiedererweckung schöner, alter, im Aussterben begriffener Sitten und Gebräuche des Volkes und die Erhaltung der prächtigen alten Volkstrachten sind wichtige Aufgaben der Heimatschutzbewegung.

So hat sich die Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr auch einer alten, im Entschwinden begriffenen Weihnachtssitte angenommen und den Brauch des „Sternsingens" in vergangenen Jahren wieder zum Leben erweckt, indem sie Kinder in den Kostümen der heiligen drei Könige von einem Engel mit dem Sterne begleitet von Haus zu Haus in der Weihnachtszeit ziehen und alte alpenländische Dreikönigs-Volkslieder singen ließ. Der Erfolg war ein vollkommener und die drei lieblichen Sänger brachten bei diesen Gelegenheiten für die Ärmsten unter den Armen, die im Felde erblindeten und die tuberkulosen Krieger des Landes Oberösterreich, eine stattliche Summe mit von ihren Sängerfahrten heim. Der schöne alte Brauch des Sternsingens soll nun auch nicht mehr aussterben.

In diese Gruppe der Heimatschutzarbeit gehört auch die Erhaltung des alten, weitberühmten Steyrer Kripperls, eines Krippentheaters, das vor langen Jahren in der Gegend entstanden ist und Gestalten und Auftritte aus dem Volke von solcher Naturwahrheit auf die Marionettenbühne bringt, daß die kleine und große Zuhörerschaft oft vor Ver-

gnügen jauchzt. Zwischen den humorvollen Szenen stehen solche, welche unter dem Aufwande von oft hundert Figuren wichtige Kapitel der Geschichte des alten und neuen Testamentes vorführen. Der ägyptische Josef, König Davids Einzug in Jerusalem, die Fronleichnamsprozession sind die prunkvollsten, und der heilige Nikolaus mit dem Krampus, die Krippe mit dem Kinde und die Könige sind die lieblichsten und volkstümlichsten darunter. Als dieses köstliche „Theater" bereits in fremde Hände und außer Stadt und Land zu gehen drohte, da tat der Verein aus Liebe zu dem unwiederbringlichen Volksschatz, der in diesen Spielen schlummert, einen tiefen Griff in seine Tasche, erwarb es und spielt seither den Theaterunternehmer und hat es noch nie bereut. Denn abgesehen von der Genugtuung, der Jugend eine reizvolle und einwandfreie Unterhaltung zu bieten, ist dadurch ein wichtiges Stück örtlicher Kulturgeschichte gerettet worden; der Erfolg ist ein voller, im vergangenen Winter haben — es wird von Allerheiligen bis nach Lichtmeß an Sonn- und Feiertagen gespielt — rund 10.000 Personen das Krippentheater besucht, worunter auch die Erwachsenen etwa ein Fünftel ausmachen. Lieder und Texte der Szenen sind durchwegs volkstümlich. Bisher fehlte es an einem guten, brauchbaren Führer durch Steyr vom Standpunkte des Heimatschutzvereines aus. Dieser neue Führer durch Steyr ist nun im Verein mit dem Staatsdenkmalamte geschaffen worden. Dabei wurde keine Mühe gescheut, ihn so gut und hübsch als möglich zu gestalten. Das Werkchen erschien als erstes in einer Reihe, die den Titel „Führer durch Österreichs Kunststätten" führen wird. Von Kräften des Vereines wurde ein knapper geschichtlicher Teil, ein Aufsatz „Das Stadtbild" und ein zweiter „Steyrs Umgebung, Land und Leute" geschrieben, während das Staatsdenkmalamt als Beitrag „Die kunstgeschichtliche Würdigung der Stadt" lieferte. Eine große Zahl wohlgelungener Bilder wird den zahlreichen frohen Genießern der Schönheiten dieses Erdenfleckes eine dauernde Erinnerung bieten.

Das wären die wichtigsten Leistungen des jungen rührigen Vereines auf dem Gebiete des weiteren und engeren Heimatschutzes. Sie verdienen die Beachtung weiter Kreise, wie überhaupt die ganze, sich rege entwickelnde Bewegung des Heimatschutzes in Österreich. Es steht zu hoffen, daß eine Wiedergeburt der Wertschätzung alter Kulturgüter und eine rege neuschöpferische Tätigkeit gerade in einer Zeit lebendig werde, da die materiellen Güter so sehr an Wert und Bedeutung eingebüßt haben und wo wir, an solchen arm geworden, uns auf unsere unvergänglichen und unveräußerlichen Schätze der Kunst, die uns eine schönere, friedlichere Zeit hinterlassen hat, zurückziehen müssen.

Dr. Emmerich Pillewizer.

Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines.

(In zeitlicher Aufeinanderfolge seit dem Kriegsende.)

Seit der Krieg zu Ende ging, hat der Braunauer Heimatverein seine selbst in Kriegszeit nicht ruhende Tätigkeit — wurde doch das „Heimathaus" im Jahre 1916 angekauft und schon im nächsten Jahre mit fast fertiger Einrichtung eröffnet — mit frischen Kräften neu entfaltet, vor allem durch die Abhaltung von Vorträgen an den allwöchentlichen Heimatabenden neu ausgebaut. Eine Reihe solcher Vorträge, neun an der Zahl, gab Ausschnitte aus der Braunauer Bezirkskunde. Besprochen wurden die Orte: Neukirchen a. d. Enknach, Friedburg-Lengau, Feldkirchen, Minning, Altheim, Altpfarre Ostermieting, Ranshofen, Altpfarre Roßbach und Kirchberg-Lochen, und zwar in der Weise, daß ein Vortragender (Dr. E. Kriechbaum) den betreffenden Ort und seine Umgebung hinsichtlich Morphologie, Geologie, Pflanzengeographie, Siedlungskunde und Geschichte erläuterte, worauf H. v. Preen über allfällig in der betreffenden Gegend gemachte vorgeschichtliche Funde sprach und auf das Wissenswerte der kunst- und kulturgeschichtlichen Denkwürdigkeiten dieser Ortschaft aufmerksam machte. Im weiteren wurde gesprochen: Über Heimat-

kunde als Grundlage einer nationalen Erziehung (Dr. E. Kriechbaum anläßlich der Jahres-Hauptversammlung des Braunauer Heimatvereines. Der Vortrag ist im Heft 11 der „Braunauer Heimatkunde" im Druck erschienen) — Über Wanderungen im oberen Innviertel (Dr. E. Kriechbaum) — „Volksglauben und Sympathieheilkunde im Bezirke Braunau" mit Vorführung und Erläuterung der diesbezüglichen Sammlung des Heimathauses (Dr. W. Kriechbaum) — Das Landschaftsbild im Bezirke Braunau (Dr. E. Kriechbaum anläßlich der Abschiedsfeier des Heimatvereins-Vorstand-Stellvertreters Hw. Schindlberger). — Ein oberösterreichischer Mundartdichter (Doktor Anton Matosch). Mit Vorlesung eines Großteiles seiner Dichtungen (Dr. W. Kriechbaum). — Erläuterung zur Heimathaussammlung, zwei Vorträge (H. v. Preen) — Über graphische Künste: Kupferstich und Radierung, Holzschnitt, Lithographie, drei Vorträge (Oberstleutnant Plunder). — Der Arbeitsplan der Zeitschrift „Heimatgaue" (Prof. Dr. A. Depiny als Gast), — Das Matosch-Gedenkbuch. Eine Besprechung mit Vorlesung der dichterischen Beiträge in Vers und Prosa (Dr. W. Kriechbaum). — Die modernen Bildreproduktionsverfahren: Autotypie, Heliogravüre, Drei- und Vierfarbendruck (Buchdrucker L. Höglinger). — Die Heimatkunde in der neuen Schule (Prof. Laßmann). — Alte und neue Lieder zur Laute (A. Falk). — Über alte Uhren (Uhrmacher Erd). — Anleitung zu Beobachtungen auf Heimatwanderungen (Dr. E. Kriechbaum). — Zur Errichtung von Familiengärten auf den Gründen des ehemaligen Internierten-lagers in Braunau (Gruber und Ing. A. Waltl).

Für größere Veranstaltungen steht nun dem Heimatverein ein schöner Saal im Stadtturm zur Verfügung, den die Braunauer Stadtgemeinde jüngst in anerkennenswerter Weise für die Abhaltung aller volksbildenden Vorträge freigab. Damit wird sich hoffentlich in absehbarer Zeit auch der längstgehegte Plan der Erwerbung eines Lichtbilderapparates für Heimatvorträge durchführen lassen.

An sonstigen Veranstaltungen des Heimatvereines sind noch die von Zeit zu Zeit stattfindenden Führungen durch die Heimathaussammlung und die kunstgeschichtlichen Rundgänge durch die alte Stadt — meist unter Führung des Vereinsvorstandes H. v. Preen — sowie die heimatkundlichen Wanderungen (Führung Dr. E. Kriechbaum) zu erwähnen.

Hingewiesen sei zum Abschluß dieses Berichtes noch auf die mehrmals im Jahre ausgegebenen Veröffentlichungen der „Braunauer Heimatkunde", bis jetzt 12 Hefte,[1] sowie auf die künstlerisch ausgeführten Braunauer Heimatkarten nach Federzeichnungen H. von Preens, von dem auch hübsche oberösterreichische Trachtenbilderkarten stammen.

Anläßlich der Gründung des Vereines „Heimat" in Ried am 21. September wurde auf Anregung des Braunauer Heimatvereines (Vertreter Dr. E. Kriechbaum) beschlossen, als „Innviertler Heimat" einen Verband der Heimatvereine Ried, Schärding, Braunau zu schaffen, mit dem gemeinsamen Zwecke:

1. Gemeinsame Jahresversammlung in einer der drei Kreisstädte.
2. Aufstellung einer Rednerliste für Heimatvorträge im ganzen Gau.
3. Gegenseitiger Austausch aller heimatkundlichen Veröffentlichungen (Zeitschriften usw.) der drei Bezirksvereinigungen.
4. Gemeinsame Herausgabe eines Innviertler Heimatkalenders.

Dr. W. K.

Aus dá Hoamát.

„'s Badánhaus" mit'n „Muadástübl", die poesieumwobene Geburtsstätte unseres Meisters Franz X. Stelzhamer im Dorfe Großpiesenham, acht Jahre nach seinem Hingange (14. VII. 1874) — dem Verfalle preisgegeben!

Dieser schwarze Punkt an der Oberfläche des Daseins hatte zugleich den Tiefstand der Pflege unserer volksmundartlichen Dichtung gekennzeichnet.

Eine Studienreise in die engere Heimat des Dichters im August 1882 führte eine ungeahnte Wendung herbei. Es erging ein Aufruf ins Land zu Zwecken der

[1] Zu beziehen, soweit vorrätig, vom Verein „Alt-Braunau", die Hefte auch durch den Verleger L. Höglinger.

Wiederherstellung dieser weihevollen Stätte und aus dieser Arbeit ist herausgewachsen der Stelzhamer-Bund, d. i. der satzungslose Bund dreier Jugendfreunde mit der Aufgabe, die besseren volksmundartlichen Dichtungen und Lieder der Heimat zu sammeln, herauszugeben als Volksausgaben und zu verbreiten. Als Freundschaftsbund bewährt, soll er solchergestalt auch fortbestehen.

So erstand das Sammelwerk „Aus dá Hoamát" im Dienste der Heimatliebe mit dem mühsamen Selbstvertriebe. Ohne ständige Beiträge, lediglich angewiesen auf die eigene Arbeit, auf jeweilige Liebesgaben, sowie auf die werktätige Förderung der Ausgestaltung der Bände und des Vertriebes durch Heimatfreunde, ist die Wirksamkeit des Bundes wesentlich bedingt von dem günstigen Absatze der einzelnen Bände, auf daß nach Deckung der Druckkosten ehestens immer wieder zu weiteren Veröffentlichungen geschritten werden könne.

Bisher sind 20 Bände erschienen.[1] Sie haben vor allem die Bestimmung, die heimatlichen Dichtungen und Lieder dem Volke lieb und wert zu machen, wie sie es verdienen.

Weiteres wertvolles Gut harrt noch der Veröffentlichung.

Die ständige Veranstaltung von heimatlichen Vortragsabenden mit Beiziehung jugendfrischer Kräfte wäre das wirksamste Förderungsmittel. Zu dem Zwecke ist dem Band XVII „Neue Liadá und Gsangl" beigegeben eine programmatische Zusammenstellung heimatlicher Vortragsabende, die ein einheitlicher Gedanke durchzieht, in Verwertung langjähriger Erfahrungen. — So geht die Dichtung ins Volksleben ein und die Hoamátfreunde werden so im einzelnen und in ihrer Gesamtheit zu Aposteln und Jüngern der Lehren unseres Evangeliums „Aus dá Hoamát."

Im übrigen sei hier auf die Denkschrift des Stelzhamer-Bundes über seine 25jähr. Wirksamkeit im Bande XIII/XVI verwiesen. Der letzte, 20. Band, Matosch-Gedenkbuch, enthält Biographisches, eigene Dichtungen und literarische Beiträge von Heimatfreunden, u. a. behandelt er auch den Leitsatz des Stelzhamer-Bundes, die

Lust an unserer mundartlichen Dichtung zur bleibenden Wirksamkeit schon der Jugend einzupflanzen, woran es mehr oder minder gefehlt hat. Verdienstvoll ist ja die Ausgabe der oberösterreichischen Volksschullesebücher von Franz Wiesenberger mit ihrer Verwertung mundartlicher Dichtungen. Ein unabweisbares Gebot der Zeit ist es aber, sie auf heimatkundlicher Grundlage gründlich auszugestalten und diese Art zu übertragen auf Mittelschulen, vor allem auf die Lehrerbildungsanstalt, auf daß schon im Wege der Schule die Herzen der Jugend von Volksgefühl und Heimatstolz erglühen. In solcher Vertiefung des Heimatgedankens liegt unsere bessere Zukunft.

Dr. Zötl.

Bund oberösterreichischer Mundartdichter „Hoamátgsang".

Als Ergänzung zu dem um die heimatliche Sache so hochverdienten Stelzhamer-Bunde gedacht, wurde im Jahre 1909 von Professor Gregor Goldbacher (Steyr) und Schriftsteller Karl Mayer (Linz) der Bund oberösterreichischer Mundartdichter ins Leben gerufen. Er will alle namhaften lebenden, in bodenständiger Mundart dichtenden Landessöhne zu einer idealen satzungslosen Vereinigung zusammenschließen, deren äußeres Zeichen das Jahrbuch „Hoamátgsang", das alle fünf Jahre erscheinen soll. Dem 1910 erschienenen ersten Band, zu dem 34 Mundartdichter beigesteuert haben, und das trotz dreimaliger Auflage heute nur mehr in wenigen Stücken verfügbar ist, kann aber infolge der Kriegsverhältnisse erst jetzt

[1] Aus dá Hoamát, 20 Bände im Selbstverlage des Stelzhamer-Bundes, Bezugspreis 3 — 10 K. Weitere Auskünfte beim Stelzhamer-Bund, Linz-Eferding, und in der Druckerei J. Wimmer, Linz.

der schon länger vorbereitete zweite Band folgen.[1]

Getreu ihren einst in der Vorrede zum ersten Jahrbuch niedergelegten Grundsätzen haben die Gründer und Führer des Bundes im Laufe der heurigen Sommerferien an weit über einem Viertelhundert verschiedener Orte Oberösterreichs Vorträge veranstaltet, um in den breiten Schichten der Bevölkerung den Sinn für gute, bodenständige Mundartdichtung und echtes Volkslied zu beleben und selbst mit Land und Leuten unserer herrlichen Heimat in Fühlung zu kommen. Sie wurden hiebei unterstützt von dem Volksliedsammler Professor Dr. Hans Commenda (Steyr) und seiner bewährten, aus Schülern der Steyrer Staatsoberrealschule bestehenden Volksliedsängerschar, ebenso von zahlreichen Bundesmitgliedern und Heimatfreunden. Perlen aus dem Schatze unserer oberösterreichischen Mundartmeister sowie Proben aus dem Schaffen der zeitgenössischen Mundartdichter und heimatliche Volkslieder aus der Sammlung Commenda bildeten überall die Vortragsordnung. Der Beifall, den diese unter dem Namen „Hoamátgsang" veranstalteten Darbietungen fanden, beweist, wie sehr gerade die Gegenwart die Vertiefung des Heimatempfindens verlangt, weil allein aus dem heiligen Schoße der Heimaterde jene ewigen Kräfte fließen, welche die Wunden des Krieges vernarben und verheilen lassen können. m.

[1] Verlag Fidelis Steurer, Linz. Zeichnungspreis bis 1. November 1919 K 10·—, gebunden.

Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich.

Nach einer Mitteilung des Landes-Denkmalamtes für Oberösterreich wurden im ersten Halbjahre des laufenden Jahres folgende Denkmalpflege-Arbeiten unter seiner Einflußnahme durchgeführt:

In Enns die Vergrößerung des Museums und Reinigung des barocken Stuckportales zum alten Ratssaale unter Gewährung eines Staatsbeitrages.

In Grein a. d. Donau gelang es, das noch aus dem 18. Jahrhundert stammende Theater zu erhalten und notwendige Bauherstellungen in einer für das Stadtbild günstigen Art in die Wege zu leiten.

In der Pfarrkirche zu Mörschwang wurde bei der durch den Maler E. Daringer aus Wildenau durchgeführten Restaurierung des Hochaltarbildes, welches der Wildenauer Maler Ignaz Jäger im Jahre 1823 gemalt hat, das unter diesem befindliche ältere Bild, welches ebenfalls die heilige Margaretha darstellt und mit „J. P. Vogl 1702" bezeichnet ist (Abb. 1), gefunden und in der Sakristei der Kirche aufgestellt. Vogl war ein in Obernberg a. J. an-

sässiger Maler, von dem auch die beiden Seitenaltarbilder aus dem Jahre 1698 in der Pfarrkirche zu Münsteuer herrühren. Der Maler des Nikolausbildes und des dazu gehörigen St. Georgsbildes vom Jahre 1665 am Hochaltar der Ufer-Kirche von Obernberg a. J., der aus Reichenhall stammende Jakob Vogl, dürfte der Vater des Erstgenannten gewesen sein.

Das barocke Sebastianbild der Pfarrkirche in Niederthalheim wurde nach erfolgter Restaurierung auf Staatskosten in Wien wieder in die Kirche zurückgebracht.

Mehrfache Aufgaben waren in Obernberg a. J. zu lösen. Von den schönen, stuckverzierten Häusern des Marktplatzes wurden die aus dem 18. Jahrhunderte stammenden Fassaden des Apothekerhauses (Abb. 2) und des Hauses Nr. 57 (Abb. 3) mit Zuhilfenahme staatlicher Kostenbeiträge vom Bildhauer Hans Cycerle in Linz restauriert und das Eigentum sowie die Belassung von zwei bisher in Privatbesitz befindlichen, aber ursprünglich der Pfarrkirche gehörigen Bildern im Bürgerversorgungshause mit Hilfe von Staatsmitteln gesichert. Sie stellen die Enthauptung des hl. Johannes des Täufers und das Martyrium des hl. Sebastian dar und gehören etwa dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts an.

In der Pfarrkirche von Saxen war eine gotische, bemalte Scheibe eines Fensters mit einer Darstellung von Johannis Enthauptung vor Windschäden zu sichern.

Abb. 1. Mörschwang, Pfarrkirche, ehemaliges Hochaltarbild von J. P. Vogl.
Aufnahme von Eng. Daringer, Wildenau.

Die Pfarrkirche St. Lambrechten wurde nach einem Entwurfe des Malers E. Daringer in mustergültiger Weise neu ausgemalt.

In Urfahr wurden bei den Instandsetzungsarbeiten an den Häusern Maximilianstraße Nr. 3 und 24 Sgraffiti aus dem Ende des 16. Jahrhunderts gefunden. Am ersten Gebäude konnten unter den zahlreichen kleineren, aber leider sehr schlecht erhaltenen Resten nur zwei kleine Ornamente erhalten werden (Abb. 4 und 5); vom letztgenannten wurde jedoch die ganze Fassade mit dem ursprünglichen Schmucke, dessen Entstehung auf das Jahr 1598 zurückgeht, wieder ausgestattet (Abb. 6). Nach dem Hausschilde, das die Initialen P. W. zeigt, war es ein Schiffmeisterhaus. Die Wiederherstellungsarbeiten führte Bildhauer Hans Cycerle aus Linz durch. Endlich ist auch der gotische, einen Doppeladler darstellende Wappenstein, der seinerzeit bei einem Erdaushube in der ehemaligen Nikolaikirche gefunden und dort aufgestellt, vor einiger Zeit aber nach Wien gebracht worden war, im Inneren des Erdgeschosses des Rathauses eingemauert worden.

Ferner wurden durch persönliche Aufklärungen an Ort und Stelle entweder denkmalschädigende Maßnahmen hintangehalten oder Sicherungs- und Wiederherstellungsarbeiten angeregt, vorbereitet, oder schon in Durchführung begriffene überprüft, sowie sonstige Erhebungen und Begutachtungen in folgenden Orten des

Landes vorgenommmen: Ansfelden, Antiesenhofen, Braunau, Dörnbach, Ebelsberg, Frauenstein, Freistadt, St. Florian, Großenreit, Klamm, Klaus, Kefermarkt, Schlierbach, Steyr, Vöcklamarkt, Wartberg a. K., Wildenau und Wilhering.

Dr. O. O.

Abb. 2. Obernberg a. J., Apothekerhaus nach der Restaurierung 1919.
Aufnahme von Franz Scheiblhuber, Obernberg a. J.

Kirchdorf a. J., Kremsmünster, Krenglbach, Mamling, Mühlheim, Linz, Lohnsburg, Mettmach, Minning, Münsteuer, Neukirchen a. E., Pasching, Pfaffing, Pöstlingberg, Reichersberg, Ried i. J., Sautern,

Zu den alten Trachtenbildern aus dem Salzkammergut von Max Chézy.

Die sechs Aquarelle von Max Chézy aus den Jahren 1836 und 1837, welche in diesem Hefte

auf Tafel 1—3 farbig abgebildet sind, eröffnen eine zwanglose Reihe von Veröffentlichungen aus den reichen volkskundlichen Sammlungen des oberösterreichischen Landesmuseums.

Die Blätter, die sich durch sichere Erfassung und bewußte Betonung des volkskundlich Bemerkenswerten in den dargestellten alten Trachten auszeichnen (sehr im Gegensatz zu so vielen anderen farbigen Trachtenkupfern aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wo das Charakteristische und Unterscheidende eher verwischt als unterstrichen wird), rühren von dem 1808 in Paris geborenen, aber in Deutschland erzogenen Maler Max Chézy her, der hauptsächlich als Maler von Porträt-Miniaturen in Aquarell tätig war und schon in jungen Jahren 1846 in Heidelberg starb. Die Blätter wurden bald nach ihrer Entstehung, im Jahre 1837, vom „Vaterländischen Verein zur Bildung eines Museums für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns und das Herzogtum Salzburg" käuflich erworben; der Beachtung wert ist die folgende Eintragung im Inventar (unter Nr. 5281—6): „Sechs Genrebilder in Aquarell, ausgeführt von Herrn Max Chezy, Genremaler, vorstellend 1. Einen in Ischl renommierten Gemsjager. 2. Einen dort famosen Holzknecht Rahmens

Abb. 3. Obernberg a. J. Nr. 57, vor der Restaurierung
Aufnahme von Franz Scheiblhuber, Obernberg a. J.

Abb. 4. Urfahr, Maximilianstraße 3, Sgraffiti.
Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Ludwig, Linz.

Abb. 5. Urfahr, Maximilianstraße 3, Sgraffiti.
Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Ludwig, Linz.

Hanns Beinsteiner. 3. Einen Jüngling Caspar Handel als Eisschützen. 4. Ein altes Weib, genannt Sofia. 5. Einen Bauer Michael Rodauer. 6. Ein Mädchen, unter der Benennung Stieger-Dirn, wurden als volksthümliche Trachten im Salzkammergut angekauft, wozu Herr Graf von Weißenwolff das halbe Honorar für den Künstler pr. 15 fl. C. M. als Geschenk beygetragen hat".

Wir dürfen wohl annehmen, daß auch die Anregung zu dem Ankauf von dem auch sonst um das Museum hochverdienten „Präses des Verwaltungsausschusses" Johann Ungnad Grafen von Weißenwolff ausgegangen ist, da gerade in den Kreisen des österreichischen Hochadels im dritten und vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ein lebhaftes und werktätiges Interesse für alpenländische Volkskunde zu beobachten ist, wovon die großzügige Tätigkeit Erzherzogs Johann auf diesem Gebiet das glänzendste Zeugnis gibt. (Die herrliche Erzherzog Johann-Ausstellung, die das Grazer Joanneum zu seiner Jahrhundertfeier veranstaltete, war gerade nach dieser Richtung hin sehr lehrreich.)

Und nun nur noch ein paar Worte über den Inhalt unserer Darstellungen, soweit sie das Kostümliche betreffen.

An der „Dirn" in dem dunkeln Kleid mit ziemlich kurzer Taille und den „Schinkenärmeln", blauer Schürze und den ledernen Halbschuhen fällt das tiefausgeschnittene und am Ausschnitt gesäumte Leibchen (das das rote Busentuch notwendig macht) und der breitkrempige weiße Filzhut auf, der über dem mit dem Nessel- oder Pfeffertuch (geblumter Saum) umwundenen hübschen Köpfchen schwebt. Auch die Alte am Spinnrad (mit gestickten Schuhen mit Lederbesätzen) hat ein tiefausgeschnittenes Leibchen mit buntgeblümtem Busentuch und eine auf der Stirn zurückgeschobene Pelzmütze. Der Bauer trägt über dem dunklen Seidenwams mit den halbkugelförmigen Silberknöpfen den breiten, schwarzledernen, mit Pfauenfederkielen schön gestickten Leibgurt, eine kurze Jacke, enge Hosen von schwarzem Leder, lichtblaue Strümpfe, starke, bis über die Knöchel reichende Bundschuhe und den zylinderförmigen dunklen Filzhut mit farbigem Gesteck.

Fröhlich und selbstbewußt schreitet der junge Holzknecht in die Bergwälder zur Arbeit. Den Dachsbart am grünen Plüschhut, mit der Rechten die Axt schulternd, mit der Linken den hohen Stock mit eisernem Widerhaken fassend, den ledernen „Zöger" um die Schulter, an den Schuhen Steigeisen und Strümpfe mit Zwickeln um die Waden. Die Hemdärmel sind weit und faltig, an den Handwurzeln aber eng geschlossen, genau wie die Hemden aus dem 17. Jahrhundert im Linzer Museum. In einer besonderen Tasche am rechten Oberschenkel der „irchenen" Kniehose sitzt das Löffel- und Messerbesteck mit dem Eisenstreicher. Grün ist die vorherrschende Farbe in der Tracht des Gemsjägers (Filzhut mit Raubvogelkralle und Schildhahnstoß, Joppe, Rucksack und wollene Wadenstrümpfe). Die Tracht des so unternehmend dastehenden jugendlichen Eisschießers wiederholt in Verkleinerung die Tracht des Bauern; nur daß hier unter dem geblümten „Fürfleck" die roten Hosenträger sichtbar werden, nach dem

Abb. 6. Urfahr, Maximilianstraße Nr. 24, nach der Restaurierung 1919.
Aufnahme von Al. Schwarz, Linz.

Grundsatz der alten Trachten, die konstruktiven Bestandteile nicht zu verbergen, sondern eher zu unterstreichen.[1]

Museumsdirektor Dr. Hermann Ubell.

Nachwort. Unsere Orts- und Landschaftssammlungen bergen bereits manche Schätze, die wichtige Beiträge zur Geschichte der Tracht sind, im Augenblick haben aber Stücke im sonstigen Besitz noch höhere Bedeutung, da sie dem Untergang und der Verschleppung allzuleicht ausgesetzt sind. Angaben darüber sind daher von hohem Wert. Beachtung verdienen nicht minder alte Weihebilder in Kirchen, die unabsichtliche Belege für alte Trachten sind und dabei noch häufig eine genaue Zeitangabe erlauben. Dy.

Heimatkundlicher Unterrichtsstoff.

Ein neuer Erlaß des Staatsamtes für Unterricht (16. August 1919, Z. 18.385, Abt. 13) weist die Lehrerschaft an, bodenständigen Unterrichtsstoff zu sammeln. „Eine den didaktischen Grundsätzen der Anschaulichkeit entsprechende Einteilung des Sachunterrichtes stellt auf der Unterstufe eine gründliche Kenntnis der Heimat in den Mittelpunkt des Unterrichtes und macht auf den mittleren und höheren Stufen ein fortwährendes Zurückgreifen auf die Heimat zum Zwecke des Vergleiches und der richtigen Erfassung des räumlich nnd inhaltlich Fernen zur psychologischen und pädagogischen Notwendigkeit. Um nun den Sachunterricht auf eine zeitgemäße Grundlage zu stellen, ist es daher notwendig, für jede Schule den in diesem Unterrichte zu behandelnden Lehrstoff nach den Grundsätzen der Bodenständigkeit zusammenzustellen und nach Unterrichtsstufen zu ordnen. Für alle Gebiete des Sachunterrichtes müssen Anknüpfungspunkte in der engeren und leicht erreichbaren weiteren Heimat des Schülers gesucht werden. Zu diesem Zwecke ist eine gründliche Erforschung der Heimat nach naturkundlichen, geographischen, volkskundlichen, kunstgeschichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu fordern: Tier- und Pflanzenleben der Heimat, Beschaffenheit des heimatlichen Bodens, landwirtschaftliche Verhältnisse der Heimat, vor allem soweit sie zur Veranschaulichung geographischer Grundbegriffe dienen, Charakteristik des Ortsklimas, Arbeitsstätten der Heimat, Ämter, Verkehrsmittel, Bildungsanstalten, ortsgeschichtlich bedeutende Männer und Frauen, geschichtliche Erinnerungen und Denkmäler, Sagen, Gedichte, stehende Redensarten, Sprache und Lieder der Heimat, Volksbräuche und Volksfeste, Heimatkunst in Kleidung und Wohnungseinrichtungen, Haus- und Gartenbau, die Welt der Zahlen in der Heimat . . . Zur Unterstützung dieser Arbeit wird dem Lehrer die Benützung von Sammlungen, Chroniken und Archiven zu ermöglichen sein. Besondere Beachtung ist bei der Sammlung des bodenständigen Unterrichtsstoffes seiner Brauchbarkeit für gute Lehr- und Lesebücher zuzuwenden, um den heimatlichen Unterrichtsstoff bei der Abfassung neuer Schulbücher nutzbar machen zu können. Auch das Schrifttum, das dem bodenständigen Unterricht nutzbar gemacht werden kann und das sich in Büchern, Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut findet, soll in der Schule zusammengestellt und nach und nach ergänzt werden. Weiter sind auch die Lehrmittelsammlungen der einzelnen Schulen auf ihre Bodenständigkeit zu prüfen und zu ergänzen."

Der Erlaß sucht eine enge Fühlung mit der Heimatkunde, deren Bedeutung in den letzten Jahren mehr und mehr gewürdigt wurde. Im wesenlichen behandelt er die Einstellung des heimatkundlichen Stoffes als Mittelpunkt in den Sachunterricht der untersten Stufe. Auf ihn wird man immer wieder zurückgreifen, zum Märchen z. B. kann man auf der obersten Stufe zurückkehren, seinen Zusammenhang mit der Weltliteratur, sein Alter und die Kultureinflüsse auf seinen Inhalt aufdecken. Es darf aber nicht vergessen werden, daß man sich bei der Pflege des Heimatgedankens auf höheren Stufen nicht auf das Zurückgreifen beschränken darf, wesentliche Züge sind ja als Neuerscheinung erst der reiferen Jugend zugänglich. Es handelt sich dabei nicht allein um methodische Vorteile und Sacherkenntnis, das Hauptgewicht liegt in der Stärkung des Volkstums, in der gesunden Einschätzung des Fremden und im Gesinnungsunterricht. Dem Heimatschutz kann vorgearbeitet werden, der Erlaß selbst rührt an eine gar wunde Stelle, wenn er von Heimatkunst in Kleidung und Wohnungseinrichtung spricht.

[1] Vgl. meinen Aufsatz über deutsche Trachten in Oesterreich in dem Werke „Ruhmeshalle deutscher Arbeit", hsg. von Ad. Müller-Guttenbrunn. Stuttgart 1916.

Die Lehrerschaft — von der Dorfschule bis hinauf zur Universität — muß daher heimatkundliche Erscheinungen in den Unterrichtsplan einstellen, bedarf dazu aber erst selbst der grundsätzlichen Schulung. Diese muß aber auf unserer Hochschule einsetzen und von da aus in alle Zweige des Unterrichtes und der Volksbildung eindringen. Die übrige Heimatkunde ist wohl besser daran, der Volkskunde aber fehlt noch eine Heimstätte an unserer Hochschule. Eine im Entwicklungsgang unserer Kultur begründete, darum freilich nicht minder verwunderliche Erscheinung ist es, daß im Gegensatz zur Behandlung fremder Länder und Völker dem Studium der Lebensäußerungen unseres Volkes keine akademische Einführung gewährt wird. Es ist höchste Zeit, daß wir dem germanischen Norden folgen, der schon längst der Volkskunde die Hallen seiner hohen Schulen geöffnet hat.

Das beste Hilfsmittel für den Lehrer und die Voraussetzung für ein klares Bild wäre eine umfassende Heimatkunde Oberösterreichs, die ungeschrieben ist und im Augenblick auch nicht geschrieben werden kann, da erst die wissenschaftlichen Vorarbeiten durchgeführt werden müssen. Es liegt völlig im Plan der Heimatgaue, einzugreifen und Stoff zu bieten, der der Schule zugute kommt: Eine Übersicht neuerer Einführungswerke in den Heimatunterricht, die Anregung einer Sagensammlung, Zusammenstellung von Sitte und Brauch, die Mitteilung von Siedlungsformen, das Zusammenwirken mit den Heimatvereinen soll der Schule baldig Früchte bringen. Auch die Art des Schauens gehört hieher: Wie Lindemayr in Dr. Webingers Aufsatz von der Scholle aus gewürdigt und erkannt wurde, sei nur ein anregendes Beispiel, ein Ansporn, andere Heimatdichter ähnlich zu betrachten, und vielleicht neu zu werten.

Als vorläufigen Notbehelf ordnet der Erlaß an, daß die Lehrerschaft sich an die Erforschung des engeren und weiteren Heimatbildes mache. Ganz gewiß fällt ja dem Lehrer ein wesentlicher Anteil an der Herbeischaffung der Stoffe für Heimat- und Volkskunde zu. Man muß aber festhalten, daß ein bloßes Herausgreifen dessen, was für den Unterricht von Bedeutung ist, ohne Beachtung des Gesamtumfanges der Heimatkunde, der Forschung ein zu enger Begriff wäre und zu ungesicherten Ergebnissen führen müßte. Die Heimatkunde darf nicht einzig Unterrichtszweck sein, sie muß um ihrer selbst willen betrieben werden, die wissenschaftliche Klarlegung der Heimat und ihrer Verhältnisse ist ihre Aufgabe.

Aus dem erschöpfenden Gesamtbilde, das so die Wissenschaft zu bieten hat, kann dann herausgegriffen werden, was der Schule von Wichtigkeit ist. Dies ist der Weg, der schon in so vielen deutschen Landschaften zum Ziele geführt hat und auf dem auch wir nicht stecken bleiben dürfen.

Da der Volksschullehrer die Heimatkunde im Unterricht benötigt und selbst wieder der heimatkundlichen Forschung bedeutsame Dienste erweisen kann, ist seiner heimatkundlichen Ausbildung besondere Liebe zu widmen. Der Erlaß empfiehlt den Lehrern die Sichtung von Archiven und ähnlichen Quellen, schneidet aber die Frage des „Wie" noch nicht an. Für den Augenblick brächte es vielleicht den meisten Gewinn, wenn in unserer Landeshauptstadt ein fachlicher Heimatkurs oder ein heimatkundliches Seminar — der Name tut ja nichts zur Sache — jungen Lehrern, die Wert darauf legen, eine Einführung in die bisher in der Lehrerausbildung so wenig zu Worte gekommene Heimatkunde gäbe und sie auf heimatkundliche Sammelarbeit vorbereiten würde. Forschung und Schule kämen, denke ich, gleich gut weg.

Dr. A. Depiny.

Heimatschrifttum.[1] Die Hemmungen des Krieges und die Not der Zeit wirkten störend auf die bereits erfreuliche Entwicklung des heimatlichen Schrifttums, aber lahmlegen konnten sie es zum Heil der Heimatbewegung doch nicht.

Die rührige Braunauer Runde schritt rasch nach Kriegsende an die Herausgabe des 11. Heftes ihrer Veröffentlichungen. Einen grundsätzlichen, von Braunauer Verhältnissen ausgehenden Aufsatz, der vor allem Lehrer zum Vertiefen anregen wird, bringt darin Dr. E. Kriechbaum: Die Heimatkunde als Grundlage der nationalen Erziehung. Sonst enthält das Heft Orts- und Kulturgeschichtliches aus dem Braunauer Bezirk, einen Aufruf zur Sammlung der Volksüberlieferung, der hoffentlich auch über den Bezirk hinaus dringt, und eine beachtenswerte Aufforderung Dr. Bergers zur Verwertung der Kirchenbücher und Akten zur Erforschung der Geschichte unserer Taufnamen. Wie reichliche Ergebnisse derartige Quellen ergeben können, zeigt Lohmeyers Versuch.[2]

In einem Vortrag, für dessen Drucklegung wir ebenfalls der Braunauer Vereinigung Dank wissen müssen, umschreibt Dr. Franz Berger lebendig und anschaulich den weiten Begriff Heimatkunde und belehrt recht eindringlich, wo einzusetzen und was noch zu leisten ist. Möge das Heftchen in Haus und Schule zu allen Heimatfreunden dringen.

In der nachbarlichen Innstadt Schärding brauchte „Der Sammler" nur 1918 zu schweigen. Er ist als Abbild der Heimatbewegung im Schärdinger Bezirk von Wert, ein eingehendes Inhaltsverzeichnis der erschienenen Jahrgänge würde seine Verwendung als gelegentliches Nachschlagewerk erleichtern.

Der Ried er Verein gab im Krieg sein 9. Heft heraus. Einen Großteil des Inhaltes stellt Dr. Franz Berger, der Schöpfer der Innviertler Heimatbewegung. Inhaltlich und als Beispiel einer derartigen Arbeit sind seine „Beiträge zur Geschichte von Grieskirchen" wichtig. Zwei Volksliedaufsätze steuerte Dr. Wilhelm Gärtner bei: 1870/71 (Lieder auf Napoleon III.), Zur Geschichte zweier Volkslieder (In Böhmen liegt ein Städtchen . . ., Bei Sarajewo auf der Höhe . . .). Eine Namenstudie über den Hausruck von Dr. Konrad Schiffmann schließt das stattliche Bändchen.

Der Innviertler Heimatkalender, auch eine glückliche Schöpfung Dr. Bergers, ist mit heimatkundlichen Beiträgen noch für 1917 erschienen; hoffentlich feiert er bald fröhliche Urständ. Denn gerade der Kalender, der als getreuer Begleiter durch das Jahr immer wieder zur Hand genommen und dadurch ein trauter Freund wird, kann durch seinen entsprechenden Inhalt heimatkundlich erziehen. Was ein volkstümlicher Kalendermann leisten kann, wissen wir ja seit dem alten Hebel.

Die Mühlviertler Beiträge, als Sonderabdrücke der Mühlviertler Nachrichten, die einzige heimatkundliche Veröffentlichung des Mühlviertels, sind 1915 bis zum 5. Bändchen gediehen. Neben zahlreichen ortsgeschichtlichen Beiträgen bringt es eine eingehende Darstellung der Franzosenzeit im Mühlviertel von Dechant Josef Pöschl.

Die Zentralkommission für Denkmalpflege und die Steyrer Vereinigung „Heimatschutz" gaben gemeinsam einen Führer durch Steyr heraus. Schon durch die Wahl und Güte seiner Bilder mutet er an und sucht auch durch seinen Inhalt Steyr dem Leser heimatkundlich und kunstgeschichtlich nahe zu bringen. Da unsere alte Eisenstadt nicht unsere einzige Städteperle ist, könnte der Führer Nachfolger finden.

Der Landesverein für Heimatschutz gab trotz der Kriegswirren, die seine jugendliche Entwicklung hemmten, ein von Dr. W. Gärtner geschriebenes Mahnwort an die Innviertler Bauern heraus; der Aufruf stellt die gute, alte Bauweise der Gehöfte eindringlich der neuen,

[1] Braunauer Heimatkunde, 11. Heft, geleitet von Franz Schindelberger. Braunau 1919. — Dr. Franz Berger, Heimatkunde. Braunau 1918. — Der Sammler. Mitteilungen des Vereines zur Erhaltung des Stadtmuseums und zur Erhaltung des baulichen Charakters der Stadt Schärding. — Heimatkunde. 9. Heft, geleitet von Dr. Wilhelm Gärtner. Ried 1916. — Innviertler Heimatkalender. Auf das Jahr 1915, 1916, 1917. Braunau. — Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 5. Bändchen. Rohrbach 1915. — Stadt Steyr in Oberösterreich. Führer durch Oesterreichs Kunststätten. Berlin, Wien. — Dr. Wilhelm Gärtner, Das Bauwesen im Innviertel. 2. Flugschrift des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich, 1915. — Franz Peterlechner, Stille Nacht, Heilige Nacht. Linz.

[2] K. Lohmeyer, Bearbeitung von Birkenfelder Kirchenbüchern. I. Teil. Birkenfeld 1909.

ungleichwertigen gegenüber und verweist auf die Hilfsbereitschaft der Bauberatungsstelle des Vereines.

In einer kleinen Schrift desselben Vereines legt Franz Peterlechner die Geschichte des Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht" dar. 1818 wurde es vom Hilfspriester zu Oberndorf an der Salzach Josef Mohr gedichtet und von seinem Freunde Franz Gruber, Lehrer im nahen Arnsdorf vertont, aus dem engen Kreis der Heimat fand es allmählich den Weg in die weite Welt. Die Schrift hat für uns nicht nur Heimatwert, sie ist ein grundsätzlicher Beitrag zur Geschichte des Volksliedes überhaupt und zeigt, wie mit einer schroffen Scheidung zwischen Volks- und Kunstlied für die Erkenntnis des Wesens der Sache wenig getan ist.

Dr. A. Depiny.

Aus Deutschösterreichs Gauen ist ein Büchlein überschrieben, das uns Dr. Friedrich Morton, der in Fachkreisen bekannte Botaniker des biologischen Institutes in Wien, beschert hat. Im Wiener Schulbücherverlag erschienen, kündet der Untertitel „I. Wanderungen im Salzkammergut" noch weitere solcher Büchlein an und wir freuen uns schon heute auf sie, denn der Anfang ist vielversprechend.

In Form eines Reiseberichtes läßt „der Doktor" seinen Begleiter und jungen Freund Hans erzählen und zeigt in lebendiger Schilderung, in der aus jeder Zeile die Liebe zu unserer Heimat spricht, wie man wissenschaftliche Forschungsergebnisse an heimischen Beispielen vermitteln soll, wie man Freunde der Natur gewinnt und wie man dadurch die Liebe zur Heimat erweckt, bezw. neu belebt.

Wir werden zuerst im Geiste in ein Bergstädtchen, nach unserem Hallstatt, geführt und träumen so lebhaft an den Ufern des geheimnisvollen Bergsees von dem Leben und Streben längst untergegangener Völker, daß wir glauben, sie wirklich bei ihrem Tagewerk zu sehen. Pfahlbauer, die nur Steinwerkzeuge und noch kein Metall kannten, leben in unserer Einbildungskraft wieder vor uns auf; die Kulturperiode der Hallstattzeit, mit ihren herrlichen, bronzenen Kunstschöpfungen wird vor uns lebendig.

Mit den uns liebgewordenen Reisegefährten steigen wir vom traulich gelegenen Obertraun auf das Dachsteinmassiv zu seinen unter- und oberirdischen Naturwundern. Bei der lebendigen Schilderung der Dachsteinhöhlen scheint uns ein Zauberkreis deutscher Sagen in seinem Banne zu halten und uns packt die Verwunderung über die Kühnheit der wagemutigen Höhlenforscher, die in diese gefahrdrohenden Schlünde und Abgründe eingedrungen sind und sie erschlossen haben.

Eine Wanderung von der Schönbergalpe durch Latschen und Hochgebirgspflanzen zum „Däumel" und zur Simony-Hütte gibt reichlich Gelegenheit, uns die Herrlichkeit der Hochgebirgsnatur vor Augen zu führen. Wehmütig stimmt uns die Klage des begleitenden Jägers über die zügellose Jagdgier und Mordlust der Menschen, die so prächtige Tiere, wie den Adler, ausgerottet haben.

Wir begleiten die jungen Wanderer mit „dem Doktor" über das Karls-Eisfeld auf den Dachsteingipfel. Im „Blutschnee" lernen wir ein biologisches Lebensrätsel kennen und blicken in der Volkssage über dieses Naturwunder auch tief in die Seele unserer Alpler.

Fürwahr, es ist wie ein Gebetbuch der Heimatliebe, das nicht nur bei uns im Lande, sondern weit darüber hinaus Verbreitung verdient, und das auch für unsere reifere Jugend wie geschaffen ist.

Geläutert an Leib und Seele ist jeder, der so unsere Alpen durchwandert.

D. Th. Kerschner.

Gute Kunst

ist leider nicht allzuoft in den Wohnräumen zu finden. Schuld daran wird nicht immer Mangel an gutem Geschmack sein, sondern vielfach der Umstand, daß sich als Kunstwerke allerhand minderwertige Erzeugnisse schreiend vordrängen und das gesunde Urteil derer trüben, die sich mit der bildenden Kunst nicht andauernd befassen können. Es mag auch das Angebot an guten Bildern und kunstgewerblichen Gegenständen zu gering gewesen sein. Das eigene Heim, sei es noch so bescheiden, zu schmücken und sich mit Schönem und Gediegenem zu umgeben, ist immer ein Zeichen innerer Kultur gewesen. Herz und Gemüt kommen in unseren wirren Tagen überall zu kurz, gerade deshalb wird die

Kunsthandlung „Dürer-Haus“

Landstraße 9 **Linz** Landstraße 9

gern begrüßt worden sein, da es sich zur Aufgabe gestellt hat, nur Gutes und Gediegenes zu bieten und ihre Räume allen jenen zu öffnen, die zum Schmucke ihrer Häuslichkeit in einem persönlichen Verhältnis stehen und gut beraten sein wollen.

Beh. konz. Etablissement
für Elektrotechnik

Steininger

Prunner u. Co.

Urfahr, Kirchengasse 8.

Telephon Nr. 698.

Übernahme von elektrischen Licht-, Kraft-, Telegraph- und Telephon-Anlagen sowie deren Reparaturen. Bau von Blitzableiter-Anlagen und deren Überprüfungen. — Verkauf von Glühlampen, Bügeleisen, Kochapparaten, Stehlampen, Lustern und sämtlichen elektr. Bedarfsartikeln.

Steinindustrie

Karl Vornehm

Akad. Architekt
und Bildhauer

Mod. Werkstätten
für Grabmalkunst

❖ ❖ Hochbau ❖ ❖
u. Inneneinrichtung.

Telephon 536 **Linz** Telephon 536
:: :: Humboldtstraße 51 :: ::
Telephon 113 **Steyr** Telephon 113
:: :: :: Friedhof. :: :: ::

Vom Verlag der „Heimatgaue", Buchhandlung R. Pirngruber (vorm. E. Mareis) in Linz a. D., Landstraße 34, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Oberösterreichische Volkssagen

gesammelt von Kajetan Alois Gloning
weiland Schulleiter in Peuerbach. — Zweite Auflage.

112 Seiten, enthaltend 12 Elementarsagen, 25 historische, 44 mythische, 38 romantische, 8 naturgeschichtliche und 26 fromme Sagen und Legenden.

Preis: K 4.— ungeb., K 6.— geb. (nebst 20 % Teuerungszuschlag).

„Leider ist ein großer, vielleicht der größte Teil der Sagen im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen," sagt der Verfasser im Vorwort und fährt fort: „Die dem Materialismus huldigende Gegenwart ist der Sage nicht hold, und doch soll Sorge getragen werden, daß die letzten Reste von den Anschauungen unserer Vorfahren erhalten bleiben. Die vorliegende Sammlung strebt die Erhaltung und Fortpflanzung der Sagen an."

Über Anregung der Lehrerschaft des Bezirkes Schärding hat sich der Verfasser die dankbare und verdienstvolle Aufgabe gesetzt, die vorliegende Sammlung der schönsten Sagen aus den oberösterreichischen Gauen, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden, zur Ausgabe zu bringen und späteren Geschlechtern diese Perlen alter lokalgeschichtlicher Volksdichtung aufzubewahren. Die Sammlung soll vorläufig einen Baustein bilden zu einer erschöpfenden oberösterreichischen Sagensammlung, die bisher noch nicht besteht. Macht das Buch auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so bringt es doch über 150 Sagen aus allen Gegenden Oberösterreichs, und jung und alt wird gern in diesen Überbleibseln aus alter Zeit, die uns das Volk noch treu bewahrt hat, blättern und daraus Nutzen ziehen. Wer immer für die Geschichte und den Sagen unseres Heimatlandes Sinn hat, wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Einfach und schlicht, wie die Volksweise ist, sind auch die in kurzen Umrissen gebrachten Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten. In kurzer knapper Form wird uns eine Fülle von Sagen und Mythen vermittelt, die uns einen Blick in die biedere, geheime und doch so urdeutsche Seele unserer Vorfahren im Lande werfen lassen.

Allen Freunden heimatlicher Geschichte aufs wärmste empfohlen!

:: Verlag von R. Pirngruber, Linz. ::

Helmbrecht.

Ein oberösterreichisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert

von Wernher dem Gartner.

Uebertr. von Prof. Dr. Konr. Schiffmann, Vorst. d. Studienbibliothek Linz.

2. Aufl., Linz 1910, 69 Seiten auf holländischem Büttenpapier.

Preis 3 K.

Die kulturgeschichtlich so wertvolle mittelalterliche Geschichte von dem österreichischen Bauernsohne, der die elterliche Lebensweise verachtete, ein Ritter hatte werden wollen und als Raubritter, ganz der väterlichen Warnung entsprechend, ein schmähliches Ende gefunden hat, ist von unverwüstlicher Kraft und verdient stofflich und poetisch vollauf die Beachtung, die ihr seit jeher zuteil geworden ist. Schiffmann hat sich mit der Uebersetzung dieser Erzählung ein Verdienst um Wissenschaft und Schule erworben. Die Wissenschaft mag es begrüßen, daß die gehaltvolle Dichtung in so ansprechender Form weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, und die Schule unseres Vaterlandes mag für diese Bereicherung ihrer Hilfsmittel dankbar sein.

Diese neue Uebertragung des mittelalterlichen, von Wernher dem Gartner verfaßten Gedichtes von dem Bauernsohne Helmbrecht ist nach fachmännischem Urteil die beste Uebersetzung, die wir heute von der schönen alten Erzählung besitzen.

So dürfte das Erscheinen der zweiten Auflage dieses Buches von allen Germanisten lebhaft begrüßt werden, handelt es sich doch um eines der bedeutendsten Gedichte, die aus dem deutschen Mittelalter erhalten sind. Schon Franz Pfeiffer sagt sehr richtig: „Das deutsche Mittelalter besitzt keine zweite Dichtung, die dieser frischen, lebensvollen, ergreifenden Schilderung aus dem Volksleben an die Seite gesetzt werden könnte."

Aus dem Verlage des Museums Francisco-Carolinum in Linz erwarb ich die gesamten geringen Restvorträge des

Urkundenbuches

des Landes Oberösterreich.

9 Bände und Register zu Band 9, erschienen in den Jahren 1852—1906.
(I: 1852, II: 1856, III: 1862, IV: 1867, V: 1868, VI: 1872, VII: 1876, VIII: 1883, IX: 1906.)

Hievon ist nur noch eine kleine Anzahl Exemplare ganz vollständig, die ich zum Preise von

200 Kronen

anbieten kann.

Einzelne Bände daraus liefere ich zur Vervollständigung unvollständiger Exemplare je nach Maßgabe der vorhandenen geringen Vorräte, nach deren Verkauf das Werk vergriffen ist.

Verlag von R. Pirngruber, Linz a. D.

Ich besitze noch geringe Restbestände des ehemaligen Quirein'schen Verlages von der

Spezialkarte

des

Erzherzogtumes Oesterreich ob der Enns

nach den neuesten und besten Materialien der Katastral-Aufnahme.

Zusammengestellt

und herausgegeben von **A. Souvent,** Mappen-Archivar.

Vierte revidierte Ausgabe. 21 Blätter, jedes Blatt 3 Kronen. (Die Blätter 4 und 15 sind zurzeit vergriffen!)

Inhalt:

Blatt
1. Titel, Umgebung von Passau.
2. Aigen, Rohrbach, Dichtenstein und Umgebung.
3. Haslach, Leonfelden, Leopoldschlag und Umgebung.
* 4. Windhaag, Liebenau und Umgebung.
5. Schärding, Braunau, Obernberg und Umgebung.
6. Eferding, Raab, Peuerbach, Waizenkirchen, Neufelden, Engelszell und Umgebung.
7. Linz, Mauthausen, Freistadt, Prägarten, Ottensheim und Umgebung.
8. Perg, Waldhausen, Weißenbach und Umgebung.
9. Wildshut, Burghausen, Ostermiething und Umgebung.
10. Ried, Mattighofen, Mauerkirchen, Frankenmarkt und Umgebung.
11. Wels, Vöcklabruck, Lambach, Schwanenstadt, Haag und Umgebung.
12. Steyr, Kremsmünster, Enns, Neuhofen, St. Florian und Umgebung.
13. Grein und Umgebung.
14. Mondsee, Wolfgang, St. Georgen und Umgebung.
* 15. Gmunden, Ischl, Ebensee, Kammer und Umgebung.
16. Windischgarsten, Kirchdorf, Grünburg und Umgebung.
17. Waidhofen, Weyer, Altenmarkt und Umgebung.
18. Abtenau und Umgebung.
19. Hallstatt, Gosau, Aussee, Laufen und Umgebung.
20. Spitat am Phyrn, Rottenmann und Umgebung.
21. Ergänzungsblatt Markt und Umgebung.

* = vergriffen.

Der praktische Wert der großen **Administrativkarte des Kronlandes Oberösterreich,** welche von dem Mappenarchivar A. Souvent herausgegeben wurde, ist allgemein so anerkannt, daß wir füglich von einer Anpreisung der Vorzüge derselben Umgang nehmen können. Wir heben nur hervor, daß dieses Kartenwerk auf Basis der geometrischen Katastralvermessung und mit Benützung der besten Materialien, sohin nach vollkommen authentischen Quellen bearbeitet ist und auf 21 Blättern im Druckformate von je 53 cm Breite und 42 cm Höhe das ganze Land im Maßstabe von $^1/_{72000}$ der natürlichen Größe mit amtlicher Richtigkeit und mit solcher Detailausführung und Deutlichkeit darstellt, daß darin außer den gewöhnlichen geo- u. topographischen Punkten einer guten Landkarte auch die Grenzen der einzelnen Gemeindebezirke **und nicht nur sämtliche Reichs-, Landes- und Bezirksstraßen, sondern auch alle Gemeinde-Verbindungsstraßen und alle anderen gewöhnlichen Fahrwege, selbst jedes einzeln stehende Gehöft mit leichter Mühe gefunden werden können.** — Mehrere angefügte statistische Tabellen und sehr schätzbare Höhenangaben bilden überdies eine höchst instruktive Beigabe.

Wir erlauben uns daher, die Souvent'sche Spezialkarte als ein höchst nützliches und fast unentbehrliches geographisches Hilfsmittel zur Anschaffung zu empfehlen.

Andreas Kranewitter & Co.

Telephon Nr. 229. **Linz a. D.** Telegramme: Akuco.

Transformatoren, Elektro-
:-: motore, Generatoren :-:
Kupferdrähte blank und iso-
liert, Neuwicklungen, Installa-
tionen ganzer Ortschaften,
Telephone, Klingelanlagen,
elektrische Öfen, Bügeleisen,
Kochapparate.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D., empfiehlt:

Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung. Eine geschichtliche, topographische und landschaftliche Schilderung von Ludwig Commenda. Mit Beiträgen von Realschuldirektor Hans Commenda, Kanonikus Karl Grienberger, Stadtpfarrer in Eferding, Bürgermeister Karl Schachinger in Eferding u. a. Mit einem farbigen Titelbild, 108 Text-Illustrationen und einer Karte. Linz 1905. 266 Seiten. Preis K 2·50.

Der Astronom Johannes von Gmunden und sein Kalender von Gymnasialprofessor Dr. Rudolf Klug. Linz 1912. 35 Seiten mit 1 Tafel. Preis K 2·40.

Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns von Dr. Konrad Schiffmann. Linz 1905. 239 Seiten mit vielen Illustrationen und Tafeln. Preis K 10·—.

Heimatkunde. Veröffentlichung der Gesellschaft zur Pflege der Rieder Heimatkunde, geleitet von Dr. Franz Berger und Dr. Wilhelm Gärtner. Große Ausgabe 3. und 4. Heft. Ried 1911. Kleine Ausgabe 3., 4., 8. und 9. Heft. Ried 1915—1916. Preis je K 2·40

Robinson der Oberösterreicher oder höchst merkwürdige Schicksale Johann Georg Peyers von Urfahr, nächst Linz gebürtig, ehemaligen Dragoner-Wachtmeisters bei dem Regimente Prinz Eugen von Savoyen, dessen Gefangennehmung von den Türken, dann zehnjähriger Aufenthalt auf einer unbekannten Insel in Amerika und endliche Befreiung. Von ihm selbst beschrieben. Linz 1848. 283 Seiten. Preis K 10·—.

Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Deklamationen, mit einer Erklärung der volkstümlichen Ausdrücke. Von Anton Schosser. 2. Auflage. Steyr 1850. Preis K 10·—.

Das Schulwesen im Lande ob der Enns bis zum Ende des 17. Jahrhunderts von Dr. Konrad Schiffmann. Linz 1900. 296 Seiten. Preis K 6·—.

Das behördlich konzessionierte

I. Linzer Privat-Detektivbüro

Linz, Elisabethstr. 7, ebenerdig

übernimmt Aufträge zur Einholung aller privaten und geschäftlichen Verhältnisse von Personen auch außerhalb Linz.

Ausforschung von Personen

unbekannten Aufenthaltes, diskrete Erhebungen, Ermittlungen u. Nachforschungen aller Art, Vorleben und Lebensführung, Beobachtungen und Überwachungen, Durchführung von Vertrauensaufträgen, Reisemissionen.

Alois Weißgärber.

Verlag Preßverein, Linz a. D.

Soeben erschien der zweite (Schluß) Band

Das öst.-ung. Weltkriegsbuch.

Von M. Pelzer. Preis K 6·—.
Preis des ersten Bandes K 3·—. Beide Bände reich illustriert mit vielen Schlachtenbildern, Porträts, Karten usw.

Oberösterreich im Weltkrieg.

Weltkriegsgedenkbuch von Friedr. Pesendorfer. Mit 4 Tafelbilder und 244 Textillustrationen. Preis brosch. K 8·—, geb. K 11·20.
Das Werk bildet ein stolzes Ehrendenkmal der glänzenden Leistungen Oberösterreichs im Weltkrieg hinter der Front und seine Heldensöhne auf dem Schlachtfeld.

Oberösterreichs Chronik.

Kurzgefaßte Geschichtsbilder des Landes ob der Enns von der ältesten bis in die neueste Zeit. Von Ferd. Zöhrer. — 2 Bände geb. à K 2·40.

Methodik der Heimatkunde

für den Unterricht in der Volksschule von Julia Pulitzer. 2. Auflage mit 40 Abbildungen und Kartenskizzen. — Preis K 2·40.

Auf die angeführten Preise 20% Teuerungszuschlag.

Ingenieure

Pirkl u. Eysert

beh. autorisiertes Zivil-Ingenieur- und Stadtbaumeister-Bureau.

Bauunternehmung und Projektierung für Straßen-, Brücken- und Hochbauten, Wasserkraftanlagen, landwirtschaftliche Bauten.

Spezialfach: Eisenbetonbau.

Technische Gutachten.

Kanzlei:

Linz a. D., Bürgerstr. 16.

Fernsprecher 144.

Drahtanschrift: Pirkleysert Linz.

Konto bei der Bank für Oberösterreich und Salzburg in Linz.

Sammeln Sie

Ihre ausgekämmten Haare, ohne zu verwickeln, denn in meiner Werkstätte werden Ihnen davon alle erdenklichen Haararbeiten zum Selbstfrisieren gemacht.

Einen schönen Zopf

finden Sie vorrätig von 18, 25, 40, 50 bis 120 K. Anfertigung von Perücken, Toupets, garantiert passend. Lager von Haaren vom feinsten Blond bis tiefstem Schwarz und Naturgrau in nur guter Qualität. **Kein Chinesenhaar.**

Ondulieren, Wasser-Ondulation,

:: Manikuren, Kopfwaschen. ::

Postaufträge nach eingesandtem Farbenmuster und Preisangabe, genau und unauffällig. Geschäftsbestand seit 1872.

Hochachtungsvoll

Josef Gura

Friseur für Damen und Herren.
Parfümerie und Haararbeitswerkstätte.

Zahntechnisches Atelier

Karl Mühlberger

□□□□ Urfahr □□□□

Hauptstraße 4 Hauptstraße 4

nächst der Brücke, Eingang nur Kirchengasse Nr. 9, gegenüber Gasthof zum „goldenen Ochsen".

Herstellung künstlicher Zähne und Gebisse in Gold, Platin und Kautschuk, Umarbeitung sowie Reparierung gebrochener Stücke.

Solide und dauerhafte Ausführung, schnelle Bedienung, □□□ festgesetzte Preise. □□□

An Sonn- u. Feiertagen geschlossen.

Allgemeine Depositen-Bank

Filiale Linz.

Aktien-Kapital und Reserven K 121,500.000.

Durchführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Einlagen auf Sparbücher und laufender Rechnung.

General-Repräsentanz für Ober- u. Niederösterreich

Fernspr. Nr. 273. **Linz** Landstraße Nr. 57.

Städtische Lebens- u. Rentenversicherungs-Anstalt, Wien.

Versicherungen auf den Ablebens- sowie auf den Ab- und Erlebensfall, Aussteuer- und Studiengeld-Versicherungen. (Im Todesfalle des Versorgers oder der Versorgerin wird die Versicherung prämienfrei und das versicherte Kapital gelangt an dem vorher bestimmten Termin an den Bezugsberechtigten zur Auszahlung.) — Versicherungen auf zwei Leben:

Leibrenten-Versicherungen ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ ❖ Dividenden-Beteiligung.

Kostenlose und unverbindliche Auskünfte über alle Kombinationen, auch außerhalb der Tarife stehende, werden bereitwilligst erteilt in der

General-Repräsentanz der städtischen Lebens- u. Rentenversicherungs-Anstalt

Linz, Landstraße 57.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Fabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft f. techn. Bedarfsartikel.

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Erste Linzer Werkstätte
für moderne Kürschnerei

Rudolf Laschek

Linz

vorm. F. Teltscher

Landstraße 28. Landstraße 28.

Alle Sorten Pelzwaren in einfacher bis feinster Ausführung und bester Qualität zu reellen Preisen. Filz-, Haar- und Strohhüte sowie Sportmützen neuester Fasson in reichster Auswahl bei billigsten Preisen.

Gegründet 1858. Telephon Nr. 707.

Reparaturen schnellstens u. zu billigsten Preisen.

Möbel

Franz Niedermayr

Linz

Hofgasse 8.

Größtes Lager

Geschäftsbestand seit 1838.

Gas- u. Wasserleitungs-Unternehmung

Karl Ph. Gräfner

Linz a. D., Graben Nr. 25.

Fernsprecher Nr. 375.

Postspark. Nr. 19.320.

Klosette und Bade-Einrichtungen

sowie

Azetylen-Anlagen.

Ausführung von Dampfheizungen und Warmwasser-Anlagen.

Aufstellung jeglicher Art von Pumpen.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

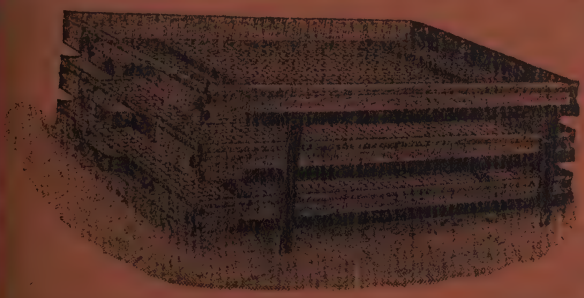
A. Winkler, Juwelier

größtes Juwelen-, Gold- und Silberwarenlager.

Hochzeitsgeschenke. Gelegenheitskäufe.

Fernruf 426.

Telegrammadresse:
Juwelier Winkler Linz Donau.



Unsere vielfach erprobte
Herddörre
„Prim"
soll in keinem Haushalte fehlen.

Eignet sich vorzüglich zum Trocknen von Gemüse und Obst für den Winter. Zu haben mit verzinktem und unverzinktem Gewebe. Erhältlich in jeder besseren Eisen- und Küchengeräte-Handlung, wo nicht, wende man sich direkt an die

Siebwaren- u. Drahtgeflechte-Fabrik Joh. Bukowansky

Gesellschaft m. b. H. Linz, Landstraße 53. Telephon 443.

Ferner empfehlen wir unsere bestverzinkten Geflechte für Einfriedungen und Geflügelhöfe, Stacheldraht, Legenester für Hühner und sonstige Einrichtungen für die Kleinviehzucht. — Betteinsätze aus bestverkupfertem Stahldraht 2c. — Mit Preisanstellungen dienen wir gern.

Apotheker Melichar's

Schutzengel-Apotheke, Linz

Ecke Herrenstraße-Promenade

erzeugt die bekannten und bestbewährten

Volksheilmittel.

Bei Husten und Verschleimung: **Pertuhol.**
„ Gicht und Rheuma: **Muri.**
„ Schnupfen: **Nisni.**
„ Blutarmut: **Chinaeisen-Kraftwein.**
„ Magenverstimmungen: **Prälatenpulver.**
„ Hühneraugen: **Radikal.**
„ Kropf und Blähhals: **Blauer Halsgeist.**
„ Sommersprossen: **Irismilch.**
„ Hautausschlägen: **Pastolin-Hausfalbe.**
„ Haarausfall: **Haarsprit** usw.

Ferner 24 Spezialkräutertees nach ärztlichen Vorschriften.

Schutzengel-Apotheke, Linz

Ecke Herrenstraße-Promenade.

Karl Liedl

Linz a. D.

Landstraße Nr. 16.

Spezialhaus für Präzisionsuhren.

:: Gegründet Anno 1830. ::

Feinste Taschenuhren, moderne Wanduhren.

Klavier-Etablissement und
:: :: Leihanstalt :: ::

Otto Heitzmann

Klavierfabrik

Linz, Promenade Nr. 25.

Telephon Nr. 486 ◆ Telephon Nr. 486.

Größtes Lager in erstklassigsten Flügeln und Pianinos mit feinster ◆◆◆ Repetitionsmechanik. ◆◆◆

Jahrgang 1919/20. 2. Doppelheft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber Linz.

Jährlich 6 Hefte. Jahrespreis 20 K.

Derzeit 20 % Teuerungszuschlag.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

1. Jahrgang, 1919/20. 2. Heft.

Herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. — Verlag von R. Pirngruber, Linz.

Titelblatt und Zierleisten von Max Kislinger, Linz.

Jährlich 6 Hefte. Bezugspreis des ganzen Jahrganges 20 K nebst 20% Teuerungszuschlag. Einzelhefte 6 K. Da die Druckerei nicht die nötige Papiermenge beistellen konnte, mußte der Heftumfang um einen Druckbogen vermindert werden. Alle Freunde des Heimatgedankens werden um Förderung und Anteilnahme gebeten, damit die Heimatzeitschrift trotz der Not der Zeit und des Anschwellens der Gestehungskosten bestehen und ausgestaltet werden kann. Bestellungen sind an den Verlag, Linz, Landstraße 34, alle Zuschriften über Inhalt und Mitarbeit und alle Beiträge zur Sammlung der Volksüberlieferung an den Herausgeber, Linz, Wurmstraße 15a, zu richten. Wiederabdruck nur mit Erlaubnis des Herausgebers und unter genauer Quellenangabe gestattet.

Inhalt des zweiten Heftes:

Seite

Dr. W. Kriechbaum, Die Weihnachtslieder der Braunauer Liederbücher 73
Fr. Stroh, Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel 81
Dr. E. Kriechbaum, Die Siedlungen im Landschaftsbilde. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Braunauer Bezirkes 91
Dr. E. K. Blümml, Der Brand in Steyr 1842 und die Wiener Wohltätigkeit 100

Mitteilungen und Anregungen:

Dr. Th. Kerschner, Bemerkungen zu den Aufgaben des Naturschutzes in Oberösterreich . . 110
Dr. Fr. Berger, Heimat und Volkstum 112
Dr. A. Depiny, Weihnachtsgebräuche 116

Heimatbewegung in den Gauen:

Dr. W. K(riechbaum), Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines 126
Fr. Vogl, Die Stadt Eferding und ihr Verein „Heimatbund“ 127

Bücherbesprechungen:

Dr. E. Straßmayr, Übersicht über die 1918 erschienene oberösterreichische Geschichtsliteratur 128

Abschluß: 25. Dezember 1919. — Das dritte Heft erscheint Ende Februar.

❖ ❖ **Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich.** ❖ ❖

Der Zweck des Vereines ist die Erhaltung und Pflege der natürlichen und kulturellen Eigenart der Heimat. Zur Erreichung dieses Zieles wurden bisher drei Fachgruppen gebildet: Je eine für Bauberatung, für Naturschutz und für Heimatkunde. Die Bauberatungsstelle übernimmt kostenlos Begutachtung und Abänderung von Bauplänen im Sinne des Heimatschutzes. Anschrift: Landesverein für Heimatschutz in Urfahr-Linz, Rudolfstraße 16/II. — Der Mitgliedbeitrag beträgt jährlich 2 K.

Die Weihnachtslieder der Braunauer Liederbücher.

Von Dr. Wilhelm Kriechbaum.

Unter der reichen Zahl von 460 geistlichen Liedern der beiden alten Liederhandschriftbücher in der Braunauer Heimathaussammlung herrscht hinsichtlich Alter der Lieder, Gattungsunterschied und Formschönheit eine gleich große Mannigfaltigkeit. Wohl die eigenartigste Gruppe in jeder Hinsicht bilden die Lieder des Weihnachtsfest-Kreises, die Weihnachts-, Hirten- und -Krippellieder, insgesamt 50 an der Zahl, wenn man das dramatische Dreigespräch zwischen Maria, Josef und dem Bethlehemiter auf der Herbergsuche noch mitrechnet.[1] Gemeinsam ist allen diesen Liedern der schlichte, oft geradezu kindliche Ton ihrer Darstellungsweise, eine ehrliche Natürlichkeit, die dem Handlungsstoff wunderbar entspricht. Die Lieder sind einesteils hochdeutsch abgefaßt — überwiegend aber (29 von 49 Liedern) in unserer Mundart. Überragen die schriftsprachlichen Lieder durch ihre Empfindungsfeinheit und Gefühlstiefe die derben Mundartlieder, so sind letztere hinwiederum wahre Prachtstücke kindlicher Einfalt und ländlicher Natürlichkeit, dabei herzerfreuend urwüchsig und stellenweise von einer dramatischen Bildwirkung und Anschaulichkeit, die sie durch Wechsel der Sprechperson unschwer zu Spielen umgestalten ließe, denen sie überhaupt sehr nahe stehen. Die Geschichte dieser Weihnachtslieder, der mundartlichen Hirtenlieder vor allem, ist ja bekanntlich ähnlich tragisch wie die unserer alten Volkslieder. Wie diese durch das Regierungsverbot der Spinnstuben ums Leben gebracht wurden, so erfolgte das Todesurteil der alten Hirtengesänge ungefähr gleichzeitig durch das kirchliche Verbot, sie fernerhin wie es üblich gewesen, in der Mettennacht zu singen. Dort waren sie als Chorlieder von den versammelten Gläubigen gesungen worden und hatten so ihr Fortleben und ihre Verbreitung gefunden. Mit dem Erlaß des Verbotes gingen die Organisten daran, die zugehörigen Noten zu verbrennen und damit war ein weiterer Schritt zum Untergang dieser Lieder getan. Gewiß läßt sich's nicht leugnen, daß manche dieser Gesänge, abgesehen von der rauheren mundartlichen Ausdrucksweise, auch inhaltlich für die Feier einer erhabenen Weihenacht zu derb, zu plump waren und daß tat-

[1] Heimische Weihnachtslieder: Weinhold Karl, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Neue Ausgabe. Wien 1875. — Hartmann August, Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern. S. A. München 1875. — Hartmann August, Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880. — Pailler Wilhelm, Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Innsbruck. 1. Band 1881, 2. Band 1883. — Mautner Konrad, Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergute. Graz (1919). — Berger Theodor, Alte Weihnachtlieder und Krippenspiele. Heimat, Beiträge zur Heimatkunde und Heimatgeschichte des Bezirkes Schärding, 1911, S. 5 ff. — Heimat, 1910, S. 187 f. — Braunauer Heimatkunde, 6. Heft, S. 49 f; 7. Heft, S. 103; 8. Heft, S. 16, 27 f, 49 f. — Linzer „Tages-Post", 24. 12. 1884, Nr. 296 S. 1. — S. Fellöcker, Kripplgsangl u. Krippispiel, Linz 1880 ff, bringt Bearbeitungen von Volksliedern. Dy.

sächlich der kindliche Natürlichkeitssinn einer ländlichen Bevölkerung dazu gehörte, sie richtig zu erfassen. So wenig wie es möglich ist, die Beibehaltung der alten Volkstrachten auf die Dauer durchzusetzen, so wenig konnten diese Lieder in der neuen Zeit weitergesungen werden. Aber nicht zerstören hätte man diese Lieder und ihre Weisen sollen, sondern sie retten, sammeln und aufbewahren. Sie gehören zur Volkskunde unseres Landes, nicht minder wie irgendein altheimisches Trachtenstück und wenn auch nicht alle an sich einen hohen Kunstwert haben, so sind sie doch wertvolle Zeugen alter Heimatkultur und verdienten schon als solche ihre Erhaltung. Wie schnell es mit dem Versinken alter Volkslieder geht, das zeigen gerade diese Weihnachtslieder sehr gut. Vor wenig mehr als 30 Jahren wurden sie noch allenthalb gesungen, heute erinnern sich nur die älteren Leute daran und auch sie wissen kaum mehr vollständige Texte und Weisen.

Schon lange fahnde ich z. B. nach der bei uns gesungenen Weise des schönsten aller geistlichen Wiegenlieder, das früher auch in jenen Mettennächten gesungen wurde und wohl gleichzeitig mit den mundartlichen Hirtenliedern verschwand:

Dort oben am Berge
Weht kühlender Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer
Schneeweißen Hand.
Drum brauchet sie nimmer
Ein Wiegenband.

Die Weise zu der schlesischen Fassung dieses Liedes ist heute durch die Lautenliedersammlungen weit verbreitet; wie das Lied bei uns gesungen wurde, konnte ich trotz vielen Herumfragens bisher nicht erfahren. So rasch entschwinden uns die alten Lieder, wenn sie einmal nimmer im Gebrauch sind. Paillers große, verdienstvolle Sammlung unserer heimischen Weihnachtslieder und Krippenspiele hat den reichen Schatz dieser Hirtenlieder nicht erschöpft, sie waren wohl für jeden Gau, vielleicht oft schon für den Bezirk andere. So sind von den 49 Weihnachtsliedern der hier besprochenen Aufzeichnungen bei Pailler nur 15 abgedruckt und selbst die zum Teil in ganz geänderter Form. Allerdings stammen ja die vorliegenden Liedersammlungen nicht aus Oberösterreich, sondern aus dem benachbarten bayerischen Bauerndorf Stubenberg. Da aber in jener Zeit das heutige Innviertel noch bayerisch war, spielt die jetzige Landesgrenze wohl kaum für die Liederverbreitung eine bedeutsame Rolle. Bei Weinhold und Hartmann steht auch nicht eines von den Liedern der beiden Braunauer Liederbücher, deren Aufzeichnungen auf die Jahre 1796—1815 zurückgehen, also eine Zeit, in der die Lieder noch öffentlich gesungen wurden. Leider fehlt den Liedern ihre Seele, die untrennbar zu ihnen gehörige Weise. Der aufschreibende Bauer hat seine Bücher mit Bildern und Anfangsbuchstaben bunt und reichlich verziert, doch sammelte er nur die Texte, da ihm die Weisen ja gewiß noch alle lebendig waren. So können auch die folgenden Auswahlstücke, die ein ungefähres Bild dieser eigenartigen Liedergruppe geben sollen, nur Texte bringen.[1]

[1] Was die Schreibart anlangt, so wurde sie von der ganz willkürlichen, oft recht verworrenen Bauernschreibung, die alles eher ist, als eine Rechtschreibung — auch für die damalige Zeit —, der gegenwärtigen Mundartschreibweise genähert, mit Ausnahme der des a e y, bzw. a e i für das heutige o a, die der altertümlichen Bildwirkung wegen übernommen wurde. Das Verdumpfungs-a konnte von der Druckerei nicht beigestellt werden und wurde daher fallen gelassen.
Zur Erläuterung der Lieder vgl. Heimatgaue, S. 26, Anmerkung 1.

I.

1. Laufet zum König der Hirten,
Ihr Hirten im Stall,
Tretet zum König der Liebe,
Ihr Menschen zumal.
Mit dem Schalmeyenklang,
Mit einem Waldgesang,
Aus Lieb von Herzensfreud,
Liebt Gott in Ewigkeit.

2. Weilen der König der Hirten
Zum Schäflein sich gemacht,
Weilen der König der Liebe
Gott in unser Fleisch gebracht.
Weidet eure Schäflein,
Ihr Hirten insgemein,
Legt Gott in Windelein,
Ihr lieben Engelein.

3. Treibet eure Schäfelein,
Ihr Hirten, zu diesem Lämmelein,
Flechtet ein Kränzlein,
Ihr Menschen, dem lieben Kindelein;
Ob zwar die Winterskält
Kein Blüemlein aufbehält,

Grüenet doch im Krippelein
Das schöne Blüemelein.

4. Also frohlocket ihr Menschen,
Daß Gott ist uns bracht,
Weilen das Leben, Gott selbsten,
Geboren in der Nacht.
O Lieb, o Gottes Stärk,
O großes Wunderwerk;
Laßt uns mit höchstem Muet
Loben das höchste Guet.

II.

1. Ein so kleines Kindelein
Ist uns heunt geboren
Von Maria der Jungfrau rein,
Die er sich auserkoren.
Jesus heißt das Kindelein,
Ein Heyland der Erden,
Uns gegeben, uns geschenkt,
Daß wir selig werden.

2. Wär uns das Kindlein nicht geborn,
Da wir Sünder waren,
Wären wir zumal verlorn
Und zur Höll gefahren.
Ach, du herzliebstes Jesulein,
Wie kannst uns also lieben,
Die wir dich mit Sünden groß
Also sehr betrüeben.

3. Simeon, du sagst davon
In dein alten Tagen,
Daß du den wahren Gottessohn
Auf den Armen tragen;
Schick und schaff mich aus und ein;
Dir in allen Dingen
Will ich treulich gehorsam sein,
So wird es mir gelingen.

4. Wollt, ich könnte Tag und Nacht
Bey der Wiegen sitzen,
Wär mir dies ein süeße Nacht,
Sung wie Zeisl[1] und Stillizen.[2]
Bitt dich vom ganzen Herzelein,
Du wollst mir dies gewähren,
Daß ich möcht dein Hausmagd sein,
Spülen, waschen, kehren.

5. Wasser holen, Milch und Mehl,
Kochen, wiegen, singen,
Und fein munter hin und her
Alles zu Handen bringen.
Will vermachen diesen Stall,
Allwo er will zerreißen,
Sehen, daß er nicht einfall,
Und will ihn unterspreitzen.

6. Will auch keinen Lohn von dir
Sehen oder wissen,
Bis daß ich doch nur einmal
Das Kindlein möchte küssen.
Wann das Kindlein waeinen thuet,
Wollt ich mit ihm waeinen
Und fein tragen hin und her
Das Köpflein an mich laeinen.

7. Ach, du herzliebstes Jesulein,
Thue unser auch gedenken,
Die wir dir alle zumal
Unsere Herzeu schenken.
Wir bitten dich, lieb Jesulein,
Laß uns allzeit bey dir sein,
Bey dir in dem Herzen,
O Jesu, o Jesu, o Jesulein.

III.

1. O Jesulein, herzliebstes Kind,
Wie sind ich dich im Stall,
Jetzt bei der kalten Winterszeit
Leidst große Angst und Qual.
Bist du der wahre Gottes Sohn
Und liegest auf den Heu,
Der herrschen thuet im Himmelsthron,
Sein Vater auch darbey.

2. Sanct Josef, der soll Vater sein
Und zittert selbst vor Frost,
Und was der Ochs und Esl schnauft,
Bringt ihnen wenig Trost.
Aus Maria, der Jungfrau rein,
Ist geborn das Jesukind,
Fangt schon an sein Kreutz und Leiden,
Und büeßt für unsere Sünd.

3. Zu Bethlhem in einem Stall,
Liegt das kleine Jesukind
Im Krippelein nackend und bloß
Beim Esl und beim Rind.
Wir bitten dich, o großer Gott,
Zu zartes Jesukind,
Und wann die Stund zum Sterben kombt,
Verzeych uns unsere Sünd.

IV.

1. O Jungfrau rein,
Im Krippelein
Hab ich gefunden,
Sehr hart gebunden,
Dein Kindelein.

2. O schweres Band,
O großes Pfand,
Die Strick der Sünden
Mues auch empfinden
Die göttlich Hand.

3. O Heldenmuet,
Das höchste Guet
Will noch vergießen,
Die Sünd abbüeßen
Sein theures Bluet.

4. Ein strenges Gricht,
Ein schweres Gewicht,
Die Last der Sünden
Wird er empfinden,
Den es antrifft.

5. Wann es zu spat
Im großen Rath,

[1] Zeisig.
[2] Stigelhitz, Stillitz: Stieglitz.

Will disputieren
Und dort aufführen
Sein Missethat.

6. Dann Menschengunst
Und eitler Dunst,
Kein Advokaten
Wird man gestatten,
Ist alls umsunst.

7. O Christenheit,
Zu dieser Zeit
Als die gefangen,
Kannst Gnad erlangen,
Barmherzigkeit.

8. O Menschenkind,
Du bist so blind,
Du willst nichts leiden,
Durchaus nicht meiden
Die schwere Sünd.

9. Kehr, Sünder, um,
Zumb Kindlein komb,
Thuets Kindlein grüeßen,
Sein Zaher[1] abwischen.

10. Das Kindelein
Wird Richter sein,
Zum Advokaten[2]
Wird man gestatten
Sein Muetter rein.

V.

1. O himmlischer Vater, sey nimmer so bes,[3]
Du waeist scha was Adam hat gmacht für Getes,[4]
Das er nicht hat halten dein göttliches Wort,
Da kam halt dein Engl und jagat ihn fort.

2. Der Krueg is scho brocha, uns anghengt die Scherbm,
Dö uns datn zieha ins ewig Verderbm.
Na himmlischa Vada, das Ding dat kaey Guet,
Zu haeis wurd uns allen die höllische Gluet.

3. Den Hakl ham mir aber gfunden den Stiel,[5]
Schau himmlischer Vada, dein eigna Sohn will
Die Scharten ausschleifen als ein kleines Kind,
Für uns will abbüessen all unsere Sünd.

4. Jetzt himlischa Vada, kanst grandi[6] sein no,
Wanst anschaust dein Söhnlein allhier auf den Stroh.
Schau, wies na krad zittert an Handl und Füeß,
Damit daß uns Menschen nicht ewig verstieß.

5. Dir unschuldigs Kindl sey ewiger Dank,
Daß dich für uns geben hast auf die Schlachtbank.
Mir seinds zwar nicht würdig, du bist ohne Schuld,
Doch willst für uns leiden den Tod mit Geduld.

VI.

1. Auf, auf wohl bey Zeiten,
Was gibts den mehr Neu's.
Das d Leut a so schießen,
Was hamb sö dan z'weis.
Soll dan jetzt im Winter
Nit frieren die Leut.
Auf Jodl, Bue Lipl,[7]
Schau was es bedeut.

2. So schau no mein Domal,[8]
Das is halt a Freud,
Jetzt is amal kema
Dö heilige Zeit.
Es had uns König David
Scho lengst amal gsagt,
Das unser Erlöser
Geborn wird heunt Nacht.

3. Geh, Hiesl,[9] steh gschwind auf,
Lögs Feirtagwand an,
Es ist der Weltheyland
Geboren a schon.
Hast nöt ghert den Engl,
Wie ers hat verkünd,
Das mir sollen eylen
Auf Bethlhem gschwind.

4. Geh, Brueder, steh gschwind auf,
Muest a m.t uns geh,
Und muest a faeists Lampl
Mitnehma fein sche,
A Kibal[10] nim i mit
Voll Milch und weis Brod,
In Stall da gibts gar nix
Als Elend und Not.

5. Du muest di sche zwagn,[11]
Muest as Pfaeidal[12] umkehrn,
Muest a Jöpal[13] alögn
Und den Bart abaschern.
Still, still, müest eng bucka,
Mi. sein scho darbey,
Das Kind scho da lieget
Ganz nackend im Heu.

6. I soll dir was schenka,
Ha selba nöt viel,
An Gries, Mehl und Buda,
A Kandal Gaeismil.[14]
I het dir a dortn

---

[1] Ahd. Zahar, mhd. zaher, männlich: Zähre, Träne.
[2] Hs: die Advokatin.
[3] Böse.
[4] Getöse, Lärm, Durcheinander.
[5] Der Hacke den Stiel finden, volkstümliche Redewendung für „Abhilfe schaffen".
[6] Schlecht aufgelegt, unmutig, zornig.
[7] Philipp.
[8] Thomas.
[9] Matthias.
[10] Kübel.
[11] Zusammennehmen, herrichten.
[12] Hemd (got. Paida).
[13] Joppe, Jacke, Rock.
[14] Kleine Kanne.

An Zwöschpenbrandwein,[1]
Der ghert für dein Badan,
Dir mecht da d stark sein.

7. Schauts, schauts liebe Buema,
In Weg hin vorm Wald,
Dort reiten drey Heren,
Dö kemand geh bald.
Drumb kan ihm der Finka
Ja singa nöt gnue.
Er singt halt ganz fleißi:
Zie, zie reit herzue!

VII.

1. Los lieba Nachba mit Fleiß,
Mein du, i sag dir was Neus.
Jezund um Mitternacht
Hat a Bue Botschaft bracht,
Das Got uns Mensch geborn
Und a klaeis Büebal worn.

2. Mei Nachba, los na grad ebm,
Was si numehr hat begebm:
Erst in a kurzn Weil,
Heri a bittars Gscheil.[2]
Dorten in Luft da, wahr,
Hambs musiciert sogar.

3. I hab nit gwist, was bedeut,
Das alsamt tobt in Freud.
D Lampl seind gsprunga drauft
Aeis nach den andern auf,
A nieds hat so liebla plert,[3]
Das i meini Wunda ghert.

4. Aft sieg i wida aein stehn,
Der schier nöt bschriben ka wern;
Der ist so wunda groß,
Willst wissn, Nachba, los.
Er hat gschimart, wie i sag,
Das gmaeit hast, es is Tag.

5. I steh still auf der Haeid,
Schau um und um weit und braeit,
Aft lauft a Bue daher,
Der bringt eine neue Mähr,
Singt her mit Freuden fiat
Das Excelsis gloria.

6. Aft schreyt er: Hirt, wohlauf,
Nach Bethlhem hinlauf,
Dort wirst du finden fein,
Eingfascht[4] in Windelein,
Ey wundaschens Kind,
Liegt zwischen Esel und Rind.

7. Aber nit gar in der Stadt,
A weng heraus paß grad;
A nit in Königsal,
Nur in an Ochsenstall.
Der hilft uns aus aller Not,
Ist der wahre, eingfleischte Got.

8. Ja nun es bleibt schon darbey,
Du nim den Ochsen a Heu,
I nim den Oesl a
Fuetter Heu und a Strah.
Was mir den Kindl nehma mit,
Das waeis i a no wida nöt.

9. Nachba, mach di auf die Raeis,
Ob scho den Wög kaeiner waeis;
Eil aba, saum di nit,
Nim a weng etwas mit,
Wollns den Kind schenka zum Lon,
Das er sich nimbt unser an.

10. Geh, ruef nu gschwind d Schöffl zam
I ha dabey a faeists Lam,
Habs kriegt vor ötla Tagn,
I wills den Kind mittragn;
Kan ihm sein alta Datl[5]
Davon bratn a Bratl.

VIII.

1. Mein, was hats den mehr göbm bey der Nacht,
Mein, es habn heut gwis d Engln was ghabt.
D Hüeta seind gsprunga,
Hambt so sche gsunga,
Hambt pfiffa und geigt,
Ist gwösn a Freud.

2. Los mein Stöffl;[6] will di was sagn,
Was sö hat dö heuntige Nacht Neues zuetragn.
Wunda seind gscheha,
Da hat ma gseha,
In Lüftn hoch drobm
Seind d Engln umgflogn.

3. Es ist geboren ein Kindlein im Stall,
Wird uns erlösen vor dem Adamsfall.
Von Himmel oben,
Ist er herkomen
Zu dieser Krip
Und die Engeln mit.

4. Mein, wie soll ich das Ding vernehma,
Das d Engl solln von Himmel kema.
Daeint Music macha,
S Herz mecht aein lacha,
Wer sie hat ghert.
Ist ötla Thala wert.

5. I mues glei geh auf Betlhemb hin
Und dorten seha das wundaschen Kind.
Sepal[7] und Hiesl[8],
Jagl[9], Tobiesl,[10]
Gehts alle mit mir
Aussa al vier.

[1] Zwetschkenbranntwein.
[2] Bitter: stark, durchdringend. — Gscheil: Lärm, vgl. II, 1. Hs.: Gschren.
[3] Plärren, weinen, blöcken.
[4] Eingewickelt.
[5] Volksausdruck für Vater, hier ohne spöttischen Beigeschmack. Vgl. den Studentenausdruck.
[6] Stephan.
[7] Josef.
[8] Matthias.
[9] Jakob.
[10] Tobias.

6. Was wölln ma bringa den zu einer Gab,
Schauts, wo ein jeda a wenig was hat.
I ha an Löffl
Und zwen rot Apfl,
Zu Lob und Ehr
Den Kind ichs verehr.

7. Ey, so laß i mi a nit spottn
Und wil mir zwe Kopauna schopn,
Han a sches Zeisl
In an Renheusl;
Dem kleinen Herrn
Wolln mas verehrn.

8. Wir wollen gmahla[1] geh zu den klaein Kind
Und wolln bitten vowögn unsa Sünd.
Es sollt sie erbarma
Über uns Arma
Zu jeder Zeit
Im letzten Streit.

IX.

1. Auf, auf, es ist scho Tag,
Kaeyn Augn nöt zuedaey mag.
Es brint der Himmel um und um,
Sich[2] doch kaey Feuer rings herum.
Bin i so viel nit gscheid,
Was dieses Ding bedeut.

2. Schau Brüedal, wer ist der,
Der dorten kombt daher;
Er glanzt, das aein das Gsicht vergeht,
Weil er scho vor unser steht.
Das ka kaey Mensch nit sein,
Ist um und um voll Schein.

3. Schau Brüedal und gib acht,
Wan er di um was fragt,
So buck die freundla und beug (d) Knie.
Es ist an Engl, glaub du mir,
Der uns neu Zeitung bringt.
Los, los wie sche er singt.

4. Excelsis gloria
Deo et in terra!
Ihr Hirten, sagt er allzugleich,
Ein große Freud verkünd ich euch.
Ihm sey Gottes Ehr,
Was Neues von mir hert.

5. Dorten wo der Stern brint,
Wird liegen ein kleines Kind.
Das ist geboren bey der Nacht,
Hat für uns das Heil gebracht.
Der Sohn des höchsten Gott
Leit für uns große Not.

6. Ein Jungfrau rein und zart,
Ein Mann im grauen Bart,
Und auch dabey das kleine Kind,
Liegt zwischen Esl und Rind,
Liegt in dem kalten Stall
Anstatt des Königsaal.

7. Geh, Brüedal, geh nur gschwind,
So gehn mir hin zum Kind;
Nimbt ein jeda mit ein Gab
Fürs Kind, damits was zössen hat.
A Lampl sambt den Fell
Und zu ein Koch a Mehl.

8. Millisupn und an Kas,
Wans a solche Speis nur aß.
A Schmalzkoch war eahm a vergunnt,
Wans nur sein Muetta kocha kunt.
Wans trunk darzue an Most,
Zu dieser speren[3] Kost.

9. O liebstes Jesukind,
Verzeih uns unsere Sünd.
Tue uns doch dorten gnädig sein
Und nim uns al im Himmel ein,
Das wir in Ewikeit
Dich loben in der Freud.

X.

1. He Lipl und Gredl, fein züchti und still,
Gehts alle fein nacha und plauderts nöt viel,
I sich scho a Kindl in Kripl dort liegn,
Der Ox und der Ösl die Knie vor ihm biegn.

2. I wills geh jetzt grüessen, so guet als ichs kan,
Fallts nida zumb Füessen und bet ös sche an,
Lasts mi alaey spröcha und reds ma nix drein.
Bey solchen Leuten ma höfla mues sein.

3. Grüeß di Gott mein liabs Schatzal, zwö zitterst a so?
Geh röck mir dein Handal, zwö liegst auf den Stroh?
Was thuest soviel leiden, wer ist Schuld daran?
I waeis scha mein Büebal, da Adam hats tan.

4. I hab da a Lampl, i will das verehrn,
I lögs zu dein Füessen, sonst mechst ma dafrern,[4]
A Hendl, an Aeyr, an Buda aufs Braeit,
Du thuest ma dabarma, weilst leidst soviel Naeit.

5. Mein Büebal: du bist von so liebreicha Art,
I han mi in di ganz verliebt und vernarrt.
Ja wahrla, mein Aeichl,[5] kaey so wundaschens Kind
Bey all unsern Nachbarn i dort ma nöt find.

6. Da Datl siecht gueta mein Badern so gley,
Ist alt und denat hübsch munta dabey.
Schauts ihm zue wie gspaeissi[6] ers Kindl thuet wiegn,
Kaey so randinga[7] Vatern hets nie kinna kriagn.

[1] Gemächlich, langsam.
[2] Sehe.
[3] Trocken.
[4] Hs.: dafrirn.
[5] Beteuerung „Meiner Seel".
[6] Spaßhaft, absonderlich.
[7] Randig: trefflich, ausgezeichnet.

XI.[1]

1. Buema ſeids munta und ſchauts na fein köck,
Es kliebt[2] ſie der Himmel beim Bergal am Öck.
Es glanzt ja beim Donna,
Ma ſach no kaey Sonna,
Es ka ja, mein aeichl, der Herr Ma[3] nöt ſein,
Ma ſach ſonſt ſo tief nicht ins Himmelloch ein.

2. Aft, wie i da ha gſchlaffa ganz ruhig auf da Haeid,
So ſtoſſat mi a Büebl in guldanan Klaeid.
I dat kam dawacha,
Potz hunderti Sacha,
So ſchüttlat Gott Vada beim Himmelloch da
A Kirm[4] voll ſo gflüglatö Buema hera.

3. Dö nackatn Büebln hat d Költn herbrennt,
Das i vor Mitleiden ha bitterli gflent.
Het i ſo an Lappn
Da könna dadappn,[5]
Gley het in dahaeimbt in mein Heusl verſtöckt,
A Pfaeidal, a Höſal, an Bruſtflöck anglögt.

4. Aft zaeigat ſi der Oberiſt, recht a agwixta Bue,[6]
Der ſchlueg mit n Drembl[7] am ganzn Haufa zue.
Wie ers dat vormacha,
Müeſſens allö nacha;
Wos leichta müeßt ſey, verhalt a ſi ſtill und ſanft,
Wans aba raſch müeſt aba geh, mit Hend und Füeßn gſtampft.

5. Danöbm her ſtunden zwen draußen im Öck[8]
Und hambt a ghabt vor eahna papieranö Flöck;
Da gangs hin und wida,
Bald auffi, bald nida;
Sie ſingan s wie d Ammerling[9] unmöglichs Ding ſche,
I könt nix als gloria in excelſis verſteh.

6. I kont das Ding nöt faſſen, und mechts nöt verſteh,
Wie bey dö zwe das Schmazen ſo gnau thuet hergeh.
So liebla taeins ſchmazn
Un ananda tratzn;[10]
Kam is der erſt mit n gloria außa tapt,
Hat ſcha der aey ſein Goſchn mitn Excelſis dringhabt.

7. Dösl Singa kam ma wahrla kaey Harl böſſa für,
Als wie da Hüeta blaſt, wan er auftreibt die Küe.
Mi tats wunda nehma,
Daß Notn gnue bekemma,
Es war halt a Jubl, a Freud und a Tanz,
Wie d Schulbuem, wens raeiſn daeint haeimb af d Vakanz.[11]

8. Drauf bracht aeina ſchnell ra von Himmel her gflogn
Zwe kupfara Waſchkößln, mit Lalach überzogn.[12]
Der aey hat zwaey Troppa,
Dö dat a daklopfa,
Er hat zwaey knopftö Stekal in da Hend
Und iſt z wie da Teixl von aein zum andern grent.

9. Zwen Zwilling hambt blaſn a ſichlkrumps Paar Horn,
Dö warn aſchling ſtadlweit und budawinzi vorn.
Bedi baeidi Backa
Hambs angſpant ſo wacka,
Das eahna wia d Salzbüchsl ſeind d Augn außa ghengt
Und halbats daeins blosn, dös anda hambs eahn denkt.[13]

10. Am Bankal ſaß a Büebl, das gfiel mir halt ſo wohl,
Wies umadapt an Hölzln ſo lüfti und tol.
Bald tats mitn Fingarln dupfa,
Bald mitn Füeßn drein hupfa;
Es ſchrie auf an jedn Dupfa, ſo oft er dupft hi,
Und hand dikö Pfeiffn von engliſchn Zi(n).

11. Drauf hat aeina gſuzlt, ſo liebla und zart,
Hat zwergſt um an Prügl, hand Löcha dreybohrt.[14]
Er hat ſi dagriffa,
Er hat ſi da pfiffa,
Er kam auf alle Löcha ſo hurti und ſchnell,
Als hat a jeds Fingal a bſunderni Seel.

12. An Schißling ſach i figln an Bertlsgarna Schragn,
Der laeinat auf an Steka und hat an langa Kragn.
Er ſchnitt in Strika uma,
Dös dat ſo gaſti bumma,
Da Plenkl hat darzue den Lapn a ſo dahizt,
Das er als wie a Fakl hat hint und vorn gſchwizt.[15]

13. A narriſch Ding hat aeina, es iſt mein Aeyd nöt dalogn,
Als wie a Miedalazl mit Schnüren überzogn.
Allö zöha Finga,
Ließ er drauf umaſpringa.

---

[1] Das wohl von einem Lehrer gedichtete Lied nimmt ſich für die Chriſtnachterſcheinungen den ländlichen Kirchenchor bei einem feierlichen Gottesdienſt zum Vorbild.
[2] Klieben: ſpalten.
[3] Mhd. māne, Mond.
[4] Kirm: Kübel.
[5] Lapp, hier ohne die abfällige Urſprungsbedeutung.
[6] Str. 4: Kapellmeiſter. — Agwixt: ſchlau.
[7] Stock.
[8] Str. 5 und 6: Sänger.
[9] Goldammer.
[10] Tratzen: necken.
[11] Hs.: ad Vicans.
[12] Str. 8: Paukenſchläger. — Lalach: Leinwand.
[13] Str. 9: Hornbläſer; Str. 10: Orgelſpieler.
[14] Str. 11: Flötenſpieler. — Zwerg: quer.
[15] Str. 12: Baßgeiger. — Schißling, derb-volkstümlicher Ausdruck: junger Kerl. — Berchtesgadener Kaſten: Bezeichnung nach dem Entſtehungsort von Baßgeigen.

Das Schnürlzupfa hat da Schelm so maeisterli vollbracht,
Dö andern Buem warn gögn eahm, grad wie da Tag und d Nacht.[1]

14. A Geigal hat a Büebal, i kans nöt anders sagn,
An Hals als wie dö Menscha bein Rathhaus umma tragn.
Dös war da obn und untn
Mit Betnschnürl bundn,[2]
Es gang halt a lieblicha Musikklang dava,
Sobald er no in gringstn nach zwerg an Figla tha.

15. Drauf hab ichs auf aeymal beim Stall drunt dablickt,
Da seinds obern Dachl wie d Impschworm[3] apikt.
Oberhal da Schupfa
Daeins umahupfa,
Als wie dö junga Fankaln,[4] wans Foya springa daeint
Und göbm an Schein von eahn als wia mein Stallatern.

16. I ka das Ding nöt fassn und kans nöt versteh,
Wies grad heut da droma so lustig thuet zuegeh.
I schauat an Kalenda,
Wo nöt dös Nacht Marenda[5]
Für sein Geburt und Namenstag Gott Vada hat angstöllt,
Ha aba auf Dreyfaltikeit, waeis wieviel Sonta zöhlt.

17. Aft flug so schnell a Büebl ra, wie i dös Ding denkt,
Kaey Wunda wars, er hat eahm d Flügel, Baey, Kreuz und Hüft agrent.
Er tat mi hart drumb straffa,
Das i dat auffi gaffa.
Da saß i aufm Bergl da und wüßt nit wo aus und a,
Swie Kinda auf da Ofnbenk, wans grad nida hambt tha.

XII.

1. Stehts auf Buem, werds munta, daeits losn[6] a weyl,
Wie hambt nöt dö Engln a Jubl, a Gscheil.[7]
Es daeint so sche singa,
Daeint geinga und springa,
Es seind voller Freuden, loben Gott den Herrn.
I will na gern seha,
Was heunt Nacht is gscheha,
Daß jetzt bey der Nacht
A Music hambt gmacht.

2. Schauts Buema, da geht gar a Engl herein.
Wie kimbts den, das wir heundt so glückselig sein.
Er schreit glei: Ihr Hirten,
Ös derfts eng nöt fürchten,
Gott wird uns erlösen von der Adams-Sünd.
Zu Bethlhem inten
Da wern mirs scho finden,
Das göttliche Kind
Zu Bethlhem ind.

3. Jetzt Buem, machts enk fürti und lögts eng gschwind an.
I nim mit mein Zöga,[8] den füll i mir an
Mit allerlaey Sacha;
Das Büebal wird lacha,
Wan i eahms thue nenna, was i eahm alls ha.
Daeits a was mitnehma,
Es is ja viel schena
A bißl a Gab,
Als wann ma nix hat.

4. Es war mir scha lieba mir kamman auf d'Straß.
Wohl für dös klaey Büabal hat an jeda scho was.
Er hat a klaeis Lampal,
I han a noygs Jankal[9]
Ist göstern beim Schneider erst firti worn gar.
Den Kind wölln mirs geben,
Das er uns im Leben
Die Sünden verzeicht,
Den Himmel verleicht.

5. Gott grüeß enk beysammen, wie seids halt so frumm
In Stall da beynanda, hats, habts den kaey Stu(b)m?
Zwischen Ox und Esel
Liegt das liebe Jesel.
Anstatt den klaein Wiegal liegts da auf den Heu.
Hats Büebal kaey Gwandl,
Kaey Pfaeydl, kaey Jankal,
Geh zuba mein, Hoeis,[10]
Schau, wies Büebal froeist!

6. Jetzt han i mein Sacha, mein Zöga aufgmacht,
Geh zuba mein Jakl, schau, wies Büebal lacht.
Es wird eahm halt denka,
I wir eahm was schenka.
Du hast scha daraten, du herziger Schatz.
Du göttlicher Engel,
I ha ja a wengal
Und het i mehr ghabt,
So höt i dirs bracht.

---

[1] Str. 13: Harfenspieler.
[2] Str. 14: Geiger. Kulturgeschichtliche Erinnerung an das Prangerstehen der Mädchen, so sie sich gegen Zucht und Sitte vergangen. Bettschniäl, Paternoster-, Rosenkranzschnürl.
[3] Bienenschwarm.
[4] Ländlicher Zärtlichkeitsausdruck: junger Bursche; wohl zu Fant, Fantel zu stellen. Die Erwähnung des Feuerspringens ist beachtenswert.
[5] Marenda: Vesperbrot, hier wohl Feierabend, Festabend.
[6] Losen: aufhorchen. — [7] Lärm. — [8] Handtasche aus Stroh geflochten. — [9] Jacke. — [10] Matthäus.

7. Schau Schatzal i (bring) dir a Krüegl voll Milli,
A ötliche Aerl,[1] es seind halt nöt vieli.
A s Paarl Semmel,
A jungs Paarl Hendl
Und (in) an klaein Sackl an Gries und a Mehl;
In an Scheual[2] an Buda,
In an Schachtal an Zuga,
In an Weidling[3] a Schmalz,
In an Hafal a Salz.

8. Schau, mei Kind, i ha dir a Lampl zegfaeist
Und von a klaren Leinwat han i dir a Pfaeid.
Das will i dir schenka,
Du wirst auf uns denka,
Bitt di halt gar schen, o göttliches Kind,
Thue uns Gnad verleyha,
Die Sünden verzeyha
Und wann wir wern sterbn,
Den Himmel erwerbn.

9. Schau, mein Schatz, i ha da halt a öpas bracht.
A schens kartanas Jankal, das ist halt mein Gab.
Hats gmacht da Schneider Hannerl,
Mit rothen Gallanal,[4]
Anstatt den klaein Bandl, das mas zambindn kan
Ist gfietert mit Baumwoll
Das Jankal[5] is recht doll,[6]
Den Büebal gfallt scha,
Lachts Jankal scho a.

10. Bleibts nöt a so da steh, fallts nieder auf Knie;
A bit eng halt gar sche, Josef und Marie,
Göbts Achtung aufs Büebal,
Schauts, daß kriegt a Wiegal,
Und lögts eahm sein Pfaeidal und Jankal fein an.
Mir müessen haeim renna,
Es mechtn d'Wölf kemma
Um unsere Schaf.
A bhüet eng halt Gott!

[1] Eier. — [2] Schälchen, kleine Schale. — [3] Irdene Rundschüssel — [4] Breite Borten. — [5] Jacke. — [6] Hervorragend schön.

Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel.

Von Franz Stroh (Linz).[1]

Unter den vier Vierteln Oberösterreichs setzt das Mühlviertel dem Eindringen der Geschichtsforschung den meisten Widerstand entgegen. Durch die Donau von den übrigen Teilen des Landes ob der Enns getrennt und geologisch dem herzynischen System angehörig, stellt es ein Gebiet von auffallender Eigenart dar, die sich sogar in der Bevölkerung deutlich erkennbar ausprägt.

In der Art des Verkehres und in der Sprache unterscheidet sich der Mühlviertler scharf von seinen Landsleuten südlich der Donau. Er ist mehr einsilbig, ernst, kurz, verschlossen, ja selbst trotzig. Wer wissensdurstig nach alten Sagen und Bräuchen im Mühlviertler Volke spüren will, wird eine spärliche Ernte heimbringen. „Es ist nicht viel herauszubringen aus den Leuten."

Wie der Menschenschlag so auch das Land. Die Geschichtsforscher bemühten sich, die Vorgeschichte dieses Gebietes dem Dunkel zu entrücken. Der Erfolg war ein geringer. Wo das ohnehin spärliche Material der Urkunden versiegte, endete auch die Geschichtsforschung und begnügte sich mit bescheidenen Hypothesen. Man nahm an, daß zur Keltenzeit die Bojer, in den Markomannenkriegen die Markomannen das Land inne hatten.

Aber — die Beweise fehlten. Dann kam das Märchen vom Urwald, das J. Strnadt zur Geltung brachte und das in ermüdender Wiederkehr in allen geschichtlichen Abhandlungen zu finden ist.

Selbst bei A. Hackel, welcher die Besiedlungsverhältnisse des Mühlviertels in einer besonderen Studie untersuchte, treffen wir keine befriedigende Lösung des Problems „Vorgeschichte des Mühlviertels". Hackel berücksichtigt durchaus nicht die zahlreichen Funde; er erwähnt nur kurz den Bronze-Depotfund von Freistadt. „So viel steht fest, daß bis etwa zum Jahre 1000 eine Besiedlung im Gebiete des heutigen Mühlviertels im großen Maßstabe nicht stattgefunden hat, daß aber Versuche zur Kolonisation des mit dichtem Walde(!) bedeckten Gebietes schon früher, und zwar mit Erfolg, gemacht worden sind."[2]

Desgleichen behandelt M. Vancsa[3] die

[1] Mit 4 Zeichnungen von Prof. Franz Kuna (Abb. 1—4), 1 Schattenriß und 1 Fundkarte vom Verfasser.

[2] A. Hackel, Die Besiedlungsverhältnisse des o.-ö. Mühlviertels, Stuttgart 1902, S. 32.

Frage der vorgeschichtlichen Besiedlung des linken Donauufers mit großer Zurückhaltung.

Vorliegender Beitrag eröffnet nunmehr eine Reihenfolge von Untersuchungen, welche die vorgeschichtlichen Verhältnisse des Mühellandes zum Inhalte haben. Die Urgeschichtsforschung und die Ortsnamenkunde haben als historische Hilfswissenschaften längst allgemeine Anerkennung gefunden. Mit ihrer Hilfe soll ein Grundstock zu einer Frühgeschichte des Mühlviertels gelegt werden.

Die Frage „Wann und wo hat der Mensch von diesem Lande Besitz ergriffen?" läßt sich nur durch die Betrachtung des vorgeschichtlichen Materiales und Fundgebietes beantworten. In den frühgeschichtlichen Funden besitzen wir die zuverlässigsten Quellen für die Besiedlungsverhältnisse, sie wurden sonderbarerweise für die Geschichte des Mühlviertels nicht verwertet.

Die großartigen Funde auf dem Gräberfelde in Hallstadt und in den Pfahlbauablagerungen der oberösterreichischen Seen lenkten die ganze Aufmerksamkeit der Wissenschafter auf den Süden des Landes und brachten eine Vernachlässigung der Fundergebnisse aus dem Lande nördlich der Donau mit sich.

Und doch sind im Mühlviertel so zahlreiche und beachtenswerte Funde aus frühgeschichtlicher Zeit gemacht worden, daß es sich wahrlich lohnt, sie zusammenfassend zu besprechen und sie für die Vorgeschichte des Mühellandes zu verwerten.

H. Richly, welcher 1900 über die vorgeschichtlichen Funde und Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau schrieb,[4] bespricht nur sechs Artefakte und Fundorte: Bodendorf, Engerwitzdorf, Prägarten, St. Martin, Ottensheim und Schwarzbach. Und noch 1908 schrieb der sonst wohlunterrichtete Geschichtskenner G. Vielhaber: „Aus der Steinzeit sind keine Funde auf Mühlviertler Boden gemacht worden,"[5] obwohl die meisten Funde aus der Zeit vor 1908 stammen und in den Jahresberichten des Museums Francisco-Carolinum in Linz verzeichnet worden sind. (Siehe die Jahreszahlen im Verzeichnis der Fundorte und Funde.)

Aus der ältesten Zeit, der sogenannten Diluvialzeit sind bisher keine Funde im Mühlviertel gemacht worden. Die steinzeitlichen Funde stammen durchwegs aus der jüngeren Steinzeit. In dieser nacheiszeitlichen Periode legte der Mensch seine Siedlungen an schwer zugänglichen Orten, zumeist auf Höhenrücken an, um vor den wilden Tieren sicher zu sein. Eine steinzeitliche Ansiedlung dieser Art wurde im Jahre 1901 im Heinrichs-Steinbruch bei Mauthausen entdeckt. Sie bestand aus mehreren Wohngruben im Löß, welcher auf dem Granit lagert. Diese Wohngruben enthielten zahlreiche Gegenstände wie Steinhämmer, Steinbeile und Bruchstücke von verschiedenen Steinhämmern, Steinmeißel, Tontigel und Tonscherben. Ein Jahr später kam noch ein Schlagstein aus Serpentin aus Mauthausen an das Museum nach Linz. Diese neolithische Fundstätte bei Mauthausen entspricht jenen in Niederösterreich im Gebiete des Manhartsgebirges am Vitusberge bei Eggenburg und in der Heidenstatt bei Limberg. Der Mensch hatte zu dieser Zeit schon eine bescheidene Kulturhöhe erreicht. Die wohlgeformten Werkzeuge deuten auf eine entwickelte Hausindustrie und selbst Tauschhandel müssen wir annehmen, da die Steinbeile oft aus einer Gesteinsart bestehen, die im Umkreis der Fundstelle nicht anzutreffen ist.

Die Funde von Mauthausen bezeugen uns, daß der Uferrand der Donau schon in den ältesten Epochen menschlichen Daseins bewohnt war. Werfen wir einen Blick auf die Kartenskizze zur Verteilung der vorgeschichtlichen Funde, so sehen wir, daß auch das Hinterland von Mauthausen, der Unterlauf der Gusen, Aist und Naarn Spuren menschlichen Daseins aus der jüngeren Steinzeit und der darauffolgenden Metallzeit aufweist. Aus Bodendorf an der Gusen stammt ein Steinbeil, aus Engerwitzdorf ein Bronzekelt, aus Gallneukirchen ein bronzener Lappenkelt, aus Prägarten ein Steinhammer, aus Tragwein ein Steinbeil, aus Windhaag ein Steinhammer,

[3] M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Gotha 1905, 1. Band, S. 30, 148.

[4] H. Richly, Prähist. Funde und Verbindungen, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXVI., S. 53.

[5] G. Vielhaber, Skizze der älteren Geschichte des oberen Mühlviertels, Mühlv.-Nachrichten 1908, Nr. 21, Spalte 2.

aus Zirking ein Eisenspeer (wahrscheinlich germanisch) und aus Perg ein Steinbeil, ein Steinhammer, zwei Speereisen, eine eiserne Messerklinge und ein Baugrund-Opferfund. In der alten Riedmark ist somit frühgeschichtliches Kulturleben nachweisbar. Der Baugrund-Opferfund von Perg wurde im Jahre 1859 gemacht. Gaisberger schreibt darüber folgendes: „Am Abhang eines . . . Hügels ließ im Spätherbst 1859 der Eigentümer, Jakob Lettner, die Aushöhlung eines Kellers vornehmen. Bei näherer Untersuchung zeigte sich ein im weichen Sandfelsen angebrachtes Grab von schöner, runder Form, worin Urnen, Töpfe, Krüge in vier oder fünf parallelen Kreisen so aufgestellt waren, daß zwischen je zwei Kreisen eine einen Fuß dichte Sandlage angebracht war. . . Wahrscheinlich gehören auch diese Gräber zu Perg den Slawen an."[1]

Strnadt bespricht in seinem letzten Werke diesen bemerkenswerten Fund und hält ihn wie Gaisberger für einen Grabfund aus der spätesten Heidenzeit der Slawen.[2] Möglich ist ja die slawische Herkunft dieses Fundes, da die Anwesenheit der Slawen in der Gegend von Perg durch die Ortsnamen Dobra, Preschnizer, Tobatslehner, Windischhof und Deiming (älter Timnik) außer Zweifel gesetzt ist.

Doch ist bei der Bestimmung der Herkunft von vorgeschichtlichen Funden stets mit größter Vorsicht zu handeln. Doktor A. Mahr (St. Pölten, Wien) äußert sich nachträglich an Strnadt über diesen Fund von Perg: „Als einziger, nach meinem Dafürhalten, beziehungsweise nach der Ähnlichkeit mit sudetenländischen, sicheren slawischen Fund kann ich nur den von Perg erachten. Der Fund von Perg gilt wohl auch heute noch meist für einen Grabfund. Das halte ich für irrig, vielmehr spricht die kreisförmige Anordnung allein (wenn schon nicht für einen Brennofen) für einen Baugrund-Opferfund . . . Das Alter vermag ich nur schwer mit Sicherheit anzugeben; es ist nicht unmöglich, daß der Fund bei jüngerem Alter ebensogut deutsch als slawisch ist. Eine ähnliche Keramik aus Starhemberg (Gaisberger, Arch. Nachlese) ist Ihnen jedenfalls bekannt. Es ist eben in beiden Fällen typisch hochmittelalterlich. Aus dem frühen Mittelalter, also gerade jener Zeit, wo wir slawische Relikte erwarten könnten, ist aber nichts Verläßliches da. Denn die Zuweisung der gewellten Keramik . . . zu den Slawen lehne ich ab. Es ist pure Willkür, alle gewellten Scherben einfach als slawisch anzusprechen: Da kann man dann freilich leicht eine Verbreitung herausbringen, vor der selbst einem Žunkovic die Augen übergehen könnten."[3]

Aus dem Gebiete der Riedmark leitet eine Linie nach Norden, die schon in frühgeschichtlichen Zeiten die Richtung eines alten Handelssteiges gegeben hat. Es ist dies die Aistsenke, welche nördlich von Freistadt über den Sattel von

A. 689

Funde, Abb. 1: Bronzekelt aus March bei Freistadt, 1/2 der natürl. Gr.; Landesmuseum Linz; vgl. Fundverzeichnis, Nr. 8.

Kerschbaum nach Böhmen führt. Es überrascht uns nicht, daß wir auch hier die Spuren eines frühgeschichtlichen Kulturlebens antreffen. In Käfermarkt kam eine steinerne Gußform zutage, in March ein Bronzekelt. Auf die keltischen Bojer scheint auch ein Bronzefund in der Gegend

[1] Gaisberger, Archäologische Nachlese, Jahresbericht des Museums Francisco Carolinum in Linz, 1864, S. 61.
[2] Strnadt, Die freien Leute der alten Riedmark. Archiv für österr. Geschichte. 104. Band, 2. Hälfte. 1915, S. 526.
[3] Strnadt, a. a. O., S. 682, Anmerkung.

von Freistadt zu weisen, „wo man beim Umackern eines Feldes in einem Gewölbe fünfzig bronzene Sicheln nebst einem Stücke rohen Erzes aufgefunden hat." Es ist ein typischer Depotfund. Ob es sich hier um Handelsware, die hier weggelegt worden war, handelt oder um Erzeugnisse heimischer Industrie, ist wohl schwer zu entscheiden. Der Fund kann allerdings von keltischen Händlern stammen, die zwischen den Bojern in Böhmen und den Norikern südlich der Donau den Verkehr vermittelten. Es ist aber auch nicht unmöglich, daß sich bei Freistadt eine einheimische Werkstätte, eine Art prähistorischer Fabrik, befunden hat, die natürlich das Rohmaterial einführen mußte. Daß die Umgebung von Freistadt altes Kulturland ist, daß hier der alte Handelsweg durch waldfreies Gebiet führte, beweist der Name der Feldaist,[1] urkundlich 1150 Veltagst,[2] die man dadurch von der Waldaist, urkundlich 853 und 985 Waltagst,[3] unterschied. Der Ausdruck Feld wurde von den Germanen häufig zur Bezeichnung eines waldfreien Gebietes verwendet. Man vergleiche das Tiefland zwischen Donau und Theiß, das jetzige ungarische Alföld — das von den Longobarden „Feld" genannt wurde, desgleichen auch den Feldberg im Taunus. Es sei hier auch auf den Eibenstein westlich von Rainbach aufmerksam gemacht, dessen Eigenschaft als heidnischer Opferstein einwandfrei von Ammann nachgewiesen wurde.[4] Die Eibe war ein den Germanen heiliger Baum. Trägt doch selbst eine Rune, die Yr-Rune, den Namen der Eibe, die mit der germanischen Mythologie eng verknüpft ist. Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Eibenstein für eine Kultstätte der heidnischen Markomannen erklären. Mit Recht weist Ammann auf den gerade in dieser Gegend häufigen Familiennamen Ziefreund hin, den er mit dem germanischen Gotte Zio in Verbindung setzt.

Der Schluß hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Die Markomannen gehörten zur großen Gruppe der Sweben, welche urkundlich geradezu Cynuari, d. i. „Zio-Verehrer", genannt werden. „Der Name erklärt sich daraus, daß die Schwaben länger als andere Deutsche an der Verehrung des *Tiwaz, ahd. Zio, als höchsten Gottes festhielten, weshalb auch ihre neue Hauptstadt in der eroberten Provinz Rätien, Augusta, Augsburg, daneben in heidnischer Zeit Ciesburg hieß."[5]

Es sei noch darauf verwiesen, daß der ahd. Gottesname Zio in einem Dorfnamen der Umgebung vom Eibenstein als Bestimmungswort enthalten ist. Nordöstlich vom Eibenstein (schon im heutigen Böhmen) liegt im inneren Bogen eines auffälligen Bergrückens das Dörfchen Ziehenroß, auch Ziehraß genannt, das auf einer Karte aus dem Jahre 1868 noch Zieshraß lautet. Zieshraß entspricht aber vollkommen der Ziesburg der Sweben und überliefert den Namen des germanischen Schwertgottes in klarer Form. Welche Wurzel im Grundworte „raß" verborgen liegt, ist schwer zu entscheiden. Man könnte etwa an ags. raes, altisländisch ras = Sturm, Angriff, denken, so daß der Ortsname Zieshraß einen altgermanischen Schlachtort überliefern könnte. Das eine steht fest, daß die Namen Ziefreund und Zieshraß fraglos als mythologische Namen zu beanspruchen sind und die Annahme altgermanischer Besiedlung der Umgebung von Eibenstein rechtfertigen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Besprechung der vorgeschichtliche Funde zurück. Überblicken wir noch einmal die beiliegende Kartenskizze, so fällt uns sofort auf, daß sich wie im Osten an der Aistsenke, so an der Mühlsenke im Westen die Funde gruppieren. Fundfrei ist der mittlere Teil des Landes im Quellgebiete der Rotel und Gusen, fundfrei ist auch der nordöstliche Winkel des Mühlkreises, das Quellgebiet der Waldaist und der Naarn. In diese Landesteile dürfen wir den sogenannten Nordwald verlegen, während die Striche an der Aist und Mühl mehr oder weniger waldfrei waren, wie uns eine spätere Abhandlung über die Ortsnamen überraschend bestätigen wird.

Der Bronzekeltfund von Urfahr und der Steinbeilfund von Ottensheim leiten über in das Fundgebiet an der großen Mühl.

[1] Hackel, a. a. O., S. 33.
[2] Lamprecht, Historische Matrikel, S. 168.
[3] Ebenda, S. 168.
[4] Ammann, Ein heidnischer Opferstein, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft. XVI., S. 57.
[5] Much, Deutsche Stammeskunde, S. 107.

Im Jahre 1905 entdeckte man auf der sogenannten „Gaiskirche“ bei Landshag eine große Anzahl von Bronzegegenständen, welche im Jahre 1917 vom Museum Francisco-Carolinum in Linz käuflich erworben wurden und gegenwärtig in einem eigenen Glasschränkchen in der vorgeschichtlichen Abteilung untergebracht sind. Dieser Depotfund besteht aus:

A. 673

Funde, Abb. 2: Bronzekelt aus St. Martin i. M., 1/3 der natürl. Gr.; Landesmuseum Linz; vgl. Fundverzeichnis, Nr. 9.

1 Stück Roherz, 2 Schlacken, 2 kleinen Lappenkelten, 10 bronzenen Sicheln, 1 bronzenen Nadel, 2 Tonscherben, einer schön gearbeiteten Gürtelschnalle und 2 Bronze-Bruchstücken. Die Gürtelschnalle stellt durch ihr eigenartiges Ornament ein außergewöhnlich schönes Stück dar. Der Fund von Landshag, einer der bedeutendsten des Mühlviertels, scheint zu beweisen, daß

Funde, Abb. 3: Schmuckstück aus dem Bronzedepotfund von Landshag-Gaiskirche; Landesmuseum Linz, unbezeichnet; vgl. Fundverzeichnis, Nr. 23.

von hier aus ein vorgeschichtlicher Handelsweg nach Norden leitete. Aus Pösting, östlich von Landshag, stammen 2 Bronzeringe und Scherben mit Wellenornament.

1896 kam ein in St. Martin gefundener Bronzekelt an das Museum nach Linz. Zwei Münzfunde aus römischer Zeit deuten auf Verkehr mit dem römischen Norikum südlich der Donau. 1844 fand man bei Erweiterung der Straße zu Sankt Veit eine Erzmünze des Kaisers Hadrianus (117—138 n. Chr.) und im Jahre 1855 kam dicht bei der Ruine Riedl, auf heutigem bayerischen Boden, eine Goldmünze des Kaisers Vespasianus (68—79 n. Chr.) ans Tageslicht. Die Münzen dürften zur Zeit der Markomannenkriege (166—180 n. Chr.) ins Land gebracht worden sein.

Den allermerkwürdigsten Fund aber machte im Sommer 1880 ein Bauer namens Reitinger ungefähr 500 Schritte westlich von der schon genannten Ruine Riedl. Reitinger fand unter einer Gneissteinplatte von einem Meter im Quadrat 15 Ringe aus gediegenem Kupfer. Die Ringe waren im Querschnitte rund, an ihren offenen Stellen in zwei kleinere Ringe eingebogen, konnten enger und weiter gemacht werden und waren 15 an der Zahl regelmäßig übereinander aufgeschichtet, so daß sich zwischen den Ringen ein Hohlraum befand, in welchem zwei gleichfalls kupferne Spiralen mit viereckigem Querschnitt staken. In diesen kupfernen Spiralen lag je eine massive, kupferne Streitaxt. Dieser ganze kupferne Vorrat war rings mit losen Steinen umgeben, man fand weder Asche noch Knochen, die auf einen Grabfund hätten schließen lassen können. „Wohin dieser Fund gekommen ist, sagt Ehrhard (der Verfasser einer Topographie von Passau) nicht und auch der Sohn des Finders ... konnte es nicht angeben. Vielleicht findet er sich doch in Passau. Ehrhard setzt ihn in die keltische Zeit, was ich schon des Materials wegen bezweifle. Ich halte ihn eher für römischen Ursprungs und möchte ihn in die Zeit der Völkerwanderung setzen.“[1]

Diese Vermutung Vielhabers ist immerhin auch fraglich. Die Kupferzeit schließt sich an die Steinzeit an. „Die Verwendung des Kupfers allein aber war nur

[1] Vielhaber, a. a. O., Spalte 4.

ein Übergangsstadium von geringer Dauer. Denn sehr bald scheint man daraufgekommen zu sein, daß durch Beimengung von etwa 10 Teilen Zinn das Material erhöhte Festigkeit und helleren Glanz gewinnt, und gelangte so zum Bronzeguß. Es dürfte nicht unbedeutsam sein, daß die Kupfergeräte in ihren Formen sich an die Steingeräte anschließen, während das Bronzezeitalter einen neuen Formenschatz mit sich bringt. Es sei hier nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die moderne Anthropologie ebenso wie die Naturwissenschaft keine plötzlichen Übergänge und Sprünge mehr annimmt. Man kann also auch nicht mehr wie früher von scharf abgegrenzten Perioden (dem Stein-, Bronze-, Eisenzeitalter) sprechen, von welchen die eine die andere abgelöst, sondern die Entwicklungsstufe geht allmählich in die andere über, sie bestehen längere Zeit nebeneinander und Anfang und Ende sind in verschiedenen Gegenden verschieden."[1]

Unter diesen Voraussetzungen ist es äußerst schwierig, den Kupferfund von Riedl einer bestimmten Epoche zuzuweisen. Dies könnte erst geschehen, wenn man die betreffenden Artefakte mit den bisher bekannten Kupferfunden vergleichen würde. Er dürfte doch in die keltische Zeit gesetzt werden.

Große Bedeutung hat auch der Fund von drei Tongefäßen in der künstlichen Höhle zu Mairhof, westlich von Altenfelden. Funde in Erdställen gehören zu den Seltenheiten und sind daher um so wertvoller. Lambert Karner, der gründlichste Kenner der Erdställe, erhielt die genannten Gefäße gelegentlich eines Besuches der künstlichen Höhle von Mairhof von Herrn Schulleiter Radler in Altenfelden, welcher diese Gefäße in dem Erdstall gefunden hatte. Karner brachte sie nach Niederösterreich. Die Gefäße finden wir in dem großen Werke Karners „Künstliche Höhlen aus alter Zeit" abgebildet. Am Boden von zwei Gefäßen ist das Sonnenrad eingeprägt.

„Nun wurde aber beim Bau des Bezirksarmenhauses zu Herzogenburg in Niederösterreich am Ende des vorigen Jahrhunderts ein römisches Grab gefunden, unter dessen Beigaben sich ein Becher aus blaugrauem Ton mit eingedrückten Wänden befand. Am Boden dieses Bechers aber sah Karner zu seiner größten Überraschung dasselbe Sonnenrad wie in der Höhle zu Mairhof. Er fand es dann noch öfter auf römischen Gefäßen des 4. Jahrhunderts. Dadurch ist also bewiesen, daß der Erdstall von Mairhof der Völkerwanderungszeit zuzuweisen ist."[2]

Die Frage nach dem Alter und der Herkunft dieser Tongefäße hängt mit der ganzen Erdstallfrage selbst innig zusammen. Diese gehört wie so manche andere zu den Streitfragen der Anthropologie. Karner hat nach den Vermutungen Kießlings und M. Muchs in einem abschließenden Aufsatz[3] die Ansicht vertreten, daß die Erdställe aus germanischer Zeit stammen. Gegenwärtig ist man wieder der Meinung, daß die künstlichen Höhlen aus viel jüngerer Zeit, dem späteren Mittelalter herrühren und einfach Verstecke in Kriegsnot waren. Diese Ansicht sucht man vor allem dadurch zu begründen, daß in den Erdställen äußerst selten Funde gemacht werden. Dabei bedenkt man aber nicht, daß die Erdställe zum größten Teile seit ihrer ursprünglichen Benützung offen standen und von Neugierigen im Laufe der Jahrhunderte oftmals durchsucht worden sind, welche natürlich Gegenstände wie Töpfe, Waffen und Werkzeuge aus vorgeschichtlicher Zeit längst verschleppt hatten, ehe die Wissenschaft daran ging, den Erdställen ihr Augenmerk zu schenken. Ich halte noch immer die Ansicht Karners für die richtige. Berichtet doch Tacitus in seiner Germania ganz klar und unzweideutig „daß die Germanen auch unterirdische Höhlen (subterraneos specus) auszugraben pflegen, die sie oben mit einer starken Dungschichte bedecken, als sichere Wohnung im Winter und zum Bergungsort für Feldfrüchte. Ein solches Gelaß mildert die Kälte des Winters und falls einmal der Feind ins Land bricht, so plündert er doch nur, was offen daliegt, während jene verborgenen und vergrabenen Schätze ihm unbemerkt bleiben oder gerade deshalb entgehen, weil er sie vorher suchen müßte."[4]

[1] Vanesa, a. a. O., S. 33, 34.

[2] Vielhaber, a. a. O., Nr. 22, 1. Fortsetzung, Spalte 1.
[3] Mitteilungen der Zentralkommission. XXV., 139.
[4] Tacitus, Germania, cap. 16.

An eine Art Wohngruben, wie sie der Mensch der Alluvialzeit etwa anlegte, ist dabei wohl nicht zu denken, da sich der auf höherer Kulturstufe stehende Germane damit nicht begnügt hätte und übrigens seine zahlreiche Familie in einem solchen Erdschacht schwerlich untergebracht hätte. Dazu dienten eben die Kammern, die auch in den meisten Fällen mit Sandsteinsitzen versehen sind.

Übrigens hat man ohnehin Funde, zumeist Tongefäße, einen kupfernen Kessel, eiserne Lampen u. dgl. mehr in den Erdställen gefunden, von denen Karner in seinem genannten Werke berichtet. In einem Erdstall zu Regensburg in Bayern fand man römische Grabsteine aus der Zeit des Antoninus Pius (138 — 161 n. Chr.) und zerbrochene Grabsteine der XVIII. Legion.[1]

Man denkt dabei unwillkürlich an die Meilensteine, welche in römischen Brunnen in Pannonien entdeckt wurden und wahrscheinlich von den erobernden Germanen entfernt worden waren.

Die Erdstallfrage und die Mühlviertler Erdställe werden übrigens in einem späteren Beitrag behandelt werden. Uns interessieren zunächst die Tongefäße als prähistorische Funde, welche Lehrer Radler in einer Kammer des Erdstalles zu Mairhof vorfand. Die Gefäße sind auf der Drehscheibe hergestellt und bestehen aus schwarzem, graphithältigem Ton. Das größte Gefäß ist eine Urne, das zweite eine flache Opferschale mit zwei konzentrischen, erhabenen Rippen auf der Oberseite und einem schön gebogenen Henkel. Das dritte Gefäß stellt die Hälfte eines kleineren Topfes dar. Am Boden der zwei letztgenannten Gefäße ist das Sonnenrad eingeprägt und zwar am Boden der Opferschale scharf und deutlich, mit einem 5 cm haltenden Durchmesser und mit acht Speichen, während an dem Gefäßfragment nur schwache Spuren eines vierspeichigen Sonnenrades sich zeigen. Dadurch gewinnen die Funde noch mehr an Wert. Karner fand, wie gesagt, in Niederösterreich auf römischen Gefäßen des 4. nachchristlichen Jahrhunderts dasselbe Zeichen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Ornament des Sonnenrades ein ausgesprochen römisches gewesen sei. Das Vorhandensein dieses symbolischen Ornamentes auf römischen Tongefäßen ist vielmehr dadurch zu erklären, daß

Funde, Abb. 4: Tonscherben aus dem Mauthausener Fund; Landesmuseum Linz: vgl. Fundverzeichnis, Nr. 10.

römische und germanische Keramik in Niederösterreich, überhaupt in Norikum, zusammentrafen und Einzelheiten in der Technik sich vermischten. Außerdem ist noch zu bedenken, daß Germanen unter der römischen Provinzial-Bevölkerung wohnten und als Soldaten im römischen Solde standen (man erinnere sich an den Sweben Ricimer, † 472, den Anführer der germanischen, im römischen Solde stehenden Truppen), so daß also, abgesehen von anderen Möglichkeiten, Gefäße mit germanischen Ornamenten leicht in Gräbern mit sonst römischen Beigaben vorhanden sein können.

Das Sonnenrad ist das alte, germanische Haupt-Heilszeichen des Radkreuzes, das später al Katharinenrad in der deutschen Bauhütte zur Konstruktion de Maßwerke und Fensterrosen dient

[1] Hartmann, Unterirdische Gänge, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns VI., 103 f.

Vielhaber hat daher völlig recht, wenn er den Erdstall mit den Tongefäßen in die Völkerwanderungszeit setzt.

Eine große Überraschung bereiten die Funde von Haslach, Rohrbach und Schlägl. War man doch bisher gewohnt, diesen nördlichen Landstrich als im „Urwald" gelegen zu betrachten und seine kulturelle Erschließung ins späte Mittelalter zu verlegen. Die Funde beweisen nun, daß dieses Gebiet schon in frühgeschichtlicher Zeit vom Menschen, wenn schon nicht besiedelt, so doch betreten worden ist.

Im Jahre 1904 grub Herr Wipplinger, Gastwirt in der Lanitz bei Haslach, eine Hügelwand in unmittelbarer Nähe seines Hauses ab und fand im Schotter eingebettet das Bruchstück eines neolithischen Steinbeiles, dessen Umriß in Abbildung 5 wiedergegeben ist. Das Steinbeil ist aus schwarzem Gestein verfertigt, wahrscheinlich Basalt, und dürfte in prähistorischer Zeit aus Böhmen eingeführt worden sein. Mehrere Jahre hindurch wurde es im Haushalte des Herrn Wipplinger als Schleifstein benützt und ging schließlich in den Besitz des Herrn Ippolt, Fleischhauer im Markte Haslach, über, wo es der Verfasser dieses Beitrages besichtigen konnte und wo es sich wahrscheinlich noch jetzt befindet.

Über einen zweiten Fund aus der Steinzeit berichtete dem Verfasser Herr Lugmair, praktischer Arzt in Neufelden, im Jahre 1912. Dieser erwarb in einem Bauernhause bei Rohrbach eine alte Uhr, an welcher als Gewicht ein Steinbeil hing, welches durch den Käufer Herrn Lugmair an das Museum Francisco-Carolinum in Linz kam. Leider konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, ob die Leute das Steinbeil in der Umgebung von Rohrbach gefunden hatten. Ist der Fund an sich schon ein wertvoller, so ist der Fundort beinahe noch wichtiger.

Der letzte Fund ist schließlich die bronzene Lanzenspitze, gefunden bei Schlägl, prähistorisch, 21 Zentimeter lang, sie ist im Musealbericht vom Jahre 1912, S. 47, verzeichnet. So lieferte selbst der äußerste Norden des Landes einen Zeugen prähistorischen Lebens auf Mühlviertler Boden.

Betrachten wir das Ergebnis dieser archäologischen Nachlese! Die Verteilung der Funde sondert die Fundorte in zwei Gruppen: Eine westliche, an der Mühelsenke, und eine östliche an der Aistsenke. An beiden Linien bestand schon in vorgeschichtlicher Zeit ein Handelsweg von der Donauebene nach dem südlichen Böhmen. Die Funde sprechen eine deutliche Sprache.

Die westliche Linie fällt mit der urkundlich 1142 erwähnten via regia[1] — der Königsstraße, zusammen. Soviel sei vorläufig bemerkt. Die Bedeutung der via regia soll in einem eigenen Beitrag dargetan werden. Berücksichtigen wir noch das Ergebnis der Untersuchungen Richlýs vom Jahre 1900, so ist fürs erste zu bemerken, daß vorliegender Arbeit ein bedeutend zahlreicheres Fundmaterial zu Gebote stand als Richlý vor 19 Jahren. Daher wird Richlýs Darlegung gegenwärtig nicht mehr volle Gültigkeit beanspruchen können. Er kommt zu folgendem Schluß: „War aber der Verkehr, insbesondere mit Bezug auf den Handel zwischen dem südlichen Böhmen und den Donauländern, mit Rücksicht auf prähistorische Verhältnisse gewiß ein lebhafter zu nennen, so blieb doch — soviel bis zur Stunde bekannt — fast das ganze zwischenliegende Terrain bis in historische Zeit (10. Jahrhundert) von Menschen unbewohnt. Zu diesem Schlusse gelangen wir auf Grundlage der bis jetzt gemachten Funde, unter denen sich zugeschlagene, geglättete und gebohrte Steinartefakte, Bronzesachen in Gestalt von Depot- und Einzelfunden, Münzen keltischer und römischer Provenienz, Fundstücke der Völkerwanderung, aber keine Zeugen der seßhaften, dauernden Anwesenheit des Menschen in Gestalt von Wohnstätten, Gräbern u. dgl. m. vorfinden. Wir sind demnach mit Rücksicht auf die dermalige Fundstatistik in dem Terrain zwischen dem linken Donauufer und dem Quellgebiet der Moldau berechtigt, anzunehmen, daß dasselbe in prähistorischer Zeit beinahe gänzlich unbewohnt war. Nach der Situation des neolithischen Rayons in Böhmen und den bezüglichen Funden im Grenzwalde darf geschlossen werden, daß eine in gewisser Richtung forterhaltene Verbindung (Steig) zwischen der Donau und den bezogenen Wohnstätten schon damals bestanden hat,

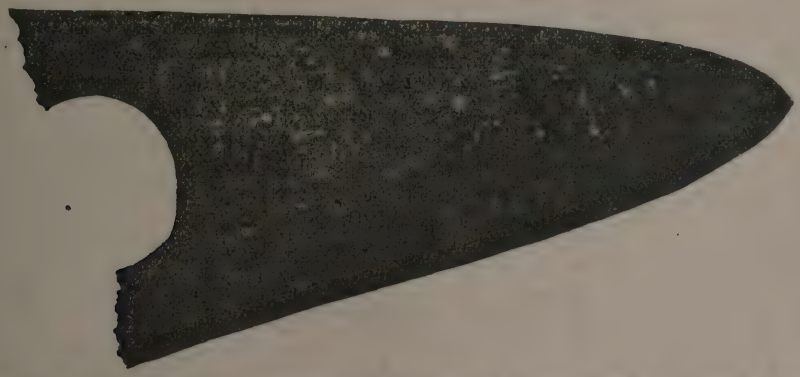
[1] Lamprecht, Historische Matrikel, S. 154.

wenigstens sprechen die zahlreichen Funde dafür."[1]

Dem gegenüber ist nun auf Grund der neuesten Fundstatistik von 1919 zu bemerken, daß die prähistorischen Verhältnisse des Mühellandes doch anders beurteilt werden müssen. Die Funde belaufen sich gegenwärtig auf 24, darunter 11 Steinfunde, 1 Kupferfund, 10 Bronzefunde und 3 Eisenfunde. Es hieße doch Willkür, anzunehmen, daß diese zahlreichen Stücke von den durchziehenden Händlern verloren, liegen gelassen oder hinterlegt worden seien. Unleugbare Spuren menschlicher Siedlungen besitzen wir freilich nur in den neolithischen Wohngruben von Mauthausen und dem Baugrund-Oferfund von Perg.

Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß das Mühlviertel auch zahlreiche Erdställe besitzt, unter denen der von Mairhof mit den Sonnenradgefäßen der bemerkenswerteste ist. Auch haben wir eine ganze Reihe von künstlichen Hügeln, über deren Alter sich, so lange sie nicht erschlossen sind, kein bestimmtes Urteil abgeben läßt. Es wäre wohl im Interesse der Prähistorik, wenn ein Fonds gegründet würde, der es ermöglichte, fachmännische Grabungen ins Werk zu setzen. Eine große Anzahl von künstlichen Hügeln ist ja durch die dankenswerten Bemühungen des bekannten prähistorischen Forschers Ludwig Benesch in Linz kartographisch aufgenommen worden. Die Grabungen in Niederösterreich im Viertel unter dem Manhartsberg haben glänzende Ergebnisse gebracht. Die kegelförmigen künstlichen Hügel, die vom Volksmunde Hausberge, Burgstallberge und versunkene Schlösser genannt werden, entpuppten sich entweder als riesige Fürstengräber oder umwallte Opferstätten, „welche bei Feindesgefahr Hauptstützpunkte der Verteidigung waren". In ihnen wurden fast ausschließlich Funde der Eisenzeit gemacht, welche die germanische Herkunft dieser Erdwerke bestätigen.[2]

Auch die künstlichen Hügel des Mühlviertels werden sich in echte Tumuli, Opferstätten und — mittelalterliche Wachtberge teilen. Ohne vorhergegangene Grabung jeden Hügel einfach als „Talsperre" oder „Hochwarte" aus dem Mittelalter zu erklären, wirkt doch zu schablonenhaft und willkürlich.



Funde Abb. 5: Schattenriß des Steinbeiles aus der Lanitz bei Haslach; natürl. Gr., 10.3 cm Länge; vgl. Fundverzeichnis, Nr. 5.

Es erübrigt noch das Ergebnis vorliegender Abhandlung mit den letzten Ergebnissen Strnadts in seinem schon erwähnten Schlußwerke „Die freien Leute der alten Riedmark" zu vergleichen. Die sogenannten „freien Aigen", in welchen Strnadt die altbayerischen Siedlungen zu erkennen glaubt, sehen wir auf der „Karte der freien Aigen in der alten Riedmark"[3] in drei deutlich erkennbare Gruppen gegliedert: Eine westliche an der Mühelsenke, eine mittlere zwischen Gusen und Aist, und eine östliche am linken Ufer des Unterlaufes der Naarn. Dieser Gruppierung entspricht im allgemeinen die Verteilung der prähistorischen Funde auf unserer Kartenskizze.

Die freien Aigen fehlen im Quell-

[1] Richly, a. a. O., S. 53 u. 54.

[2] Banesa, a. a. O., S. 79.

[3] Strnadt, a. a. O., S. 396 (603).

gebiet der Rodel, der Waldaist und Naarn ebenso wie die vorgeschichtlichen Funde.

Aus dieser überraschenden Übereinstimmung ergibt sich der Schluß, daß das Gebiet der Mühelsenke und der Aistsenke altes Kulturland ist, daß sich hier die einwandernden Bajuwaren zuerst niederließen. Die Untersuchung der Fluß- und Ortsnamen des Mühlviertels wird diese Annahme in deutlicher Weise rechtfertigen und bestätigen.

Funde, Abb. 6: Kartenübersicht zum Verzeichnis der Fundorte und Funde.

Verzeichnis der Fundorte und Funde.

1. Bodendorf: Steinbeil, 1891, Mus. Ber. 1891, LVI.
2. Engerwitzdorf: Bronzekelt, Richly, a. a. O., S. 54.
3. Freistadt: Bronze-Depotfund, Hackel, a. a. O., S. 33.
4. Gallneukirchen: Bronzener Lappenkelt, 1911, Mus. Ber. 1911, S. 64.
5. Haslach: Steinbeil, 1904.
6. Kefermarkt: Steinerne Gußform, 1897, Mus. Ber. 1897, LIX.
23. Landshag: Bronze-Depotfund, 1905, Museum, angekauft 1917, Mus.-Ber. 1918, S. 16.
7. Mairhof: Drei Tongefäße mit Sonnenrad. P. L. Karner, a. a. O.
8. March bei Freistadt: Bronzekelt, 1891, Mus. Ber. 1891, LVI.
9. St. Martin: Bronzekelt, 1896, Mus. Ber. 1897, LIX.
10. Mauthausen: Neolithische Siedlung, 1901, Mus. Ber. 1901, L. — Serpentin-Schlagstein, 1902, Mus. Ber. 1902, LII.
11. Nieder-Ranna: Bronzekelt, 1905, Mus. Ber. 1905, LIV.
12. Ottensheim; Zwei Steinbeile, 1885, Mus. Ber. 1885, LXXI.
13. Perg: Baugrund-Opferfund, 1859, Mus. Ber. 1860, V. — Steinhammer, 1889, Mus. Ber. 1889, LII. — Steinbeil, 1890, Mus. Ber. 1890, LVI. — Zwei Speereisen, eine eiserne Messerklinge, 1901, Mus. Ber. 1901, L.
24. Pösting: Zwei Bronze-Ringe und Scherben, Mahr-Katalog 3159—3163.
14. Prägarten: Steinhammer, 1890, Mus. Ber. 1890, LVII.
15. Riedl a. d. Donau: Römische Münze, 1855, Vielhaber, a. a. O., Nr. 21, Sp. 4. — Kupferfund, 1880, Vielhaber, a. a. O., Nr. 21, Sp. 4.
16. Rohrbach: Steinbeil, 1912?
17. Schlägl: Bronzene Lanzenspitze, 1912, Mus. Ber. 1912, S. 47.
18. Tragwein: Steinbeil, 1908, Mus. Ber. 1908, S. 77.
19. Urfahr: Bronzekelt, 1897, Mus. Ber. 1897, LIX.
20. St. Veit: Römische Münze, 1844, Mus. Ber. 1845, S. 58.
21. Windhaag: Steinhammer, 1913, Mus. Ber. 1913, S. 42.
22. Zirking: Eisenspeer, merowingisch, 1903, Mus. Ber. 1903, XLIX.

Die Funde von Landshag und Pösting wurden dem Verfasser erst nach Fertigstellung der Kartenskizze bekannt. Da auf dieser die Zahlen entsprechend dem Verzeichnisse eingetragen waren, konnte eine Änderung nicht mehr vorgenommen werden. Landshag und Pösting mußten nach der alphabetischen Reihenfolge eingetragen werden und erhielten die Nummer 23 und 24.

Nachtrag.

In letzter Stunde nahm der Verfasser noch einen Einblick in den Fundkatalog des Museums in Linz, welcher im Jahre 1914 von Dr. Mahr (Wien) angelegt worden ist. Die Durchsicht des Kataloges ergab keine nennenswerten Unterschiede mit vorliegender Abhandlung. Zu erwähnen wären die im Katalog unter Nummer 1873—1888 eingetragenen Tonscherben, welche bei Abwinden gefunden wurden. Auch auf dem Luftenberge bei Pulgarn wurden in vorgeschichtlichen Erdwällen Gefäßbruchstücke gefunden, doch sind dieselben nirgends verzeichnet.

Nach einer schriftlichen Mitteilung Pfarrers i. R. Johann Sigl (Kleinzell) an Dr. Depiny (Linz) befindet sich in seinem Besitz ein römischer Denar mit dem Bilde des Gnäjus Pompejus; diese römische Münze soll in St. Martin i. M. gefunden worden sein.

Die Siedlungen im Landschaftsbilde.

Ein Beitrag zur Heimatkunde des Braunauer Bezirkes von Dr. Eduard Kriechbaum (Braunau a. J.).[1]

Wenn auch das Landschaftsbild in unserem Bezirke auf weite Strecken hin einen fast noch unberührten Charakter zeigt, so ist doch allenthalben der bedeutend umformende Einfluß menschlicher Tätigkeit nachzuweisen. Im Laufe der Jahrtausende schuf der Mensch aus der Natur eine Kulturlandschaft und kein Stück Landes mehr zeigt den ursprünglichen Zustand; hie und da mag vielleicht in der Salzachenge zwischen Radegund und Ach ein Fleckchen Waldes sein, wohin die rationelle Forstwirtschaft noch nicht gedrungen ist.

Am wenigsten hat der Mensch in unserem Heimatgebiete die Formen der Erdoberfläche umgestaltet; viel mächtiger sind schon die Wasserflächen beeinflußt. Inn und Salzach bändigte man durch Dämme und Uferbauten, in Seen- und Moorgebieten wurden Kanäle angelegt (Franzenskanal im Ibmermoor) und so der Wasserspiegel gesenkt, manche Wasserfläche zum Schwinden gebracht. Die Mönche des alten Augustinerstiftes Ranshofen machten sich sogar an das Problem der Flußverlegung, indem sie die Enknach vom Lachforst aus durch die Klosteranlagen leiteten. Alle diese Veränderungen sind aber unbedeutend gegenüber der Umgestaltung des Vegetationsbildes. In der ersten Hälfte des Mittelalters begann eine große Rodetätigkeit, die sich fast bis zum Ende dieses Zeitalters erstreckte; Hart, Lachforst und Weilhardt waren ursprünglich wohl zusammenhängende Riesenwälder; noch heute können wir um die Roit- und Schwandorte kleine Waldstücke als die letzten Verbindungsreste inmitten weiter Acker- und Wiesenflächen sehen. Ähnliches bemerken wir in den nördlichen und mittleren Teilen des Kobernauserwaldes; auch da drang der Kolonisator des Mittelalters langsam längs der Talfurchen vor und verwandelte Wälder in dürftige Getreideäcker. Heute treffen wir solche im innersten Walde. Aber auch der Wald selbst blieb nicht unberührt. Forste traten an Stelle des einstigen Urwaldes; die Laubbäume wurden im Kobernauserwald immer mehr zurückgedrängt; wo noch vor Jahrzehnten die Rotbuche herrschte, wandern wir heute durch weite Fichtenwälder.

In den Siedlungen schauen wir Formen in der Landschaft, die menschlicher Tätigkeit allein ihr Dasein verdanken. Sie sind dem Landschaftsbilde fest eingefügt, bestimmen des öfteren sogar am stärksten dessen Eigenart, sind aber nicht nur vom landschaftskundlichen, sondern auch vom geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und volkskundlichen Standpunkte aus zu betrachten. Ich will im folgenden immer von dem Bilde ausgehen, unter dem sich die betreffende Siedlungsform in der Landschaft zeigt. Zur Erklärung der einzelnen Siedlungstypen möchte ich dann volkswirtschaftliche und geschichtliche Einflüsse heranziehen, welche auf die Formengestaltung wirkten und diese wenigstens teilweise erklären. Einzelsiedlungen, Weiler, Dörfer, Märkte und eine Kleinstadt sind die wichtigsten Siedlungsformen, die auf einer Wanderung durch den Bezirk unseren Blicken begegnen.

[1] Mit 6 Lichtbilder von Dr. Wilhelm Kriechbaum.

Einzelsiedlung (Weiler).

Die unterste Stufe der Wohnformen ist die Einzelsiedlung. Wir finden sie in unserem Bezirke in verschiedenen Gegenden. Ein ausgesprochenes Einzelsiedlungsgebiet liegt in den Gemeinden Neukirchen, Schwand, Handenberg und Gilgenberg vor uns. Die ganze Landschaft bekommt durch die regellos inmitten ihrer Felder liegenden Bauernhöfe ihre Eigenart. Diese Einzelsiedlungen sind hier sicher nicht allein geographisch, sondern auch geschichtlich bedingt, denn die in bezug auf Oberflächenformen und Bodengestaltung ganz gleich geartete Hochterrasse rechts des Mattigtales zeigt Haufensiedlungen. Das Einzelsiedlungsgebiet um Neukirchen-Gilgenberg war im Mittelalter zum großen Teile herzoglich bayerischer Besitz und ursprünglich viel waldreicher. An anderen Stellen, vor allem in Rodungsgebieten, finden wir Einzelsiedlungen, die hie und da in Weiler übergehen, so im oberen Weilhardt um Radegund und im mittleren Teile des Kobernauserwaldes. Da sind es vielleicht geographisch-geologische Verhältnisse, wie mindere Güte des Bodens und hohe Lage, die nur Einzelsiedler anlockten. Diese Einzelsiedlungen und Weiler liegen inmitten ihrer Äcker, umgeben von zahlreichen Obstbäumen. Recht oft steht unter einer alten Linde oder Pappel eine Kapelle. (Holzkapellen nennt man Schacher). Solche finden wir überhaupt im Lande neben Marterln und Bildstöckeln recht häufig, manches Landschafts- oder Waldbild beeinflussend.

Der Vollständigkeit halber sind unter den Einzelsiedlungen auch Försterhäuser und Jagdhütten anzuführen, die einzigen Wohnstätten im südlichen Kobernauserwalde, ferner Mühlen und Bretterſägen, besonders im Bereiche des Mattigtales und der Innvorterrassen. Sie geben dem Landschaftsbild einen ganz eigenartig anheimelnden Reiz.

Siedlungen, Abb. 1: Einzelhöfe bei Neukirchen a. d. E. — Aus dem Einzelsiedlungsgebiet auf der fruchtbaren Hochterrasse.

Bauerndorf.

Im Bereiche der Nieder- und Vorterrassen des Inntales, in den Seitentälern (Mattig, Ach), ebenso im hügeligen Moränengebiete herrscht das Bauerndorf vor, und zwar sind die Höfe, meist in ganz regelloser Haufenform nebeneinander liegend, in der Landschaft zerstreut. Je nach ihrer Größe und der Güte des Bodens liegen diese Haufensiedlungen dichter oder dünner gesät. Im Bereiche der Niederterrasse, so besonders zwischen St. Peter und dem Achtale, stehen diese Dörfer knapp vorm Terrassenabfall,

weit hinaus ins Inntal lugend. Auf der Vorterrasse war der Boden zu feucht, weiter in das Gebiet der Niederterrasse hinein die Wasserbeschaffung ursprünglich zu schwierig; daher siedelten sich zahlreiche der ersten bajuvarischen Kolonisten (ingen-Dörfer — die Dörfer mit der Namensendigung ing, z. B. Öppling, Alberting, Gundholling stammen wohl aus dieser Zeit[1] knapp überm Abfall der Niederterrasse an, wo sie das Wasser leicht von den Quellen am Fuße hinauftragen und später durch Widder hinaufpumpen konnten.

wohnt und gehören im allgemeinen zu den kleinen, gleichmäßig über das Land verteilten Siedlungen. Sie haben eigentlich auch keine Entwicklungsfähigkeit in sich, sie sind beständig. Der Boden ist unter die Bauern aufgeteilt, neue Ansiedlungsmöglichkeiten wären nur durch Rodungen (die sich aber nirgends mehr lohnen) oder durch Hausteilung gegeben. Manche Sölde verdankt sicher einer Teilung, manches Häusl, ich erinnere nur an die häufigen Auszugshäusl, der Absplitterung sein Entstehen.

Vorherrschend ist in den Bauerndörfern

Siedlungen, Abb. 2: Roith, Gem. Ranshofen. — Zerstreute Dorfanlage mit Windbrunnen in einer spätmittelalterlichen Rodung (mit frischer Rodung im Vordergrunde).

Die haufenförmigen Bauerndörfer zeichnen sich mit Ausnahme der eben erwähnten durch keine besondere Lage aus. Sie gehören mit den Einzelhöfen zu den seit ihrem Bestande am wenigsten umgestalteten Siedlungen unseres Gebietes; meist finden wir 4 bis 20 Bauernhöfe dazwischen eingesprengt, Sölden und Häusl; Bauernhöfe sind aber die vorherrschende Wohnform. Auch das weist auf ihr Alter hin; sie verdanken ihre Gestaltung oft der Zeit vor Einführung des Christentums und vorm ausgebreiteten Auftreten der Gutsherrschaft.

Die Bauernsiedlungen sind auch heute noch fast ausschließlich von Bauern bedie bäuerliche Bevölkerung. Wie ein Einzelhof öfter als Nebengewerbe eine Gastwirtschaft, oder neben dem Hofe eine kleine Hausschmiede hat, so finden wir hie und da Schmieden oder Gasthäuser, mitunter andere Gewerbe (manchmal Brauhäuser), recht selten schon das aussterbende Gewerbe der Weber (Roit, Plankenbach).

Mancherorts vermissen wir am Bauerndorfe die zerstreute Haufenlage; meist sind es da geographische Umstände (Lage in einem Tale oder an einer Verkehrsstraße), welche die Ortsform bestimmen und er-

[1] Vgl. die Karte zur Verteilung der ing-Orte in Niederbayern. Niederbayerische Monatsschrift. 2. Jg., 1913, zu S. 69.

klären. Hie und da mag ein Haufendorf aus einem alten Einzelhof hervorgegangen sein; die Regel ist es aber sicher nicht. Wir können wohl kaum umhin, Einzelsiedlung und Haufendorf als gleichwertige Siedlungstypen, die oft noch in die Zeit der bajuvarischen Kolonisation zurückreichen, anzunehmen.

Siedlungen, Abb. 3: Frauenstein, vom Inn aus. — Zum Teil noch erhaltener Edelsitz.

Pfarrdorf.

Einen gewaltigen Einfluß übte auf das Ortsbild sicher die Christianisierung aus. Aus Bauerndörfern entstanden Pfarrdörfer. Das 8. und 9. Jahrhundert mag da besonders umgestaltend gewirkt haben. Verschiedene Umstände mögen wohl die Kirchengründungen beeinflußt haben; einerseits geographische Bedingungen, wie günstige Verkehrslage, sicher aber auch andere Ursachen, wie Schenkungen von Bauern oder Grundherren an die Kirche.

Kirchen mußten eine günstige Mittellage haben; sie mußten von den umliegenden Bauerndörfern möglichst bequem zugänglich sein. War eine Pfarrgemeinde zu ausgedehnt oder die Bevölkerung spärlich, dann wurden Filialkirchen errichtet; auch da spielten Schenkungen und letztwillige Anordnungen eine große Rolle.

Noch vielmehr als die bisher erwähnten Siedlungen wirkt ein Pfarrdorf bestimmend auf die Landschaft ein.

Schon die Kirche im Landschaftsbilde ist ein Ding für sich. Wer denkt da nicht an Heimatwanderungen, an die Bergkirchen, die weit hinaus in die Lande lugen, bald mit spitzer Nadel, bald mit barocker Kuppel? Schon die Namen der Pfarrdörfer deuten auf ihre Lage hin, Gilgenberg, Handenberg, Eggelsberg, Geretsberg, Kirchberg, Hochburg (in Urkunden Hochberg.) Aber auch die Kirchen von Ostermieting, Moosdorf, Schmolln und St. Johann, Ranshofen und St. Peter thronen auf stolzer Höhe und sind in weiter Ferne am Horizonte sichtbar. Andere Pfarrdörfer wiederum haben eine ganz versteckte Lage, vielleicht dem Urchristentume viel angepaßter als die oben aufgezählten Gotteshäuser, die auffallend oft römische und vorgeschichtliche Funde aufweisen, also vielleicht auf uralte Kultstätten zurückgehen.

Wie eine Henne in ihrem Neste verborgen liegen die Kirchen von Roßbach und Treubach, Palting und Perwang, Auerbach und Siegertshaft. Abgesehen von der Kirche selbst haben aber auch die Kirchdörfer ihre Eigenart im Landschaftsbilde. Daß sie oft am Schnittpunkte von Verkehrsstraßen liegen, wurde bereits erwähnt. Meist sind sie auch um ein Bedeutendes größer als Bauerndörfer und zeigen infolge ihrer Straßenlage häufig einen regelmäßigeren Ortsplan. Was die Bewohner anlangt, so sind freilich auch im Pfarrdorf oft noch Bauern in überwiegender Zahl; zum Beispiel ist in Minning der Pfarrhof selbst noch in einem

Bauernhofe untergebracht. Die verschiedenen gottesdienstlichen Verrichtungen brachten es mit sich, daß bei den alltäglichen und besonders allwöchentlichen Gottesdiensten, bei Taufen und Eheschließungen, bei größeren Festen sich zahlreiche Personen in der Pfarrkirche einfanden. Als sich im Laufe der Entwicklung die Gewerbe immer mehr vom Bauernstande abspalteten, die Eigenwirtschaft Stück für Stück hinschwand, wurde das Pfarrdorf eine Art Mittelpunkt auch für wirtschaftliche Verrichtungen. Gastwirt und Krämer mögen neben dem Pfarrherrn wohl die ersten Nicht- oder Halbbauern gewesen sein, dazu kamen dann noch Schmiede, Tischler, Schneider, Schuster, Bäcker, Fleischer und verschiedene andere Gewerbe. Im Laufe der Neuzeit trat auch das Schulgebäude im Ortsplane auf, es stellte sich neben Pfarrhof und Gemeindehaus, sticht oft aber recht grell von der heimischen Bauweise ab.

Hie und da spaltet sich ein Bauernhof in Sölden oder Häusl auf; der Gewerbetreibende hatte auch noch eine kleine Ackerfläche, eine Wiese als Zubuße zu den Einkünften des Gewerbes. So bekam also das Pfarrdorf durch seinen regelmäßigen Bauplan und durch das Zurücktreten bäuerlicher Siedlungen vor den Häusern und Häusln der Gewerbetreibenden sein eigenes Aussehen. Eine Ortsvergrößerung, die bei Pfarrdörfern viel häufiger als beim Bauerndorf ist, vollzieht sich meist durch Abnahme der Bauernhofzahl, oder durch Teilung eines Hofes. Nur zwei Pfarrdörfer haben es in unserem Bezirke zu keiner größeren Entwicklung gebracht; Moosdorf, gehemmt durch die zehn Minuten entfernte Herrschaft Waasen, und St. Radegund. Nebenkirchen übten eine geringere Anziehungskraft auf Gewerbetreibende aus, oft entstanden sie aber in Herrschaftsdörfern. Eine eigene Bildwirkung geben Wallfahrtsorte. Mit ihren Verkaufsläden und Bretterbuden haben sie das Aussehen eines andauernden Jahrmarktes. Maria Schmolln, Ach, Hart bei Pischelsdorf, Heiligenkreuz, St. Pantaleon und in einigem Abstande St. Georgen a. F., St. Florian bei Uttendorf und Gsteig sind die bekannteren Wallfahrtskirchen.

Herrschaftsdorf (Edelsitz, Hofmark).

Die Herrschaftsdörfer haben meist eine etwas jüngere Geschichte; sie haben sich im Anschluß an die Gutsherrschaft zum Großteile in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Mancher Edelsitz war klein und unbedeutend, er sank schon um die beginnende Neuzeit wieder zu einem Bauernhof herab und hinterließ nur unbedeutende Spuren im Ortsbilde. Größere Grundherrschaften, die sich weit in die Neuzeit herein erhielten, zeigen aber ganz scharf umrissene Bilder.

Wie beim Pfarrdorfe die Verkehrslage eine mitbestimmende Bedeutung hat, so spielt beim Herrschaftsdorf die geschützte Lage eine große Rolle. Hagenau und Frauenstein verdanken ihr Entstehen sicher der durch Wasser und Steilufer geschützten Lage an einem hornartig vorspringenden Teile der Terrasse.

Recht oft sind freilich Pfarrdorf und Herrschaftsdorf vereinigt, so in Ranshofen, wo das Stift die Herrschaft ausübte und neben der Stiftskirche auf alten Stichen die Pfarrkirche aufscheint. Neukirchen hatte Schloß und Pfarrkirche, Roßbach, Henhart, Aspach, Friedburg, Ach, Pfaffstädt und Franking waren Herrschaftssitze und Pfarrdörfer. Durch Vereinigung beider Entwicklungsmöglichkeiten entstanden auch die größeren Siedlungen.

Bei vielen Edelsitzen begegnen wir in unserer Gegend dem Beinamen Hofmark. Hofmark ist kein siedlungskundlicher, sondern ein rechtshistorischer Begriff. Mark, March, heißt Grenze; Hofmark gibt die Grenze an, wieweit die niedere Gerichtsbarkeit der Herrschaft reichte. In Herrschaftssiedlungen tritt die Form des Bauernhofes noch mehr zurück als im Pfarrdorf. Die meisten Bauern wurden von der Grundherrschaft aufgesaugt.

Ursprünglich war ja oft auch die Herrschaftssiedlung ein Bauerndorf. Auf friedlichem Wege oder durch Gewalt brachte aber die Herrschaft, war sie nun geistlich oder weltlich, Grund und Boden in ihre Hände, war aber dann bestrebt, Knechte und Dienstboten im nächsten Bereiche anzusiedeln. Dazu gab sie auch noch mancherart gewerbliche Privilegien und so konnte ein Herrschaftsdorf, auch was Gewerbe

anbetrifft, oft ein Pfarrdorf, das keine Privilegien hatte, überflügeln. Ursprünglich arbeiteten die Gewerbetreibenden nur am Gutshofe für die Herrschaft; mit der Zeit bekamen sie aber gleich verheirateten Knechten eigene Häusel, die meist planmäßig angelegt die Straße begleiten und an das Bild eines Marktes erinnern, man denke an die reinen Herrschaftssiedlungen Frauenstein, Hagenau, Mamling und Sunzing

Siedlungen. Abb. 4: Hagenau, Dorfstraße. — Herrschaftsdorf mit nahe aneinandergerückten Häuseln.

oder an die mit einem Pfarrdorf vereinten Herrschaftsdörfer Friedburg und Ranshofen.

Die Herrschaftssiedlungen geben dem Ortsbilde mancherlei Eigentümlichkeiten. Mittelpunkt bildet in wirtschaftlicher Hinsicht der Edelsitz oder ein Meierhof. Wir dürfen uns nicht jeden Edelsitz als Schloß vorstellen; mancher mag sich wohl nur durch seine Größe und durch den adeligen Besitzer von einem Bauernhofe unterschieden haben.

Einige Edelsitze sind bis heute ganz gut erhalten; sie spielen noch eine Rolle im Landschaftsbilde — meist umgibt sie die Stimmung von „Es war einmal". Zu den hübschesten Edelsitzen unseres Bezirkes gehören Frauenstein, Wildshut, Hagenau, Wanghausen nnd das kleine, reizende Erb, in weiterem Abstande folgen Mamling, Pfaffstädt, Bogenhofen, Spitzenberg bei Mauerkirchen, Teichstädt, Sunzing und Forstern.

Einige Edelsitze wurden erst in den letzten Jahrzehnten abgetragen (Waasen, Wildenau, Ibm); an andere erinnert nur mehr der Name Hofbauer (Rödham), von manchem wiederum ist schon seit langem nichts mehr sichtbar. Das altehrwürdige Augustinerkloster Ranshofen, neben dem ehemaligen Kollegiatstifte Mattighofen das einzige Stift in unserem Bezirke, ist heute ebenfalls in einen Schloßbau umgewandelt. Charakteristisch sind für die alten Herrschaftssitze meist einige größere, gemauerte Gebäude, neben Meierhöfen, Tafernen und Hofrichterhäusern. Die Tafernengasthäuser haben eine große Halle und mächtige Räume.

Der Name Hofmark ist klangähnlich mit Markt; für viele ist deshalb die Hofmark auch ein siedlungskundlicher Begriff, ein Mittelding zwischen Dorf und Markt. Die längs der Straße oft eng aneinandergereihten Häusel, die nur spärlichen Sölden und Bauernhöfe vermitteln den Übergang vom Haufendorf zum Markt.

Industriesiedlung.

Recht spärlich haben sich in unserem Bezirke Industriedörfer und -siedlungen entwickelt. Eigentlich verdient nur Schneegattern den Namen Industriedorf. Ursprünglich war es ein altes Einkehrgasthaus an der Waldstraße Ried—Salzburg. Heute treffen wir dort eine ausgesprochene Industrieanlage, mehrere große Fabriksanlagen mit hohen Schornsteinen (Glasfabrik), eine Reihe unschöner Arbeiterwohnhäuser und einige Beamtenvillen. Anklänge an Industriesiedlungen zeigen noch das Pfarrdorf Munderfing und der Markt Mattighofen. Während aber die Holzindustrie in Munderfing, die großen Sägen und die schmucken kleinen Häuser inmitten der Bauernhöfe gar nicht stören, macht der gegen Moos gelegene Teil des Marktes Mattighofen einen recht häßlichen Eindruck. Große Fabriksgebäude in unschönem Stile wechseln mit Zinskasernen

von Arbeiterhäusern — Kasten neben Kasten — alles zusammen vielleicht das unschönste Bild unseres ganzen Bezirkes.

Verkehrssiedlungen.

Verkehrssiedlungen, die etwa wie das benachbarte Simbach einem Eisenbahnknotenpunkte ihr Entstehen verdanken und in ihrem bunt durcheinander gewürfelten Ortsplan ihr regelloses Werden anzeigen, fehlen unserem Bezirke. Dagegen haben sich an alten Poststraßen um Einkehrgasthäuser kleine Siedlungen entwickelt, wie Gundertshausen oder Fillmannsbach, in deren Mitte der große Gasthof steht.

Märkte.

In hervorragender Verkehrslage bildeten sich aus Pfarr- und Herrschaftsdörfern Märkte und Städte. Die Märkte unseres Bezirkes folgen durchaus einer alten Verkehrslinie, der schon in der Römerzeit bedeutenden Mattigtalstraße. Sie führte von Straßwalchen durch das breite Mattigtal zur Innstraße. Die Märkte Mattighofen, Uttendorf, Mauerkirchen und Altheim liegen fast in einer Linie nur kurze Strecken voneinander entfernt. Ebenso haben Friedburg und Munderfing in ihrem Ortsbilde ein marktähnliches Gepräge. Diese Märkte waren ursprünglich wohl auch Bauerndörfer; meistens waren sie nicht groß; sie wurden sogar anfangs nicht die kirchlichen Mittelpunkte der Pfarrgemeinde. Pfarrdorf für Mattighofen war Pischelsdorf und später Schalchen, für Uttendorf Pischelsdorf, für Mauerkirchen Burgkirchen, für Altheim ist es heute noch St. Laurenz. Die günstige Ortslage der heutigen Märkte einerseits, die Ausbildung von Edelsitzen (Friedburg, Uttendorf, Mattighofen, Mauerkirchen) anderseits, dann die Abzweigung von Straßen (Mattighofen, Mauerkirchen, Altheim) begünstigten das Aufstreben dieser Siedlungen. Die Herrschaften gaben den um ihre Burg sich ansiedelnden Gewerbetreibenden, die sich oft wohl auch vom Gutshofe abspalteten, verschiedene Privilegien; besonders aber das Marktrecht wirkte umgestaltend auf die Siedlungen. Noch heute sehen wir im Ortsbilde das Marktrecht verkörpert. Wie in der Hofmark stehen die Häuser beiderseits der Straße, nur treffen wir statt der kleinen Häusel größere Stein- und Ziegelbauten von städtischem Gepräge. Die größeren Häuser bauen nach oben ein bis drei Stockwerke und rücken ganz aneinander. So entsteht durch das Wegfallen von Vorgärten ein weiter Platz, der fast ringsum von Häusern umschlossen ist, der Marktplatz. Auf ihm spielen sich Handel und Wandel ab. Nur hie und da ist der Marktplatz von der Seite her durch größere Straßen zu erreichen, sonst vermitteln bloß enge Gäßchen, durch Schwibbögen gestützt, den Verkehr. Tore und Befestigungsbauten sind in den Märkten unseres Bezirkes leider nicht mehr erhalten — auch Graben- und Wehranlagen sind verschwunden.

Stark haben die Märkte im abgelaufenen Jahrhundert durch Brände gelitten. (Uttendorf 1835, Mauerkirchen 1818). Viele alte Bauten gingen dabei zugrunde. Am Marktplatz steht das Rathaus als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, oft ein altes, anheimelndes Gebäude (z. B. Altheim).

In den Märkten sind die Bauern fast ganz verschwunden, die Gewerbe noch vielmehr ausgebildet und verzweigt, wie es eben für den mittelalterlichen und neuzeitlichen Markt nötig war. Von der einst blühenden Leinen- und Weberindustrie haben sich freilich nur mehr spärliche Reste erhalten (Uttendorf). An die früher noch viel größere Bedeutung des Marktes erinnern auch die zahlreichen Gasthäuser und Gasthöfe, die uns durch Schild und Bezeichnung sofort auffallen, wenn wir den Marktplatz entlang wandern. Hie und da haben sich aber Hofbauten in Markt und Stadt erhalten; mit ihren Ackerbürgern zeigen sie in eine Zeit zurück, da die Landwirtschaft das Gewerbe beherrschte.

Im allgemeinen sind die Märkte heute wie ausgestorben; wären sie nicht Sitze der Behörden geworden, so trügen sie den Todeskeim in sich. Einerseits nämlich arbeitet ihnen das in den Pfarrdörfern immer mehr aufkommende Gewerbe entgegen, anderseits erleichterten die neuen Verkehrsbedingungen die Verbindung mit Klein- und Großstadt. So sind die Märkte eigentlich zwischen zwei Mühlsteine geraten und nur aufkommende Großindustrien, wie die Lederindustrie in Mattighofen, brachten neues Leben in den alten Markt.

Stadt Braunau.

An der verkehrstechnisch günstigst gelegenen Stelle des Bezirkes entstand als Hauptort die Stadt Braunau. Das enge Salzachtal ließ auf bayerischer Seite die beiden Festungsstädte Tittmoning und Burghausen aufkommen, auf österreichischer Seite kam nur Ach, dem Edelsitz Wanghausen benachbart, zu größerer Bedeutung. Braunau hat verkehrsgeographisch eine sehr günstige Lage, es entstand dort, wo nach Vereinigung von Salzach und Inn zum erstenmal eine höhere Vorterrassenstufe mit steilem Ufer an den Inn herantritt. Das Überschwemmungen ausgesetzte Auland hätte kaum irgendwo einer kleinen Siedlung Platz gegeben und auch das Gelände zwischen Plankenbach und Ranshofen ist auf der Terrassenfläche noch zu sumpfig. Die Stufe Braunau-Osternberg vereinigt mit der günstigen Verkehrs- auch eine vorteilhafte Schutzlage. Der Ministerialensitz Braunau entwickelte sich auf einem ähnlich Hagenau und Frauenstein vorspringendem Terrassenstücke.

Siedlungen, Abb. 5: Pfarrdorf Mining, Dorfplatz (Schule, Krämer).

Dazu kamen aber noch zwei wichtige Verkehrsmomente. In Braunau mündet die Mattigtalfurche ins Inntal ein, außerdem weist auch die Gestaltung des linken Innufers auf die Ortsanlage von Braunau als günstigsten Mittelpunkt hin. Hier beginnt der das niederbayerische Hügelland begrenzende Innstrom aus der ostwestlichen in die Nordost-Richtung überzugehen, dadurch wird stromaufwärts, anfangs den Strom entlang, dann durch das Isental verlaufend, eine Hauptlinie nach München geschaffen. Überdies ziehen auch bequeme Talfurchen mit allmählichem Anstiege von Simbach aus in der Richtung gegen Landshut. So kommen in dem Raume Braunau-Simbach jederseits drei Hauptverkehrslinien zusammen, ein Umstand, der sich innabwärts erst wieder bei Schärding wiederholt, wo Rottal und Pramtal in die beiderseitigen Innstraßen einmünden und nach Überbrückung verlangen. Als Brückenstadt entwickelte sich Braunau gleich Tittmoning, Burghausen und Schärding zur mittelalterlichen Festung. Die günstige Schutzlage Braunaus wurde dem Festungsplane dienstbar gemacht, gegen Inn und Enknach zu türmte man unbezwingliche Mauern auf, landeinwärts schützte eine zweifache Grabenanlage. Das ältere, innere Oval führte längs der heutigen Palmstraße zum Stadtgraben; als Befestigungsrest ist nur mehr das Salzburgertor erhalten, von dessen Brücke man hübsche Blicke in den tiefen Stadtgraben hat. Das Linzertor, das den zweiten Stadtzugang verteidigte, fiel dem großen Brande 1874 zum Opfer; das wunderhübsche Inntor verschwand bei der Errichtung der eisernen Innbrücke. Der innere Stadtring umschließt so die hübsche Altstadt mit ihren Win-

keln und Gäßchen, Erkern und Treppengiebeln und den wohl erst einige Zeit später angebauten Stadtplatz. Wundervoll fügt sich allerorts der Pfarrturm von St. Stephan ins Stadtbild; der gotische Turm mit seiner mächtigen Zwiebel, der zweithöchste Turm des Landes, kann als das Wahrzeichen des Bezirkes gelten. Reizend ist das Stadtbild von Braunau in die Landschaft gebettet; nähert man sich von den bayerischen Höhen kommend dem Inntale, so bekommt man wie vom Turme aus betrachtet, einen

kirche wundervolle Silhouetten. Schaut man aber vor Sonnenuntergang, wenn der Himmel über den Simbacher Waldbergen in Purpur glüht, vom Inndamm aus stadtwärts, wobei zu den Kirchtürmen — dem Riesen von St. Stephan und der spitzen Nadel des Spitalskirchleins — noch der Stadtturm überm Salzburgertor und andere hohe Giebelhäuser der Stadt sichtbar werden — dann glaubt man ein österreichisches Rotenburg vor sich zu haben.

Die Stadt war vor dem Kriege auch im langsamen Absterben begriffen — ein

Siedlungen, Abb. 6: Stadt Braunau, vom bayerischen Innufer. — Bild der alten Festungsstadt mit den mächtigen Stadtmauern.

recht guten Einblick in den Bauplan der ganzen Stadt. Man sieht da, wie den inneren Ring ein äußerer umschließt, auch von Inn und Enknach ausgehend die Brückenköpfe Linzer- und Salzburgervorstadt umfaßt. Die Ringstraße erinnert mit ihrer Anlage heute noch an das alte Festungsbild. Will jemand aber das Bild einer mittelalterlichen Stadt sehen, so darf er nicht nur Winkel und Straßen der Stadt durchstreifen, sondern muß auch das jenseitige Enknachufer aufsuchen; von dort sieht er, wie sich die Häuser der Stadt mächtig über die Stadtmauern aufbauen, eine trotzige Stirn dem Feinde bietend. In allen Bildern geben Pfarr- und Spitals-

versteinertes Juwel vergangener Größe. Nur die kleine Garnison und der doch etwas größere Beamtenkörper (Bezirkshauptmannschaft, Zollbehörde) brachte etwas Leben in die Stadt.

Ob die Hoffnungen auf nach dem Kriege emporkommende Industrien verwirklicht werden, muß die Zukunft zeigen. Im Kriege selbst haben zwei große Lager unweit der Mattigmündung (italienische Flüchtlinge und Gefangene) eine gewisse Wohlhabenheit in die Stadt gebracht. Manches wurde im Laufe der Jahre an den Bauten der Stadt gesündigt (Salzburgertor, neues Rathaus), nicht Weniges hat der große Brand 1874 zer-

stört, recht viel Schönes können wir aber auch heute noch schauen. Hoffen wir, daß der Abglanz einer ruhmvollen Vergangenheit noch weit in die Zukunft leuchten möge.

In Einzelsiedlung und Weiler, Bauern-, Pfarr-, Herrschafts-, Industrie- und Verkehrsdorf, sowie in Markt und Stadt lernten wir also die wichtigsten Siedlungsformen unseres Bezirkes kennen. Sie zeigen uns zum Teil in wundervoller Klarheit, wie volkswirtschaftliche, geschichtliche und erdkundliche Bedingungen ineinandergreifen, wie Verkehr und Schutzlage, Bodengüte und Wasserverteilung, geistige und materielle Verhältnisse einwirkten und das frei schaltende Völkchen unserer Heimat in der Anlage ihrer Wohnstätten beeinflußten. Manche Zusammenhänge sind uns vielleicht noch unklar und verborgen. Das aber, was wir zu wissen glauben, wird uns ein lieber Begleiter auf allen Heimatwanderungen. Das Wissen regt zum Beobachten an und jede Wanderfahrt durch unsere Gaue bringt uns neue Erfahrungen.

Der Brand in Steyr 1842 und die Wiener Wohltätigkeit.

Von Dr. Emil Karl Blümml (Wien).

Schiller hat in seinem großartig-genialen Menschheitsgemälde „Das Lied von der Glocke" in wahrhaft ergreifender und erschütternder Weise dem wohltätigen Wirken des Feuers die verheerende Macht des Brandes gegenübergestellt. Wir sehen in lebendiger Schilderung eine deutsche Kleinstadt vor unseren Augen erstehen, in die jäh des Blitzes Strahl zündend fährt und Jammer und Schrecken verbreitet. Vom Turme wimmert die Sturmglocke, durch die Straßen irrt die Flamme, geschäftige Hände regen sich allenthalben, aber vergeblich sucht der Mensch dem entfesselten Element Einhalt zu gebieten. Und schließlich:

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.
Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Wer könnte ein plastischeres Bild eines verheerenden Feuers bieten! Nur Mörikes „Feuerreiter" hält in seiner dämonischen Art einen Vergleich aus.

Hunderte und hunderte deutscher Kleinstädte haben im Laufe ihrer Geschichte solche gewaltige Feuersbrünste, wie Schiller sie geschildert, in ihren Mauern gesehen. Waren doch ihre Bauart, die eng aneinandergeschmiegten hochgegiebelten Häuser, die schmalen Gassen und Gäßchen wie geschaffen, um dem Feuer, wenn es einmal ausgebrochen und der Sturmwind tobend um die Ecken brauste, keinen Einhalt zu gebieten. Die Löscheinrichtungen lagen vielfach im Argen und die lebende Kette, deren Arme geschäftig sich die Eimer reichten, war oftmals zu schwach gegen des Elementes Toben. Erst als die Löschmaschinen aufkamen, die Dampfspritzen und andere Geräte, die pustend und brausend des Wassers gierigen Strahl in des Feuers nimmersatte Glut warfen, da war auch die gewaltige Gefahr der Feuersbrünste geschwunden und der stolze Mensch Herr dieses Elementes geworden. Aber sein Triumph konnte sich erst in den letzten fünfzig Jahren, mit dem Hochkommen der technischen Wissenschaften vollziehen.

Auch Steyr,[1] die Eisenstadt, hatte die Gewalt des Feuers öfter an sich erfahren und verheerende Brände über sich ergehen lassen müssen. 1302, 1511, 1520, 1522, 1540, 1554, 1727 und 1824 bezeichnen die großen Brandjahre. Ihnen gesellt sich 1842 bei. Am 3. Mai kam um 3 Uhr nachmittags ein furchtbarer Brand zum Ausbruch, der bis 3 Uhr morgens wütete und dem viele Häuser, leider auch fünf Menschen zum Opfer fielen. Ein Augen-

zeuge, der k. k. Katastralkommissär Karl Schmutz, weiß darüber in einem, mit Linz den 7. Mai 1842 datierten Hilferuf anschaulich zu berichten:[2]

„Nach lange anhaltender strenger Trockenheit, welche ein kalter Ost- und Nordostwind so verhängnisvoll vorbereitete, erschienen am Kalkalpenzuge, welcher Steiermark von Österreich scheidet, am 3. d. M. die ersten dunklen Sciroccowolken auf dem noch tief herab verschneiten Gebirge und bezeichneten das Windumspringen nach Südost, welchen die Vorstädte von Steyer, nämlich Steyerdorf, Wieserfeld, Aichet und zum Teile selbst Bei der Steyer, von dem nach Süden abdachenden Schnallenberg und Taxberg bis an den Steyerfluß vollkommen geöffnet sind. Nach wenigen Stunden dieser Erscheinung trat das höchst ungünstige Ereignis ein, daß in einem Hause, wo sich die Sierninger- und Gleinkergasse vereinen, um 3 Uhr nachmittags Feuer ausbrach; doch kaum waren mit dem bekannten Eifer die zahlreichen Löschanstalten, welche Steyer besitzt, in Bewegung gesetzt und, in der Richtung des Windzuges, in den nächsten Häusern mit dem Abreißen der Dächer rasch begonnen, so war schon zu höchst auf dem Schnallenberg, auf dem Fußwege nach Gleink, am äußersten Rande des Pomerialgebietes in dieser Windrichtung ein Bauernhaus mit Strohdach erfaßt und in wenigen Minuten brannten noch mehrere Häuser, welche in der Richtung des heftigen Windzuges lagen. Von diesem Augenblicke an war die ganze Sierninger-, Schuhboden-, Mitter- und Gleinkergasse, Inner- und Außeraichet und das ganze Wieserfeld in vollen Flammen, Angst, Schrecken und Verwirrung zur höchsten Höhe gesteigert, fast an kein Löschen und nur mehr an die Lebensrettung der Personen zu denken, welche alles, was sie besaßen, der Flammenwut überlassen mußten. In den vier höchst traurigen Stunden von 3 bis 7 Uhr nachmittags waren über dritthalbhundert Häuser, von zirka 3000 durchaus gewerbsfleißigen Menschen, und zwar zum größten Teile Eisenmanufakturisten bewohnt, von den Flammen ergriffen, welche bis 3 Uhr morgens wüteten, unrettbar verloren und so viele Werkstätten, alle Werkzeuge, Warenlager, alle Einrichtung, Kleidung, Wäsche, Betten, Viktualien ꝛc. vernichtet, was gar leicht durch die vielen ungünstigen Umstände, lange vorausgegangene Trockenheit, heftigen Wind, alte fehlerhafte Bauart, vielen Brennstoff, enge Gassen und Wassermangel, wegen hoher Lage auf Brezia-Felsen, erklärt werden kann. Schrecken und Angst machten gegenüber der Unmöglichkeit, den wütenden Flammen Einhalt zu tun, bald die angestrengtesten Kräfte erlahmen, und hinderten den Erfolg der so oft bewährten eigenen städtischen Löschanstalten, sowie der auf mehrere Meilen weit herbeigeeilten von Gleink, Sierning, Sierningshofen Neuzeug, Hall und Kremsmünster."

Die Vorstädte Steyrdorf und Wieserfeld litten am meisten, aber auch Bei der Steyr war betroffen. 75 Häuser waren ganz, 121 teilweise abgebrannt und 47 mußten vorgebrochen werden; es waren demnach 243 Häuser durch das Feuer und dessen Folgen zu Schaden gekommen, die vorzugsweise von Eisenarbeitern bewohnt waren, welche schwere Verluste an Hab und Gut erlitten hatten.[3] Die vorläufige Schadensaufnahme ergab eine Summe von 648.060 fl. C. M.,[3] die später auf 551.491 fl. 40 kr. C. M. richtiggestellt werden konnte.[4] Daß fünf Menschen, anfänglich sprach man von zwölf,[5] ihr Leben eingebüßt hatten,[4] machte das Unglück nur noch größer, dem sich, wie die Danksagung der Stadt Steyr vom 13. Mai 1842 für die Hilfeleistung beim Brand und für die Rettung der Verunglückten hervorhebt, die Feuerspritzen von Steyr Stadt, Sierning, Sierninghofen, Neuzeug, Garsten, Hall, Feyeregg, Steinbach, St. Peter in der Au, Seitenstetten, Haag und Enns, also ober- und niederösterreichische Wehrmänner, vergebens entgegengestemmt hatten.[6] Wieso es kam, daß die Löscharbeiten vergeblich waren, darüber unterrichtet ein Augenzeuge, der auch sonst Interessantes berichtet:[5] „Ungeachtet die Löschanstalten im besten Zu-

[1] Franz Xaver Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer. Linz 1837, S. 105, 182, 186, 208, 211, 327 ff. und 371 ff.; Anton Rolleder, Heimatkunde von Steyr. Steyr 1894, S. 137, 143, 157 und 162.

[2] Oesterreichisch-kaiserliche Wiener Zeitung, 1842, Nr. 132, S. 982; Oesterreichischer Beobachter, Wien 1842, Nr. 132 vom 12. Mai, S. 524; Wiener allgemeine Theaterzeitung, XXXV. (Wien 1842), S. 501.

[3] Wiener Zeitung (W. Z.) 1842, S. 1073.

[4] Rolleder, a. a. O., S. 163.

[5] Wiener allgemeine Theaterzeitung (Th. Z.) 1812, S. 490.

stände sich befanden und alle Kräfte aus der Nähe und Ferne zur Rettung aufgeboten wurden, so war dennoch keine Möglichkeit vorhanden, bei der sengenden Gluthitze in den Straßen die Feuerspritzen und die übrigen Apparate auf eine wirksame Weise in Tätigkeit zu setzen. Noch am andern Tage hatten die Pflastersteine eine solche Hitze, daß brennbare Gegenstände, welche daraufgelegt wurden, sogleich in Flammen aufloderten. Der Turm der Spitalskirche brannte durch zwei Stunden gleich einer riesigen Fackel und stürzte endlich krachend mit den Glocken in ein funkensprühendes Chaos zusammen. Die Kirche wurde nur mit großen Anstrengungen gerettet, ebenso das prachtvolle Schloß, welches sich die Feuerschlangen des Brandes schon zum Opfer erkoren hatten."

Das uniformierte Bürgerkorps von Steyr hatte während des Brandes den Wachdienst inne und sich dabei ebenfalls bewährt.[6] Etwa 3000 Menschen hatten durch das Feuer ihr Obdach, ihre Habe und, soweit sie Heimarbeiter waren, ihren Broterwerb verloren[7] und dringende Hilfe tat not, da Nahrungsmangel und bittere Not den Verunglückten drohte. Die ersten Spender waren Fürst Gustav von Lamberg, der Besitzer der Burg Steyr, mit 1000 fl. C. M.,[5] die Gräfin Karoline O' Donell mit 500 fl. C. M.[7] und die Prälaten Thomas Mitterndorfer von Kremsmünster und Michael Arneth von St. Florian, denen eine Reihe anderer Personen folgte.[6]

Der schon anfangs genannte Katastralkommissär Karl Schmutz erließ unterm 7. Mai 1842 von Linz aus einen herzbeweglichen Aufruf an die Ober- und Niederösterreicher, Kleidung, Wäsche, Geld und anderes zu sammeln.[2] Im besonderen aber wendete er sich an die Redaktionen der Kaiserlichen Wiener Zeitung und der weitverbreiteten Theaterzeitung, „deren verehrlicher Redakteur Bäuerle bei jeder Gelegenheit für solche Zwecke edelmütig die Hand bot", daß sie seinen Aufruf in ihre Blätter aufnehmen möchten, was auch geschah.[2] Und er hatte nicht umsonst an das goldene Wiener Herz, das immer gerne half und gab, gedacht, denn dieses versagte auch diesmal nicht und wetteiferte mit vielen anderen Orten, Städten und Personen im edlen Bemühen, die Not der betroffenen Bewohner in Steyr zu lindern.

Kaum waren die Aufrufe in Wien veröffentlicht, so flossen auch bereits die milden Gaben ein. Die Gesellschaft adeliger Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen spendete 500 fl. C. M. zur sofortigen Verteilung unter die ärmsten Bewohner[8] und Salomon Freiherr von Rothschild 1000 fl. C. M.[9] Drei Unbekannte erlegten 100 fl. und je 30 fl. C. M. bei der Polizei-Oberdirektion in Wien.[8] Der Hof beeilte sich, seine Pflicht zu erfüllen und werktätig einzugreifen. Kaiser Ferdinand gab aus der Privatschatulle 5000 fl. C. M. zur Verteilung an die Armen,[10] die Kaiserin Maria Anna folgte mit 300 fl. C. M.,[10] während die Erzherzoge Ludwig mit 600,[10] Karl mit 600,[10] Maximilian mit 2000[11] und Rainer, Vizekönig des lombardisch-venetianischen Königreiches mit 500 fl. C. M.[11] aufscheinen, denen sich noch Maria Luise, die vormalige Gattin Napoleons und nunmehrige Herzogin von Parma, mit 1000 fl. C. M. anschloß.[11]

Oberösterreichische Frauen veranstalteten im Juni eine Lotterie zugunsten der Abgebrannten, die aus 60.000 Losen mit 1000 Treffern, die in Linz ausgestellt waren, bestand und deren Ziehung im August erfolgte.[12] In Wien hingegen gab es Wohltätigkeits-Vorstellungen und Unterhaltungsabende, deren Reinertrag den Abbrändlern zugute kam. So hatte Theaterdirektor Franz Pokorny bestimmt, daß am 1. Juni 1842 die Nettoeinnahme der hundertsten Aufführung des Stückes von Franz X. Told „Der Zauberschleier" nach Steyr abgeführt werde; das Josefstädter Theater war überfüllt und unter den Anwesenden sah man die Kaiserin-Witwe Karoline Auguste, den Erzherzog Franz Karl, den Prinzen Leopold von Salerno u. a.[13] Der abgeführte Betrag machte 740 fl. C. M. aus.[13] Leander Prasch, der Eigentümer des Kasinos zum Landgut, erlegte

[6] Oesterr. Beobachter (Oe. B.) 1842, S. 564.
[7] Th. Z. 1842, S. 953 Anm.*
[8] W. Z. 1842, S. 1073, 989, 1179, 1187.
[9] Oe. B. 1842, S. 584.
[10] W. Z. 1842, S. 1195, 1239, 1201, 1207.
[11] Oe. B. 1842, S. 727, 836, 756; W. Z. 1842, S. 1357, 1379, 1559.
[12] Oe. B. 1842, S. 672; Th. Z. 1842, S. 653; W. Z. 1842, S. 1273.
[13] W. Z. 1842, S. 1125; Th. Z. 1842, S. 582, 616; Der Sammler, XXXIV. (Wien 1842), S. 369.
[14] W. Z. 1842, S. 1208, 1217, 1251, 1265, 1493, 1815.

bei der Polizei-Oberdirektion in Wien als Ergebnis eines Festes für die Geschädigten von Steyr 96 fl. W. W.[14] und Johann Nußbaumer, Gastwirt und Hausinhaber zu Neulerchenfeld Nr. 18, und der Wirt zum grünen Tor (St. Ulrich Nr. 78) konnten von zum gleichen Zwecke veranstalteten Abendunterhaltungen 34 fl. und 15 fl. 32 kr. C. M. abliefern.[14] Auch die Wirte Johann Helmberger auf der Landstraße (zum Fürstenhof), Leopold Kremser am Währinger Spitz und Paul Crank auf der Wieden (zur goldenen Taube) konnten als Einnahmen von Tanzfesten 11 fl. 30 kr., 20 fl. und 6 fl. 30 kr. C. M. abführen, während der Wirt Josef Kießl in der Alservorstadt (zum Löwen) als Ergebnis einer Sammlung unter den Gästen 30 fl. 20 kr. C. M. übermittelte.[14]

In den Dienst dieser Sache stellte sich auch der Wiener Volkssänger und Dichter Johann Baptist Moser († 1863), der am 20. Juni 1842 ein Lied „Der Aschenmann von Stadt Steyr" zum Vortrage für das Mitglied seiner Gesellschaft Michael Neumayer verfaßte,[15] das sich als Bettellied herausstellt. Ging doch am Schlusse des Liedes (vgl. Str. 7) der Sänger für den wohltätigen Zweck absammeln. Als Einkleidung verwendete Moser recht geschickt den „Aschenmann" in Ferdinand Raimunds Zauberstück „Der Bauer als Millionär" und dessen Aschenlied, das zu den beliebtesten Liedern jener Tage gehörte und bei vielen anderen Liedern in Ton und Inhalt Pate stand.[16] Hier Mosers bisher ungedrucktes Lied:

Der Aschenmann von Stadt Steyr.

Nach dem Brande im Monat Mai 1842.

1.

Hört, Freunde, hört mich an,
Ich komm' als Aschenmann,
Mein' Butten voll und schwer,
Itzt von Stadt Steyer her.
Denn dort, wo's Geld stets bar
Und 's Eisen Silber war,
Dort schaut von Haus zu Haus
Itzt gar nix mehr heraus:
Als Aschen! Als Aschen!

2.

Verheert durch einen Brand,
Is Steyer nöt im Stand,
Ganz hilflos und allein
Sich selbst genug zu sein.
Denn wenn auch Herr und Knecht
Voll Fleiß in d' Werkstatt möcht'
Und Arbeit findet gnue,
So können s' nöt dazue:
Vor Aschen! Vor Aschen!

3.

Und weil ich unter All'
Der Aschenmänner Zahl,
Die groß und klein in Wien,
Der Allerärmste bin,
Weil mir nach Steyr's Geld
Zum Aschenkaufen fehlt,
Oft z'wenig hab' für mi',
D'rum, bitt' ich, kaufen Sie:
Ein Aschen!

4.

Wann jeder, der in Wien,
A Herz voll Biedersinn,
Mit Namen Mensch getauft,
Nur's kleinste Häufel kauft,
So kriegt d' Stadt Steyer bald
Ein'n Steinbruch und ein'n Wald,
Wird schöner als zuvor
Und hinterlaßt kein Spur:
Von Aschen!

5.

D'rum kaufen gnädig Sie,
Ein'n Aschen heut' durch mi',
Weil d' Stadt im Brand verraucht,
A Geld auf Ziegel braucht.
Sie krieg'n ihn wohlfeil gnue,
Ein'n ganzen Haufen zue,
Und hab' ich's Geld dafür,
Ein Geltsgott noch von mir:
Auf'n Aschen!

6.

Und mit erneutem Fleiß,
Im Angesicht voll Schweiß
Und 's Herz voll Dankbarkeit
Wird noch in später Zeit
Der Steyrer, nackt und bloß,
Itzt brot- und obdachlos,
Sie segnen einst dafür,
Wenn Sie auch alle hier:
Schon Aschen!

7. Repetition.

Es ruft mich Ihr Applaus
Als Aschenmann heraus,
D'rum bin auf Nein und Ja
Ich freudig wieder da.
Und schrei' itzt nochmal frisch
Mit'm Teller Tisch für Tisch:
O, kaufen gnädig Sie
Für Steyer itzt durch mi':
Ein'n Aschen!

Was Pokorny und Moser taten, das hatte vor ihnen schon Direktor Carl (Karl von Bernbrunn) am 19. Mai im Theater an der Wien ausgeführt, an welchem Tage er eine Benefizvorstellung

[15] Hds. 11.643 der Wiener Stadtbibliothek (in Mosers handschriftlichem Nachlaß).

[16] Vgl. E. K. Blümml, Das Aschenlied von Ferdinand Raimund. Grundlagen und Nachfahren. In: Blümml-Gugitz, Altwienerisches, Wien 1920, S. 143 ff., besonders. S. 180 ff. (wo über Moser und das Aschenlied gehandelt ist).

zugunsten der Abbrändler gab.[17] Zur Aufführung gelangten die beliebten Stücke „Die zwölf Mädchen in Uniform" (Vaudeville) und „Tanzmeister Pauzel" (Posse), wobei Nestroy und Carl in den Hauptrollen glänzten. Am Schlusse trug Schauspieler Fröhlich unter reichem Beifall der Zuschauer, worunter sich auch die Kaiserin-Witwe Karoline Auguste befand, gefühlvoll das Gedicht „Das Brandunglück in Steyer" vor, mit dem eine bildliche Darstellung, die Direktor Carl besorgte, verbunden war. F. C. Weidmann soll der Verfasser des Gedichtes gewesen sein, von dem es heißt: „Das Gedicht schildert die Bedrängnis recht lebhaft und ergreifend, welche die jüngste Zeit über die armen Bewohner der gewerbfleißigen Stadt Steyer verhängt."[18] Über Carls eigenes Beiwerk erfahren wir:[18] „Das Tableau selbst, eine Darstellung der brennenden Stadt, deren Bewohnern, die um Rettung zum Himmel flehen, in den Wolken ein lichter Stern erscheint mit dem Bilde der Residenz, der berühmten Helferin in jeder Zeit des Drangsals und der Not, dem letzten Asyl des hoffnungslosen Unglücks, war mit der gewohnten Bühnenkundigkeit und dem erprobten Geschmacke arrangiert, welche wir an dem unermüdeten Direktor dieser Bühne so oft zu bewundern Gelegenheit hatten."

Vergleicht man mit dieser Beschreibung ein Gedicht „Der Brand zu Steyer" von Friedrich Kaiser,[19] besonders was die Sternsymbolik betrifft, so ergibt sich mit Gewißheit, daß es dieses war, das am 19. Mai im Theater an der Wien zum Vortrag gelangte und demnach der Hinweis auf Weidmann als Verfasser nicht zu Recht besteht. Freilich hat Kaiser die Sache etwas frei und phantastisch gestaltet, wenn er den Brand in der Nacht ausbrechen läßt, was nicht den Tatsachen entspricht. Hier sein Gedicht:

Der Brand zu Steyer.

Wenn je der Dichtung Gleichniß sich bewährt gefunden,
So ist es das des Lebens mit dem Traum;
Zerstäuben nicht des Leidens, wie der Freude Stunden,
Schnell, wie der sturmgejagten Welle Schaum?

Wem hat nicht schon von hoher Lust das Aug' gefunkelt,
Und siehe da — im nächsten Augenblick
Hat eine Schmerzensthräne seinen Blick verdunkelt! —
Rasch wendet sich des Sterblichen Geschick,
Wenn eine finstere Macht hat jenen Fluch geschworen:
Vergehen muß, was die Vergänglichkeit geboren!

Umgrenzt ringsum von waldbedeckten Bergeshöhen
Ein friedlich segensreiches Städtchen ruht,
Ein längst entschwundenes Jahrhundert sah's entstehen,
Und vor der wechselvollen Stürme Wuth
Hat es bisher ein milder Genius treu erhalten,
Und, wie die Saat im warmen Sonnenschein,
Wuchs es heran durch seiner Herrscher weises Walten,
Durch treuer Bürger emsigen Verein;
Und was der Fleiß dort schuf, und immerreges Sorgen,
Mit frohem Stolz hielt's der Besitzer für geborgen.

Doch wie der Schlafende, vom süßen Traum umfangen,
Das Aug' erhebt, vom lauten Ruf erweckt,
Und all die holden Truggestalten sieht vergangen,
Und vor der rauhen Wirklichkeit erschreckt:
So wachten dort vom Schlaf, dem Lohn des regen Fleißes,
Die Tausende von Einem Schreckensrufe auf!
Die Flamme, schnell verschlingend jede Frucht des Schweißes,
Sie leuchtet, statt des Morgenroth's herauf!
Vergebens ringen da mit dem Geschick' die Armen,
Doch weh! der wilde Flammengeist hat kein Erbarmen!

Wie eine Riesenschlange umschlingt er Hof und Haus,
Und haucht aus glüh'nden Rachen den gift'gen Athem aus,
Und strecket tausend Zungen gefräßig aus nach Raub! —
Da knistern feste Balken, als wären s' dürres Laub,
Da bersten stolze Mauern, gedörret von der Gluth,
Es sinkt der Sitz des Glückes in Trümmer und in Schutt! —
Und, wie ein harter Gläub'ger, mit mitleidlosem Blick
Fortrafft die ganze Habe und nichts mehr läßt zurück,
So plündert dort die Flamme der Armen letztes Gut,
Der volle Speicher lodert, ein Opfer ihrer Wuth,
Die herrlichen Gewerke, von selt'ner Kunst erbaut,
Der Arbeitsmann verzweifelnd im Brand zerfallen schaut! —
Fort riß der Wüthrich alles, um nichts zurückzugeben,
Und nichts ließ er den Armen, als nur — das nackte Leben!

[17] Th. Z. 1842, S. 517, 520, 536; Der Sammler XXXIV. (Wien 1842), S. 338 f. (F. Groskopf), 362.
[18] Th. Z. 1842, S. 36.
[19] Th. Z. 1842, S. 541 (Nr. 122 vom 23. Mai 1842).

Dies letzte Gut zu retten, flieht der Bedrängten Schar
Von heiliger Penaten versunkenem Altar!

Blickt auf dies Bild des Jammers — blickt mit Entsetzen hin!
Es sind ja Eure Brüder, die dort die Heimat flieh'n,
Es sind ja Eure Brüder, die dort, so ganz beraubt,
Zum Grab der Güter wenden das gramgebeugte Haupt,
Es sind ja Eure Brüder, die dort mit starrem Blick,
Dem selbst die Thrän' versieget, erliegen dem Geschick! —
Doch als im tiefsten Elend wohl Keiner Trost gewußt,
Da legt ein milder Engel sich an die wunde Brust,
Es ist der Geist der Andacht, der heil'gen Religion,
Der weg vom Erdenjammer sie hebt zu Gottes Thron!

Gebet! du letzter Trost der Armen,
Du Leuchte dunkler Erdenbahn,
An der das starre Herz erwarmen,
Zum Leben neu erwachen kann,
Gebet! du reiche Flur voll Segen,
Auf der der Hoffnung Reiser glüh'n,
Gebet! du helles Immergrün.

Entkeimend auf den eisbedeckten Wegen!
Du hast auch dort den Balsam gesenkt ins kranke Herz,
Hast dort in gläub'ge Hoffnung verwandelt ihren Schmerz;
Denn nieder auf die Knie sinkt der Beraubten Schaar
Und sendet heiße Bitten zum ewigen Altar,
Hebt zum Allvater droben empor die fleh'nde Hand,
Um Hülfe dort zu suchen, wo Jeder Hülfe fand!

Und ihre Bitte dringet zum Wolkenthron hinauf,
Und ward erhört, den leuchtend steigt dort ein Stern herauf,
Ein Stern, der oft gestrahlet in stürmevoller Nacht,
Ein Stern, der schnelle Hülfe dem Unglück oft gebracht; —
Nach altem Glauben wohnen in Sternen Genien drin,
Bei diesem Sterne täuschte sich nicht der gläub'ge Sinn,
Der Geist der Wohlthat hat sich den Wohnsitz dort erbaut,
Der Geist der Nächstenliebe, der Segen niederthaut!
Wißt ihr des Sternes Namen? — die Engel schrieben ihn
Ins Buch des ew'gen Lohnes, es ist: — das edle Wien!

Dort schlagen warm die Herzen, dort lebt der Brudersinn,
Der liebvoll den Bedrängten die volle Hand reicht hin,
Wie oft des Unglücks Sturm auch in Nachbarland geweht,
Vergebens hat noch keiner zu diesem Sterngefleht!

Als Ertrag dieser Vorstellung konnten 841 fl. 14 kr. C. M. nach Steyr abgeführt werden, welche Summe der Magistrat von Steyr in der Weise verteilte, daß er je 20 fl. C. M. an 42 arme Familienväter übergab.[20]

Am 4. August 1842 fand im Augarten zu Wien ein großes Musikfest statt, dessen Erträgnis ebenfalls den Abbrändlern in Steyr zugute kam.[21] Es war von Johann Ritter von Lucam veranstaltet und von Franz Edlen von Marinelli geleitet worden, wies einen glänzenden Besuch auf, war aber künstlerisch nicht ganz auf der Höhe. Es wirkten etwa vierhundert Personen mit. Zur Aufführung gelangten: 1. Die Ouvertüre zu „Ferdinand Cortez" von Spontini; 2. der Kriegerchor aus „Jessonda" von Spohr; 3. das Preghiera aus Rossinis „Moses" und 4. „Die Schlacht bei Vittoria" von Beethoven, wobei Anton Stuwer, der Feuerwerkskünstler, die Kanonaden besorgte und alles übertönte. Das Orchester war aus den Musikkapellen der vier in Wien garnisonierenden Regimenter gebildet.

Wenn somit Theaterdirektoren, Wirte und Dichter sich in Wien in den Dienst dieser wohltätigen Sache stellten, so konnten auch die Gelehrten nicht zurückbleiben. Der Almosenier der sardinischen Gesandtschaft in Wien Dr. Julius Sollier hinterlegte eine größere Anzahl von Abdrücken seiner in sechs Sprachen verfaßten Abhandlung „Explications et Considérations sur le saint Sacrifice de l'autel" in der „Wiener Zeitung" und bestimmte die dafür eingehenden Beträge den verunglückten Bewohnern der Stadt Steyr.[22] Der Historiker Johann Paul Kaltenbaeck (1804—1861), ein gebürtiger Oberösterreicher, gab bei Ignaz Klang (Wien, Dorotheergasse Nr. 1105) die „Feur-Ordnung der Statt Steyr vom 31. Oktober 1608" heraus, die um 20 Kreuzer C. M. erhältlich war; „der volle Ertrag ohne Abzug der Kosten ist von der Verlagshandlung und dem Herausgeber für die Unglücklichen der Vorstadt Steyrsdorf (Steyer) bestimmt".[23] In der F. Beckschen Universitäts-Buchhandlung (Wien,

[20] Th. Z. 1842, S. 544, 568.
[21] Th. Z. 1842, S. 835; W. Z. 1842, S. 1590, 1650; Allgem. Wiener Musik-Zeitung. II. (Wien 1842), S. 376, 392 (Kritiker: A. J. Becher); Der Sammler. XXXIV. (Wien 1842), S. 514, 521 (Kritiker: F. Groskopf).
[22] Oe. B. 1842, S. 796.

Bischofgasse Nr. 638) wurden 100 Exemplare der 1837 in Linz erschienenen „Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer" des Florianer Chorherren Franz Xaver Pritz (1791—1872), der aus Steyr gebürtig war, um den Preis von je 1 fl. 40 kr. C. M. zugunsten der durch den Brand verunglückten Bewohner verkauft.[24] Dr. Hugo Chiolich von Löwensberg ließ im Verlage des Josef Stöckholzer von Hirschfeld in Wien seine Schrift „Das Volksschauspiel. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte" zum Besten der durch Feuer verunglückten Bewohner der Stadt Steyr erscheinen, wobei das geheftete Exemplar 20 kr. C. M. kostete.[25] Andreas Schumacher gab zu gleichem Zwecke unter dem Titel „Lebensbilder aus Österreich" eine Sammlung von Aufsätzen heraus, deren Druck und Verlag die Buchhandlung Tauer und Sohn in Wien unentgeltlich besorgte.[26] Karl Schmutz[27] versuchte in seinem Aufsatze „Lieferungen und Opfer der Literatur und Kunst für Stadt Steyer in der Unglücks-Epoche des Jahres 1842" eine Übersicht solcher Erzeugnisse zu bieten, kannte aber für Wien nichts als die Schriften von Schumacher und Kaltenbaeck, sowie die Aktion des Hans-Jörgel, womit aber, wie obige Zusammenstellung lehrt, nur ein Teil der Hilfstätigkeit der Wiener Literaten angedeutet ist.

Man sieht, die Anteilnahme aller Kreise war groß! Und so konnte in Wien auch eine Beschreibung „Der Brand von Hamburg und Stadt Steyer" im Juni 1842 herauskommen, von der 100 Stück samt Kupfer und Beschreibung 48 kr. C. M., ohne Kupfer 40 kr. C. M. kosteten und die in Mariahilf (Siebensterngasse Nr. 86) zu erhalten war.[28] Dadurch konnte jedermann seinen Wissensdurst und seine Neugierde stillen.

Das wahre Interesse der Menge zeigte sich aber erst so recht in den vielen kleinen Spenden an Geld, Kleidern und Wäsche, welche bei der Wiener Zeitung fast täglich einliefen, seit deren Comptoir sich am 13. Mai 1842 bereit erklärt hatte, Beiträge für die Abgebrannten zu übernehmen und jeden Tag am Schlusse des Blattes die Namen der Spender zu veröffentlichen,[29] was auch getreulich in den Spendenausweisen geschah. Mit Ende Mai konnten 4237 fl. 13 kr. C. M. nebst Wäsche, Kleidern, Leinwand ꝛc. ausgewiesen werden, welche Summe Ende Juni auf 7125 fl. 35½ kr. C. M. und 31 Dukaten und Ende Juli als Abschluß auf 7615 fl. 18¾ kr. und 31 Dukaten gestiegen war,[30] welcher ansehnliche Betrag zur Ablieferung gelangte.

Aber auch an den Dichter und allgewaltigen Theaterkritiker Adolf Bäuerle hatte sich Karl Schmutz nicht umsonst gewendet. Bäuerle ergriff gern jede Gelegenheit, den Wohltäter zu spielen, obwohl Wohltun nicht etwa eine Herzenssache für ihn war, sondern er dafür gern eine Auszeichnung erhalten hätte, was ihm trotz mancher Gesuche aber nicht gelang.[31] In die Geschicke der Abbrändler zu Steyr griff er ebenfalls tatkräftig ein, erließ einen entsprechenden Aufruf,[32] nachdem er bereits ab 9. Mai 1842 Spenden zu übernehmen bereit war[33] und sich selbst mit 20 fl. C. M. eingestellt hatte.[32] Er konnte bald die Freude erleben, reiche Spenden bei sich eingehen zu sehen, die in einer Reihe von Nummern seiner Zeitung ausgewiesen wurden. Er besuchte Steyr selbst und schrieb über diesen Besuch einen Aufsatz „Die Stadt Steyer vier Monate nach dem Brande", worin er ein Bild über den Aufbau der Brandstätten und der Spendenverteilung gab.[34] Als Ergebnis der Sammlung konnte er schließlich 4630 fl. 20¾ kr. C. M. und 24 Dukaten in Gold abliefern,[35] eine ziemlich beträchtliche Summe, die von Mitgliedern aller Stände und Berufe, von Männlein und Weiblein, Dienern und Herren u. a. zusammengebracht worden war und nur wieder die Gutmütigkeit und Freigebigkeit der Wiener in helles Licht setzt, denen von anderen nicht immer in diesem Sinne gelohnt wurde und wird.

Charakteristisch für viele Spender, die ihr Scherflein an die „Wiener Zeitung"

[24] W. Z. 1842, S. 1175.
[25] W. Z. 1842, S. 1060.
[26] W. Z. 1842, S. 1330.
[27] W. Z. 1842, S. 1401; Th. Z. 1842, S. 508, 700; Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien 1842, S. 1811 ff. (Selbstanzeige von A. Schumacher).
[28] W. Z. 1842, S. 1510.
[29] W. Z. 1842, S. 1175.
[29] W. Z. 1842, S. 982.
[30] W. Z. 1842, S. 1102, 1320, 1548.
[31] Otto Strobl, Adolf Bäuerle der Wohltäter. Blätter für das Armenwesen der Stadt Wien. XI. (Wien 1912), S. 180 ff.
[32] Th. Z. 1842, S. 516.
[33] Th. Z. 1842, S. 490, 501 Anmerkung.
[34] Th. Z. 1842, S. 953.
[35] Th. Z. 1842, S. 1345.

oder an Bäuerle sandten, ist es, daß sie verborgen bleiben wollten, daher ihre Namen entweder verschwiegen oder nur mit den Initialen zeichneten oder ein Motto wählten. Viele begleiteten ihre Spende aber auch mit Verslein, die sehr oft recht volkstümlich klingen und hier ihrer Verborgenheit entzogen sein mögen:

1. Ist Gott mit dir,
Kein Not fast hier.
(W. Z. 1842, S. 1110.)

2. Wo die Not am höchsten,
Ist Gott am nächsten.
(W.[36] 1150; jur. Stadler Edler von Wolfersgrün; vgl. unten Nr. 15.)

3. Wenn du dem Elende öffnest die Tür,
Ist Gottes Segen über dir.
(W. 1172; Skoda M.: D. W.)

4. Hamburg[37] und Steyer —
Hat nicht ein Feuer
Sie beide verzehrt?
Wird auch der Armen
Ein Gott sich erbarmen!
(B.[38] 576.)

5. Der vielen armen Teufeln[39] so freundlichen Tat
Folgt jetzt noch Einer, der auch nicht viel hat,
Und will Jemand treten in unsern Verein,
So schreibt ihn mit Freuden Herr Bäuerle ein.
(B. 576.)

6. Wenn ich Schauspieler wär',
Gäbe ich mehr.
(B. 584; Josef Buchner, Schriftsetzer; vgl. unten Nr. 27.)

7. Verzehrt hat all' eure Habe
Die wilde Feuerglut,
D'rum nehmt diese kleine Gabe,
Und fasset wieder Mut.
(B. 584; vgl. unten Nr. 46.)

8. Und wieder ein armer Teufel[39]
Fand sich zu diesem Verein,
Er gibt einen Ducaten,
Mehr kann es nicht sein.
(B. 592.)

9. Von wem die zwei Ducaten?
Das bitt' ich zu erraten.
(B. 596.)

10. Fünf Gulden ohne Devise,
Schickt Euch die dumme Lise.
(B. 596; vgl. unten Nr. 35.)

11. Achtundvierzig, sechzehn und dreißig
Setzt' ich seit zwei Jahren fleißig,
Immer einen Zwanz'ger, sie kamen nie;
Mich foppst du nicht mehr, Lotterie!
Jetzt geb' ich den Zwanz'ger für die Steyrer aus,
Vielleicht wird bei Gott ein Terno d'raus.
(B. 612.)

12. Geb' ich nur 10 Dreier,
Denn das Bier ist zu teuer.
(B. 616.)

13. Ein jeder gibt nach seinem Stand
Und ich soll nicht, das wär' ein' Schand'.
(B. 624.)

14. Ist die Gabe noch so klein,
Schaut der liebe Gott darein.
(W. 1234; E. F.; vgl. unten Nr. 21.)

15. Wo die Not am größten,
Da ist Gott am nächsten.
(W. 1253; vgl. oben Nr. 2.)

16. Gesammelt beim Kegelspiel, ward unter Scherzen
Alljährlich solch ein Sümmchen vertan,
Wir legen es heuer in den Herzen
Unglücklicher Mitbürger an.
(W. 1266.)

17. O, wie leicht ist's, etwas zu entbehren
Und Gefühl für Unglück zu bewähren.
(B. 624; J. Bernstein.)

18. Ich war beim Pacher in Steyer,
Beliebt im Hause als Bräuer,
D'rum geb' ich einen Ducaten,
Mich soll doch Niemand erraten!
Wer meinen Vers will bekritteln,
Der möge sich mehr noch bemitteln.
(B. 628.)

19. Hast du genug und Überfluß,
Denk' an den, der darben muß!
(B. 636.)

20. Ich geb' zwar eine kleine Gabe,
Doch angemessen meiner Habe.
(B. 636.)

21. Ist die Gabe noch so klein,
Den Steyerern wird sie doch willkommen sein.
(B. 640; vgl. oben Nr. 14.)

22. Bei Scherz und Spiel, bei unser'n Freuden,
Gedachten wir der Brüder Leiden.
(B. 651.)

23. Ein Schneider, der aus Vorsicht schon
Sich leicht gekleidet hat,
Ging mir mit einer Zech' davon
Für Braten und Salat;
Doch früh genug holt' ich ihn ein,
Bezahlen mußte er es teuer,
Und ich bestimmte alles rein
Den Verunglückten in Stadt Steyer.
(B. 651; J. S., Oberkellner in Graz.)

[36] W. = W. Z. 1842.
[37] In Hamburg hatte vom 5. bis 8. Mai 1842 der große Brand gewütet.
[38] B. = Th. Z. 1842.
[39] Bezieht sich darauf, daß viele Spender sich anonym als „arme Teufeln" bezeichneten.

24. Muß
Ist eine harte Nuß. (B. 644.)

25. Hätt' ich mehr eingenommen,
Würden die Armen mehr bekommen.
(B. 644.)

26. Ach, hätten wir nur recht viel Geld,
Der Wucher uns sehr wohl gefällt;
Denn wer auf die Armen nicht tut vergessen,
Der leiht sein Geld auf hohe Interessen.
(B. 656; C. R. A. S. aus einer Sparkasse.)

27. Schauspieler willst du werden?
Schriftsetzer bleib' auf Erden.
(B. 656; Josef Sege; vgl. oben Nr. 6.)

28. Und noch immer, auch heute noch, gehen neunzehn nur voran,
Nun, so soll von mir der zwanzigste[40] daran.
(B. 700.)

29. Nichts soll unser Herz bewegen,
Als der heil'ge Drang allein
Unsers Lebens wert zu sein,
Der Beglückung stillen Segen,
Wo wir wandeln, auszustreu'n.
(B. 712.)

30. Von Herzen sehr
Ich gäbe mehr,
Wenn just nicht wär'
Mein Beutel leer. (B. 736.)

31. Dem Nächsten wohltun,
Mildern können seine Leiden,
Das ist's, um welches ich
Oft Reiche möcht' beneiden.
(B. 736; J. G.)

32. Von daher, wo das Gute stammt,
Wird in Jedem der Eifer zum Helfen entflammt.
(B. 736; Margaretha J.)

33. Im Jahre 1809 zog ich durch Stadt Steyer,
Stand an der Traun am 3. Mai, und teuer
Ist an jene Zeit das Angedenken;
Hätt' damals nicht geglaubt,
Ich würde heut' dies schenken!
(B. 736; ein Wiener Freiwilliger vom Jahre 1809.)

34. Auch ich möchte was sagen
Und weiß nicht was,
Nehmt denn die kleine Gabe
Ohn' alle Phras'!
Erkennt in ihr der Kräfte
Nicht der Teilnahme Maß.
(B. 736; Therese Tr.)

35. Dem Beispiel folge ich der wackern Lise,
Und gebe dieses trotz des Beutels Krise.
(B. 736; Anna Tr.; vergl. oben Nr. 10.)

36. Diese Wenigkeit leert meine Taschen,
Es bleibt mir nichts zum Vernaschen.
(B. 736; Amalia Tr., 10 kr.)

37. Von armen Teufeln[39] wimmelts in diesen Listen,
Die sich dadurch in das Himmelreich nisten.
(B. 736; L. St.)

38. Dies für die Steyrer, es mög' ihnen frommen!
Dafür soll'n die Musici vor'm Karolinentor
Durch acht Tage von mir nichts bekommen,
Außer sie tragen Ouverturen aus Opern vor.
(B. 736; von einem Ouverturenfreund.)

39. Man schreibt Achtzehnhundert vierzig und zwei,
Gern steuere ich die zwei und vierzig bei,
Sie sollen heraus aus meinem Säckel wandern,
Die Achtzehnhundert überlaß' ich einem Andern. (B. 736; Spende 42 kr.)

40. Wird zugleich in der Intention dargebracht,
Daß jedem der drei hübschen Mädchen von der Wieden,
Die mildtätig auch der Steyrer gedacht,
Ein braver Mann vom Himmel werde beschieden. (B. 736.)

41. Bei gutem Werk das Herz ist froh,
Lasset ihm seinen Erguß!
Und klingt es zuweilen nicht so,
Wie's feinerem Ohre Genuß,
Ist nur nicht des Schicklichen Grenze verletzt,
Laßt Jeden sagen, was ihn ergötzt.
(B. 736; B. G.)

42. Wer das Wenige nicht ehrt,
Ist das Mehrere nicht wert.
(B. 792; 30 kr.)

43. An Gottes Segen
Ist alles gelegen.
(B. 796: C. G.; W. 1454.)

44. Unverhofft
Kommt nicht oft. (W. 1298.)

45. Die Flamme schmolz den Amboß euch, den Hammer,
Sie lähmte eure arbeitsamen Hände
Und brachte euch den namenlosen Jammer!
Drum spendet ein Verein wohltät'ger Brüder
Die kleine Gab' den biedern Steyrern wieder.
(W. 1382: Gesellschaft zu wechselseitiger Unterstützung für Kranke.)

46. Euer ganzes Hab und Gut
Raubte euch der Flammen Glut,
Doch fasset wieder Mut,
Gott macht alles gut.
(W. 1434; vgl. oben Nr. 7.)

Nicht minder eifrig als Bäuerle nahm sich Johann Baptist Weis (1801—1862), der Herausgeber der komischen „Briefe des Hans-Jörgels von Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau über Wien und seine Tagesbegeben-

[40] Dukaten nämlich.

heiten", der Geschädigten in Steyr an. Er widmete ihnen den Ertrag des zweiten Juni-Heftes, das am 20. Juni 1842 erschien, ohne Abzug.[41] Um aber rasch zu helfen, erlegte er bereits im voraus bei der Polizeioberdirektion in Wien 200 fl. C. M. à conto,[41] denen bald 600 fl. C. M. als „bereits in den ersten Tagen des Erscheinens des zweiten Juni-Heftes obiger Briefe" eingegangener Betrag folgten.[42] Eine Ankündigung[43] besagt, daß die Verlagsbuchhandlung die Auslagen für Papier, Buchbinder u. dgl. aus eigenem bestreitet, daß die Grundsche Buchdruckerei 4000 Exemplare auf eigene Kosten druckt und das Wiener Zeitungs-Comptoir die Ankündigungen gratis besorgt, so daß ihm nur die Bitte an die Buchhändler bleibt, den Vertrieb dieses Heftes ohne Abzug der Prozente zu übernehmen; eingegangene Mehrbeträge gelangen im September-Heft zur Verrechnung. In seinem Aufruf[43] knüpfte der Herausgeber daran die Bitte, es möge das Heft, das 12 kr. kostet, niemandem geliehen werden und jeder Wirt und Kaffeesieder solle für das Lesen des Heftes einen Groschen Münz erbitten. Die Idee schlug ein, denn am ersten Tag gingen 1250 Exemplare, am zweiten (21. Juni) 1050 Hefte ab und die Leute stellten sich beim Verlag Dirnböck an, um ja sicher ein Heft zu erhalten.[44] Nach vier Wochen waren bereits 3800 Hefte, die fortlaufend numeriert waren, auf welche Nummern sich die später veröffentlichten Spendenausweise bezogen, verkauft und ein Betrag von 1500 fl. C. M. an die Polizeioberdirektion in Wien abgeliefert.[45] Die Schlußabrechnung ergab für 4000 abgesetzte Hefte eine Einnahme von 1844 fl. 45 kr. C. M.[46] Der Herausgeber konnte daher mit Recht die Wohltätigkeit der Wiener loben nnd erklären[47]: „es gibt nur Ein Wien, was Herzlichkeit, Gemütlichkeit und Wohltätigkeit anbelangt".

Aber nicht nur in Wien allein, sondern allerorten hatte sich eine rege Anteilnahme an den Geschicken der Stadt Steyr gezeigt und so konnte deren Magistrat bereits in einer öffentlichen Danksagung vom 7. Juni 1842 unter anderem erklären[48]: „Was bereits geschehen, steht in der Geschichte der Stadt einzig da und läßt die Unglücklichen der tröstlichen Hoffnung leben, daß, so groß auch ihr Elend, so unberechenbar es in seinen Folgen sei, ihnen durch den Schutz Gottes, Sr. Majestät väterliche Fürsorge, Allerhöchst welche bereits durch allergnädigste Entschließung d. d. 21. Mai d. J. einen Cameral-Credit von 200.000 fl. C. M. zur schnelleren Flüssigmachung der den Verunglückten aus der Salzburger Brand-Assekuranz gebührenden Entschädigungen zu eröffnen geruhten, und durch die Liebe ihrer Mitbürger werde geholfen werden."

Tatsächlich erhoben sich an Stelle der abgebrannten Häuser in überraschend kurzer Zeit Neubauten, die fest und solid ausgestattet waren. Gleichzeitig konnte auch eine Regulierung des entsprechenden Stadtteiles durchgeführt werden. Die vielen Obstbäume im Wieserfeld wurden umgehauen und der Platz geebnet. Auch fielen die drei alten Tore am Ende der Kirchen-, Gleinker- und Sierningergasse, die arge Verkehrshindernisse waren, dem Abbruch anheim.[49] Und so hatte auch dieser Brand für die Entwicklungsgeschichte der Stadt Steyr sein Gutes, obwohl er anfänglich schlimmes Elend gebracht, das aber christliche Nächstenliebe bald zu bannen verstanden hatte.

[41] W. Z., 1842, S. 1171.
[42] Oe. B., 1842, S. 692; W. Z., 1842. S. 1288.
[43] W. Z., 1842, S. 1192; Komische Briefe ꝛc., XI. (Wien, 1842), Heft 6, S. 23 ff.
[44] Komische Briefe ꝛc., XI., Heft 8, S. 26 ff.; W. Z., 1842, S. 1336.
[45] Komische Briefe ꝛc, XI. 8, S. 23; W. Z., 1842, S. 1485, 2247.
[46] Komische Briefe ꝛc., XI. 10, S. 63.
[47] Komische Briefe ꝛc., XI. 8, S. 24.
[48] W. Z., 1842, S. 1450.
[49] Rolleder, a. a. O., S. 164.

Mitteilungen und Anregungen.

Bemerkungen zu den Aufgaben des Naturschutzes in Oberösterreich.

Der Begriff Naturdenkmal, den Alexander von Humboldt im Jahre 1819 geprägt hat, ist somit 100 Jahre alt. Die Begriffsbestimmung, die der Botaniker Dr. A. Ginzberger, Wien, gibt, können wir als treffend bezeichnen. Er sagt: „Im strengsten Sinne des Wortes bedeutet Naturschutz den Schutz, das heißt die Schonung und Erhaltung der unberührten, von Menschen nicht beeinflußten Natur, soweit es solche noch gibt . . ."

Die Bewegung, Naturdenkmäler zu schützen, kam in den Ländern deutscher Zunge um das Jahr 1900 in Fluß. Während z. B. Bayern seit 1905 einen Landesausschuß für Naturdenkmalpflege besitzt, wurde in Preußen im Jahre 1906 eine staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege errichtet. In Österreich hat die Zentralkommission für Denkmalpflege im Jahre 1908 den Schutz der landschaftlichen Natur in ihren Wirkungskreis aufgenommen, der dadurch leider nur auf einen Teil des großen Gebietes beschränkt ist. In Oberösterreich hat sich im Jahre 1913 innerhalb des Landesvereines für Heimatschutz eine Fachgruppe für Naturschutz gebildet. Bereits im Jahre 1914 ist als erste zusammenfassende Arbeit ein mit trefflichen Bildern ausgestattetes Büchlein vom Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich herausgegeben worden. Sein Titel lautet: „Naturschutz. Ein Beitrag zur Förderung der Heimatbewegung in Oberösterreich von Arnold v. Lenk". Auf dieser schätzenswerten Arbeit Lenks kann die Naturschutzbewegung in Oberösterreich weiterbauen. Leider ist sie über diese beachtenswerten Anfänge nicht hinausgekommen. Daß in dem überwiegenden Teil der Bevölkerung noch gar kein Gefühl für den Naturschutzgedanken vorhanden ist, zeigen in erschreckender Weise unsere Tage. Oft weit über den staatlich geforderten Abschuß hinaus wird das Wild blindwütend zusammengeknallt, und wenn das so weitergeht, können wir heute schon sagen, wann ungefähr der letzte Hirsch bei uns gewesen sein wird. Jeder seltene und dem jeweiligen Schützen unbekannte Sumpf-, Wasser- oder Raubvogel wird auf jeden Fall geschossen, damit der ausgestopfte Balg dann in einem rauchigen Zimmer verderben kann. Ja, gerade die Seltenheit bedingt schon das Todesurteil über ein jagdbares Tier. Aber auch die Geldgier ist oft Schuld an der Verfolgung von Tieren. Pelztiere, selbst unser Maulwurf, werden heute unbarmherzig ausgerottet, und da gäbe es noch unzählige Beispiele.

Den Naturschutzgedanken in unserem Lande heute anzufachen, bedarf es der Tatkraft aller guten, ideal veranlagten Oberösterreicher.

Eine brennende Frage ist der vernünftige Schutz unserer Höhlen. Bei unserer Armut ist es ganz richtig, daß die Phosphatlager in den Höhlen zu Düngerzwecken abgebaut werden. Dies muß aber in einer Form geschehen, daß die wertvollen wissenschaftlichen Aufschlüsse dabei ausgenützt werden können. In einer Peggauer Höhle z. B. ist in unseren Tagen geradezu barbarisch vorgegangen worden, und wenn wir uns in Oberösterreich nicht rechtzeitig vorsehen, kann uns trotz aller beachtenswerten Unterstützung des Staatsdenkmalamtes unwiederbringlicher Verlust an der Erkenntnis über die Erdgeschichte Oberösterreichs entstehen.

Die Wasserkräfte sollen ausgebaut werden und damit werden Wasserfälle und Klammen trocken werden. Das be-

lebende Element des Alpenlandschaftsbildes wird dann neben elektrischen Kraftwerken aus künstlichen Abflußröhren herausstosen. Wir müssen uns darüber einig werden, welche Wasserfälle wir schützen wollen, denn auf alle wollen wir nicht verzichten; und bei den übrigen, die dem Raubbau an unseren Naturschätzen zum Opfer fallen sollen, müssen wir uns klar sein, nach welchen großen Richtlinien wir trotz der Kraftanlagen noch einiges zur Rettung des Landschaftsbildes durch Einflußnahme beitragen können. Als Vorbild und Wegweiser in dieser Richtung müssen uns Bücher und Schriften dienen, wie die von Schultze-Naumburg.

Pflanzenschutz.

Vor allem müssen wir Einfluß nehmen, daß die bestehenden Pflanzenschutzgesetze auch wirklich gehandhabt werden. Eine Liste der in Oberösterreich besonders zu schützenden Bäume, Haine und Wälder müßte angelegt werden, dem müßten fallweise Verhandlungen mit ihren Besitzern zum Schutze vor Fällung und Vernichtung folgen. Gewisse, wenig berührte Gebiete, müßten einen erhöhten Pflanzenschutz erhalten. In diesen Gebieten würde nach bayerischem Muster jedwedes Pflanzenwegnehmen unbedingt verboten sein. Anzustreben wäre dann, daß diese Bezirke nach Aufbringung entsprechender Mittel später als Naturschutzgebiete erklärt würden. Als solche kommen bei uns in Betracht: Ein Alpengebiet im Flußgebiete der Traun, am besten ein solches aus früherem kaiserlichen oder erzherzoglichen Besitz; ein Hochwald mit einem kleinen See im Flußgebiet der Traun (Hinterer Langbathsee, Laudachsee oder ein ähnlicher).

In Steiermark sind bereits durch Professor Dr. Lämmermayr Bestrebungen im Gang, das Radmer-Gebiet zum Naturschutzpark zu bestimmen.

Auf jeden Fall müßten die Ufer des Almsees nicht nur wegen der Pflanzen, sondern auch wegen der dort noch vorkommenden seltenen Wasservögel unberührt bleiben.

Der letzte Überrest der Welserheide zwischen Wels und Marchtrenk, dann ein Teil des Ibmermooses, ein Augebiet an der Donau (Spielberg oder das Ofenwasser oberhalb Wilhering) und ein Hochmoor im Mühlviertel müßten unbedingt in ihrer Ursprünglichkeit so weit als möglich bewahrt werden. Nach Lenk (1914) ist als erster Naturschutzpark in Oberösterreich ein Buchenhochwald mit Unterwuchs im Kobernaußer Forst (Forstbezirk Hecken) im Ausmaße von 10·64 ha anzusehen, in welchem über Auftrag „des Herrn Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand jede Nutzung und Bewirtschaftung zu unterbleiben hat". Ob dieser Auftrag auch heute noch eingehalten wird, ist mir unbekannt.

Studiert könnten dann auch die für Oberösterreich eigentümlichen Pflanzengesellschaften oder Pflanzenformationen werden in dem in Errichtung befindlichen Alpengarten des Vereines für Naturkunde in Linz, der von diesem Gesichtspunkte aus angelegt wird und als wissenschaftlicher Versuchsgarten in Betracht kommen wird.

Schutz der Tierwelt.

Es würde nicht zu viel Mühe verursachen, die noch im Lande vorhandenen Horste, beziehungsweise Brutpaare von Adler- und Falkenarten, Eulen, Kolkraben usw. durch Fühlungnahme mit den entsprechenden Jagdeigentümern zu schützen. Ebenso wäre es möglich, einen Schutz für die bei uns noch vorhandenen Brutplätze von Wasservögeln aller Art, z. B. Reiherkolonien, durchzusetzen. Brutplätze von Wasservögeln sind in dem bereits genannten Ibmermoos, in den Donau-, Inn- und Traunauen, an einigen abseits gelegenen Alpen- und Voralpenseen und in den Hochmooren des Mühlviertels. Die Hasel-, Stein- und Schneehühner sind bei uns schon so selten geworden und beschränken sich oft nur mehr auf ganz kleine Standplätze, daß ihr Abschuß überhaupt verboten werden sollte. Dasselbe gilt auch vom Fischotter, für den in Bayern z. B. unbedingtes Schußverbot besteht. Für Marder, Fuchs und Dachs müßten zum mindesten Schonzeiten eingeführt werden. Um unsere Wildarten zu schützen, gibt es nur eine Möglichkeit, das ist vorerst die einmalige Ausdehnung der Jagdpacht auf 15 Jahre zum Erholen des Wildstandes und für später auf je zehn Jahre. Unter zehn Jahre dürfte überhaupt nicht herabgegangen werden.

Im besonderen wären gute Hirschstandplätze, in denen unbedingt geschont wird, in entsprechenden Entfernungen von einander zu errichten, um den drohenden Untergang dieses prächtigen Tieres zu verhindern. Daß die Hochwildjagd und der Almbetrieb einander nicht entgegenwirken, sondern sogar für einander nicht ungünstig sind, soll später einmal genau ausgeführt werden. Am leichtesten lassen sich noch Gemsschutzgebiete errichten.

Im einzelnen Falle wie z. B. bei der jetzt herrschenden Jagd nach dem so nützlichen Maulwurf, müßte stets von Fall zu Fall aufgetreten werden. Der Schutz ganzer Tiergruppen von Bezirken ist befriedigend nur durch Errichtung von Tierschutzgebieten zu lösen.

Auf dem Gebiete des Tierschutzes möge heute für unser Wild eingetreten werden, vorerst aber ja nicht von Jagdkreisen, denn diese finden heute in der Allgemeinheit wenig Glauben, sondern die neutrale Stelle der Fachgruppe für Naturschutz müßte als Warner auftreten. Leider wurde für die Erhaltung des Maulwurfes bisher nicht genügend eingetreten. Der in den kommenden Jahren auftretende Engerlingschaden wird uns alle, nicht nur die Bauern, sondern auch die Verbraucher bitter über die Kurzsichtigkeit unserer Tage belehren. Um diese vielen hier kurz gestreiften Aufgaben nur annähernd einer befriedigenden Lösung zuführen zu können, bedarf es nicht nur der Wiederbelebung der Fachgruppe für Naturschutz des Vereines für Heimatschutz, sondern auch eines opferwilligen Mannes, der seine ganze Zeit diesem schönen Gedanken des Naturschutzes opfert. Die naturwissenschaftlichen Vereine, Jagdschutzvereine, Alpenvereine, Verschönerungsvereine und auch die Tierschutzvereine müßten dazu gebracht werden, den Naturschutzgedanken, so weit sie ihn nicht schon vertreten, in ihr Arbeitsfeld aufzunehmen, oder aber mehr als bisher zu betonen. Mittel und Wege dazu müßte die Fachgruppe für Naturschutz weisen. Die Tierschutzvereine sind heute in Deutschland zum großen Teile keine reinen Humanitätsvereine mehr, sondern haben ihr Arbeitsfeld auch auf die Schutzbestrebungen der heimischen Tierwelt, auch sogenannter schädlicher Tiere, ausgedehnt.

Der erste Teil der planmäßigen Arbeit der Fachgruppe für Naturschutz müßte die Buchung alles dessen sein, was geschützt werden soll. Mitarbeiter würde es dabei viele geben. Schwer wird aber jemand zu finden sein, der so viel Zeit übrig hat, dies zu organisieren und durchzuführen. Dazu bedarf es eines Mannes in den besten Jahren, der sich ganz dem Naturschutz in Oberösterreich widmen könnte, sonst bleibt alles nur Flickwerk und bringt höchstens die ganze Bewegung in Verruf.

Als Anhang möge ein Entwurf über die Aufgaben des Naturschutzes im allgemeinen angefügt sein.

Allgemeine Aufgaben des Naturschutzes.

1. Schutz geologischer Naturdenkmäler:
   a) Wissenschaftlich wertvolle geologische Aufschlüsse;
   b) besonders Gletscherspuren aus der Eiszeit (eratische Blöcke, Gletscherschliffe, Gletschertöpfe Endmoränen usw.);
   c) einzeln stehende Felsen;
   d) Höhlen;
   e) Klammen usw.
2. Pflanzenschutz:
   a) Schutz einzelner Stücke;
   b) Schutz gewisser Arten;
   c) Schutz der charakteristischen Pflanzengesellschaften oder Pflanzenformationen (nach Dr. Ginzberger).
3. Schutz der Tierwelt:
   a) Schutz einzelner Stücke oder Brutpaare und deren Brutplätze;
   b) Schutz von Brutplätzen (Brutkolonien), bzw. von Standplätzen;
   c) Schutz einzelner Arten;
   b) Schutz ganzer Tiergruppen von Bezirken, die für die Tierverbreitung charakteristisch sind.
4. Schutz der landschaftlichen Natur im allgemeinen.

Linz. Dr. Th. Kerschner.

Heimat und Volkstum.

Das Streben nach besseren Daseinsbedingungen ist in den verflossenen Jahren in allen Kreisen begreiflicherweise recht lebhaft geworden. Ein Neuaufbau soll und muß erfolgen. Darüber sind sich alle klar. Die Meinungen geraten aber sofort in heftigen Widerstreit, wenn die Grundlagen dieses Baues erörtert werden. Jeder glaubt, das Alleinheilmittel gegen die Schäden unserer Zeit gefunden zu haben. Es gehört gerade nicht zu den

angenehmsten Aufgaben, das Für und Wider über sich ergehen zu lassen.

Dem, der fernab vom Lärm der „öffentlichen" Meinung steht, bereitet es dagegen Freude, auf einige Stunden sich in den Gedankenkreis eines Mannes zu versenken, der nicht mit einem fertigen Programm hervortritt, sondern mit eindringlichen Worten auf den festen Boden hinweist, in den die Bausteine unseres künftigen Hauses gelegt werden sollen. Der bekannte steirische Heimatschriftsteller Viktor Geramb will mit seinem Büchlein „Von Volkstum und Heimat" (Graz 1919) „mithelfen, Selbstbesinnung, Trost und Aufmunterung zu bringen in unseren schweren Tagen. Es ist an alle deutschen Volksgenossen, namentlich aber an meine Landsleute gerichtet. Sein Grundgedanke ist der, die „nationale Bewegung" von bloßer Parteipolitik zu befreien und sie zu beseelen mit den Ideen vom Volkstum als Ganzem und von der Heimat. Alle Deutschen, wes Standes und welcher Welt- und Parteianschauung sie immer sein mögen, will er brüderlich und mit Liebe zusammenrufen zur heiligen Arbeit am Neubau."

Unbeirrt von links und rechts zeigt Geramb auf, wie der Heimatgedanke die Politik zu beeinflussen hat. Seine Forderung lautet: „Gebt dem Staate, was des Staates ist, aber gebt auch der Heimat, was der Heimat ist!" Nicht Auflösung der Einigkeit, aber auch nicht Auffaugung der besten Kräfte durch die eine Stadt. Das deutsche Volkstum soll in allen Gliedern die notwendige Pflege erhalten. Daher das Losungswort: „Zurück zur Heimat, los von dem undeutschen Stadt-Staatsgedanken!"

Um dies durchzuführen, ist es dringend notwendig, der Heimat auch an Menschen zu geben, was der Heimat ist. „Seit Jahrzehnten füttern wir nicht nur Land-, sondern auch Volksfremde in unserer Heimat groß und haben von ihnen nichts als ein ewiges Nörgeln und Bespötteln unserer Eigenarten geerntet." Geramb zeigt dies an Beispielen in der Steiermark, er meint aber nicht mit Unrecht, daß es auch im übrigen Süddeutschland seine Geltung haben werde. Er stellt daher die Forderung auf, die in jedem deutschen Gau gilt: „Decke deinen Bedarf an Menschenkraft erst mit dem Besten, was du im Lande hast!"

Was von dem heimatlichen Menschenvorrat gilt, das gilt nicht minder von den Sachgütern der Heimat. Einstmals war ein bescheidener, aber ausreichender Wohlstand über eine zufriedene und erbeingesessene Einwohnerschaft des ganzen Landes annähernd gleichmäßig verteilt. Heute staut sich in wenigen Sammelstätten eine mit Gott und der Welt unzufriedene, der Heimat mehr und mehr entfremdete Masse, die in freudloser Sklavenfron die Säcke sehr weniger, meist oder doch vielfach land- und volksfremder Menschen füllt und dabei körperlich und seelisch verelendet.

Scharfe Worte findet Geramb gegen die sittliche Verelendung, wie sie sich überall breit macht. Er tritt mit Goethe ein für die gute sittliche Kraft, die zum Teil im heimischen Landvolk noch erhalten und imstande ist, uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Seine Sittenreform kleidet er in die schlichten Worte: „Vermeidet auf sittlichem Gebiete all das, was der Heimat fremd ist und laßt nur das gelten, was ins gute deutsche Heimatwesen hineinstimmt". Die guten, alten Sitten und Bräuche sollen im Lande wieder belebt werden. Brot und Spiele will man auch heute noch wie in den Tagen des alten Rom. Aber diese Spiele sollen nicht „Lichtspiele" sein. Neue Wege sind auch hier einzuschlagen, aber Wege, die zurückführen zu den unerschöpflichen Schätzen der Heimat, die wieder anknüpfen an die guten und schönen Volksspiele, Sitten und Bräuche.

Die kurzen Ausführungen Gerambs über das religiöse Leben der Heimat sind sehr zeitgemäß und lassen sich in den Satz zusammendrängen: Die Kirchenkultur war immer dann am schönsten, wenn sie sich dem bodenständigen Wesen vermählte.

„Wissen ist Macht," „erziehender Unterricht" und andere Schlagworte der bloßen Verstandesbildung hören wir nur noch wie einen ersterbenden Klang aus der Ferne. Vielleicht aber haben wir selbst diese Gedankenwelt, in der wir aufgewachsen sind, noch nicht völlig abgestreift. Dem gegenüber betont Geramb: „Wir brauchen heute dringender als je neben der Wissens- vor allem eine mit aller Sorgfalt, Liebe, ja

Inständigkeit gepflegte Herzensbildung des Volkes!" Da nun das gesamte Volk gerade in seiner aufnahmefähigsten Zeit durch die Schule geht, so kommt außer anderen Einrichtungen gerade auch ihr die gewiß nicht leichte Aufgabe zu, die Zukunft unseres Volkstums vor Verödung zu bewahren.

Mit Abänderung der Lehrpläne allein ist der Sache nicht gedient. Schon anderswo wies ich darauf hin.[1] Die Reform muß zunächst bei der Lehrerbildung einsetzen. Der Unterricht an der Bildungsstätte für Lehrer muß auf eine heimat- und volkskundliche Grundlage gestellt werden. Und nicht bloß das. Es muß auch Unterricht in der Heimat- und Volkskunde selbst erteilt werden. Solange das nicht geschieht, werden die Forderungen nach Neueinstellung der Unterrichtsweise für die Mehrzahl tote Worte bleiben. Riehls Satz: „Die Volkskenntnis sollte aller Staatsweisheit Anfang sein!" gilt auch für die Schulweisheit. Gründliche Einführung in die Volkskenntnis ist mehr als bisher dem angehenden Lehrer zu bieten. Geramb kleidet den Gedanken in die Worte: „Es bedarf auch hier zumindest eines recht bedeutenden Schrittes, nämlich eines starken Ein- und Ausbaues der Volkskunde, Volkspädagogik und Heimatpflege in der Lehrervorbildung." Vor aller von oben ausgehenden Reform ist Steiermark bereits zur Tat übergegangen durch Veranstaltung eines volkskundlichen und volkspädagogischen Lehrerferialkurses in St. Martin bei Graz. Freilich bestand hiefür schon eine Grundlage in dem zielbewußt wirkenden „Verein für bäuerliche Jugendbildung", dem es gelungen ist, die Aufnahme der genannten Gegenstände in den Lehrplan der Lehrerbildungsanstalten Steiermarks durchzusetzen.

Eine Neugestaltung der Unterrichtsweise in den Volks- und Bürgerschulen fordert auch der vor einigen Monaten vom Staatsamte für Unterricht herausgegebene Erlaß über heimatlichen Sachunterricht.[2]

Gründliche Kenntnis der Heimat steht im Mittelpunkte des Unterrichtes auf der Unterstufe und bildet die Grundlage der „richtigen Erfassung des räumlich und inhaltlich Fernen" auf den mittleren und höheren Stufen. Jede Schule braucht eine eigene „Heimatkunde" (das Wort im weitesten Sinne gefaßt) oder eine Ortskunde. Sie ist nach unterrichtlichen Gesichtspunkten anzulegen. Denn der im Unterricht zu behandelnde Lehrstoff muß nach den Grundsätzen der Bodenständigkeit zusammengestellt und nach Unterrichtsstufen geordnet werden.

Die Unterrichtsbehörde fordert daher „eine gründliche Erforschung der Heimat nach naturkundlichen, geographischen, volkskundlichen, kunstgeschichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten". Und dies soll der einzelne Lehrer leisten können? Der Verfasser des Erlasses fühlte auch, daß einer solchen Forderung nicht oder nur sehr unvollkommen entsprochen werden könnte. Daher weist er auch einen Weg, dieses Ziel zu erreichen. Er „empfiehlt", in den einzelnen Schulbezirken eigene Arbeitsgemeinschaften für Heimatkunde zu bilden und Fachleute auf dem Gebiete der Heimatforschung zu den Beratungen und wohl auch zur Mitarbeit heranzuziehen.

Die Anregungen des Erlasses führt näher aus die Schrift von Josef Blau „Heimat und Volkstum", Gedanken und Vorschläge zur Erneuerung unseres Schulwesens.[3] Blau kommt bei Besprechung der neuen Lehrpläne für Böhmen zu dem gleichen Ergebnis, daß zunächst eine entsprechende Vor- und Fortbildung der Lehrerschaft erfolgen müsse, wenn die Durchführung der auf heimatkundliche Grundlage gestellten Unterrichtsweise glücken soll. Er schreibt: „Kann der von Not gehetzte arme Tropf plötzlich zu einem Kenner der Mundart, zu einem überquellenden Born der heimischen Sage, zu einem geweihten Bewahrer von altersher geraunter Volksmäre, zu einem Wisser und Deuter des alten Wort- und Namengutes, zu einer fließenden Quelle der alten Volksüberlieferung, zu einem tiefen Kenner der erd- und menschengeschichtlichen Vergangenheit seines jeweiligen Dienstortes bis ins einzelne werden?"

Da der einzelne auf dem Gebiete der

[1] Vgl. die „Heimatkundliche Beilage der Kathol. Schulblätter", Linz, Jg. 1919 20, S. 1 ff.
[2] Vgl. Heimatgaue, S. 69 f.
[3] Nr. 88 der Beihefte zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule", Verlag Haase in Prag 1919, 53 S.

Heimatforschung doch immer nur Stückwerk leisten kann, fordert Blau mit Recht gemeinsame Arbeit aller beteiligten Kreise und die Mitarbeit der Fachleute aller Schulgattungen. Zu diesem Zwecke fordert er die Bildung eines „Landesbeirates für Heimat-Erkundung", dem die Bezirks- und Ortsräte (in Städten) für heimatkundliche Arbeit zu unterstehen hätten. Aus dem reichen Aufgabenkreise, der diesem Landesbeirate von Blau zugewiesen wird, hebe ich nur einzelne Punkte heraus: 1. Die Veranlassung einer planmäßigen Forschung auf dem Gesamtgebiete der Landeskunde. Die Ergebnisse sind als „Forschungen zur Heimatkunde" zu veröffentlichen. Ich denke an Beihefte der „Heimatgaue". 2. Die Herausgabe einer Bücherkunde der heimatlichen Forschung. 3. Die Pflege der Lehrerfortbildung in heimatkundlicher Richtung durch Kurse an einer zu schaffenden Lehrerakademie und durch Wandervorträge. 4. Die Errichtung eines Schulmuseums, verbunden mit einer schulwissenschaftlichen Landesbücherei.[1]

Will man ernstlich derartige Aufgaben durchführen, so genügen die Mittel einzelner oder die der heimatlichen Vereinigungen in keiner Weise. Daher darf gerade bei diesem Anlasse die Forderung erhoben werden: Der Staat oder das Land unterstütze endlich aus öffentlichen Mitteln die Forschung! Wie wenig ist bisher geschehen! Ich brauche nur zu erinnern an die beschämende Tatsache, daß unser heimischer Topograph Johann Lamprecht seine „Große Matrikel des Landes ob der Enns mit urkundlichem Nachweis sämtlicher Ortsnamen von Oberösterreich" niemals veröffentlichen konnte, ja daß es noch besonderer Anstrengungen bedurfte, um diese Arbeit eines Jahrzehntes dem Heimatlande zu erhalten.[2]

Forschungen und Arbeiten, die ihrer Art nach einen großen Leserkreis nicht finden werden, können ohne Unterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht geschaffen und herausgegeben werden. Und doch ist ihr Erscheinen die notwendige Vorbedingung für die Ausgestaltung eines auf sicherem Boden stehenden heimatlichen Sachunterrichtes.

[1] Vgl. hiezu meine Ausführungen in der „Heimatkundlichen Beilage der Katholischen Schulblätter", Jahrgang 1919/20, S. 1 ff.

[2] Im Landesarchive Linz.

Wir dürfen doch nicht annehmen, daß der Erlaß des Unterrichts-Staatsamtes der Pfuscherei Vorschub leisten, die Oberflächlichkeit großziehen und damit der Unwahrheit Eingang in den Unterricht verschaffen will. Daß tatsächlich derartige Gefahren bestehen, wird kein Vernünftiger leugnen wollen. Ich will nur hinweisen auf den Unfug, der in früherer Zeit mit den Erklärungen der Ortsnamen getrieben wurde, sowohl in Schriften als auch im Unterrichte. Niemand wird verkennen, daß die Vorbedingung für eine sachgemäße Behandlung der Ortsnamen im heimatlichen Unterrichte ein wissenschaftlich einwandfreies Ortsnamenbuch Oberösterreichs ist. Erst wenn dieses und manch andere Arbeiten unter Heranziehung öffentlicher Mittel entstanden sind, kann jeder einzelne Lehrer mit Sicherheit sein „Heimatbuch" für den Unterricht schreiben.

Die Schule muß der Heimat und dem Volkstume nahe gebracht werden. Die „Dorfschule" soll nicht etwa wie bisher der „Abklatsch eines städtischen Systems" sein. Sie muß zu einer wirklichen Heimatschule umgestaltet und ein Glied einer umfassenden Heimatpflege werden. In diesem Sinne hat Blau in seine Schrift auch eine knappe Darstellung des Wirkens des „Deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege" aufgenommen. Nur wenigen Leuten in Österreich sind die Bestrebungen dieses Vereines geläufig, die abzielen auf eine Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände durch Organisierung der Gemeindepflege, der Pflege des ländlichen Geistes- und Gemütslebens, der inneren Besiedelung und der Heimatpflege im allgemeinen. Möge der Aufruf Blaus nicht vergebens sein. Ganz brach liegt dieses Gebiet wohl auch bei uns nicht. Jugendfürsorge, Hauskrankenpflege, Tuberkulosenfürsorge wurden auch bei uns betrieben und sind in aufsteigender Entwicklung begriffen. So wird die Jugendfürsorge durch die Schaffung von Landesjugendämtern in Wien, Graz, Linz und Salzburg feste Stützpunkte erhalten. Die Jugendämter sollten aber der Unterbau werden für die Einführung der ländlichen Heimat- und Wohlfahrtspflege in Österreich. Denn es ist verfehlt, immer nur ein Teilgebiet der allgemeinen Fürsorge allein pflegen zu

wollen. Die Forderungen, die Hösle in seinem Büchlein „Die Schulpflegerin" (Leipzig 1917) hinsichtlich des Betätigungsgebietes der Fürsorgerinnen und ihrer Ausbildung aufgestellt hat, müssen auch bei uns erfüllt werden: Aus der Säuglingsfürsorgerin muß die Jugendfürsorgerin und schließlich die Volkspflegerin werden. Man wird sie dazu befähigen, wenn man mehr als bisher auf ihre entsprechende Ausbildung Bedacht nimmt, wenn man der für die Erziehung der Kinder vorgebildeten Lehrerin die Möglichkeit gibt, sich die fachliche Ausbildung einer Fürsorgerin und noch besser die einer Volkspflegerin zu erwerben.

Ferner widerspricht es der Idee einer zusammenfassenden Heimat- und Wohlfahrtspflege und ihrer praktischen Durchführung auf dem Lande, diese Bestrebungen in einzelne Zweige zerreißen zu wollen. Alle fortschrittlichen Organisationen weisen solche Ansinnen weit von sich, in Wien und Niederösterreich nicht minder wie in Deutschland. So fordert zum Beispiel das jüngste Fürsorge-Erziehungsgesetz in Württemberg[1] ausdrücklich die Vereinheitlichung der gesamten Jugendfürsorge in den Jugendämtern. „Neben den Aufgaben, die bisher verschiedenen Behörden übertragen waren und nun im Jugendamt in eine Hand gelegt werden sollen, wie den Geschäften des Gemeindewaisenrates, der Aufsicht über die Kost- und Pflegekinder, der Berufsvormundschaft, der Mitwirkung bei der Vorbereitung und Durchführung der Fürsorgeerziehung, soll ihre Tätigkeit allgemein die Schaffung und Förderung von Einrichtungen des Mutterschutzes, der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, die Fürsorge für die Schulkinder außerhalb des Unterrichtes und die Unterstützung der Jugendpflege umfassen. Die Jugendämter sind als Einrichtungen der Selbstverwaltungskörper gedacht." In diesem Sinne möge es auch dem oberösterreichischen Landesjugendamt gegönnt sein, als zukünftiger Mittelpunkt der Heimat- und Wohlfahrtspflege in unserem Heimatlande Großes zu schaffen.

Linz. Dr. Franz Berger.

[1] Vgl. Amtliche Nachrichten des österreichischen Staatsamtes für soziale Verwaltung, I. Jg., S. 795.

Weihnachtsgebräuche.

Einen so eigenen Zauber wie Weihnachten übt kein zweites Fest im Kreislauf des Jahres. Goldenes Kinderjauchzen tönt hinein, die eigene Jugend wird lebendig, ein sonniges Leuchten vermag da auch in das trübseligste Werkeltagsleben zu dringen.

Die Zeit der Wintersonnenwende, das lustige Hineinwirbeln der Schneeflocken in das Sterben der Natur, die langen Winterabende, die nun doch wieder im ewigen Kampf mit der Sonne — zunächst freilich nur um einen Hahnenschritt abnehmen, all das zusammen macht den Dezember zu einer bedeutsamen Übergangszeit vom alten Arbeitsjahr zum neuen, an die eine Fülle von Bauernregeln knüpft.

Dabei hat sich verschollenes Urvätererbe aus vorchristlicher Zeit in manchem Brauch erhalten und umrankt und begleitet den religiösen Gehalt des christlichen Festes, aus dem die ganze Inbrunst und Tiefe einer glaubensfrohen und andachtsglücklichen Weltanschauung spricht. Der Zusammenschluß der Hausgenossen wird durch Weihnachtssitte und -brauch enger, der deutschen Gemütsinnigkeit ist Weihnachten das Familienfest geworden.[1]

Dem Forscher, der aus der Fülle der Erscheinungen Entwicklung und Zusammenhang ergründen, die Volksseele verstehen will, und dem Heimatfreunde, der retten und wahren möchte, was an wirklichen Werten in Sitte und Brauch schlummert und nicht ein unwiderrufliches Opfer der Zeit ist, muß eine genaue Kenntnis der Weihnachtsgebräuche, ihrer Eigenart und Ausbreitung den Ausgangspunkt aller Betrachtungen und Folgerungen bilden.

Was bisher bei uns an Sammelarbeit veröffentlicht wurde, kann nur als Baustein und Vorbereitung zu einer großzügigen Sammlung gelten und soll im folgenden im wesentlichen zusammengefaßt werden.

Überblick.

Sitte und Brauch: Pritz F. X., Überbleibsel aus dem hohen Alterthume im Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns. 2. Auflage, Linz 1854, S. 41 f, 60 ff. (Die Vergleiche sind nur mit Vorsicht zu benützen.) — Vernaleken Th., Mythen und Bräuche des Volkes in

Österreich, Wien 1859, S. 291, 344 f und sonst. — Baumgarten A., Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Jb. Kremsmünster 1860. — Baumgarten A., Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. 22. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1862, S. 54, 55; 24 Bericht. Linz 1864, S. 114 ff. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Oberösterreich und Salzburg. Wien 1889, S. 128 ff, 140 f, 158 ff. — Holzinger F., Weihnachtsgebräuche im Salzkammergut. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 15. Band, 1884, S. 439 ff. — Zehden C., Schamanismen aus Oberösterreich. Mitteilungen der Geogr. Ges. in Wien. 28. Band, 1885, S. 488 f, 497 f. — Lostage und Bauernregeln. Heimat. Schärding, Jg. 1910, S. 177 ff. — Wiesinger Fr., Volksbräuche und Aberglaube an bestimmten Tagen des Jahres. Ebenda, Jg. 1911, S. 177 ff. — Helmbrecht, Volksleben im Innviertel. Braunauer Heimatkunde, 6. Heft, S. 86 f. Vgl. auch 2. Heft, S. 104; 12. Heft, S. 58, 61 f. — Winkler J., Das Jahr und seine Tage. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 55, 61, 64 f, 93. — Oller A., „Der obere Mühlviertler", Ebenda, 2. Bändchen, S. 83 ff. — Rippstein A., Volksbräuche in der Weihnachtszeit. Beilage zum „Rieder Wochenblatt", 18. 12. 1906, Nr. 51; Beilage zur „Neuen Warte am Inn", 21. 12. 1907, Nr. 51, S. 1. — Weihnachtssprichwörter: „Rieder Wochenblatt", 27. 12. 1882; 5. 1. 1891, S. 4. — Linzer „Tages-Post", 30. 12. 1883 (Volksbräuche); 24. 12. 1884 (Weihnachten); 9. 1. 1902, S. 5 (Zum gestrigen Valentin-Tage); 6. 1. 1906, S. 1 (Benedict L., Der Stern zu Bethlehem). — „Linzer Volksblatt": 30. 12. 1893, S. 4 (Weihnachtsbräuche); 25. 12. 1906, S. 11 (Bunte Bilder); 25. 12. 1909, S. 6 (Die Rauhnächte). Dazu vgl. man auch Schmellers Bayerisches Wörterbuch bei den in Betracht kommenden Ausdrücken.

Barbara: „Neue Warte am Inn", 3. 12. 1892, Nr. 49, S. 5. — Linzer „Tages-Post", 4. 12. 1909, S. 3.

Nikolaus: Schnell E., Sankt Nikolaus. Brünn 1884, 2. Heft, S. 39. — Zeller G., Der Nikolausabend am Abersee. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 11. Jg., S. 334 f. — Holzinger F., St. Nikolaus. Heimat. Schärding. Jg. 1910, S. 180 ff. — „Neue Warte am Inn", 5. 12. 1903, S. 1. — Linzer „Tages-Post", 11. 12. 1901, S. 4; 6. 12. 1904, S. 5; Unterhaltungsbeilage, 1908, Nr. 49 (Pachinger A. M., Der h. Nikolaus).

Thomasnacht: „Linzer Volksblatt" 21. 12. 1869; 22. 12. 1907, S. 6. — Linzer „Tages-Post" 21. 12. 1901, S. 4. — „Neue Warte am Inn", 20. 12. 1902, S. 2; 17. 12. 1904, S. 2.

Fastweihnachtstag, Mettennacht: Linzer „Tages-Post", 25. 12. 1901, S. 3; 25. 12. 1902, S. 6; 24. 12. 1903, S. 4 f (Das goldene Rößl); 25. 12. 1904, S. 6; Unterhaltungsbeilage, 1906, Nr. 52 (Die Mispel); 1907, Nr. 51 (Pachinger A. M., Weihnachten); 1909, Nr. 52 (Kronfeld E. M., Die Geschichte des Weihnachtsbaumes in Österreich). — „Linzer Volksblatt", 25. 12. 1909, S. 6; 25. 12. 1910, S. 1 (Poeschl J., Das goldene Rößl). — Vgl. auch Hötzmannseder J., Wia za dan kloan Franzl's golda Rößl's letzmal kema is. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 2. Bdch, S. 61 ff. — Eferdinger Heimatkunde, 2. Heft, S. 1 f (Das Kreisstehen). — Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1910, S. 83 (Das Kreisstehen.)

Weihnachtsgebäck: Höfler M., Weihnachtsgebäcke. Wien 1905. Ergänzungsheft der Zeitschrift für österreichische Volkskunde. — Höfler M., St. Nikolausgebäck in Deutschland. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 12. Jahrgang, S. 88, 199.

Stephanstag: „Linzer Volksblatt" 30. 12. 1911, Tagesneuigkeiten (Feldkirchen).

Silvesternacht und Neujahr: „Warte, am Inn", 2. 1. 1886, Nr. 1, S. 3; 28. 12. 1901, S. 2 f. (Trandt W., Silvestergebräuche). — Linzer „Tages-Post", 1. 1. 1905, S. 4, 6; Unterhaltungsbeilage, 1905, Nr. 53 (Burg A., Silvesterfeier). — „Linzer Volksblatt", 1. 1. 1910, S. 5.

Faiste Rauhnacht, Dreikönig, Glöckeln, Sternsingen: „Linzer Volksblatt", 7. 1. 1869 (Pailler, Die heiligen drei Könige); 8. 1. 1910, S. 4; 8. 1. 1911, S. 4. — Linzer „Tages-Post", 6. 1. 1899, S. 7; 9. 1. 1902, S. 5; 8. 1. 1904, S. 4; 1. 1. 1905, S. 4; 10. 1. 1905, S. 5; 10. 1. 1906, S. 5; 8. 1. 1907; 8. 1. 1909, S. 5; 8. 1. 1911, S. 7; 7. 1. 1916, S. 4. — „Neue Warte am Inn", 6. 1. 1906, S. 2. Braunauer Heimatkunde, 1 Heft, S. 110 ff. (Halterfegen). — Kegele L., Das Salzkammergut. Wien 1898, S. 40 ff.[3]

Zum Weihnachtskreis gehören auch schon die Adventgebräuche, also der ganze Christmond. Mit seinem Eintritt klingt das Erntejahr aus. Das alte Sprüchlein über den 25. November lebt noch im Volksmund:

Kathrein
Stellt Tänz und Pflüeg ein.[3]

Einige Gebräuche der eigentlichen Weihnachtszeit, wie Umzüge und Zukunftserkundung sind vielfach auch in die Adventzeit vorgerückt. Aus dem Innviertel wird das Adventblasen, das einstige Umherziehen der Türmer und Spielleute berichtet.[4] Auch gewisse Speisefolgen

[1] Zur Einführung vgl.: Meyer A., Das Weihnachtsfest, seine Entstehung und Entwicklung. Tübingen 1913. — Rietschel G., Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben. Sammlung illustrierter Monographien, hsg. von Zobeltitz, Bd. 5. — Sartori P., Sitte und Brauch. Leipzig 1914. 3. Teil, S. 10 ff, Literaturverzeichnis: S. 278 ff.

[2] Die Zeitungsbemerkungen sind nicht immer wesentlich und vielfach voneinander abhängig, aber doch für den Zusammenhang wichtig. Lückenlosigkeit ist vorläufig noch ausgeschlossen. Die Zusammenstellung, die ich heute zu bieten vermag, wurde mir durch das arbeitsfrohe Mitwirken heimattreuer Helferinnen ermöglicht, denen ich dafür herzlichen Heimatdank entbiete.

[3] Ohlsdorf, Hildprechting, Bundorf, Reutal, Rutzenmoos und Umgebung; mitgeteilt von Frl. Hilda Rohrhofer (Urfahr).

[4] Rieder Heimatkunde. Kleine Ausgabe. 8. Heft, S. 6.

sind altüblich. Der Ausdruck Bratwürstlsonntag für den ersten Adventsonntag ist nicht schwer zu deuten.

Ein verbreiteter, auch in die Großstadt gedrungener Brauch knüpft als Vorläufer der vielen Zukunftsdeutungen an die Barbarazweige. Zweige — mit Vorliebe vom Kirschbaum — werden am Barbaratag (4. 12.) im Zimmer in Wasser gesetzt; blühen sie bis Weihnachten auf, so kündet dies Glück.

Heidnisches Erbe aus altersgrauer Frühzeit und christliche Sitte fließen in den Nikolausbräuchen zusammen, die vorwiegend den Vorabend des Nikolaustages erfüllen. Es finden Umzüge statt. Die Pelzvermummung, die Maske der Teilnehmer und allerlei Lärmgerät wie Glocken deuten auf die Herkunft von alten Lärmumzügen zur Verscheuchung böser Geister. Manch Einzelzug weist auch auf den Zusammenhang mit der Vorstellung vom wilden Gjaid.

Der Abend des 5. Dezember oder der Morgen des Nikolaustages selbst ist aber vor allem ein Fest der Kinder, das ihnen eine geheimnisvolle Bescherung bringt.

Dabei gibt es eine doppelte Überlieferung: Der gabenspendende Nikolaus und seine Vertreter bleiben unsichtbar. Teller oder Schuhe werden vor die Tür oder ins Fenster gestellt, in sie wird dann unter Schellengeläut oder ganz heimlich eingelegt. Für das Rößlein oder Eselein des Heiligen wird Stroh gestreut. Die Gaben sind zumeist lecker: Äpfel, Nüsse, Backwerk, Gebildbrote, Nikolaus und seine Begleiter, bisweilen auch Hirsche und sonstige Figuren darstellend, ferner der harmlose Bruder des Kinderschrecks, der Zwetschkenkrampus. Doch fehlt auch die warnende Rute nicht. Dieser Art der Bescherung steht das Erscheinen der Nikolausschar in Haus und Stube gegenüber. Die Umzüge erweitern sich zum Volksschauspiel, dem auch die kleinen Verslein, die die Kinder an Nikolaus richten, zusteuern. Denn Brennpunkt der Spiele bildet das Ausfragen der Kleinen nach Katechismus und Schulwissen, woran sich die Belohnung der Braven, die Strafandrohung an die Schlimmen schließt. Auch die Erwachsenen bekommen leicht etwas ab.

Nikolaus tritt gewöhnlich im weißen Kleide, mit Bischofsmütze und Stab auf. Als Anwalt der Kinder stehen ihm ein oder zwei Engel zur Seite, bisweilen ist es auch die Nikolaus- oder Budelfrau. Mag auch Nikolaus an die Stelle einer heidnischen Gestalt getreten sein, die lebendige Vorstellung des milden Kinderfreundes ist christlich. Seine Begleiter aber sind zum Großteil vorchristliche Gesellen. Alter Überlieferung gehört Knecht Ruprecht an. Besonders landläufig ist der Krampus (Grampus, Grampas) mit Hörnern und Kette, der bisweilen zum Teufel wird. Er ist ein ebenso arger Kinderschreck wie der böse Klaubauf, der die schlimmen Kleinen im Rückenkorb mitzunehmen droht. Die Haber- oder Plädergeiß, ein von zwei Burschen aus Leintuch und Stock gebildetes Ungeheuer, wird vom Geißweiberl mitgeführt. Der Leutfresser mit Tierkopf und manch sonstige ernste oder heitere Mummengestalt schließt sich an. Wie auch bei den folgenden Rauhnachtumzügen ist schwer zu sagen, was auf alte Dämonenabwehr zurückgeht und was die Freude am Mummenscherz hinzutat und änderte. Der beabsichtigte erzieherische Einschlag ist erst christlich.

Die eigentlichen, von den Umzügen sich loslösenden Nikolausspiele übten eine große Anziehungskraft auf Stoffe aus, die der Nikolausfeier selbst ferner stehen, aber in die Adventstimmung passen, so fügt sich das Spiel von der Versuchung der Schäferin, vom verlorenen Schäflein und das Streitgespräch zwischen Tod und Sünder ein. Daß Nikolaus auch ins heimische Puppenspiel eingedrungen ist, zeigt das Steyrer Kripperl.[1]

Besonders ausgestaltet hat sich die Nikolausfeier dort, wo Nikolaus Kirchenheiliger ist. Die Gabenfreude führt zur Entwicklung des Nikolausmarktes, der im jüngeren Weihnachtsmarkt ein Seiten- und Gegenstück findet. Überhaupt ist vom Nikolauskreis, den „kleinen Weihnachten" mancherlei auf Weihnachten selbst übergegangen.

An die Rauhnächte mahnt die Besprengung der Häuser mit Weihwasser.

Umwoben vom Zauberschein des Geheimnisvollen sind die langen Nächte

[1] Geramb-Zack, Das Steyrer Kripperl. Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 25. Jahrgang, S. 24.

nach der Wintersonnenwende: die Zwölften, die Zeit zwischen dem Fastweihnachtstag und Dreikönig, vor allem die Rauhnächte (Rauchnächte), in denen unheimliche Gewalten Macht haben. Unter ihnen versteht man gewöhnlich die Thomasnacht (21./22.), die Mettennacht (24./25.), die Silvesternacht (31./1.) und die feiste Rauhnacht (5./6.).

Aus den Winterstürmen, die um diese Zeit über Berg und Tal, um Haus und Hof fegen, hört das Volk das Dahinbrausen eines Geisterheeres, der Totenseelen. Von der Mettennacht oder auch schon vom Martinstag an hat dieses „wilde Gjaid" Gewalt bis Dreikönig. Manche Volkssage, erzählt vom Gruseln seiner Begegnung. Daß nicht Wuotan, der verdrängte Heidengott, soweit er überhaupt als wilder Jäger und Anführer des Gjaides genannt wird, den Ausgangspunkt der Vorstellung bildet, zeigt der Umstand, daß Holzknechte drei Kreuze in Baumstrünke hacken: den armen Seelen, die den wilden Jäger geleiten, zur Rast.

Hexen, Teufel und alles Böse droht in den Rauhnächten — unter den Nachten — Verderben. Man darf von bösen Personen nichts ausleihen, sonst bekommen sie Macht über einen. Schlimmer Zauber findet leicht Eingang ins Haus. Man soll um diese Zeit im Freien haspeln, aber nur unter Dach nähen und weben, will man Unheil verhüten. Wird das Vieh vor Abend gefüttert, erhalten die Hexen Gewalt. Man sucht daher nach Gegenmitteln. Kuhlkraut (Thymian), Weidenkätzchen und einige Zweige vom Segenbaum werden ins Viehfutter gemengt, Lärmumzüge verscheuchen die bösen Geister. Räucherung — daher der Name Rauchnächte — hält sie vom Gehöfte fern.

In den Rauhnächten kommt das unverwüstliche Menschensehnen, die Rätsel der Zukunft zu lösen, absonderlich zum Durchbruch. Die dunkle Zukunft rückt menschlichem Erkennen näher, durch eine Reihe von Vorzeichen und durch das Losengehen[1] kann man sie erkunden. Wetter und Aussichten des Bauernjahres, Wohl und Wehe der Gemeinde, aber auch persönliche Schicksale kann man so erfragen. Starkes Anreimen der Bäume z. B. verrät ein gutes Mostjahr; sieht man in diesen Nächten durch ein Fenster, das unter einem Tram angebracht ist, erfährt man, was im nächsten Jahre geschieht. All diesen volkstümlichen Vorzeichen liegt dabei die Vorstellung zugrunde: Mag man auch das Kommende erfahren, wenden kann man es nicht!

Vorzeichen, überhaupt Rauhnachtsgebräuche durchkreuzen sich vielfach, manches ist von einem Tag auf andere übertragen, manches auch auf einen besonderen Tag beschränkt worden.

Die längste — die Thomasnacht — leitet die Rauhnächte ein. Eine Bauernregel, in der Thomas an die Stelle verblaßter mythischer Vorstellungen getreten ist, lautet:

Tomine mit dem Hammer
Treibt den Tag auseinan(d)er.

Die Abwehr des Bösen spielt eine große Rolle, ihr dient die Ausräucherung und Besprengung der Räume mit Weihwasser, aber auch Hörnerblasen. Am Palmsonntag geweihte Palmkätzchen kommen in das Viehfutter. Nach dem Gebetläuten kann man unter der Stalltür die Hexe aus dem Stall schießen, muß sich aber hüten, nach dieser Zeit im Freien zu verweilen, denn man läuft dann Gefahr, vom Tommerl aufgeschrieben zu werden. Dies würde Tod im nächsten Jahr bedeuten.

Reich ist die Nacht an Vorzeichen und Arten der Zukunftserforschung, nur wenig ist aber streng auf die Thomasnacht beschränkt. Es gibt zufällige Zeichen: Wenn ein siedender Topf weint, gibt es ein trauriges Jahr. Vorwiegend jedoch sind es bewußte Zukunftsfragen: Steht Wandern oder Bleiben bevor, kommt im nächsten Jahr der — die Liebste oder gilt es gar den bitteren Tod, dies ist immer wieder der Grundton in all dem Aberglauben.

Das Bleigießen, das Lichtleinschwimmen, und das Pantoffelwerfen rücklings über den Kopf sind allbekannt. Wiederholt aus unseren und fremden Gegenden überliefert ist die Bitte beim Schlafengehen an Thomas, den künftigen Herzgespons im Traum erscheinen zu lassen, ebenso verbreitet ist das Kirschbaumschütteln während des Aufsagens einer alten Reimformel, die Hundegebell als Zeichen baldiger Ehe verlangt.

[1] Losen: altdeutsch und mundartlich: horchen.

Schon am Nachmittag versucht man sich im Auszählen eines Spanbündels. Ist die Zahl gerade, hat man Wunschgewährung zu erwarten. Die zunächst durchwegs ernst genommenen Gebräuche sind übrigens häufig zu Spiel und Scherz geworden. Dazu neigt es, wenn Burschen in der Dämmerung Zaunstecken ausreißen, sie in die Stube bringen und aus ihrer Gestalt auf die Zukünftige schließen.[1] Beim Leiralosen horcht man in das Gefäß, in dem sich der Leira (Butterrahm) befindet und weissagt aus dem Leirasausen den Beruf des einstigen Gatten. Dessen Bild kann das Mädchen auch sehen, wenn es nach dem Abendläuten in ein klares Wasser sieht oder sich im Bett Linsat (Leinsamen) unter einem Sprüchlein an Thomas über den Kopf wirft.

Wie zu Martin die Martinsgans ihr Leben lassen muß, so geht am Thomastag der Sautod um, in manchen Gegenden findet das Saustechen nach der Rorate statt. In alter Zeit wurde das Störibrot, das Festbrot der Weihnachtszeit, in der Thomasnacht angerührt.

Durch die Bedeutung im religiösen Festkreis ist die Mettennacht, die den Fastweihnachtstag abschließt, auch im Volksbrauch die bedeutendste Rauhnacht, die Trägerin der verinnerlichten Weihnachtsfreude geworden.

Die Vorbedeutung erhält verstärktes Augenmerk, wieder bewegen Fragen nach Witterung und Fruchtbarkeit, nach Heirat und Tod die Gemüter. 12 Zwiebelblätter z. B. vertreten die 12 Monate, fließen sie durch Salzzugabe über, so künden sie dadurch Regenmonate. Ledige Personen tragen, ohne sich zu waschen, seit dem Thomastag einen Apfel bei sich und essen ihn am Christabend unter dem Scheunentor, dann kommt der künftige Lebensgefährte des Weges. Der eigene Schatten beim Lichtanzünden an der Wand oder beim Mettengehen — bisweilen auch sein Fehlen kündet Tod.

Daß in der Mettennacht ein Holzklotz in Brand gesetzt wird, ist wohl der Nachklang eines heiligen Feuers. In manchen Häusern wird ein am Lichtmeßtag geweihtes Licht angezündet, neben dem kein zweites brennen darf. Der Rest eines alten Windopfers ist das Auflegen von Mehl oder Teig im Freien, um sich vor Windschaden im neuen Jahr zu sichern, auch die dabei übliche Formel weist darauf:

Wind, da hast du das Dein,
Laß mir a das Mein!

In anderer Gestalt lebt dasselbe Windopfer weiter, wenn man bei stürmischem Herbstwetter den Hexen Mehl in den Wind streut.

Auf ähnlichen Vorstellungen fußt der Brauch, Störibrot ins Feuer zu werfen. Den Pflanzengeistern gelten ursprünglich die Speisereste, die zu Schutz von Feld und Flur vor Mißwachs unter Obstbäume oder sonst ins Freie gelegt werden.

An die Stelle der Dämonenabwehr durch Lärmumzüge ist das aus der Freude am Weihnachtsgeheimnis erwachsene Weihnachtsschießen getreten.[2]

Die Stallarbeit soll um 4 Uhr beendet sein, dann darf niemand mehr in den Stall; das Vieh wird erst wieder nach der Mette gefüttert, zuvor erhält es von der Bäuerin etwas Geweihtes, u. zw. 3 Palmmul, 1 Sträußl vom Segenbaum und ein Stück Störibrot. Fällt während des Fressens etwas vom Geweihten auf den Fußboden, auf dem das Vieh steht, so wird es gleich zusammengeputzt und verbrannt.[3]

Der Fastweihnachtstag ist ein strenger Fasttag, es wird aber das Störibrot gebacken und abends angeschnitten. Die Dirne gibt dem Herzerwählten den Laib, er muß das Scherzl herunterschneiden.[4] Das Störibrot schimmelt nicht. Wer neun- oder zwölferlei Störibrot ißt, bleibt oder wird stark. Auch Krapfen und Kletzenbrot gehören zum Weihnachtsgebäck.

Der Heiligkeit der Nacht steht die Beschwörung des Teufels durch Kreisstehen gegenüber. Der Beschwörer darf sich durch 9 (3) Tage nicht waschen, weder das Kreuz machen und Weihwasser nehmen, noch beten. Er findet sich mit einer schwarzen Henne als Teufelsgabe oder einem Beschwörungsbuch ein. Der Ort selbst muß absonderlich sein: Die

[1] Zaustecka growin, überliefert im Bachhansenhäusl in Gadering, mitgeteilt von L. Z. Wilhelm Priller (Linz).

[2] Vgl. Heimatgaue, S. 76; Lied VI, Str. 1.

[3] Hohenzell bei Ried i. J.; mitgeteilt von L. Z. Wilhelm Priller (Linz).

[4] Ohlsdorf, Hildprechting, Bundorf, Neutal, Nutzenmoos und Umgebung; mitgeteilt von Frl. Hilda Rohrhofer (Urfahr).

Kreuzung zweier Wege, auf denen die Toten in verschiedene Pfarren getragen werden, oder die Stelle, an der drei Herrschaftsgründe aneinanderstoßen. Mit geweihter Kreide oder mit einem einjährigen Haselstaudentrieb, einer einjährigen Weidengerte wird ein Kreis von 1 bis $1^1/_2$ Meter Umfang gezogen. Er muß geschlossen sein, sonst findet der Böse Eingang. Beim Zusammenläuten zur Mette beginnt der Zauber. Der Teufel kommt auf einem brennenden Fahtl Heu auf den Kreissteher los.[1] Rührt sich dieser aus dem Kreis, so ist seine Seele dem Teufel verfallen. Dem Kreissteher offenbart sich die Zukunft des nächsten Jahres.

Derlei Volksmeinungen ranken sich zahlreich an die Gepflogenheit, die Mette, die den Weihnachtstag einleitet und der Nacht den Namen gibt, zu besuchen. Während der Mette fließt Wein statt Wasser aus den Brunnen, ein Bauernbursche aus der Amstettener Gegend, der dies prüfen wollte, bekam jedoch für seinen Fürwitz eine schallende Ohrfeige. Sieht man um Mitternacht in den Brunnen, so erblickt man die Zukunft. Um 12 Uhr beginnen die Tiere im Stalle zu reden und sich die Schicksale der Hausleute zu erzählen. Der Lauscher kann aber gar leicht den nahen Tod erhorchen. Wer sich während der Mette zwischen die Gräber legt, an dem wandeln diejenigen vorbei, die im neuen Jahr sterben müssen. Die Magd, die während der Mette das Haus hütet, lauscht nach Hundegebell, denn es kündet ihr Brautlauf im neuen Jahr. Ihre Gefährtinnen hinwider, die zur Kirche gehen, sehen durch das Astloch eines Blitzbaumes den Künftigen. Blickt ein Neusonntagskind auf dem Wege zur Mette dreimal um, erblickt es auf dem Hausgiebel die Zukunft.

Von der Stadt drang und dringt als junge Sitte der gabenbehangene, lichterstrahlende Christbaum aufs Land. Er ist den Mai- und Segenbäumen verwandt, hat aber in seiner jetzigen Art keinen Zusammenhang mit altgermanischen Verhältnissen. In manchen Gegenden ist er erst in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden. Er hat aber nicht nur ins weihnachtsfrohe Familienheim Eingang gefunden, er schmückt auch die Gräber der Heimgegangenen, auch ihnen die Weihnachtsstimmung der Lebenden kündend.

Die Begleiterscheinung des Lichterbaumes, die Beschenkung durch das Christkind oder sonst durch liebe Hand hat die ältere Nikolausbescherung zurückgedrängt, zur Entwicklung des Weihnachtsmarktes geführt und auch den städtischen Geschäftsverkehr beeinflußt, den goldenen Sonntag, den letzten Adventsonntag, zum weihnachtlichen Einkaufstag gemacht. Der Bescherung der Kinder und des Gesindes mit Äpfeln, Nüssen, Weihnachtsbacht und Gegenständen des Bedarfes folgt Erbauung und Kurzweil bis zum Mettengang.

Altheimisch, aber manchenorts durch die Christbaumbescherung verdrängt ist das goldene Rössel oder Heißl.[2] Es kommt am 24. in der Frühe oder Dämmerung in die Häuser. Die Kinder müssen in der Stube bleiben, während draußen unter Schellengeklingel die Gaben eingelegt werden. Wie man zu Nikolaus des Tieres des Heiligen gedenkt, so ist man auch auf das Füttern des Heißerl bedacht. Nach einer anderen Überlieferung erscheint das goldene Rössel mittags. Vor dem Essen holt die Dirne die Hausleute auf die Gred, dort liegen auf einem Leintuch die Gaben, sie sind den Nikolausgeschenken ähnlich: Kletzen, Nüsse, gedörrte Zwetschken und Apfelscheiben, Zibeben und ein eigenes Bacht für die Kinder.[3] Das Heißerl läßt sich nicht gerne sehen; wenn man aber bis 11 Uhr mittags strenge fastet, kann man es betrachten, wie es über den First davonjagt.

Älter und ursprünglicher als der Christbaum ist die Krippe, die wir jetzt unter ihm im Hause und auch in der Kirche finden. Eine kunstgeschichtlich lehrreiche Entwicklung führt von den einfachsten Darstellungen bäuerlicher Kunst zu den vollendeten Darstellungen heimischer Künstler.[4]

Vor der Krippe werden Weihnacht-

[1] Schlemmergut zu Oberham, Gemeinde Hohenzell bei Ried i. J.; mitgeteilt von Wilhelm Priller.

[2] Heinßel: Füllen; von heinßen: wiehern.

[3] Wimmergut in Kreuzhub, Gemeinde Hohenzell bei Ried i. J.; mitgeteilt von Wilhelm Priller.

[4] Eine Zusammenstellung mit Bildbeigaben ist von einem Mitarbeiter in Aussicht genommen, aber noch nicht abgeschlossen und auch im Augenblick infolge der Münchhausenpreise der Bildbeigaben nicht in der nötigen Ausführlichkeit möglich. Hinweise auf Krippendarstellungen zur Vervollständigung der geplanten Arbeit sind an die Schriftleitung erbeten.

lieder gesungen, Brauch und Volksdichtung klingen ineinander. Die Hirtenlieder, die zum Teil eine Flucht von Jahrhunderten erlebt haben, gehören zu den wundervollsten Blüten der Volksdichtung, eine unendliche Innigkeit der Empfindung spricht aus ihnen, dazu kommt ein herzerquickender, kindlich froher Realismus: die Klage über die Winterkälte, die Furcht vor Wölfen, die ängstliche Sorgfalt für das frierende Jesukind, die treuherzigen Gaben und die gemütliche Auffassung des alten Nährvaters Josef.

Was wir heute noch hie und da hören, sind zumeist Bruchstücke einer früher einst reicheren Entwicklung:

Herr Jesus, mir fälln dir zu Füaßn,
Verleih uns dei göttliche Gnåd,
Wän mir von der Welt scheidn müaßn,
Daß a nieder an Himl gwiß hât.[1]

Manch ursprüngliches Weihnachtlied ging in das Dreikönigsingen über, so das schon lückenhafte Sandler Lied:[2]

Geh, Jodl, nimm Pfeifn,
I will schon drum greifn
— — — — — — — — — —
Und i wiar in mein Dudlsack drein,
Dånn wenn ma ban Krippal ans singa,
Aft håbm ma schon Zeit, daß ma gehn.
Geh, Jodl, geh du vorån,
I denk mas a so schon,
Wir san schon gåns nåhat dabei,
Dort liegt dås kloan Kinderl am Heu,
Dånn wern ma ban Krippal ans singa,
Aft håbm ma schon Zeit, daß ma gehn.

Die Weihnachtlieder sind oft Wechselgesänge zwischen den Hirten, zwischen Josef und Maria. Dies führt zum Weihnachtspiel, in das auch die Dreikönig- und sonstigen Lieder des Weihnachtkreises einmündeten und das bei uns bis in das 19. Jahrhundert bekannt war und gepflegt wurde.[3]

Des Weihnachtsstoffes bemächtigte sich auch bei uns das volkstümliche Puppenspiel, im Steyrer Kripperl lebt es noch heute.[4]

Zur Mettenzeit ist das Adventfasten zu Ende. Nach der Heimkehr von der Kirche wird Krenfleisch gegessen, auch Blunzen und Leberwürste mit Kraut und Grammeln.[5] Der Weihnachtstag bringt Festtagskost; eine herkömmliche Speisenfolge lautet: Schweinsbraten, Schnidersuppe, Apfelscheiben, Hauberling, Gräß-, Prigö- und Radlkrapfen, Bosesen- und Budabögn[5], dem Störibrot wird nebenbei zugesetzt, bis Valentin muß es aufgegessen sein.

Der zweite Weihnachtstag, der Stephanstag, hat nicht minder seinen eigenen Schmaus, auch getanzt wurde einst (Stephansbock). Ein Rest alter Flurumritte sind die Stephansritte. Sie sind ein Seitenstück zu den Leonhardifahrten und Georgiritten, auf sie geht es wohl zurück, daß Stephan als Patron der Pferde auftritt.[6] Überliefert sind sie aus Feldkirchen bei Mattighofen und aus Harlochen in der Schwand.

Unter den letzten Tagen des Jahres tritt der 28., der Tag der unschuldigen Kinder hervor. Das Schicksal der von Herodes getöteten Kinder, nach denen der Tag den Namen hat, findet im Bethlehemitischen Kindermord des Weihnachtspieles Darstellung. Eine verbreitete, auch bei uns geläufige Vorstellung läßt die ungetauft gestorbenen Kinder um diese Zeit im Gefolge der Frau Bercht einherziehen. Mancher hat sie schon gesehen und durch Namengebung eines erlöst. Ein zu uns gedrungener alpenländischer Brauch an diesem Tag ist das Umgehen der Kinder und ihr Aufsagen von Neujahrsreimen um Geschenke, im Salzburgischen Pisnengehen genannt.[7]

Erst allmählich kam durch Festlegung des Jahresbeginnes auf den 1. Jänner die Sylvesternacht zur Geltung — in der Stadt fast mehr als auf dem Lande. Die Zeitenwende, der Übergang vom alten

[1] Laßberg bei Freistadt; mitgeteilt von Frl. Prof. E. Dreßl (Linz).

[2] Sandl bei Freistadt; mitgeteilt von Frl. Prof. E. Dreßl.

[3] Vgl Heimatgaue, S. 73, Anmerkung 1. Dazu: Amann J. J., Volksschauspiele aus dem Böhmerwald. 1. Teil, Prag 1898, S. 3 ff. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, II 1). — Jungbauer A., Das Peilsteiner Weihnachtsspiel. Jb., Prachatitz 1912. — Holzinger F. S., Weihnachtsbräuche im Salzkammergut, Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines. Jg. 1884, Band 15, S. 443 ff, 451 ff. — Nieder Heimatkunde, kleine Ausgabe, 3. Heft, S. 47. — Nagl-Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Hauptband. Wien 1899, S. 354. — Schiffmann K., Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. Linz 1905, S. 20 ff. u. s. — Vielhaber G., Das Hofkirchener Weihnachtsspiel. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 2. Bändchen, S. 73 ff. — Sigl J., Geistliche Schauspiele und das letzte derselben in unseren Kirchen. Ebenda. 6. Bändchen, S. 103 ff. — Linzer „Tages-Post", Unterhaltungsbeilage: 1908, Nr. 52 (Brosch F., Weihnachts- und Krippenspiele); 1909, Nr. 45 (Röstlböck J., Über Schauspiele im 17. und 18. Jahrhundert zu Rohrbach); 1912, Nr. 51 (Brosch F., Krippenlieder und Krippenspiele in Oberösterreich).

[4] Vgl. S. 118, Anm. 1; Geramb-Zack, a. a. O., S. 1 ff.

[5] Hohenzell bei Ried i. J.; mitgeteilt von W. Priller.

[6] Kerler D. H., Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 275.

[7] In den südsteirischen Bezirken Radkersburg und Luttenberg allgemein; mitgeteilt von Frl. Martha Khil (Linz).

Jahr ins neue, ist der Zukunftsdeutung günstig. Sie geschieht in all den schon genannten Formen, auch das Kreisstehen findet statt.

Das Neujahrserwarten hat allerlei Übergangsgebräuche im Gefolge, Rauhnachtgeschichten werden erzählt, der Christbaum wird zum letztenmal angezündet, wenn dies nicht erst zu Dreikönig geschieht. Das Rauhnachtlärmen ist zum Freudenschießen geworden, das das neue Jahr begrüßt.

Am Neujahrsmorgen sagen die Gödenkinder gereimte Neujahrswünsche auf — bisweilen geschieht dies schon am Stephanstag — sie erhalten dafür einen Gödenwecken und einen lebzeltenen Fisch. Die Kinderreime sind häufig aus dem Weihnachtskreise, mit dem einst das neue Jahr einsetzte, herübergenommen:

Brüderl, neues Jahr, neues Jahr,
Christkindl liegt im krausten Haar.
Langes Leben, langes Leben
Und ein Beutel Gold daneben.

Unter Neujahrsreimen forderten die Armen Gaben und auch der Nachtwächter sang einen besonderen Neujahrswunsch. Nun ist allerdings durch unsere entwickelte Wunschkartenindustrie der Glückwunsch zu Tode gehetzt worden, er ist zur bloßen Formel erstarrt, während man ihm im eigentlichen Volksbrauch Segenskraft beimaß. Man sucht ja auch, was Unglück bringt, ängstlich zu vermeiden; was Glück bringt, unternimmt man; wer einem zuerst am Neujahrsmorgen begegnet, wer zuerst Glück wünscht, ist nicht gleichgültig. Dem Neujahrswunsche schloß sich das Neujahrsgeschenk an, die städtische Sitte der Spenden der Gewerbetreibenden an ihre Kunden, ein Brauch, mit dem die Not der Zeit allerdings gründlich aufgeräumt hat.

Auch der Neujahrstag hat seine Speisenfolge, wesentliche Vorbedeutung wird der ersten Speise im neuen Jahre zugeschrieben, Fische zum Beispiel bringen vorwärts.

Vor Festlegung unserer heutigen Kalenderordnung galt lange der 6. Jänner als Neujahrstag. Daher sind der faisten Rauhnacht Bräuche eigen, die auf Glück und Segen im neuen Jahr abzielen. Es ist eine eigentliche Rauchnacht: Die Bäurin oder der Hausvater geht mit den Hausgenossen durch das Gehöfte und beräuchert und besprengt alle Räume. Zugleich werden mit geweihter Kreide die Anfangsbuchstaben der Dreikönige zwischen die neue Jahreszahl an die Türpfosten geschrieben und sollen da den Ein- und Ausgang bis zur nächsten faisten Rauhnacht schützen. Die einstige Weihe eines eigenen Dreikönigwassers wurde untersagt.[1]

In der Rauhnacht oder am Dreikönigmorgen spricht ein fremder Halter, der über neun Wasser gegangen sein soll, den langen Haltersegen mit vielfachen Bezügen auf die geheimnisvolle Zahl 9; bisweilen singen ihn auch Mann und Weib, von Haus zu Haus ziehend. Der Rest der abendlichen Milchsuppe bleibt für Frau Bercht und ihr Gefolge stehen, in jüngerer Umdeutung für die liebe Frau und die unschuldigen Kinder oder Englein. Wessen Löffel am Morgen gerückt erscheint, muß noch im selben Jahre sterben; fürwitzige Beobachter — erzählt die Sage — werden durch Erblindung auf ein Jahr gestraft. Armen Seelen können zwei Leute helfen, wenn unter Schweigen der eine einen Totenschragen um die Kirche zieht, der andere die darauf lastenden Seelen mit einer geweihten Stola verscheucht.

Neben dem Rauhnachtschießen begegnen uns auch wieder Umzüge, im Innviertel „Maschkera" genannt. Ledige Burschen zogen mit dem Hanswurst an der Spitze, in alter männlicher und weiblicher Innviertlertracht unter Tanz und Sang in die Nachbarschaft, begleitet von einem Zigeunerpaar mit Kind (Puppe), einem Rauchfangkehrer, Klingelbeutelträger, Trommelschläger, Ziehharmonika- und Gitarrespieler. Ein mitziehender Teufel konnte Feuer speien, ein Buckelkorbträger sammelte Gaben, die dann im letzten Haus unter allerlei Scherz verzehrt wurden.[2]

Alter Brauch hat sich im Glöckeln des Salzkammergutes erhalten, im Innviertel als Raunen überliefert.[3] Aus Gmunden, Ebensee und Aussee berichten die Zeitungen noch in den letzten Kriegsjahren von seiner Pflege. Aus den umliegenden Ortschaften kommen geschlossene Scharen von Burschen und ledigen Männern, Passen genannt, in einem

[1] Vgl. Linzer Diözesanblatt, 37. Jg., 1891, Nr. 1.

[2] Josef Puchinger, Wagnermeister zu Hohenzell bei Ried i. I., machte als Geselle vor 30 Jahren das Maschkera-Gehn mit. Im Weltkrieg kam der von den Zechbuam gepflogene Brauch zum Stillstand. Durch das Aufleben der Burschenvereinigungen in den einzelnen Ortschaften vermutet man ein Wiedererstehen der Gepflogenheit. Wilhelm Priller.

[3] Raunen: rennen.

größeren Ort zusammen und beginnen nach dem Abendläuten den gewundenen Lauf durch die Straßen, zu besonderer Ehrung kreisen sie vor einzelnen Häusern und singen Krippen- und sonstige Volkslieder. Zum Dank erhalten sie Glöcklerkrapfen, Schmalzkrapfen, die neben dem üblichen Schweinefleisch der Nacht den Beinamen geben. Geld oder Geldeswert anzunehmen, ist den Glöcklern ursprünglich verboten. Mit der derbkomischen Forderung nach den Schmalzkrapfen setzt das Glöcklersingen ein. Eine besondere Rolle spielt der Vorläufer. In Gmunden wird als solcher Johann Neuhuber, gemeiniglich Schöffauer Schnauzl, erwähnt, der 1902 angeblich zum 52. mal lief. An die Stelle älterer Mummendarstellung trat die weiße Kleidung, das Hauptkennzeichen ist aber die Glöcklerhaube, eine festgebundene, bisweilen ungeheure Haube mit Weihnachtsdarstellungen oder Sinnsprüchen, von einem Lichtlein im Innern beleuchtet.[1] An die alten Schreckumzüge erinnern die Glöckler in der Gegend von Strobl und St. Wolfgang, in Vermummung und mit Hörnern stellen sie das wilde Gjaid dar. Es wird uns auch vom Überfall der Glöckler durch vermummte Rotten, die es auf die Krapfen abgesehen hatten, erzählt; dabei gab es Streit und selbst Totschlag, wobei hervorzuheben ist, daß dem Volke der Tod in Vermummung besonders grauenhaft erscheint. Die Glöckler sind den schiechen Perchten Salzburgs verwandt, es heißt ja auch die faiste Rauhnacht von Alters her Giperehtennacht, ze Perhnahten, der Tag selbst Berchtentag.[2]

In neuerer Zeit wurden die Umzüg- ihrer Ursprünglichkeit entkleidet: die Behörde verbot die Vermummung, überwachte und schränkte die Umzüge ein, Frauen beteiligten sich, was früher undenkbar gewesen wäre, in Gmunden bildete sich als Abschluß des Glöcklerlaufes die Bewirtung im Schlosse Cumberland heraus. Auch die Darstellungen auf den Glöcklerhauben sind „modern" geworden, neben Fisch, Krone, Baum und Haifisch taucht sogar ein Zeppelin auf.

Das christliche Gegenstück zu diesem aus Dämonenabwehr und Bettelumzug zusammengeflossenen Brauch ist das ursprünglich der eigentlichen Weihnachtszeit eigene Sternsingen. Den Namen haben die Sternsinger von dem mitgeführten, an einer Stange drehbaren Stern. Im Innern hat er ein Lichtlein, das auf der einen Seite die drei Könige, auf der anderen Maria mit dem Kinde beleuchtet. Ursprünglich sind es weißgekleidete Männer, die die drei Weisen oder Hohepriester darstellen, später treten auch Kinder auf; von einer alten Pinsdorferin wird 1883 berichtet, sie habe das Sternsingen geschäftsmäßig betrieben. Die Sänger ziehen von Haus zu Haus, führen bisweilen ein Krippel mit, sie singen Dreikönig- und Hirtenlieder und werden dafür beschenkt. Das Sternsingen ist jetzt in der fetten Rauhnacht und am Dreikönigtag üblich, wird aber auch bis Lichtmeß fortgesetzt.

Am 5. oder 6. Jänner finden auch Bettelumzüge der Armen statt, wieder erhält die reichste Gabe, wer zuerst kommt.

Der Valentintag, der 7. Jänner, gehört nicht mehr zum Weihnachtskreis. Es wird nun wieder Brot gebacken, was seit den Weihnachtstagen unterbleiben mußte, das Arbeitsjahr hebt seinen gleichmäßigen Lauf an:

Um Valentin
Gehn d'Feita, d'Nachten und Störi dahin.

Dies ist im wesentlichen das Bild der heimischen Überlieferung, soweit sie bisher gesammelt wurde. Die Fehler und Mängel sind offensichtlich: Es handelt sich mehr oder minder um zufällige, selten um grundsätzliche Aufsammlung. Das Verbreitungsgebiet der einzelnen Gebräuche ist zu wenig festgelegt, die Scheidung von lebendem Volksgut und vergessener Vätersitte ungenügend.

Die Nachprüfung und angedeutete Erweiterung und Vertiefung des bisher Veröffentlichten täte not. Daß ein einzelner dies für ein ganzes Land leisten könne, ist ein naiver Kinderglaube, den die wissenschaftliche Volkskunde längst mit den Kinderschuhen abgestreift hat. Wenn mein Plan Verständnis und hilfreiche Hand findet, möchte ich im Weihnachtsheft 1920 die heimischen Weihnachtsgebräuche in wissenschaftlicher Klarstellung

[1] Um der Flur Segen zu bringen, springen die Glöckler über Hecken und Zäune.

[2] Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl., 1. Band, Sp. 269. — Vgl. Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, S. 156 ff, S. 166 f (nach Globus 67, 383). — Adrian K., Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Salzburg 1908, S. 48 ff.

zusammenfassen. Dazu brauche ich in allen Landesteilen Helfer, die zu einer genauen, verläßlichen Sammelarbeit Lust haben. Ohne Rücksicht, ob es sich um Bekanntes oder Unbekanntes handelt, soll alle Weihnachtsüberlieferung aufgenommen werden: Abergläubische Meinungen, Umzüge, Sitte und Brauch im Anschluß an die kirchliche Festzeit, die Volksdichtung, die sich auf diese Zeit bezieht: Weihnachtlied nnd Volksschauspiel, Kinderreime und Neujahrsverse, Rauhnachtssprüchlein und Sagen von der wilden Jagd, Frau Bercht, vom Teufel, von Hexen und Geistern, aber auch die viel selteneren Weihnachtslegenden, so man ihrer habhaft werden kann. Auch die Speisenfolge, das Festgebäck u. dgl. gibt ein reiches Feld der Beobachtung. Ort und Gewährsmann, nicht minder die Angabe, ob die Vorstellung noch im Weihnachtsbild der Gegenwart oder nur mehr in der Erinnerung des Erzählers lebt, sind nötige Zusätze, wenn die Zusammenfassung wertvolle Ergebnisse bringen soll. Die Treue und Genauigkeit ist zudem erste Sammlerpflicht. Rastlose Helfer habe ich in allen Kreisen gefunden. Manche mir selbst zu froher Erinnerung gewordene volkskundliche Wanderfahrt mit Schülern oder Schülerinnen, denen es dabei die Heimat angetan hat, so daß sie wohl den Heimatgedanken mit ins Leben hinaus nehmen werden, dazu manch Brief aus einfacher Landstube, aus Dorfschule und Pfarrhaus lassen hoffen, daß sich Helfer in allen Landesteilen finden werden, denen Sitte und Brauch des Nachforschens wert sind. Wo bereits Heimatvereine bestehen, kann ich wohl auf deren Hilfe zählen. Wenn ich dabei vorschlage, daß alles Sammelgut bei mir zur Bearbeitung zusammenfließt, so tue ich es, weil ich so ein rascheres Ziel und eine Entlastung der landschaftlichen Zeitschriften sehe. Auf gedruckten landschaftlichen Sonderberichten müßte sich ja doch wieder erst eine abschließende Zusammenfassung als Aufgabe der Heimatgaue aufbauen. Das geistige Eigentum der Sammler bleibt dabei gewahrt, denn ihre Namen weise ich stets aus, einmal ist es wissenschaftliche Selbstverständlichkeit und dann hat auch der Bearbeiter nicht die sorglose Lust, die persönliche Verantwortung für die Aufzeichnungen seines Gewährsmannes zu übernehmen.[1]

Die Weihnachtsüberlieferung ist aber nur ein Ausschnitt aus der reichen Fülle von Sitten und Gebräuchen. Und ich meine, wer einmal dem Weihnachtskreise nachgegangen ist, kann dabei nicht stehen bleiben, ihn wird das Kirchen- und Arbeitsjahr, der Kreislauf des Lebens von der Wiege zum Grabe dazu locken, die Volksmeinungen zu erfassen, die sich daran schließen oder — schlossen. Damit wären wir auf dem besten Weg zum Heimatbuch über Sitte und Brauch, das ebenso wie das oberösterreichische Sagenbuch dem Heimatforscher wie dem Lehrer gleich schmerzlich fehlt. Die Zeit ist freilich hart, die Not groß, die Sorge wuchtig, mag man dabei an den engen Kreis der eigenen Wünsche oder an das Schicksal des deutschen Volkes denken. Wir sollen aber trotz der ernsten Stunde an die ungelösten Aufgaben der Heimatkunde herantreten, wir werden dann aus der Heimat selbst Zukunftshoffen und wertvolle Kräfte für den Wiederaufbau finden.

Linz, Mettenmacht 1919.

Dr. A. Depiny.

[1] Wer zur Mitarbeit bereit ist, möge mir Anschrift und Aufnahmegegend bekanntgeben, er bekommt dann nähere Mitteilung.

Heimatbewegung in den Gauen.

Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines.

(Vgl. Heimatgaue, S. 61 f.)

Erfreulicherweise nahm der Besuch der wöchentlichen Heimatabende in der letzten Zeit derart zu, daß sich der bisherige Vortragsraum, das Braunauer Zimmer im 2. Stock des Heimathauses, bereits als zu klein erweist. Daher wurde beschlossen, bei größeren Vorträgen die Heimatabende in den Volksbildungssaal zu verlegen. Um aber dem Heimathause nicht untreu zu werden, wurde die Vortragsfolge vorläufig derart festgelegt, daß die großen Vorträge im Volksbildungsheim nur alle 14 Tage stattfinden, zwischendurch aber immer ein Wochenabend im Heimathaus mit kleinerem Vortrag, bzw. Besprechungen heimatkundlicher Art oder über Heimat-Vereins-Angelegenheiten eingeschaltet wird. Den Vortragsgegenstand für die Mittwochabende im Volksbildungssaal bildet derzeit ein umfangreicher Reihenvortrag über „Die Geologie der Heimat" (Dr. E. Kriechbaum), der bis jetzt vier Abende füllte. An deren erstem sprach der Redner über den Ursprung und das Alter der Gesteine überhaupt, mit Vorzeigung der wichtigsten Gesteinsarten; am zweiten Abend legte er die Aufeinanderfolge der geologischen Zeitalter der Erdgeschichte und die Altersbestimmung der einzelnen Erdschichten aus ihren Versteinerungseinschlüssen dar. Der dritte Vortrag behandelte die Wirkung von Regenwasser und Wind auf die Gesteine, insbesondere die einerseits mechanisch abspülende, anderseits chemische Verwitterungstätigkeit des Regenwassers und die besonders im unbedeckten Hochgebirge wirksame Sprengarbeit des Eises. Am vierten Vortragsabend wurde die zerstörende und aufbauende Wirkung der Flüsse und Ströme, einerseits Aushöhlung (Erosion), anderseits Ablagerung besprochen.

Im Heimathause wurde das einemal aus einer Zeitschrift eine Abhandlung über „Vorgeschichtliche Versteinerungen im Volksglauben" vorgelesen (Dr. W. Kriechbaum), ein andermal eine „Besprechung der eingelaufenen Heimatzeitschriften" (Wiener Prähistorische Zeitschrift, Deutsches Vaterland, Heimatgaue, Niederbayerische Monatschrift) vorgenommen (Dr. W. Kriechbaum). Obstlt. Plunder sprach unter Beziehung auf die im Stadtarchiv aufgefundenen Pläne der alten Festungsstadt Braunau über die „Entwicklung der Städtebefestigungen bis in die napoleonische Zeit". Ein literarischer Vortrag (Dr. W. Kriechbaum) galt dem als Epiker bedeutsamen heimischen Mundartdichter „Josef Reischl und sein Werk". Frau Prof. Laßmann sprach über „Die Entwicklung Braunaus im Mittelalter" und der Verfasser des prächtigen Büchleins über die niederbayerischen Pferdeumritte, Schierghofer (Simbach), hielt als willkommener Gast einen Vortrag über „Die alten Stephansumritte".

In den letzten Wochen wurde auch begonnen, mit Zuhilfenahme der alten Befestigungspläne nach den unterirdischen Gängen und Ausfallsgräben zu forschen, die früher Braunau in weitverzweigtem Netze unterzogen.

Abgesehen von den wöchentlich abwechselnd in Osternberg und Ranshofen von Dr. E. Kriechbaum abgehaltenen Heimatabenden, an deren einem A. Falk Lieder zur Laute sang und Dr. W. Kriechbaum heimische Dichtungen in hochdeutscher Sprache und in der Mundart vortrug, fanden auswärtige Heimatabende in Altheim und Mauerkirchen, beide sehr gut besucht, statt. Beidemal hielt Dr. E. Kriechbaum nach

einleitenden Worten über Wert und Ziele der Heimatkunde einen Vortrag über Sitte und Brauch auf dem Lande und trug Dr. W. Kriechbaum mit erläuternden Worten heimische Dichtungen in Vers und Prosa vor. Jedesmal gab es musikalische Zwischenspiele, in Altheim durch ein prächtiges Trio (Klavier, Violine, Cello), zusammengestellt von Oberlehrer Bodingbauer, in Mauerkirchen durch Heimatliedervorträge des Gesangvereines unter Leitung seines Chormeisters Oberlehrer W. Mayer.

Anfangs November gelangte das reichhaltige 12. Heft der „Braunauer Heimatkunde" (Schriftleitung Doktor E. Kriechbaum) zur Ausgabe, das bereits nach acht Tagen bis auf einen kleinen Rest vergriffen war. Die „Braunauer Heimatkunde" wird von nun ab vierteljährlich ausgegeben. Dr. W. K.

Die Stadt Eferding und ihr Verein „Heimatbund".

Im Jahre 1908 bildete sich in Eferding eine Tischgesellschaft, welche die Liebe zur Heimat zusammenführte. Diese Gesellschaft „Heimatkunde" baute sich kräftig aus und 1911 entstand der Verein „Heimatbund", der Heimatkunde und Heimatschutz auf seine Fahne schrieb. Es entstanden die Jahrbücher des Vereines,[1] die so manche Einzelheiten aus der Geschichte der Stadt Eferding, des Marktes Aschach und deren Umgebung uns erzählen, Sagen und Gebräuche festhalten für kommende Geschlechter, den Heimatschutz fördern. Ein kleines Ortsmuseum kam zur Errichtung und Heimatkarten mit Ansichten des Peuerbacher,- Linzer- und Schaunbergertores, welche vor nun schon fast hundert Jahren dem Zeitgeiste geopfert wurden, wurden schon in zweiter Auflage herausgegeben. Die Feier des 500jährigen Stadtjubiläums 1918 wurde durch den Krieg vereitelt, der auch zur Einstellung der Jahrbücher führte.

Mit Stolz kann der Verein auf die Ausgestaltung des Rathauses mit Zubau einer Laube blicken, welche durch den Verein 1913—1914 in die Wege geleitet wurde und bei Bürgermeister Straßer entgegenkommende Aufnahme fand; Baurat Architekt H. Schulte der Bauberatungsstelle des Landesverbandes für Heimatschutz hat sich hiemit ein neues Ruhmesblatt in sein künstlerisches Schaffen eingefügt. Leider konnte die Eisenbekrönung infolge des Krieges nicht mehr ausgeführt werden. Die Wiederherstellung der Spitalskirche, ehemals „Unserer Liebfrauen Gotteshaus" genannt, mit Aufdeckung von Fresken aus der Zeit um 1500, ist sehr gelungen; das Ausschußmitglied des Vereines Konsistorialrat Stadtpfarrer A. Ludwig gewann hiezu ebenfalls Herrn Baurat Schulte.

Unter der Kriegszeit wohl nicht ganz zum Stillstande gekommen blüht der Verein nun wieder frisch auf; die Rathauslaube schmückt seit kurzer Zeit eine künstlerisch ausgeführte Tafel mit einem Verzeichnisse der Sehens- und Denkwürdigkeiten von Eferding, eine Verschandelung des schönen Eferdinger Friedhofes wurde verhindert und die Bauberatungsstelle des Landesverbandes für Heimatschutz wurde neuerlich mehrmals sehr erfreulich in Anspruch genommen und eine Gasthaus-Adaptierung wird ihren Wert in kürzester Zeit recht überzeugend offenbaren. Wünschenswert wäre die Herausgabe eines „Führers durch Eferding" durch den Verein. Erfreulich ist, daß die Vereinsleitung, zumeist aus Angehörigen der bürgerlichen Handwerkerkreise zusammengesetzt, den Heimatbundgedanken hierorts erfolgreich ausbaut, unterstützt durch die Gemeindevertretung, welche einen von Professor Lychdorff zusammengestellten Katalog der Sammlung im Rathause vorbereitet und bei der Ausgabe von Eferdinger Notgeld zu 10 und 20 Hellern das Stadtwappen und heimatliche Landschaftsbilder nach einem Entwurf von Professor Ritzberger, Eferding, verwendet. Wirken in Zukunft Haus, Schule und Gemeinde mit dem „Heimatbund" innig zusammen, wird ein künftiges Geschlecht in besseren Tagen des Vaterlandes mit Freude und Dank derer gedenken, die in trübster Zeit des deutschen Edelvolkes durch Pflege des Heimatschutzes und durch Festhaltung der Volksüberlieferung den Sinn für das Ideale hochgehalten haben. Franz Vogl.

[1] Erinnerungen aus und von der Heimatkunde in Eferding. Wels 1910, 1912. — Jahrbuch 1912, 1913. Verein „Heimatbund", Eferding 1912, 1913.

Übersicht über die 1918 erschienene oberösterreichische Geschichts-Literatur.

Zusammengestellt von Dr. Eduard Straßmayr.

Lohninger Josef, Oberösterreichs Werdegang.

Eine Skizze der historischen Geographie des Erzherzogtums Österreich ob der Enns. Linz 1918. Akad. Preßvereinsdruckerei, 150 S.

Ein schwieriges Thema hat sich der Verfasser gestellt. Abgesehen von den Untersuchungen Strnadts liegen gerade für die ältere Entwicklungsgeschichte des Landes ob der Enns wenige Arbeiten vor. Lohningers Büchlein will, wie der Titel besagt, ja nur eine Skizze von der Entstehung Oberösterreichs geben und wird namentlich im Hinblick auf die Zusammenfassung und Verwertung der einschlägigen Literatur ganz gute Dienste leisten. Die historische Entwicklung des Landes ist bis in unsere Tage herauf verfolgt, den Abschluß bilden kurze Kapitel über „Statthalterei", „Landeshauptmannschaft", „Landesgericht", „Die heutigen Schulbezirke und die älteste Einteilung des Landes ob der Enns".

Hager Evermod, Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl?

Zum 700 jährigen Jubiläum des Prämonstratenser Chorherrenstiftes Schlägl (1218—1918). Linz. 1918. Akad. Preßvereinsdruckerei, 24 S.

Fast ein Jahrhundert wurde zwischen dem Stifte Osterhofen in Bayern und dem Stifte Strahov in Böhmen als Nachfolger des im 16. Jahrhundert eingegangenen Klosters Mühlhausen ein Streit betreffs des Vaterabts-Rechtes über Schlägl geführt, bis 1764 die kirchliche Oberbehörde in Rom die Ansprüche Osterhofens anerkannte. Eine eingehende Prüfung des ältesten Urkundenmaterials führt den Verfasser zur interessanten und auch zutreffenden Schlußfolgerung, daß die Prämonstratenser-Niederlassung im Mühlviertel nur von der Abtei Mühlhausen aus besiedelt worden sein kann.

Indra Gerlacus, Catalogus Incunabulorum Plagensium et Palaeotyporum usque ad annum 1520 ca.

Edidit in memoriam Jubilaei septemsaecularis fundationis canoniae Plagensis (Schlägl). Lincii 1918, 66 S.

Auf dem Elaborat des zu früh verschiedenen tüchtigen Stiftsbibliothekars Gottfried Vielhaber baut sich vorgenannte Arbeit auf, die zuerst in chronologischer Reihenfolge, dann in alphabetischer Anordnung der Autoren die in der Klosterbibliothek verwahrten 390 Wiegendrucke verzeichnet.

Krinzinger Florian, Das Wirken des Prämonstratenser Stiftes Schlägl im letzten Jahrhundert (1818—1918).

Zum 700 jährigen Jubiläum des Prämonstratenser Chorherrenstiftes Schlägl (1218—1918) Linz 1918. Akad. Preßvereinsdruckerei, 38 S.

In schlichter Darstellung wird das verdienstvolle Wirken der altehrwürdigen Abtei im letzten Jahrhundert dem Leser vor Augen geführt. Der Verfasser wirft zunächst einen Rückblick auf das innere Ordensleben, bespricht dann ausführlich die seelsorgliche Tätigkeit im entlegenen Nordteil des Mühlviertels und die Fürsorge für das Schulwesen. Der ausgedehnte Waldbesitz hat eine rationelle Forstkultur angebahnt, die zu einer Quelle wirtschaftlichen Wohlstandes für das Stift und die dort ansässige Bevölkerung geworden ist. Dank seiner günstigen Finanzlage konnte Schlägl eine rege Bautätigkeit im Kloster und auf den Pfarreien entfalten und das Kunsthandwerk kräftig fördern. Die Broschüre beschließt eine Schilderung der sozialen und charitativen Tätigkeit, die den guten Ruf des Hauses weit über die Landesgrenzen hinausgetragen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Verlag der **„Heimatgaue“**, Buchhandlung **R. Pirngruber** (vorm. E. Mareis) in Linz a. D., Landstraße 34, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ein Novellenbuch von Adolf Schwayer.

Anfangs Dezember erschien ein neues **zehn Novellen** enthaltendes Buch von **Adolf Schwayer,** dem erfolgreichen Verfasser der Schülertragödie **„Die Sittennote“**, der sich bereits auch mit seinem vor Kriegsausbruch erschienenen Roman **„Das Laurentiuskind“** als Erzähler einen klingenden Namen gemacht hat. Der solid ausgestattete Band trägt den Titel:

Weihnachtserzählungen.

Tiefernste Schicksale sind es, die in diesem bedeutsamen Buche vor uns aufleben; doch auch der Humor tritt in der einen und anderen Geschichte in seine Rechte. Mögen sich die Geschehnisse dieser guterfundenen, oft aber wie selbsterlebt erscheinenden Erzählungen im Rahmen mitleiderweckender Dürftigkeit oder in glückerfüllter Häuslichkeit abspielen — immer lassen sie uns traute, zu Herzen gehende Erinnerungen und Bilder mitgenießen und sie zaubern uns jenen tiefbeglückenden Traum vor Augen, der stets auch auf verdüsterte und rauhe Gemüter zarte und stille Wunder übt: die gnaden- und gabenbringende **Weihnachtszeit!**

Eine unserer vornehmsten Erzählerinnen, **Enrica v. Handel-Mazzetti,** hat in das Manuskript Einblick genommen und ist zur erfolgverheißenden Lobrednerin des Buches geworden; sie sagt in einem Schreiben an den Verfasser unter anderem:

„Ganz wundervoll fand ich außer der zweiten Erzählung **«Weihnachtszauber»** und der Erzählung **«Das goldene Seil»**, noch **«Im Sturm»**, **«Assistent Frickenberg»** und den köstlichen **«Wohltäter»**. Die Novelle **«Weihnachtszauber»** aber, die in ihrer zarten diskreten Linienführung ein ganzes Schicksal aufrollt und die wundersamsten Seelenereignisse mit so leichter, selbstverständlicher Grazie erzählt, ist sicher **eine der schönsten Weihnachtsgeschichten, die seit Andersen geschrieben wurden.**“

Um vom Inhalt des Buches noch mehr zu verraten, sei hinzugefügt, daß auch die übrigen Erzählungen: **„Der Weg zurück“**, **„Ein Egoist der Liebe“**, **„Frau Bettis Christgeschenk“ und „Am Wege“** viel dichterisch Schönes und menschlich Erhebendes und Versöhnendes enthalten. Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient die volkstümlich gehaltene und geradezu dramatisch belebte Geschichte **„Wie Herr Schoißengeyer zu einem Christkind kam“**, die mit allen guten Geistern des Humors auf den Leser wirkt.

Der unter den günstigsten Aussichten in den Handel kommende Band darf den einem **Weihnachtsbuche** nicht hoch genug anzurechnenden Vorzug in Anspruch nehmen: **Alt und Jung** in gleicher Weise ein lieber Hausfreund, ein Tröster und Freudenbringer zu sein!

Preis in modernem Künstlerpappband gebunden K 5·—

nebst 20% Teuerungszuschlag.

Vom Verlag der „Heimatgaue", Buchhandlung R. Pirngruber (vorm. E. Mareis) in Linz a. D., Landstraße 34, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Oberösterreichische Volkssagen

gesammelt von Kajetan Alois Gsoning
weiland Schulleiter in Peuerbach. — Zweite Auflage.

112 Seiten, enthaltend 12 Elementarsagen, 25 historische, 44 mythische, 38 romantische, 8 naturgeschichtliche und 26 fromme Sagen und Legenden.

Preis: K 4.— ungeb., K 6.— geb. (nebst 20 % Teuerungszuschlag).

„Leider ist ein großer, vielleicht der größte Teil der Sagen im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen," sagt der Verfasser im Vorwort und fährt fort: „Die dem Materialismus huldigende Gegenwart ist der Sage nicht hold, und doch soll Sorge getragen werden, daß die letzten Reste von den Anschauungen unserer Vorfahren erhalten bleiben. Die vorliegende Sammlung strebt die Erhaltung und Fortpflanzung der Sagen an."

Über Anregung der Lehrerschaft des Bezirkes Schärding hat sich der Verfasser die dankbare und verdienstvolle Aufgabe gesetzt, die vorliegende Sammlung der schönsten Sagen aus den oberösterreichischen Gauen, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden, zur Ausgabe zu bringen und späteren Geschlechtern diese Perlen alter lokalgeschichtlicher Volksdichtung aufzubewahren. Die Sammlung soll vorläufig einen Baustein bilden zu einer erschöpfenden oberösterreichischen Sagensammlung, die bisher noch nicht besteht. Macht das Buch auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so bringt es doch über 150 Sagen aus allen Gegenden Oberösterreichs, und jung und alt wird gern in diesen Überbleibseln aus alter Zeit, die uns das Volk noch treu bewahrt hat, blättern und daraus Nutzen ziehen. Wer immer für die Geschichte und den Sagen unseres Heimatlandes Sinn hat, wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Einfach und schlicht, wie die Volksweise ist, sind auch die in kurzen Umrissen gebrachten Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten. In kurzer knapper Form wird uns eine Fülle von Sagen und Mythen vermittelt, die uns einen Blick in die biedere, geheime und doch so urdeutsche Seele unserer Vorfahren im Lande werfen lassen.

Allen Freunden heimatlicher Geschichte aufs wärmste empfohlen!

Verlag von R. Pirngruber, Linz a. D.

Ich besitze noch geringe Restbestände des ehemaligen Quirein'schen Verlages von der

Spezialkarte

des

Erzherzogtumes Oesterreich ob der Enns

nach den neuesten und besten Materialien der Katastral-Aufnahme.

Zusammengestellt

und herausgegeben von **A. Souvent,** Mappen-Archivar.

Vierte revidierte Ausgabe. 21 Blätter, jedes Blatt 3 Kronen. (Die Blätter 4, 15 und 21 sind zurzeit vergriffen, Neudruck ist in Vorbereitung und erscheint voraussichtlich in einigen Wochen.)

Inhalt:

Blatt
1. Titel, Umgebung von Passau.
2. Aigen, Rohrbach, Bichtenstein und Umgebung.
3. Haslach, Leonfelden, Leopoldschlag und Umgebung.
* 4. Windhaag, Liebenau und Umgebung.
5. Schärding, Braunau, Obernberg und Umgebung.
6. Eferding, Raab, Peuerbach, Waizenkirchen, Neufelden, Engelszell und Umgebung.
7. Linz, Mauthausen, Freistadt, Prägarten, Ottensheim und Umgebung.
8. Perg, Waldhausen, Weißenbach und Umgebung.
9. Wildshut, Burghausen, Ostermiething und Umgebung.
10. Ried, Mattighofen, Mauerkirchen, Frankenmarkt und Umgebung.
11. Wels, Vöcklabruck, Lambach, Schwanenstadt, Haag und Umgebung.
12. Steyr, Kremsmünster, Enns, Neuhofen, St. Florian und Umgebung.
13. Grein und Umgebung.
14. Mondsee, Wolfgang, St. Georgen und Umgebung.
* 15. Gmunden, Ischl, Ebensee, Kammer und Umgebung.
16. Windischgarsten, Kirchdorf, Grünburg und Umgebung.
17. Waidhofen, Weyer, Altenmarkt und Umgebung.
18. Abtenau und Umgebung.
19. Hallstatt, Gosau, Aussee, Laufen und Umgebung.
20. Spital am Phyrn, Rottenmann und Umgebung.
* 21. Ergänzungsblatt Markt und Umgebung.

* = vergriffen.

Der praktische Wert der großen **Administrativkarte des Kronlandes Oberösterreich,** welche von dem Mappenarchivar A Souvent herausgegeben wurde, ist allgemein so anerkannt, daß wir füglich von einer Anpreisung der Vorzüge derselben Umgang nehmen können. Wir heben nur hervor, daß dieses Kartenwerk auf Basis der geometrischen Katastralvermessung und mit Benützung der besten Materialien, sohin nach vollkommen authentischen Quellen bearbeitet ist und auf 21 Blättern im Druckformate von je 53 cm Breite und 42 cm Höhe das ganze Land im Maßstabe von $^1/_{2000}$ der natürlichen Größe mit amtlicher Richtigkeit und mit solcher Detailausführung und Deutlichkeit darstellt, daß darin außer den gewöhnlichen geo- u. topographischen Punkten einer guten Landkarte auch die Grenzen der einzelnen Gemeindebezirke **und nicht nur sämtliche Reichs-, Landes- und Bezirksstraßen, sondern auch alle Gemeinde-Verbindungsstraßen und alle anderen gewöhnlichen Fahrwege, selbst jedes einzeln stehende Gehöft mit leichter Mühe gefunden werden können.** — Mehrere angefügte statistische Tabellen und sehr schätzbare Höhenangaben bilden überdies eine höchst instruktive Beigabe.

Wir erlauben uns daher, die Souvent'sche Spezialkarte als ein höchst nützliches und fast unentbehrliches geographisches Hilfsmittel zur Anschaffung zu empfehlen.

K. Pirngruber, Buchhandlung, Linz, empfiehlt:

Die Stationsnamen
der Bahn- und Schiffahrtslinien
in Oberösterreich

erklärt von

Dr. Konrad Schiffmann.

4. Auflage. Linz 1919. 40 Seiten.

Preis 2 K.

Der Zweck dieser kleinen Schrift ist die wissenschaftliche Aufklärung des reisenden Publikums über die Bedeutung der Stationsnamen der Bahn- und Schiffahrtslinien unseres Landes. Sie dient aber auch zur allgemeinen Volksbildung, indem sie die Leute über viele Dinge der Heimat aufklärt. Da über die Ortsnamen bisher nichts vorlag, mußte alles von Grund aus erforscht werden, und so erklärt es sich, daß die Deutung einer Anzahl von besonders schwierigen Namen nur schrittweise möglich war.

Aus dem Verlage des Museums Francisco-Carolinum in Linz erwarb ich die gesamten geringen Restvorträge des

Urkundenbuches
des Landes Oberösterreich.

9 Bände und Register zu Band 9, erschienen in den Jahren 1852—1906.
(I: 1852, II: 1856, III: 1862, IV: 1867, V: 1868, VI: 1872, VII: 1876, VIII: 1883, IX: 1906.)

Hievon ist nur noch eine kleine Anzahl Exemplare ganz vollständig, die ich zum Preise von

200 Kronen

anbieten kann.

Einzelne Bände daraus liefere ich zur Vervollständigung unvollständiger Exemplare je nach Maßgabe der vorhandenen geringen Vorräte, nach deren Verkauf das Werk vergriffen ist.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D., empfiehlt:

Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung. Eine geschichtliche, topographische und landschaftliche Schilderung von Ludwig Commenda. Mit Beiträgen von Realschuldirektor Hans Commenda, Kanonikus Karl Grienberger, Stadtpfarrer in Eferding, Bürgermeister Karl Schachinger in Eferding u. a. Mit einem farbigen Titelbild, 108 Text-Illustrationen und einer Karte. Linz 1905. 266 Seiten. Preis K 2·50.

Der Astronom Johannes von Gmunden und sein Kalender von Gymnasialprofessor Dr. Rudolf Klug. Linz 1912. 35 Seiten mit 1 Tafel. Preis K 2·40.

Beiträge zur Landeskunde für Österreich ob der Enns und Salzburg vom Verwaltungs-Ausschuß des Museums Francisco-Carolinum. 5. Lieferung, enthaltend Aufsätze von Jos. Gaisberger (über Lauriacum), Franz Xaver Pritz (Geschichte der steirischen Ottokare), A. v. Spaun (über die in unseren Gegenden üblich gewesenen Gottesurteile) usw., mit lithographischen Tafeln. Linz 1846. 484 Seiten. Preis K 10·—.

Bilder aus der archäologischen Umgebung von Linz von Benesch. Linz 1911. Preis K 1·40.

Drama und Theater in Österreich ob der Enns von Dr. Konrad Schiffmann. Linz 1905. 239 Seiten mit vielen Illustrationen und Tafeln. Preis K 10·—.

Einfall des vom Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich von Kurz. Linz 1897. Preis K 5·—.

Goisern für Einheimische und Fremde geschildert von Anton Rosenauer, Lehrer, mit drei farbigen Bildern. 1 Karte und 47 Illustrationen. Goisern 1910. 104 Seiten. Preis K 2·40.

Hallstatt. Ein Kulturbild aus prähistorischer Zeit von August Aigner, Oberbergrat i. R. 232 Seiten und 8 Tafeln. München 1910. Preis geb. K. 25·—.

Heimatkunde. Veröffentlichung der Gesellschaft zur Pflege der Rieder Heimatkunde, geleitet von Dr. Franz Berger und Dr. Wilhelm Gärtner. 3., 4., 8. und 9. Heft. Ried 1915—1916. Preis je K 2·40

Höhlen im Dachstein und ihre Bedeutung für die Geologie, Karsthydrographie und die Theorien über dte Entstehung des Höhleneises. Herausgegeben von Ing. H. Bock, Gg. Lahner und G. Gaunerstorfer. Graz 1913. 112 Seiten mit Illustrationen, Karten und Tafeln. Preis K 17·—.

Johann Ev. Lambrecht der oberösterreichische Topograph von Dr. Franz Berger. 2. Auflage. Schärding 1906. 48 Seiten. Preis K 2·40.

Materialien zur **landesknndlichen Bibliographie** von Oberösterreich von Professor Commenda. Linz 1891. Preis K 10·—.

Oberösterreichs Werdegang. Eine Skizze der historischen Geographie des Erzherzogtums ob der Enns von Dr. Josef Lohninger. Linz 1908. 150 Seiten Preis K 4·20.

Reliefkarte des Salzkammergutes. Mit Genehmignng des Eisenbahn-Ministeriums, nach dem in dessen Besitze befindlichen Originale. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Oberösterreich. 42×68 cm Farbendruck. Linz 1911. Preis K 1·20.

Johannes Reuchlin in Linz. Eine historische Erzählung von Dr. Konrad Schiffmann. Saarlouis 1914. 55 Seiten gebd. Preis K 4·50.

Robinson der Oberösterreicher oder höchst merkwürdige Schicksale Johann Georg Peyers von Urfahr, nächst Linz gebürtig, ehemaligen Dragoner-Wachtmeisters bei dem Regimente Prinz Eugen von Savoyen, dessen Gefangennehmung von den Türken, dann zehnjähriger Aufenthalt auf einer unbekannten Insel in Amerika und endliche Befreiung. Von ihm selbst beschrieben. Linz 1848. 283 Seiten. Preis K 10·—.

Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Deklamationen, mit einer Erklärung der volkstümlichen Ausdrücke. Von Anton Schosser. 2. Auflage. Steyr 1850. Preis K 10·—.

Das Schulwesen im Lande ob der Enns bis zum Ende des 17. Jahrhunderts von Dr. Konrad Schiffmann. Linz 1900. 296 Seiten. Preis K 6·—.

Die Stationsnamen der Bahn- und Schiffartslinien in Oberösterreich. Erklärt von Dr. Konrad Schiffmann. 4. Auflage. Linz 1919. 40 Seiten. Preis K 2·—.

Verkehrsbuch von Oberösterreich. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Oberösterreich. 76 Seiten mit 35 Abbildungen und 1 Karte. Preis K 1·20.

Auf alle obigen Preise 10% Teuerungszuschlag.

Ingenieure

Pirkl u. Eysert

beh. autorisiertes Zivil-Ingenieur- und Stadtbaumeister-Bureau.

Bauunternehmung und Projektierung für Straßen-, Brücken- und Hochbauten, Wasserkraftanlagen, landwirtschaftliche Bauten.

Spezialfach: Eisenbetonbau.

Technische Gutachten.

Kanzlei:

Linz a. D., Bürgerstr. 16.

Fernsprecher 144.

Drahtanschrift: Pirkleysert Linz.

Konto bei der Bank für Oberösterreich und Salzburg in Linz.

R. Pirngruber, Linz, Landstraße 34 empfiehlt:

Ferdinand Zöhrer:

Oberösterreichs Chronik.

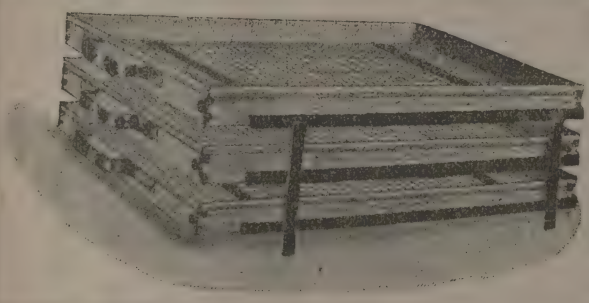
Kurzgefaßte Geschichtsbilder des Landes ob der Enns von der ältesten bis in die neueste Zeit.
Für jeden Oberösterreicher und Vaterlandsfreund erzählt.

2 Bände

I. Allgemeine Landeschronik
von den Urzeiten bis in die Gegenwart mit Gebiets- und Regententafel. Mit fünf Illustrationen.

II. Spezielle Chronik
(Klosterchronik, Städtebilder, Burgenchronik, Geschichte des oberösterreichischen Bauernkrieges, Geschichte der Franzoseneinfälle, Ehrentafel denkwürdiger Oberösterreicher).

Linz 1909. Gebunden zusammen K 6·40 (nebst 20% Teuerungszuschlag).



Unsere vielfach erprobte

Herddörre „Prim"

soll in keinem Haushalte fehlen.

Eignet sich vorzüglich zum Trocknen von Gemüse und Obst für den Winter. Zu haben mit verzinktem und unverzinktem Gewebe. Erhältlich in jeder besseren Eisen- und Küchengeräte-Handlung, wo nicht, wende man sich direkt an die

Siebwaren- u. Drahtgeflechte-Fabrik Joh. Bukowansky

Gesellschaft m. b. H. **Linz**, Landstraße 53. Telephon 443.

Ferner empfehlen wir unsere bestverzinkten Geflechte für Einfriedungen und Geflügelhöfe, Stacheldraht, Legenester für Hühner und sonstige Einrichtungen für die Kleinviehzucht. — Betteinsätze aus bestverkupfertem Stahldraht 2c. — Mit Preisanstellungen dienen wir gern.

Ing. Oskar Oberhammer, behördlich autorisierter u. beeideter Zivilgeometer

Telephon 1184/VIII. **Linz,** Promenade 8. Telephon 1184/VIII.

Übernahme sämtlicher **Vermessungsarbeiten, Parzellierungen, Ortsregulierungen, Nivellierungen, Trassierungen, Grenzfeststellungen, Gutachten und Schätzungen.**

Mäßige Kostenberechnung! **Mäßige Kostenberechnung!**

Heimatkundliche Lehrmittel

Ortspläne, Gemeinde- u. Umgebungskarten, Bezirks- u. Heimatkarten, graphische Darstellungen aller Art, statistische und historische Karten.

Skizzen und **Tabellen** in verschiedenster Ausführung, schematische Zeichnungen. **Reliefarbeiten,** Beschriftungen in kleinster bis größter Druckschrift verfertigt

F. Salfer, Linz (Urfahr), Ferihumerstraße Nr. 11.

Gas- u. Wasserleitungs-Unternehmung

Karl Ph. Gräfner

Linz a. D., Graben Nr. 25.

Fernsprecher Nr. 375.

Postsparк. Nr. 19.320.

Klosette und Bade-Einrichtungen sowie **Azetylen-Anlagen.**

Ausführung von Dampfheizungen und Warmwasser-Anlagen.

Aufstellung jeglicher Art von Pumpen.

Zahntechnisches Atelier

Karl Mühlberger

Urfahr

Hauptstraße 4 / Hauptstraße 4

nächst der Brücke, Eingang nur Kirchengasse Nr. 9, gegenüber Gasthof zum „goldenen Ochsen".

Herstellung künstlicher Zähne und Gebisse in Gold, Platin und Kautschuk, Umarbeitung sowie Reparierung gebrochener Stücke.

Solide und dauerhafte Ausführung, schnelle Bedienung, festgesetzte Preise.

An Sonn- u. Feiertagen geschlossen.

Allgemeine Depositen-Bank

Filiale Linz.

Aktien-Kapital und Reserven K 121,500.000.

Durchführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Einlagen auf Sparbücher und laufender Rechnung.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Fabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft f. techn. Bedarfsartikel.

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Sammeln Sie

Ihre ausgekämmten Haare, ohne zu verwickeln, denn in meiner Werkstätte werden Ihnen davon alle erdenklichen Haararbeiten zum Selbstfrisieren gemacht.

Einen schönen Zopf

finden Sie vorrätig von 18, 25, 40, 50 bis 120 K. Anfertigung von Perücken, Toupets, garantiert passend. Lager von Haaren vom feinsten Blond bis tiefstem Schwarz und Naturgrau in nur guter Qualität. **Kein Chinesenhaar.**

Ondulieren, Wasser-Ondulation,

:: **Manikuren, Kopfwaschen.** ::

Postaufträge nach eingesandtem Farbenmuster und Preisangabe, genau und unauffällig. Geschäftsbestand seit 1872.

Hochachtungsvoll

Josef Gura, Linz

Herrenstraße 17 ooo Spittelwiese 15

Friseur für Damen und Herren.

Parfümerie und Haararbeitswerkstätte.

Telephon 916/IV.

Steininduſtrie
Karl Vornehm
Akad. Architekt
und Bildhauer
Mod. Werkſtätten für Grabmalkunſt
❖ ❖ **Hochbau** ❖ ❖
u. Inneneinrichtung.
Telephon 536 **Linz** Telephon 536
:: :: Humboldtſtraße 51 :: ::
Telephon 113 **Steyr** Telephon 113
:: :: :: Friedhof. :: :: ::

Möbel
Franz Niedermayr
Linz
Hofgaſſe 8.
Größtes Lager
Geſchäftsbeſtand ſeit 1838.

Ed. Hölzel, Verlag in Wien, IV., Luiſengaſſe 5.

Kunſtwanderungen durch die Heimat in Wort und Bild
von Schulrat Friedrich Widter.

Jeweils 3 bis 4 Bogen Text, 50 bis 60 Abbildungen, gedruckt auf gutem holzfreiem Papier, geheftet in starken, zweifarbigen Umschlag (Taschenformat).

1. Ausflug: **Perchtoldsdorf—Brunn am Gebirge—Enzersdorf am Gebirge—Liechtenstein—Mödling.**
2. „ **Gumpoldskirchen—Pfaffstetten—Tribuswinkel—Baden.**
3. „ **Wiener-Neustadt und Umgebung.**
4. „ **Fischamend—Carnuntum—Hainburg.**
5. „ **Ueber den Leopoldsberg nach Klosterneuburg.**
6. „ **Grafenegg—Krems—Stein a. D.**

Preis jeden Heftes 5 K

Oesterreichische Kunstbücher.

Jeweils starke Kartonmappe, Format 15:20 cm, 16 Seiten Text von nur auserlesenen Fachleuten. 10 Blatt Karton mit aufgeklebten Kupfer-Tiefdrucken. Aufnahmen der staatlichen Lichtbildstelle Wien.

Heft 1./2. Doppelheft: Professor Max Dvořak, **Die Entwicklungsgeschichte der barocken Deckenmalerei in Wien.**
Heft 3. Otto Benesch, **Das Lustschloß Laxenburg bei Wien.**
„ 4. Dr. Rudolf Guby, **Das Zisterzienserstift Wilhering in Oberösterreich.**
„ 5. Dr. Kutschera-Woborsky, **Die Hofburg in Wien.**
„ 6. Dr. Betty Kurth, **Das Lustschloß Schönbrunn.**
„ 7. Dr. Rudolf Guby, **Das Benediktinerstift Lambach in Oberösterreich.**

Preis jeden Heftes 6 K. Preis d. Doppelheftes 12 K.

Beide Reihen werden in rascher Folge fortgesetzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch die Verlagshandlung selbst.

Diese äußerlich wie innerlich prächtig und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen werden nicht nur auf jedem Weihnachtstische hochwillkommen sein, sondern auch bei jedem für seine Heimat treu begeisterten Oesterreicher freudige Aufnahme finden.

Ed. Hölzels Verlag in Wien, IV., Luiſengaſſe 5.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

A. Winkler, Juwelier

größtes Juwelen-, Gold- und Silberwarenlager.

Hochzeitsgeschenke. Gelegenheitskäufe.

Fernruf 426.

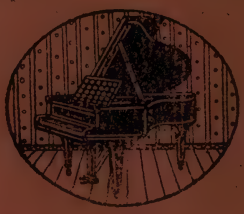
Telegrammadresse:
Juwelier Winkler Linz Donau.

Karl Liedl
Linz a. D.
Landstraße Nr. 16.

Spezialhaus für Präzisionsuhren.

:: Gegründet Anno 1830. ::

Feinste Taschenuhren, moderne Wanduhren.



Klavier-Etablissement und
:: :: Leihanstalt :: ::

Otto Heitzmann
Klavierfabrik

Linz, Promenade Nr. 25.

Telephon Nr. 486 ◆ Telephon Nr. 486.

Größtes Lager in erstklassigsten Flügeln und Pianinos mit feinster ◆◆◆ Repetitionsmechanik. ◆◆◆

Druck von J. Wimmer Gesellschaft m. b. H., Linz.

Jahrgang 1919/20. 3. u. 4. Doppelheft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte. Jahrespreis 20 K.

Derzeit 20% Teuerungszuschlag.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

1. Jahrgang, 1919/20. 3. u. 4. Heft.

Herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. — Verlag von R. Pirngruber, Linz.

Titelblatt und Zierleisten von Max Kislinger, Linz.

Jährlich 6 Hefte. Bezugspreis des ganzen Jahrganges 20 K nebst 20% Teuerungszuschlag. Heft 1 u. 2 einzeln 6 K, Heft 3 u. 4 12 K. Bestellungen sind an den Verlag, Linz, Landstraße 34, alle Zuschriften über Inhalt und Mitarbeit und alle Beiträge zur Sammlung der Volksüberlieferung an den Herausgeber, Linz, Wurmstraße 15a, zu richten. Wiederabdruck nur mit Erlaubnis des Herausgebers und unter genauer Quellenangabe gestattet. Die Schwierigkeiten, die sich dem Drucke entgegenstellten, die ungeheure Steigerung der Herstellungskosten bedingten die Verzögerung im Erscheinen und zwangen den Verlag, Heft 3 u. 4 zusammenzuziehen. Die „Heimatgaue" bitten alle Freunde, die zwingende Notlage zu berücksichtigen, dem begonnenen Heimatwerke treu zu bleiben und durch Ihre Hilfe seinen Bestand zu sichern.

Inhalt des 3. u. 4. Heftes:

Abhandlungen (S. 129—186).

Oberrevident G. Lahner, Die Dachsteinhöhlen. — Universitätsprofessor Dr. R. Sieger, Innviertler Fußwege. — Ingenieur E. Neweklowsky, Die alte Ennsschiffahrt. — Dr. E. Straßmayr, Aus dem Wirtschaftsleben der oberösterreichischen Sensenschmiede. — Lehrer Fr. Prillinger, Vom Teufel. — Dr. A. Depiny, Mühlviertler Nachtwächterrufe.

Bausteine zur Heimatkunde (S. 187—194).

Dr. A. Depiny, Zur Einführung. — Dr. E. Kriechbaum, Das Donnerloch. — Dr. A. Depiny, Alte Kalenderreime. — J. Mayerhofer, Die Unruhnacht. — Lehrer Fr. Prillinger, Buchstaben gegen die Pest. — Kooperator J. Nagl, Augensteine. — Professor J. Bernauer, Weihnachtsweisen. — Lehrer O. Klinger, Ostergebräuche aus Eidenberg.

Heimatbewegung in den Gauen (S. 195—207).

Unsere Jugend. — Dr. A. Depiny, Landesverein für Heimatschutz. — Deutschösterreichisches Volksliedunternehmen. — J. Wimmer, Unser Landesmuseum. — Dr. W. Kriechbaum, Das „Heimathaus" in Braunau a. J. — E. Kyrle, Eine Heimsammlung.

Kleine Mitteilungen (S. 208—226).

K. Mautner, Die Trachtenbilder von Max Chézy. — Dr. E. K. Blümml, Das Stifter-Denkmal in Wien. — Dr. A. Webinger, Das steierische Volkskundemuseum in Graz. — Dr. A. Depiny, Zu Dr. Webingers Mahnwort. — Dr. Fr. Berger, Vom Liede „Stille Nacht, Heilige Nacht". — Konservator Dr. W. M. Schmid, Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel. — Archivdirektor Dr. J. Zibermayr, Die Vereinigung des Archives der Landesregierung mit dem Landesarchive. — Dr. E. Kriechbaum, Zur Ausbildung der Lehrer in der Heimatkunde. — Dr. A. Depiny, Die Siedlungen im Landschaftsbilde. — Heimat und Wandervogel. — Nachdenkliches aus der Schriftleiterstube.

Bücherbesprechungen (S. 227—232).

Dr. E. Straßmayr, Übersicht über die 1918 erschienene oberösterreichische Geschichts-Literatur (Schluß). — Einzelbesprechungen.

23. Ostermond 1920. **Das 5. u. 6. Heft erscheint im Sommer.**

Die Dachsteinhöhlen in Oberösterreich.

Von Georg Lahner (Linz).

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit unser verdienstvoller Heimatforscher und -geograph Regierungsrat Hans Commenda (Linz) in seinen „Materialien zur Geognosie Oberösterreichs“[1] auf die Wichtigkeit einer planmäßigen Untersuchung der Höhlen des Landes verwies, von denen damals erst sehr wenige von Fachkundigen betreten, geschweige denn genauer untersucht worden waren. Die Höhlenforschung erschien ihm gerade bei uns in Oberösterreich berufen, eine noch weit klaffende Lücke in unserer Erkenntnis der Vorzeit ausfüllen zu helfen.

Seit Commenda diese Worte niedergeschrieben hatte, sollten aber noch zehn Jahre verstreichen, ehe seine Anregung in Tat umgesetzt werden konnte. Die Verzögerung lag in den Schwierigkeiten und Besonderheiten der Höhlenforschung im allgemeinen begründet. Das Befahren einer größeren, im Urzustande befindlichen Höhle gehört ja meist zu schwierigen Unternehmungen, bei denen es Einsatz von Gesundheit und Leben gilt; abgesehen davon ist zur Bewältigung der dem Höhlenforscher entgegentretenden Hindernisse schwerster Art ein eigenartiges technisches Rüstzeug erforderlich, dessen zweckmäßige Gestaltung erst die praktischen Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit gelehrt haben.

Als ehemaligen Schüler Commendas erfüllt es mich mit großer Befriedigung, daß es mir beschieden war, zehn Jahre später die Ausführung seines Planes persönlich in Angriff zu nehmen. Zwar fallen meine ersten Höhlenfahrten schon in die zweite Hälfte des ersten Jahrzehntes nach 1900, aber erst ein längeres Zusammenwirken mit den Triestiner Höhlenforschern, an deren Unternehmungen ich trotz der großen Entfernung regelmäßig teilnahm, erwarb mir die Erfahrung, um nun endlich an die Erforschung der heimatlichen Unterwelt mit Aussicht auf Erfolg herantreten zu können. Zur Ausführung bedurfte es jedoch nebst der persönlichen Erfahrung noch der Heranziehung von geeigneten Mitarbeitern — ein im Anfange ziemlich undankbares Beginnen, das mir manche Stunde Werbetätigkeit kostete und manche Enttäuschung einbrachte.

Glücklicherweise hatte ich bei meiner Beteiligung an Forschungs-Expeditionen im Süden unseres ehemaligen Staates Beziehungen mit führenden Männern der nicht nur in Österreich, sondern auch

[1] Commenda Hans, Materialien zur Geognosie Oberösterreichs, Sonderabdruck aus dem 58. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum. Linz 1900, S. 192.

in Deutschland wieder auflebenden Höhlenforschung angeknüpft, so daß ich neben den wenigen wackeren Mitarbeitern der engeren Heimat eine äußerst wertvolle Unterstützung durch nichtoberösterreichische Forscher fand. Aus ihrer Mitte war es besonders Ingenieur Hermann Bock in Graz, der Vorsitzende des damals noch jungen „Vereines für Höhlenkunde in Österreich", dessen hervorragende Anteilnahme an unseren Entdeckungen Oberösterreich zu Dank verpflichtet. In den weiteren Kapiteln werde ich Gelegenheit finden, seine sowie die Verdienste aller übrigen Mitarbeiter nach Gebühr zu würdigen. Das enge Freundschaftsband, das sich um unsere gemeinsame Tätigkeit damals wand, führte auch zur Errichtung einer oberösterreichischen Landessektion des Vereines für Höhlenkunde in Linz, welche sich als das beste Mittel herausstellte, die ruhm- und erfolgreich begonnene Erforschungstätigkeit in unserem Lande zu vertiefen und ihre Ergebnisse vor dem Schicksale ähnlicher Bestrebungen in früheren Zeiten vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

Zuerst wurde 1909 die bereits zum Teile bekannte Koppenbrüllerhöhle[1] bei Obertraun erforscht; der hiemit verbundene häufige Aufenthalt in dieser Gegend führte zur Kenntnis anderer, bis dahin noch ungenannter Höhlen an der Nordseite des Dachsteingebirges, deren Erforschung im Jahre 1910 ein weit über die Grenzen unseres ehemaligen Staatsgebildes hinausgehendes Aufsehen hervorrief.[2] Es sind die im Bannkreise der Schönbergalpe gelegenen Höhlen, deren Wunder mit den oberirdischen Schönheiten einer überaus großartigen und lieblichen Landschaft vereint unter dem Namen Dachsteinhöhlenpark zusammengefaßt werden, an dem unser Heimatland einen Naturpark ohne gleichen in ganz Mitteleuropa besitzt.

Die Beschreibung dieser Weltwunder, die Schilderung der Gefahren ihrer Erforschung, die bisherigen Bemühungen und Arbeiten zu ihrer Gangbarmachung und die Bedeutung ihres Studiums für die Erweiterung unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse sollen der Zweck meiner vorliegenden Arbeit sein, die ich nach zehn seit ihrer Entdeckung verstrichenen Jahren dem Vaterlande Oberösterreich zur Ehre und zum Nutzen, den Freunden, Forschungsgenossen und edlen Förderern zum Danke und der Sektion Oberösterreich des Vereines für Höhlenkunde als Jubelschrift zu ihrem zehnjährigen Bestande überreiche.

I. Lage und Gliederung des Dachsteinhöhlenparkes.

Vom südlichen Ende des größtenteils von schroffen Felswänden eingerahmten Hallstätter Sees streicht in östlicher Richtung ein breites, mit dem üppigen Grün seiner Wiesen und Wälder ungemein liebliches Tal, das dem sich mit der Eisenbahn oder zu Fuß auf der Straße von Hallstatt um den dunklen See herum nahenden Reisenden wie eine smaragdene Oase inmitten steinerner Wüstenei erscheint. Die Überraschung ist um so größer, als niemand sich just am Ende des Sees, wo man von weitem die Felswände immer höher auf- und immer enger zusammenstreben sieht und wo des Winters kein Sonnenstrahl mehr in die tiefe Enge zu fallen vermag, ein so üppig prangendes, lichtdurchflutetes Tal erwarten würde, dessen landschaftlicher Reiz noch erhöht wird durch das glänzende Band der Traun, die hier, kaum flügge geworden, aus dem Schoß der Felsen in munteren Kinderschuhen dem ernsten, alten Bergsee zueilt. Nach diesem Schmuckstück der Natur hat auch das sich eine Wegstunde in die Länge ziehende Dorf den Namen. Und wenn es richtig ist, daß der Mensch das Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse darstellt, so paßt das gewiß auf die Bewohner von Obertraun: so nett und freundlich wie das Tal und seine sauberen Häuschen sind auch die Menschen — in ihrer überwiegenden Mehrzahl wenigstens — die dort wohnen.

Aber vergeblich sucht das Auge nach einem Auswege aus dem einem ver-

[1] Lahner Georg, die Koppenbrüllerhöhle bei Obertraun. Der Naturfreund, 14. Jhg., 10. Heft. — Führer durch die Koppenbrüllerhöhle, Linz 1910. — Bock Hermann, Lahner Georg und Gaunersdorfer Gustav, Höhlen im Dachstein und ihre Bedeutung für Geologie, Karsthydrographie und die Theorien über die Entstehung des Höhleneises. Graz 1913, S. 5ff. — Polland Rudolf, die Koppenbrüllerhöhle bei Obertraun. Mitteilungen für Höhlenkunde, 4. Jhg., 1911, 1. Heft.

[2] Karte der Dachsteingruppe 1 : 25.000. Herausgegeben vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, 1915.

schlossenen Garten gleichenden Tale; im Nord und Ost und Süd — überall streben Mauern empor, als ob sie mit einem Riesenmesser aus dem hohen Gebirge geschnitten worden wären: gegen Norden der „Saarstein", gegen Osten der Wilde Koppen, im Süden aber die wuchtige Nordflanke des Dachsteingebirges mit über den Rand der ungeheuren Mauer noch ins Luftmeer hineinragenden kühnen Felsspitzen. Nur wer dem Laufe der Traun aufwärts folgt, kann die Enge erspähen, die im Nordost aus dem freundlichen Tale hinausführt durch eine tiefe Schlucht voll wilder Romantik nach dem vielbesuchten Bade Aussee. Zwischen dem in alten Sagen verrufenen Koppenberge und dem wuchtigen Saarstein hat der Traunfluß ein klammartiges Tal eingesägt, dessen geringe Breite er allein einnimmt; die Straße muß hoch über den Berg klettern, die Eisenbahn aber mit einem Tunnel in den Berg hineintauchen, so wenig Platz lassen die Felswände und die intensiv grün gefärbten Wasser der Traun. An der engsten und wildesten Stelle mündet eine Seitenschlucht ein, der aufwärts folgend man bald vor einem gähnenden Felsentore steht, dem Eingange zu der gleichfalls sagenumwobenen Koppenbrüllerhöhle.

Doch nicht ihr gilt unser Weg. Unser Ziel, der schon zu Weltruf gelangte „Dachsteinhöhlenpark", liegt im Süden des sonnigen Tales, wo des Dachsteingebirges stolzer Höhenzauber mit gewaltigen Wänden zur Tiefe absetzt. Eine Reihe vom Bergmassiv vorspringender Kulissen gliedert seinen Leib und die zwischen ihnen eingeschlossenen Felskare bringen mit dem dunklen Grün ihrer hochhinaufziehenden Bergwälder einen wunderbar mildernden Zug in die ernste Hochgebirgslandschaft.

Die Bergkulissen beginnen schon am südlichen Ende des Hallstätter Sees mit dem geologisch merkwürdigen Hirlatz, sodann folgen von West nach Ost der Zwölferkogel, der Rauhe Kogel, der Schafeckkogel, im Hintergrunde steigt hoch über den Plateaurand der trotzig kühne Felskoloß des Krippensteins (2105 m), eine der ausdrucksvollsten Berggestalten der ganzen Runde auf, unter ihm schiebt sich der gleichfalls von Steilwänden umgürtete Mittagkogel wie eine dicke Steinnase vor, zwischen sich und dem letzten Wandvorsprunge, dem mehr breit und massig ausbauchenden Hageneck eine infolge wagrecht verlaufender Wandstufen treppenartig aufgebaute Einbuchtung einschließend. Diese wird unser Augenmerk vor allem in Anspruch nehmen, da sie den direkten und seit sie durch einen Reitweg gangbar gemacht wurde, auch bequemen Zugang zu den Wundern des Dachsteinhöhlenparks vermittelt.

Ausgehend von der Bahnstation Obertraun (zwischen Hallstatt und Bad Aussee) folgt der Weg zu den Dachsteinhöhlen erst ein Stück weit der Dorfstraße, zu deren beiden Seiten sich die Niederlassung als ausgesprochener Längenort hinzieht; schmucke Bauerngehöfte erfreuen den Blick. Sobald sich hier einmal Gasthöfe erheben, die den modernen Anforderungen entsprechen, wird das Tal einen gewaltigen Aufschwung erleben und nicht nur Touristen, sondern auch viele Sommergäste an sich ziehen, wozu die Anfänge bereits vorhanden sind. Selbst als Winterstation würde es sich durch sein günstiges Klima und seine starke Besonnung eignen. Nach einigen Minuten des Marsches auf der Dorfstraße zweigt beim Zeughaus der Feuerwehr rechter Hand ein durch eine Wegtafel bezeichneter Wiesenpfad ab, der gegen die südliche Talumrahmung verlaufend in der ganzen Breite des Tales durch Wiesengelände und auf hölzernen Brücken über mehrere kristallklare Bäche führt, der am Bergfuße rauschenden Traun und dem dunkelgrünen Walde entgegen. Über ihm wächst das blanke Felsgerüst in furchtbaren Steilmauern in die Höhe, wird aber an seinem oberen Rande von den luftigen Häuptern des Krippensteins und seines sonderbar zugespitzten Nachbarn, des Däumel (1986 m), noch weiterhin überragt. Der Fluß wird auf der Köhlerbrücke übersetzt und der herrlichste Bergwald nimmt uns auf. Den Zweifel, welchem von den jenseits der Brücke auseinanderstrahlenden Waldwegen zu folgen sei, behebt eine vorsorgliche Wegtafel. Der richtige Steig übersetzt nochmals auf einen Holzbrückchen den Miesenbach, der in seinem steinigen von Moos eingefaßten Bette je nach der

Jahreszeit eine unterschiedliche Wassermenge führt, hochangeschwollen nach der Schneeschmelze und ausgiebigeren Niederschlägen, versiegt er nach lang andauernder Trockenheit oft völlig. Er ist wie die anderen am Fuße des Dachsteingebirges auftretenden Bäche ein echtes Karstgerinne, welches das auf der Bergoberfläche versickernde Niederschlagswasser im Innern sammelt und es in geschlossenen unterirdischen Röhren weiterfließen läßt, bis es endlich beim Verschneiden mit der Erdoberfläche irgendwo als mächtiger Bach hervorbricht. So begegnen wir schon hier am Fuße des verkarsteten Dachsteingebirges hydrographischen Erscheinungen, die uns des weiteren in bezug auf die Gegenwart sowohl wie auf eine sehr ferne geologische Vergangenheit eingehend beschäftigen sollen.

Unser Waldweg führt mit mäßiger Steigung inmitten der grünen Halden stetig bergan, bis wir im innersten Winkel eines Felszirkusses stehen. Es ist die unterste jener Wandstufen, welche dem Gelände das schon erwähnte Gepräge eines steilen Terrassenaufbaues geben, eine in diesem Gebiete allgemeine Erscheinung, die zur Folge hat, daß man den Aufstieg und Abstieg in dieser Treppenlandschaft nur auf bestimmten Wegen bewerkstelligen kann, welche die gangbaren Stellen des Wandabsturzes ausnützen oder stellenweise künstlich angelegt wurden. Dies geschah früher, da auf den höheren Terrassen noch die Almwirtschaft blühte. Seitdem diese aber mehr und mehr in Verfall kam, verfielen auch die nicht mehr erhaltenen Almsteige, so daß es in manchem dieser Kartreppen, auf denen dichter Wald auch noch jede Sicht benimmt, nur mit genauer Ortskenntnis gelingt, den Auf-, beziehungsweise Abstieg zu finden.

So standen die Verhältnisse auch im Schönbergkare, ehe der heutige Reitweg gebaut wurde. Dieser überwindet die erwähnte unterste Wandstufe an der im Sinne des Anstieges rechten Seite. Der ehemalige Almsteig zog links hinauf und am Fuße der wegen ihrer Höhe und ihres senkrechten Aufbaues eindrucksvollen Schönbergwand entlang, durfte jedoch infolge hoher Steinschlaggefahr beim Bau des neuen Weges nicht in Betracht kommen. Daher mußte der neue Kunstweg durchwegs den steilen Felsen abgerungen werden. Schon an seinem Beginne befinden wir uns so hoch, daß der Blick ungehindert über den Wald hinweg auf den Hallstätter See und Obertraun fällt. Zu diesem herrlichen Tiefblick gesellt sich auf der Bergseite die Ansicht eines hohen Wasserfalles, der wenigstens außerhalb der ganz trockenen Jahreszeit über die Wandstufe stürzt. Der weitere Anstieg führt durch einen 12 m langen Tunnel, dessen Herstellung erforderlich wurde, weil die Felswand hier über die Tiefe ausbaucht und aus brüchigem Material besteht. Auch beim Austritt aus dem Tunnel bemerken wir eine Stelle, die eine schwierige Bauausführung erforderte, da zur Fortsetzung des Weges eine starke Betonmauer auf einem tiefer liegenden Felsgesimse aufgesetzt werden mußte. Wir haben hier eine Meereshöhe von 730 m erreicht und befinden uns rund 230 m über dem Spiegel des Hallstätter Sees. Die Zurücklegung des Weges vom Obertrauner Bahnhofe bis hieher erfordert etwa eine Gehstunde. Der Reitsteig, der sich zuletzt scharf am Rande des Abgrundes hielt, erreicht nach einigen Serpentinen, die an der stehengebliebenen Unterkunftshütte der Wegbaunternehmung vorüberführen, die erste Wandterrasse; der Geländewechsel macht sich sofort in der Verringerung der Steigung und in dem Auftreten üppiger Waldvegetation bemerkbar. Die Steigung nimmt wieder zu, sobald man sich der zweiten Wandstufe nähert, die aber nicht mehr so schroff wie die unterste ausgeprägt und daher größtenteils von Hochwald verkleidet ist. Die nächste Gehängeterrasse entfaltet einen Reichtum an landschaftlichen Reizen; wie durch einen Naturpark zieht der fest gebaute Steig durch den ozonduftenden Wald, dessen Mitte eine Lichtung einnimmt, auf der einmal eine Holzknechtstube (Unterkunftshütte für die Holzknechte) gestanden hat, wovon sie den Namen „Stubenboden" bewahrte, während von der Hütte kein Stück Holz mehr übrig blieb. Der prächtige, mit kurzem Gras bewachsene Platz dient als willkommene Raststätte beim Aufstieg, wozu auch noch das Rieseln nahe befindlicher Quellwässer einladet. Darüber erhebt sich eine langfortziehende Felsmauer als dritte Wandstufe; an ihr führt nun stetig steigend, der Weg entlang, bis eine tief- einge-

schartete Schlucht zur Linken die Höhe gewinnen läßt. Man merkt noch heute, welche Schwierigkeiten dem Wegbau in diesem, am Grunde mit ungeheuren Felstrümmern erfüllten Engpasse entgegenstanden; selbst Felsnischen und Halbhöhlen mußten erweitert werden, um den Wegkurven Raum zu schaffen. In dieser Schlucht findet sich an einer bestimmten Stelle ein merkwürdiger feiner Schotter, der uns im wissenschaftlichen Teile näher beschäftigen wird. Er weicht vom sonstigen Untergrunde ganz ab und ist Urgebirgsschotter aus Quarz und kristallenen Schiefern (auch „Augensteine" genannt); ihm fällt in den neueren Theorien über die Gestalt unseres ostalpinen Kalkgebirges vor den letzten großen Veränderungen der Alpen eine besondere Beweiskraft zu. Den Ausstieg aus der romantischen Schlucht vermittelt ein sehr solid gebauter Serpentinenweg, der in der Höhe unter einer Felswand rückläuft; es steht aber auch auf der anderen Seite eine hohe, fest gebaute Holzleiter zur Auswahl, die zur ersten vorläufigen Steiganlage vor Erbauung des Reitweges gehörte. Wir stehen bereits auf der dritten Terrasse, die einen überraschenden Tiefblick auf den See, das Trauntal und die Bergesrunde gewährt. Die himmelanstrebenden Plattenfluchten der Schönbergwand und des bastionartigen Mittagkogels liegen schon zum Großteil unter unserem Standpunkte, die Höhe ist beinahe erreicht und mit einer weitausholenden Wegschleife, die in der Sehne auf einem markierten Steig abgekürzt werden kann, nähern wir uns bereits dem muldenförmig vertieften Boden der Unteren Schönbergalpe, einer von mauerglatten Steilwänden zirkusartig eingefaßten Terrassenebene, die nur nach der Vorderseite offen ist, wo ein kleiner Felsriegel sie begrenzt und diesen lieblichen Erdenwinkel dem Herannahenden bis zum letzten Augenblick verbirgt, wodurch die Überraschung beim plötzlichen Anblicke einer gastlichen Unterkunftshütte inmitten des Almkessels um so packender wirkt. Das Ziel der Wanderung ist hiemit nach $2^1/_2$ Stunden von Obertraun aus erreicht; die Alpe liegt in 1350 m Meereshöhe, somit rund 850 m über dem Hallstätter See.

Das Unterkunftshaus (Eishöhlenhütte in der Alpenvereins-Karte)[1] ist aus einer ehemaligen Almhütte, die bereits in Trümmern lag, durch Neuaufbau hervorgegangen; sie besitzt im Erdgeschosse Küche, Speiseraum und ein Wohnzimmer, im Oberstocke zwei Fremdenzimmer und einen größeren, gemeinsamen Schlafraum, unter dem Dache ebenfalls noch Übernachtungsmöglichkeiten.

Die Wände bestehen aus Baumstämmen und sind an der Wetterseite mit Eternitplatten verkleidet. Bei der Wiederherstellung wurde über dem Türbalken der Hüttenruine die Jahreszahl ihrer Gründung „1414" entdeckt, wonach sie auf das ehrwürdige Alter von fünf Jahrhunderten zurücksehen kann. Doch war die Almbewirtschaftung schon lange vor dem Wiederaufbau wegen des Wassermangels, der sich in trockener Zeit empfindlich fühlbar machte, eingestellt worden. Von der neuen Hüttenverwaltung wurde eine höher gelegene Felsenquelle gefaßt, durch Betonverschluß einer kleinen Höhle ein großer Wasserbehälter angelegt und eine im Boden versenkte Rohrleitung hergestellt, deren Auslauf sich in einer kleineren, zu diesem Zweck neu errichteten Hütte neben dem Unterkunftshause befindet. Durch diese ziemlich kostspieligen Vorkehrungen ist der Wassernot auf immer begegnet. Diese Schutzhütte, die alljährlich vom 15. Juni bis 30. September auch bewirtschaftet ist und sich eines immer mehr steigenden Besuches erfreut, liegt im Mittelpunkte der unterirdischen Wunder des Dachstein-Höhlenparkes und dient ihrem Besuche als willkommener Stützpunkt. Auch der Übergang über das Dachsteinplateau zur Simony-Hütte (sieben Stunden), kann von hier aus angetreten werden, zu welchem Zwecke eine gute Wegmarkierung (rot) über die „Gjaidalpe" durchgeführt wurde.

Ferner läßt sich auf markierten Wegen von der Gastwirtschaft aus in zwei bis drei Stunden die Besteigung des Hohen Krippensteins oder noch bequemer die des „Däumels" ausführen. Beide Ausflüge gehören infolge des prachtvollen Rundblickes auf die zum Greifen nahe Gletscherwelt zu den lohnendsten Wanderungen

[1] Bock, Lahner und Gaunersdorfer, a. a. O., S. 15 ff.

an der Nordseite des Dachsteinplateaus.

Die bergseitige Begrenzung der Almterrasse wird von einer auffallend glatten Wandflucht gebildet, an deren Fuß sich mächtige Schutthalden angehäuft haben, die bis auf vereinzelte Strecken bereits von einem reichen Kleide aus Latschen und Alpenrosen verdeckt sind. Die über ihnen emporsteigende Felswand ist wieder ein dieser Treppenlandschaft eigener Gefällsbruch. Darüber folgt abermals eine ebenere Terrasse, wie alle anderen reich an Vegetation, selbst hohe Bäume kommen noch fort. Sie ist auch wasserreicher und trägt zwei Almen, die Mittlere und die Obere Schönbergalpe.

Wo der obere Rand der vorhin erwähnten Schutthalden mit der senkrechten Felswand verschneidet, gähnt es schwarz aus mehreren großen Höhlenportalen. Ein Steig windet sich durch Felsstufen, Geröll und Latschen in 15 Minuten zu zwei knapp nebeneinander liegenden Höhleneingängen empor, von denen der größere eine auffallend dreieckige Gestalt besitzt. Dies ist der Zugang zu dem hervorragendsten Schaustücke des Dachsteinhöhlenparkes, der Eingang zur schon weltberühmt gewordenen Rieseneishöhle, der größten und schönsten der bisher zugänglichen Eishöhlen der Erde. Unter ihrem hohen, kirchenportalähnlichen Eingangsbogen genießt man noch einmal eine unvergleichlich schöne Aussicht auf die nun 100 m tiefer liegende, einem Weihnachtskrippchen gleichende Alpe, auf den dunklen Seespiegel, die grünen Wälder, die dräuenden Felswände und die lichtumflossenen Berggipfel.

In annähernd gleicher Höhe wie die Rieseneishöhle erblickt man unweit in westlicher Richtung ein anderes großes Portal, das mehr trapezförmig, aber gleichfalls hoch und sehr breit ist; es bildet den Eingang zu einer Backofen genannten Höhle; sie führt ihren Namen wie die Eishöhle von den besonderen Temperatureigenschaften. Von einer dritten Höhle, die zu Ehren des 1914 in Rußland gefallenen Höhlenforschers Alexander v. Mörk „Mörk-Höhle" benannt wurde, gewahrt man den Eingang sehr gut von der Alpe aus schon tiefer am Hange in der Fallinie unterhalb der Eishöhle.

Zu einer zweiten Gruppe von Höhlen führt im Hintergrunde der Alpe ein Pfad durch ein herrliches Waldtal in 20 Minuten bis an die pralle Ostwand des Mittagkogels heran; aus der an ihrem Fuße steil abfallenden Rinne zieht eine große Schutthalde in einem einspringenden Wandwinkel hinauf. Dort oben erblickt man wieder ein hochgewölbtes Felstor, den Osteingang zur Mammuthöhle, einem der größten Höhlenlabyrinte der Ostalpen, das mit einem Hauptarme sogar den ganzen Mittagkogel durchzieht, so daß man jenseits sofort den Abstieg zur Traun antreten kann. Auf manchmal schwer erkennbarem Steige geleitet er über die verfallene Angeralpe durch prachtvollen Wald, den sogenannten Ahornboden abwärts, und überwindet zuletzt eine hohe Steilstufe durch künstliche Anlage, die beim Abstiege am äußersten linken Ende der Taltreppe zu suchen ist.

Unter dem Eingange zur Mammuthöhle, auf der Sohle der tiefen Rinne, öffnet sich der Zugang zu einem Wasserschachte, der bisher noch keinen besonderen Namen hat; seine Erforschung ist noch im Gange. Etwas tiefer am Fuße der Mittagkogelwand befindet sich ein anderes Portal, der Eingang in die Dr. Morton-Höhle.

Zwei andere Höhlen bilden eine dritte Gruppe, die aber derzeit nur auf schmalen Latschen- und Rasenbändern zu erreichen ist. Den Anblick ihrer mächtigen Felsöffnungen in der kühn aufragenden Wand genießt man am bequemsten von der Schönen Aussicht der Schönbergalpe, einer mehrere Minuten weit vom Unterkunftshause vorgeschobenen Felskanzel, von der man wie aus der Vogelperspektive in die letzte Strecke des Reitweges einsieht und einen wunderbaren Tiefblick hat. Namentlich der Sonnenuntergang zeigt sich hier in überwältigender Größe. Die beiden letztgenannten Höhlen gähnen ober unseren Häuptern in der Felswand; die eine, das Holzknechtloch genannt, ein wahres Riesentor, das man gleich dem Eingang zur Eishöhle und zum Backofen selbst vom Tale aus deutlich gewahrt, und die Kraul-Höhle, auf-

fallend durch die lichte Farbe des umgebenden Gesteins.

All diese nun geschilderten landschaftlichen Schönheiten nebst den Zugängen zu den Geheimnissen der unterirdischen Paläste, deren Darstellung das nächste Kapitel bringt, gehören zum Dachsteinhöhlenpark.

II. Im Reiche der Nacht.

a) Die Dachstein-Rieseneishöhle.

Unstreitig gebührt der Rieseneishöhle von allen unterirdischen Wundern des Dachsteinhöhlenparkes vom ästhetischen Standpunkte aus der Vorrang, wenngleich sie an Längenausdehnung noch weit hinter ihrer Nachbarin, der Mammuthöhle, zurückbleibt. Die Pracht ihrer Eisgebilde ist unbeschreiblich, der Glanz der Höhle, ihre Erhabenheit sind wie etwas Erdentrücktes — sie ist ein wahres Feenschloß.

Ein Doppeltor öffnet sich in der Felswand, ein Fenster in 8 m Höhe noch darüber; durch das kleinere linke Tor sieht man hinab in eine Sackhöhle, die vom Tageslicht erhellt, von der Sonne beschienen und dennoch am Grunde mit einer niemals auftauenden Eisdecke bekleidet ist. Dem Abstieg über eine Geröllhalde, auf der Botaniker vom Fach Beute an Anpassungsformen der Pflanzenwelt finden, steht kein Hindernis im Wege, doch weiter in den Eiskeller einzudringen ist unmöglich, da die Decke sich ganz auf den Eisspiegel senkt. Den Zugang zu den Eispaläsen gewährt der nebenan befindliche Eingang, ein riesiger Torbogen, der nach innen rasch in eine Enge übergeht, welche mit einem eisernen Gitter verschlossen ist. Starke Zugluft weht uns entgegen, je wärmer es außen ist, um so intensiver, aber das „Blasen" hört schon nach einigen Schritten auf; in dem sich allmählich wieder erweiternden Gange windet sich ein angelegter Weg durch wüste Blöcke, die von Deckenbrüchen stammen. Plötzlich schimmert etwas gespenstisch im Scheine der zur Führung benützten Azetylenlampen; bei näherem Zusehen wächst ein Eiskoloß zehn Meter hoch empor bis an die Decke; er ruht auf einem breiten Sockel von spiegelblankem Eise und teilt den Raum wie eine Säule. Aller Boden ist plötzlich zu Eis geworden und kaum 50 m vom Eingange, wo die Sonne glüht, behauptet des Winters eisig schimmernde Pracht hier innen sich unbeweglich das ganze Jahr. Unvermutet steht der Besucher auf einem schmalen Eisenstege und sieht beim grellweißen Aufflammen eines Magnesiumlichtes, das einstweilen noch die elektrische Beleuchtung ersetzen muß, ein Märchenbild, einen Feenzauber, ein Wunder — kein Wort kann die Wirklichkeit wiedergeben — allein der Schrei des Entzückens ist der treffendste Ausdruck. Ohne sichtbaren Halt scheint die Brücke an einer Felswand zu kleben, über das Geländer sinkt der Blick in die schimmernde Fünf-Stockwerktiefe einer Gletscherspalte, zu der das vorher betrachtete kleine Eisgebirge in einer senkrechten Wand abbricht. In der Tiefe zieht eine Eismauer mit schmaler Krone von dieser Wand zur rückwärtigen, dann wieder stauen sich drüben die Eismassen wie Mauern auf. Diese jähen Eiswände und dieser Eisgrat waren der erste und trotz Strickleitern, Eisbeil, Steigeisen und Kletterseil, trotz Mut und Erfahrung schwierige und gefährliche Weg der Entdecker.

Aber jenseits des Eisschrundes, am Ende des Steges, öffnen sich die Eisberge neuerdings zu einem glitzernden Saale, dessen Boden glatter ist wie jedes Parkett. 60 m lang und 40 m breit, 8 bis 10 m hoch ist dieser unterirdische Saal und wer darin tanzen wollte, bedürfte der Eisschuhe. Auch funkelnde Säulen aus kristallnem Eise erheben sich in dem Raume, im Hintergrunde dolomitengleich ein aus Nadeln, Zinnen, Graten und Türmen zusammengesetztes Gebirge von reinstem Eise, an seinem Fuße ein tiefes schwarzes Becken, von dem das Wasser in einer Rinne des Bodeneises zum Abgrund fließt. Unglaublich mächtig muß dieses Bodeneis sein, denn unter dieser Halle, die vom Sagenhelden Tristan den Namen trägt,[1] liegt noch ein Hohlraum, ganz umschlossen vom Eise, das sich an Formenschönheit dort unten noch überbietet. Der Raum heißt die Kapelle. Trichter führen vom Tristan-Dom hinab bis in diese Kapelle

[1] Die Namengebung der Räume in der Dachsteinrieseneishöhle hat die höfische Sage zum Ausgang.

und lassen erkennen, daß sie gut 30 m durchs Eis hindurchgehen. Doch nicht auf diesem Wege öffnet sich der Eintritt in die wunderbare Eiskapelle, man erreicht sie jetzt unschwer mittelst eines Abstieges auf Leitern und einer ins Eis gehackten Treppe vom Tristan-Dom in den großen Abgrund, gegen den sie sich durch ein stolz geschwungenes Eistor öffnet. Marmorglatt sind die Wände aus wunderbar fein geschichtetem Eise, Bildungen, die die kühnste Phantasie nicht ausdenken kann, füllen einen Teil des ansehnlichen Raumes und wenn der Führer sie bei Durchleuchtung zeigt, scheint alles aus flüssigem Silber zu sein.

Die Märchenwelt erstreckt sich vom Ende des Tristan-Domes noch tief in den Berg. Durch einen schmalen Durchweg, den der Kristallberg noch offen ließ, gelangt man in eine andere Halle, deren Boden ein stark abwärts geneigter Eisstrom, der Kristallogletscher der ganzen Breite nach einnimmt. Eine einen halben Meter tief ins blanke Eis gehauene Treppe führt bis zu seiner Zunge hinab, wo ein niedriger Durchschlupf unter der Felsdecke in ein System sich kreuzender Stollen, das den Namen Kreuzgang trägt, Eintritt gewährt. Auch hier deckt festes Eis die Sohle, an den Wänden aber flimmert demantgleich der Rauhreif bald wie einzelne Leuchten am nächtlichen Himmelszelt, bald wie faustdicke Knollen der Bäume im Winterfrost. Seine Anhäufung erscheint am stärksten in einem Seitenstollen, dem Eisiphon, an dessen Ende die Deckenwölbung sich abschließend auf den ebenen Eisstrom senkt.

Eine Holztreppe zieht nun über eisfreie Felsen in einen höher gelegenen Gang: Belrapeire.[1] Hier, wo anstehender Steinboden die Anlage permanenter Wege zuließ, beginnt der durchwegs in Beton ausgeführte Promenadenweg, der sich mit einer Stiege aus dem gleichen Material in den riesigen Parsifal-Dom fortsetzt. Von der Höhe hinab sucht das Auge vergeblich die Maße dieses Raumes zu erfassen. Seine Länge ist 100 m, seine Breite 50 m und an der höchsten Stelle steht die Wölbung 25 m vom Grunde ab. Die Sohle fällt von vorn nach rückwärts und von der rechten Seite, die ein riesengroßes Blockmeer einnimmt, gegen die linke. Diese ist wieder von einem Eisstrom, der noch viel mächtiger wie der vorherbetrachtete ist, dem Montsalvasch-Gletscher ausgefüllt, welcher dem allgemeinen Gefälle entsprechend in die Tiefe des Raumes abstürzt. Durch Unebenheiten des Untergrundes bildet er zu Beginn und in der Mitte Stufen, auf denen die Sickerwässer der Wände eine günstige Gelegenheit fanden, die herrlichsten Eisgebilde in Form von Wasserfällen, Festungen und Türmen aufzubauen, nicht zu reden von den oft an feinste Filigranarbeit erinnernden Kleinformen. Das Eindruckvollste bleibt unstreitig ein auf der mittleren Stufe sich erhebendes Kuppelgewölbe, dessen Benennung Gralsburg die ganze Weihe und hehre Schönheit dieses Wunderwerkes ausdrückt. Wahrhaftig gleicht sie, die durch Jahrtausende unerreicht von Menschen war, jenem hehren Zauberbilde der mittelalterlichen Sage.

Völlig entrückt in ferne Welten steigst du hinab in den Grund des Domes und schon harren andere Zeugnisse des unerschöpflich reichen Formenschatzes der Natur der Betrachtung. Ebene Eisfläche dehnt sich spiegelrein im ganzen Rund der Halle, in der Mitte aber ragen gleißende Ungetüme empor wie erstarrte Ungeheuer der Vorwelt; eines kann als ruhender Bär gedeutet werden, das zweite ist deutlich ein Löwe oder eine Sphinx, das dritte aber, dessen Haupt bis an die Decke reicht, mit einem mächtigen Rüssel daran, ist die überraschend ähnliche Wiedergabe eines Elefanten, gegen den aber der größte lebende ein Zwerg bliebe. Die Pracht dieser Eisstalagmiten, denen von der Decke sonderbar gestaltete Riesenzapfen entgegenstarren, in aller Ruhe und Sicherheit betrachten zu können, gestattet dem Besucher eine die Wand entlang ziehende Eisenbrücke, die den Promenadeweg abschließt.

Die weite Eisfläche in der Tiefe des Parsifal-Domes fließt über einen Gefällsbruch in eine anstoßende Halle, wo sie an manchen Stellen so spiegelrein ist, daß man den Bodenschutt in 1 m Tiefe noch so ungetrübt wahrnimmt wie in dem klarsten Gebirgsbache. Die weitere

[1] Die stat. ze Pelrapeire (Parz. IV, 43); altfranz. Bel repaire, schöner Aufenthalt.

Fortsetzung ist derart verengt, daß erst Ausräumarbeiten nötig wären, um vorwärts zu kommen. Nur wer schmal und biegsam ist, kann sich, rechtwinkelig abgebogen, über eine vereiste Stufe schieben und sieht über sich einen hohen, mit Felsblöcken verkeilten Kamin, durch den die Luft hereinströmt und die Enge mit einem Brausen erfüllt, als wäre man in der Nähe eines Wasserfalles.

Dennoch gibt es noch ausgedehnte Höhlenräume, die vom Parsifal-Dom abzweigen. Der Zugang zu ihnen öffnet sich gegenüber der erwähnten Kunstbrücke hinter der Linie der Tiergestalten mit einer jähen Eiswand, die in eine Tiefe von 15 m absetzt und dort in kaskadenartige Eisstufen übergeht. Gewaltig wölben sich zwei Schwibbogen aus Eis darüber, in der Mitte von einer gleißenden Säule getragen, so daß man durch ein schimmerndes Tor in den Eispalast der Königin Kondwiramur[1] eintritt.

Die Weganlage steht hier erst vorläufig und besteht nur aus Holzleitern, doch ist der Abstieg bereits ohne Schwierigkeit. Im Urzustande war es wohl anders, denn nun geht es 50 m fortwährend über Eis- und Felsstufen — heute schon auf Leitern und Eistreppen — steil und manchmal unter sehr niedriger Decke hinab. Nicht wenig überrascht das plötzliche Aufhören der Eisbildung, die uns bisher einen Feenzauber nach dem anderen vorgaukelte. Dieser Wechsel kündigt eine große Änderung im Aussehen der Grotten an. Immer weiter entfernen sich die Wände von einander, die Decke weicht nach oben und von einem Trümmerberg aus hausgroßen Felsblöcken windet ein kaum erkennbarer Pfad sich in die Riesenhalle des König Artus-Domes hinab. Sandiger Lehmboden breitet sich auf seinem ebenen Grunde aus, über dem die Wölbung sich bis zu 30 m erhebt. Es ist ein düsterer wilder Felsendom, 200 m in der Länge und 40 bis 60 m in der Breite. Im Scheine der Grubenlampen tanzen und huschen unsere eigenen Schatten gleich Figuren einer Zauberlaterne über die hohen Wände, hie und da scheint es, als hätte man den leisen Laut eines in den Tiefen der Klüfte sich bewegenden unerklärlichen Wesens vernommen — Höhlenspuk, der den Pionier der Unterwelt äffen, unter Umständen einen in den unentwirrbaren Labyrinthen Verirrten zur Verzweiflung treiben kann.

Selbst mit dem weiten Raume des König Artus-Domes, der nach Ebnung seiner Sohle einen unterirdischen Tanzsaal ergäbe, gleich jenem in der Adelsberger Grotte, ist die Höhle noch nicht zu Ende, sie setzt sich sogar nach zwei entgegengesetzten Richtungen fort. Im Norden steigt eine Schutthalde steil empor zur trümmererfüllten, etwa 60 m langen Gawan-Halle, in die ein burgähnlicher Fels vor zehn Jahren den Entdeckern bei ihrer 30stündigen Forschungsarbeit als Lagerplatz diente, Belroche benannt. In zwei östlich anschließenden Seitenhallen führen Schuttkegel zu Schloten, durch die warme Luftströme hereinbrausen, in nördlicher Richtung erreicht man aber über einen solchen Schuttberg die Ebene Joflanz und weiter über einen Paß die 70 m lange, 40 m breite und 10 m hohe Ivan-Halle[2], die mit einem gewundenen und verzweigten Labyrinth — so weit wir bis jetzt wissen — diesen gewaltigen Nebenzug der Höhle endlich abschließt. Im Labyrinth finden sich an bestimmten Stellen jene Urgesteinsgeschiebe, die uns beim Aufstieg zur Schönbergalpe schon begegneten.

Noch immer bleibt uns ein anderer langer Höhlenast am südwestlichen Ende des König Artus-Domes zu besucheu. Eine Wandstufe über Geröll empor, gelangen wir in einen hohen weiten Gang, der wie ein Riesentunnel aussieht und ehemals einem großen Wasserlaufe als Durchfluß diente, wie aus den Ablagerungen von Flußgeschieben und eingetrocknetem Schlamme deutlich hervorgeht. Von Wand und Decke hängen geringelte, schlangen- und salamanderähnliche rötliche Tropfsteingebilde, während solche von zartesten Pilzformen die Blöcke am Boden zieren. Der alte Flußtunnel erhielt den Namen Plimisoel. Sowohl er wie sein altes Nebengerinne, der Bach Korsa,[3]

[1] Gemahlin Parsifals; altfranz. Coin de voire amors, Ideal wahrer Minne.

[2] Joflanz (Pars., XII, 833), Ortsname. — Ivan, Graf von Nonel (Pars. V, 312).

[3] Fluß Plimizoel, uf dem Plimizoeles plan, Pars. VIII, 522. — Korca, Flußname, Pars. XII, 827, wohl eine Umbildung aus dem Französischen.

in dem sich die Augensteine sogar an den Wänden angesintert finden, sind am Ende mit Lehm und Schotter verstopft. Ihre Freilegung wird einmal von großer Bedeutung sein, denn die Richtung der beiden Gänge führt rückläufig gegen den Eingang der Höhle und muß irgendwo unter dem Schutt 50 bis 60 m unterhalb des Einganges das Freie erreichen. Ist diese zweite Verbindung mit der Außenwelt einmal hergestellt, dann werden die Besucher nicht mehr genötigt sein, schon nahe dem Tage wieder umzukehren und einen großen Teil der Höhle nochmals durchwandern zu müssen.

Die Gesamtlänge der Dachstein-Rieseneishöhle beträgt rund 2000 m; nebst der Größe ihrer einzelnen domartig erweiterten Räume ragt sie durch die Masse und Formenfülle des in ihr aufgespeicherten Eises hervor und weist ganz merkwürdige physikalische Verhältnisse auf, die in einem eigenen Abschnitt behandelt werden sollen.

b) Der Backofen.[1]

Annähernd in gleicher Höhe und (vom Beschauer aus) 200 m rechts seitlich vom Eingange zur Rieseneishöhle gähnt, breit überdacht von einem Überhange, ein großes Felsentor, aus dem sich ein gotisch geformter Gang von 10 m Breite und 8 m Höhe fortsetzt. Er läßt sich, da er anfangs ganz eben ist und später nur mäßig ansteigt, bequem verfolgen, endet aber nach 60 m mit Ausfüllungen, die teils von Deckeneinstürzen, teils von Geröllablagerungen herstammen, die zu Konglomerat verbacken wurden. Dem ganzen Aussehen nach diente auch diese Höhle einst mächtigen unterirdischen Gewässern als Flußtunnel, woher auch die zu Konglomerat verkitteten Gerölle stammen mögen. Auffallend ist nur, daß sie kein Urgesteinsmaterial enthalten.

Der Eingang zu dieser Höhle ist gleich dem der Eishöhle eine ergiebige Fundgrube für Botaniker, die sich mit dem Studium der Artveränderung infolge der Lichtreduktion befassen.[2] Auch der Naturfreund kommt auf seine Rechnung, wenn er im Hochsommer in der angenehmen Kühle des Torbogens stehend, das entzückende Landschaftsbild zu seinen Füßen schaut.

Die größte Sonderbarkeit dieser an Längenausdehnung nicht bedeutenden Grotte bildet ihre auffallend hohe Temperatur.

Zwar wird der Besucher hievon nicht viel merken, da sie lediglich am Thermometer zum Ausdruck kommt, welches + 9° C zeigt. Im Vergleiche zur Eishöhle aber, die im Innern fast ohne Jahresschwankung + 0° C aufweist, muß uns die unter ganz gleichen Lageverhältnissen stehende Höhle warm erscheinen. Tatsächlich übersteigt ihre Temperatur das Jahresmittel ihrer Höhenlage um ungefähr 3° C. Darum wurde sie von ihren Entdeckern Backofen benannt.

Die Tatsachen dieser merkwürdigen meteorologischen Unterschiede werden später Erörterung finden.

c) Die Mörk-Höhle.[3]

Ihr Eingang, der sich etwa 100 m unterhalb der Rieseneishöhle im latschenverwachsenen Hang öffnet und nicht die großartigen Maße der oberen Höhlenportale aufweist, führt in einen hohen, geräumigen Gang, der bald mit einem Versturz endet, vorher aber links einen Seitengang entsendet. Dieser geht in einen schauerlichen Abgrund über, der nur auf freipendelnder Strickleiter bezwungen werden kann. Nach 20 m Kletterei auf derselben landet der Steiger, der mit seiner Lampe hin- und herschwingt wie ein bewegter Kronleuchter unter dem Kuppelgewölbe eines Domes, auf einem mit wüstem Gerölle bedeckten Hallenboden. Nochmals öffnet sich hier ein ähnlicher Abgrund von 18 m Tiefe und ermöglicht den Leiterabstieg in das dritte (unterste) Stockwerk. Dieses besteht aus einem engeren Raum und enthält wieder Flußschotter aus den Tauern.

d) Die Dachstein-Mammuthöhle.[4]

Wie das vorweltliche Mammut in der Tierwelt als Sinnbild des Riesenhaften, des Gigantischen gilt, so steht diese unterirdische Katakombenwelt unter

---

[1] Bock, Lahner und Gaunersdorfer, a. a. O., S. 43.
[2] Ebenda, S. 35 ff.
[3] Ebenda, S. 44.
[4] Ebenda, S. 60ff.

den gesamten Höhlen der Ostalpen achtunggebietend da, deren größte neben ihr meist wie Zwerge erscheinen. Gegen 5 km Längenentwicklung sind seit den Tagen ihrer Erstentdeckung bekannt geworden, eine Ausdehnung, die in den Ostalpen nur vom Lurloche bei Semriach in Steiermark übertroffen wird. Aber seine Geheimnisse sind erschöpft, die der Mammuthöhle hingegen ziehen noch ohne Ende tief in die Eingeweide des Dachsteingebirges, so tief schon, daß angesichts der bedeutenden Schwierigkeiten, die sich dem Vordringen bis ans Ende des bekannten Teiles bereits entgegenstellten, die weitere Erforschung bis zur leichteren Gangbarmachung der alten Strecken ruhen mußte. Diese notwendige Arbeit wurde über Antrag der oberösterreichischen Landessektion des Vereines für Höhlenkunde im Sommer des Jahres 1919 von der staatlichen Höhlenkommission in Angriff genommen und in einem wesentlichen Teile zum Abschluß gebracht, so daß auch der touristische Besuch in der durchlaufenden Strecke sehr erleichtert erscheint.

Die zahlreichen, teils riesenhaften, teils engen und niedrigen, in sich labyrinthisch verschlungenen und oft stockwerkartig über- und untereinander liegenden Gänge und Hallen dieser Höhle lassen sich für den Eingeweihten nicht unschwer in Hauptzüge mit sekundären Nebenstrecken einteilen, wodurch Übersicht und Orientierung in dieses scheinbar verwirrende Chaos von unterirdischen Räumen gebracht wird.

Ein Hauptast zieht von Nordost nach Südwest im Innern des Mittagkogels und ist durch einen langen Seitenast, den Schmetterlingsgang mit dem östlichen Höhleneingange bei der Schönbergalpe verbunden. Er nimmt im ganzen System den unteren Horizont ein und stellt den Überrest eines ehemaligen unterirdischen Stromlaufes von Größenverhältnissen dar, die nirgend ihresgleichen finden. Dieser Hauptteil ist der Zug der Paläotraun. In einem höheren Niveau wird er von einem Grottensystem überfahren, in dem sich ebenfalls ein mächtiger Hauptgang herausfinden läßt, der mit dem Westausgange auf der anderen Seite des Mittagkogels in Verbindung steht und die Richtung der anderen Höhlenachse in einem beinahe rechten Winkel schneidet. Es ergibt sich hieraus das Bild zweier knapp übereinander liegender, aber von einander anscheinend völlig unabhängiger Höhlensysteme, deren jedes seinen eigenen Ausweg zum Tage hat, und zwar das eine im Osten, das andere im Westen des Berges. Die Verbindung beider wird durch einige schmale Strecken hergestellt und scheint erst in einem späteren Zeitraum entstanden zu sein. Gemeinsam ist beiden eine geradezu riesenhafte Erweiterung des Hauptganges und das Abzweigen von Nebenstrecken, die sich wieder in ganz selbständige Systeme weitest verzweigen; bei der oberen Höhle treten noch klaffende Spalten auf, die manchmal in unermeßliche Tiefen hinabzureichen scheinen.

Dieses allgemeine Bild dürfte die Überzeugung geben, daß jeder, der sich in der Höhle auf unvorsichtige Streifungen einließe, darin sein Grab finden könnte.

Der Besuch ist durch die schon erwähnte Freilegung des östlichen Tores bei der Schönbergalpe wesentlich erleichtert. Bevor diese eingestürzte Strecke, in der eine Verwerfung mit verrutschten Felswänden liegt, ausgeräumt war, mußte ein seitlicher Umgehungsgang benützt werden, dessen Überwindung nur in liegender Stellung möglich war, welche Engen gelegentlich mit äußerst gefährlichen Kletterstellen wechselten. Jetzt schreitet man ohne Hindernisse in dem stets mehrere Meter hohen und breiten tunnelartigen Schmetterlingsgang dahin. Er steigt stetig an, bis etwa an seinem Scheitelpunkte ein herabreichendes Deckenstück nötigt, in gebückter Haltung durchzuschlüpfen, es ist das Kaudinische Joch. Von hier ab fällt der Gang und bildet einige wilde Felskessel nach Art der Öfen in Gebirgsklammen; der Übergang zu ihnen erfolgt immer mit senkrechten, ja sogar überhängenden Wandabstürzen, die derzeit durch eingebaute Leitern mühelos überwunden werden. Dieses letzte Stück mit den Erosionskesseln heißt die Arkadenkluft. Sie mündet mit dem gewaltigen Auslauf in einen fabelhaft groß erscheinenden Raum, der bereits zum Hauptzuge der Paläotraun gehört. An dieser Stelle, die in der Mitte hochgetürmtes Blockwerk zeigt, führt sie den Namen Mitternachtsdom. Zur Linken sieht man einen Riesentunnel von fast kreisförmigem

Querschnitt die Fortsetzung bilden; in gleicher Ausdehnung zieht er noch 300 m in sanfter S förmiger Windung weiter und wird dann von Lehm und Schottermengen, die bis zur Decke reichen, abgeschlossen. Eine nach links rückläufige Windung führt am Ende zur Halle der Vergessenheit. Besonders reich an Quarziten und Urgesteinsschottern sind die Ablagerungen in diesem Riesentunnel und auffallenderweise liegen sie über dem scheinbar älteren, zu Konglomerat verkitteten Kalkgeröllen.

Von unserem Eintritte in den Mitternachtsdom setzt dieser sich rechts auf eine weite Strecke fort, bis eine gewaltige Pfeilermasse den Raum teilt. In den dadurch gebildeten Gängen geht es über Blockmauern hinab in einen 80 m langen und 40 m breiten Teil der Paläotraun, den Dom ohne Namen, in dem sich auch im Spätsommer noch bedeutende Reste an Vereisung finden. Am äußersten Ende dieses namenlosen Raumes bricht eine Felsstufe 8 m tief ab zu dem Dom der Vereinigung und ist, da der Abstieg sonst ohne Hilfsmittel unmöglich wäre, mit einer befestigten Leiter versehen. Die neue Riesenhalle hat 150 m in der Länge, 50 m in der Breite und da der Boden uneben ist, eine Höhe zwischen 10 und 30 m. Große Trümmerhaufen wechseln mit Eisgebilden und Tümpeln von eisigem Wasser.

Der Dom der Vereinigung, mit dem der Zug der Paläotraun endet, hat seinen Namen von dem Zusammenlaufen mehrerer Verbindungsgänge mit dem oberen Höhlensystem, von denen drei bekannt, aber nur zwei leichter begehbar sind. Außerdem setzt in diesem Raume ein Nebensystem an, das Windstollenlabyrinth, so genannt von dem in den meist engen Gängen herrschenden, scharfen Luftzug. In diesen Teilen bestehen noch offene Fortsetzungen in weitere Räume, die aber wegen Erschöpfung der Forscher nicht mehr betreten wurden. Wohin diese unterirdische Welt noch führt, welch großartige Entdeckungen in ihr vielleicht noch bevorstehen, das ist unserer Erkenntnis einstweilen verhüllt und die weitere Erforschung wird vor allem hier einzusetzen haben, denn dieses verzweigte System führt geradewegs aus dem vorspringenden Mittagkogel in das Massiv des Dachsteingebirges hinein.

Wir haben nun vom Dom der Vereinigung, dem westlichsten der drei Verbindungsgänge mit der oberen Höhle, der über mehrere kleine Wandstufen aufwärts führt, zu folgen. Aus der Enge heraus kommt man wieder in einen großen Tunnel, der zwar nicht mit den Raummaßen der Paläotraun wetteifern kann, der aber noch immer seinen Namen Riesentunnel rechtfertigt. Er gehört bereits zum oberen System.

Wir befinden uns nunmehr einem durch zwei Pfeiler in drei gähnende Löcher geteilten Abgrund gegenüber — er heißt deshalb auch der dreiteilige Abgrund — und müssen uns in dem hohen Gang nach links wenden. Hier gelangen wir in kurzer Zeit zum Westausgang der Höhle. Bei dieser Wanderung kommen wir zu einer in der Sohle des Ganges 2 m tief eingeschnittenen Erosionsrinne mit senkrechten Begrenzungswänden, einer durch Wasserwirkung in jüngerer Zeit entstandenen Bildung, die mit dem ehemaligen großen Stromlauf in diesem Tunnel nichts zu tun hat. Aussehend wie eine Miniatur des berühmten Colorado-Canon ist sie auch so benannt worden. Der Canon mündet wieder in ein ebenes Gangstück, von dem aus man, unter einem geklemmten Block hindurch, eine große Halle betritt, die im Frühjahr noch ganz vereist gefunden wird, und zwar entsteht eine hohle Eisdecke, was darauf schließen läßt, daß erst Wasser $1\frac{1}{2}$ m hoch im Raume steht, dessen Oberfläche sich in eine dicke Eistafel verwandelt, ehe es in die Tiefe versiegen kann. Von hier geht es eben in die noch weitere Vorhalle über, welche aus dem Doppeltor des Westeinganges bereits Tageslicht empfängt. Der ganze Berg ist somit von der Schönbergalpenseite bis zur Gegend der Angeralpe im Innern durchschritten.

Noch bleibt aber die ganze Ausdehnung des oberen Höhlensystems vom dreiteiligen Abgrund nach rechts zu erwähnen.

Durch eine sehr steile Rinne, die im Frühjahr in ihrer Gänze in einen Eisfall verwandelt, im Sommer jedoch ganz

aper wird, klettert man in genau südlicher Richtung hinauf und gelangt in das Weiße Labyrinth, einen sehr großen Raum, mit dem ein rückläufiger Gang durch Pfeilertore mehrfach verbunden ist. Der Haupttunnel würde in östlicher Richtung bequem weiterführen, ist aber auf 20 m Länge mit Lehm völlig verstopft, setzt sich jedoch nachher in riesenhaftem Ausmaße fort. Bevor aber die verlegte Strecke, in der allem Anscheine nach wieder eine Verwerfung steckt, freigemacht ist, nötigt sie zu einer sehr schwierigen Umgehung, die im Weißen Labyrinth mit der Erkletterung einer überhängenden Wand beginnt, unter deren Fuß sich ein Abgrund öffnet. Dieser Aufstieg, der nur wenigen gelingen dürfte, ist dermalen durch eine Stabilleiter überwunden. Aber auch der in der Höhe ansetzende Umgehungsgang stellt an die Kletterfertigkeit noch verschiedene Anforderungen und schießt in den Hauptgang endlich mit einer äußerst steilen, zur Röhre verengten Rinne ein. Diese, genannt der Krokodilschluf, ist mit nassem Lehmbrei so erfüllt, daß man beim Durchqueren in liegender Stellung ganz in den Morast eintauchen muß. Eine wahrhaft mißliche Stelle, die nicht leicht irgendwo ein Seitenstück findet.

Nun steht man dort, wohin man durch die Ausräumung des verlegten Hauptganges (die baldigst erfolgen wird) mit wenigen Schritten gelangen wird. Ein gewaltiges Labyrinth, das Schwarze genannt, erschließt sich unseren staunenden Blicken. Die Orientierung in diesen Räumen, in denen man ihrer Ausdehnung wegen keinen Gesamtüberblick bekommt, wird nun schwierig und ist nur an der Hand des Höhlenplanes möglich. Ungefähr in der Mitte breitet sich eine Halle aus, in der zwei mächtige, deckentragende Felspfeiler auffallen, die Pfeilerhalle. In östlicher Richtung zieht der breite Hauptgang noch kilometerweit fort und endet mit Verstürzen und Wandstufen. Beiderseits zweigen von ihm Seitengänge ab, welche blind enden und manchmal Wasseradern führen, sowie Abgründe, die in sehr verworrene kleinere Höhlensysteme leiten. Nordwestlich von der Pfeilerhalle liegt der 120 m lange und 30 m breite Große Dom, in dem eine 100 m hohe Schutthalde bis 30 m unter die Decke reicht. Überall in diesen Räumen bildet ein schwarzer, krümmeliger Ton den anscheinend mehrere Meter mächtigen Bodenbelag. Hinter den Felspfeilern gähnt ein 30 m tiefer Abgrund, schräg gegenüber am Beginne des östlich fortziehenden Hauptganges ein anderer, der den Zugang zu einer grauenhaften Bergspalte vermittelt, deren nur zum geringen Teil gelungene Erforschung die schwierigste und gefährlichste Unternehmung der ganzen Entdeckung bildete.

Von den vielen Seitengängen verdient ein südlich abzweigender besonderes Augenmerk. Er geht mit einem 12 m tiefen Abgrunde in einen langen selbständigen Höhlenteil, das Tonplatten-Labyrinth über. Eine ganz geheimnisvolle Welt, die sich hier unten des denkbar abgeschiedensten Daseins in ewiger Ruhe erfreut. Die große Trockenheit der Luft ließ den dicken Tonbelag des Bodens in poliedrische Platten zerspringen, was den Räumen das Aussehen einer Pflasterung durch tief im Berge hausende Gnomen verleiht.

e) Der Wasserschacht.[1]

Am Fuße der Ostwand des Mittagkogels zieht eine steinige, von schütteren Rasenpolstern verkleidete Rinne mit ziemlichem Gefälle entlang, die den Vulgärnamen „Im Sauruß" führt. In dieser Tiefenlinie, fast in der Fallinie des Einganges zur Mammuthöhle, liegen versteckt zwei schliefbare Zugänge zu einer unterirdischen Halle, in die man 12 m tief hinabklettern kann. An diesen Raum schließt sich ein kleines Labyrinth sehr enger, meist niedriger Spalten, durch die man nur kriechend hindurchkann. Am bisher erreichten Ende setzt ein tiefer Abgrund an, aus dessen Tiefe das Getöse eines Wassers vernehmbar ist, doch in der Art, als ob es im Fels eingeschlossen tobte. Man glaubt die Erschütterung in der ganzen darüber liegendenden Felspartie wahrzunehmen. Die Erforschung dieser Abgründe steht noch aus, da einige technische Vorarbeiten nötig wären. Das

[1] Linzer „Tages-Post", 21. 10. 1914, Nr. 247; „Linzer Volksblatt", 22. 10. 1914, Nr. 239.

unten offenbar mit starkem Gefälle sich bewegende Wasser ist ohne Zweifel der Oberlauf des Miesenbaches, den wir am Beginne des Weges zur Schönbergalpe übersetzt haben. Die Herkunft des jedenfalls ziemlich starken Höhlenbaches ist nicht mit solcher Sicherheit anzunehmen wie sein Unterlauf; es wäre gar nicht ausgeschlossen, daß dieses ganze Spaltengewirr mit tieferen, noch unbekannten Teilen der Mammuthöhle zusammenhängt und daß die Bergwasser sich dort sammeln, um durch einen Leiter abzufließen, der unter der als Sauruß bezeichneten Bodenrinne gelegen ist.

Ob hier die Wasserkraft für eine allfällige elektrische Beleuchtungsanlage zu gewinnen wäre, kann erst nach genauer Untersuchung festgestellt werden. Es darf keinesfalls außeracht gelassen werden, daß der Miesenbach nach sehr langer Trockenheit wie im Herbste 1919 ohne Wasser ist.

f) Die Dr. Morton-Höhle.[1]

Vom Wasserschachte noch ein wenig in der Depression hinabsteigend, erreicht man den mäßig großen Eingang zur Dr. Morton-Höhle, die sich am Fuße der Mittagkogelwand, 150 m tiefer als der Mammuthöhlen-Eingang, öffnet. Der Abstieg erfolgt über einige Kletterstellen und eine kaum schulterbreite steile Rinne hinab zu einer Plattform, auf der viele Tierknochen gefunden wurden, von dieser in eine Halle, deren Wände schöne Sinterbildungen schmücken, unter anderem die Figur eines riesengroßen Salamanders. Von hier gelangt man in eine zweite Halle, die wegen ihrer kegelförmigen Gestalt der Zuckerhut heißt. Rechtwinkelig schließt eine schmale, tiefe Kluft mit vertikalen Wänden an, die aus Mangel an Griffen und Tritten nur überwindbar ist, indem man sich mit Rücken und Füßen gegen die Wände stemmt. Jenseits leitet ein ganz eigenartig gewundener Gang wie eine Schneckenstiege tiefer hinab und endet mit einem gähnenden Abgrund von 35 m, dessen Boden nur auf Strickleitern erreicht werden kann. Die 10 m breite Stufe am Grunde setzt wieder mit einem 20 m tiefen Schacht senkrecht ab, dann folgt, schon 100 m unter der Höhe des Einganges, nochmals ein Abgrund, dessen Tiefe unbekannt ist. Einer boshaften Laune der Natur scheint es zu entspringen, daß bei Niederschlägen das von der steilen Bergwand reichlich herabstürzende Wasser seinen Weg gerade über den Höhleneingang nimmt und ihn mit einer Kaskade förmlich versperrt, was dem Entdecker Dr. Morton bei der ersten Begehung das Verlassen der Höhle schwierig machte.

g) Die Kraul-Höhle.[2]

Der Zugang zu ihr und ihrer Nachbarin, dem Holzknechtloch, ist von der Schönbergalpe aus sehr beschwerlich, so daß diese beiden Höhlen vor Anlegung eines Steiges, der die Latschenbänder an den jähen Felswänden leichter gangbar macht, höchst selten auf Besuch rechnen dürfen.

Die „Kraul-Höhle", benannt nach ihrem Entdecker Lajos Kraul, besitzt einen unteren und einen oberen Eingang, die mit 10 m Höhenunterschied übereinander liegen. Beide münden in ein 20 m hohes Gewölbe, aus dem, ungefähr in gleicher Höhe mit dem oberen Eingange, ein niedriger Gang sich tiefer ins Innere verliert. Er wurde bisher noch nicht weiter verfolgt.

h) Das Holzknechtloch.[3]

Etwas weiter noch als die vorige Höhle und von ihr durch eine Felsecke getrennt, etwa 500 m vom Eingange zur Rieseneishöhle entfernt, gähnt eine Öffnung, die sämtliche anderen Höhlenportale an Größe weit übertrifft — das seit alters bekannte „Holzknechtloch". Das 20 m hohe und 15 m breite Gewölbe erniedrigt sich aber gegen den Hintergrund zu bald und hat zwei Gangfortsetzungen, von denen die eine zu niedrig ist, um darin fortzukommen, die andere sich bei 1·2 m Höhe und 2 m Breite noch 30 m weit erstreckt, dann durch Urgebirgsschotter verstopft ist. Letztere finden sich hier zahlreich und bestehen aus Quarziten, Glimmerschiefern, Chloriten, Gneisen und Urtonschiefern mit Granateinsprenglingen.

Daß die Höhle schon früh von Holzknechten, vielleicht öfter noch von Raub-

[1] Linzer „Tages-Post", 29. 7. 1916, Nr. 234; 17. 10. 1916, Nr. 249.

[2] Bock, Lahner und Gaunersdorfer, S. 41, 42.

[3] Ebenda, S. 40, 41.

schützen aufgesucht wurde, erklärt sich aus ihrer Lage gegen Westen, derzufolge die vollen Sonnenstrahlen erwärmend in die große Wandnische fallen und sie zu einem behaglichen Aufenthaltsorte machen, von dem aus ein ganz überwältigender Ausblick auf das Hallstätter Seebecken lohnt. Besonders wenn gegenüber der Sonnenball hinter dem Salzberg und Plassen zur Neige geht und sein letztes loderndes Feuer herüber wirft, ist der Anblick ein majestätischer und es wäre daher eine dankbare Aufgabe, den halsbrecherischen Weg dahin in eine sichere Steiganlage umzuwandeln.

III. Geschichte der Erforschung und Erschließung.

Obwohl erst 10 Jahre seit den ersten Entdeckungsfahrten in den Dachsteinhöhlenpark verflossen sind, hat Frau Fama in die Zeitabfolge der damaligen Vorgänge bereits Verwirrung hineingetragen, so daß selbst in Veröffentlichungen von Mitarbeitern, die sich allerdings erst später anschlossen, Irrtümer unterliefen.[1] Darum will ich die Gelegenheit wahrnehmen, die wesentlichsten Abschnitte in der Geschichte der Erforschung und Erschließung der Höhlen zeitlich geordnet darzustellen und die Verdienste der kühnen Höhlenpioniere zu erwähnen, deren kühnem Wagemute die Heimat die Entdeckung von Naturdenkmalen ersten Ranges verdankt.

Die mehrmals scheunentorgroßen Höhlenöffnungen, die man selbst vom Tale aus deutlich wahrnimmt, waren den Einheimischen naturgemäß seit alten Zeiten bekannt, umsomehr als die unter ihnen liegende Niedere Schönbergalpe schon im Jahre 1414 gegründet wurde. Da sie aber für die bäuerliche Bevölkerung wirtschaftlich keine Bedeutung hatten und diese Gegend bis in die jüngste Zeit hinein von der Touristenwelt fast unberührt blieb, schliefen die hehren Wunder in der Bergesnacht ihren vieltausendjährigen Schlaf trotz der nächsten Nähe menschlicher Siedlungen. Manchmal mögen wohl Hirten oder Jäger unter den hohen Felswölbungen Schutz gesucht haben, aber tiefer einzudringen, ist kaum hie und da einem eingefallen. Ein Obertrauner namens Peter Gamsjäger soll die Riesenhöhle entdeckt haben,[2] was nach dem Vorausgeschickten kaum zutreffen dürfte, doch ist Gamsjäger, wie er mir mitteilte, bis zu dem großen Abgrund gekommen.

Das Holzknechtloch macht trotz der vielen Spuren zeitweiligen Aufenthaltes keine Ausnahme, denn es ist ja nur ein tiefes, vom Tageslichte ganz erhelltes Portal.

Ebensowenig wurde von touristischer Seite ein ernster Versuch zu Entdeckungen gemacht; so weit unsere Nachforschungen reichten, haben nur zweimal Touristen den Eingang zur Riesenhöhle betreten, konnten aber auch nur bis an den Rand der Eiskluft, die ein weiteres Vorwärtskommen sperrt, gelangen. Allein und ohne technische Ausrüstung mußten derartige Versuche ein verlorenes Beginnen bleiben. Die beiden, die unabhängig von einander die Höhle begehen wollten, waren Professor Witte aus Wien und der Maler Alexander Mörk v. Mörkenstein, unser nachmaliger treuer und hochverdienter Mitarbeiter bei der Erforschung der Dachsteinhöhlen.

Im Winter des Jahres 1909 hatte ich mit der Erforschung der Koppenbrüllerhöhle bei Obertraun die von mir aufs Programm genommene Erforschung der oberösterreichischen Höhlen begonnen. Mitteilungen der auf mein Tun aufmerksamen Bevölkerung über die Öffnung der erst später so benannten Dachstein-Rieseneishöhle und über das Phänomen des ausströmenden kalten Windes ließen in mir die Absicht reifen, diese Rätsel bald zu lösen. Hiezu bedurfte es einer zweckmäßigen Vorbereitung, die fürs erste die Anschaffung von Strickleitern und anderes notwendige Material umfaßte, dann setzte sich auf meine Anregung eine Kundschaftsabteilung in Bewegung, um vor allem festzustellen, was an technischer Ausrüstung erforderlich wäre. Diese Expedition bestand aus meinen bisherigen Gehilfen bei der Erforschung der Koppenbrüllerhöhle, die durchwegs dem Touristenverein der „Naturfreunde Linz-Ur-

[1] Rudolf Freiherr v. Saar schreibt die Entdeckung der Dachsteinriesenhöhle irrtümlich dem Maler Alexander v. Mörk zu. (Die Riesenhöhlen bei Obertraun im Dachstein. Jahrbuch des D. u. Oesterr. Alpenvereines, 1915, S. 141.)

[2] Arnold Robert J.: Steierische Alpenpost 1910, Nr. 56.

fahr" angehörten; ihr Leiter war der Werkmeister der Staatsbahnen Josef Kling. Die wichtigste Aufgabe war die Auslotung des nächst dem Eingange befindlichen Abgrundes, welche rund 30 m Tiefe ergab. Daraufhin brach ich am 17. Juli 1910 mit einer Forschungsabteilung auf, die aus folgenden Teilnehmern bestand: Josef Kling, Ingenieur Julius Pollak, die „Naturfreunde"-Mitglieder Hippmann, Hölzl und Polansky aus Linz und Lehrer J. Reisenauer aus Obertraun.

Mittelst einer 30 m langen Strickleiter bezwangen wir als erste die Tiefe des Eisschrundes, entdeckten auf seinem Grund die Seitenhöhle, die jetzt den Namen Eiskapelle führt und sichteten auf der Höhe der jenseitigen Eiswand einen offenen Raum, zu dem der Grat einer den Eisschrund teilenden Eismauer einen gefahrvollen Zugang verhieß. Voll Begeisterung über die ungeahnte Entdeckung einer solchen Märchenwelt kehrten wir zurück und es erschien bald darauf in der Sonntagsbeilage der „Tages-Post" eine Veröffentlichung von meiner Hand, zu der Kling einige prächtige Blitzlichtaufnahmen und Ing. Pollak einen sehr anschaulichen Perspektivschnitt lieferten.[1]

Zur Fortsetzung der Entdeckungsarbeiten lud ich hierauf den Präsidenten des „Vereines für Höhlenkunde" Ing. Hermann Bock in Graz ein, mit dem mich von gemeinsamen Höhlenforschungen im Karste her enge Freundschaft verband. In Begleitung seiner mutigen Gemahlin Frau Hanna Bock übersetzten wir ohne Mithilfe anderer Personen den großen Abgrund auf dem erwähnten Eisgrate am 21. August 1910, wobei Bock die sehr gefährliche Aufgabe des Vorangehens und Stufenschlagens am jenseitigen Eisabsturze zufiel, die er mit erstaunlicher Ruhe und Kaltblütigkeit löste. Die übrigen Hindernisse wurden leichter bewältigt; wir erreichten damals das Ende des Parsifal-Domes, womit die Entdeckung nahezu aller Eisgrotten dieser Höhle an diesem einzigen Tage gelungen war.

Die geschauten Naturwunder waren über alle Maßen großartig, so daß wir gleich daran gehen konnten, unter dem Eindrucke, den unsere Entdeckungen in der Öffentlichkeit hervorriefen, die Höhlenforschung in ganz Österreich zum Leben zu erwecken. Wir verbanden die Fortsetzung der Arbeiten im Obertrauner Gebiet mit einem Höhlenforscher-Kongresse, dem ersten in Österreich, der im September 1910 in Hallstatt tagte. Der Ausbau des Vereines für Höhlenkunde, der bisher auf Steiermark beschränkt war, in einen Reichsverein wurde dort beschlossen und bald darauf trat auch die Landessektion in Oberösterreich ins Leben.

Wenige Kongresse dürften je getagt haben, die einen so geringen Aufwand an Worten, einen um so größeren aber an Taten machten. Zu jeder Tages- und Nachtzeit während dieser „Höhlenforscherwoche" fand man die Teilnehmer unter der Erde beisammen. Die epochemachendsten Entdeckungen fielen uns wie reife Früchte in den Schoß, allerdings nur mit Einsetzung der ganzen Tatkraft und Ausdauer und unter Überwindung bedeutender Schwierigkeiten und Gefahren. Am 11. September brach unter Führung der beiden Veranstalter (des Ing. Bock und des Verfassers) eine Schar trefflich ausgerüsteter Kongreßteilnehmer nach der Rieseneishöhle auf und vollendete die Entdeckung ihrer weitverzweigten Räume in nicht weniger als 27 Stunden, während deren es ein einzigesmal eine kurze Rast gab. Daran beteiligten sich Frau Hanna Bock, Josef Kling, Alexander von Mörk (Salzburg), Freiherr Rudolf Saar und Dr. Alois Hobelsperger (Wien), Leopold Potisek und Johann Klimek (Mürzzuschlag) und Lajos Kraul (Ödenburg). Vom 15. bis zum 17. wurden der Backofen, das Holzknechtloch, die Kraul-Höhle und die Mörk-Höhle, ja sogar noch eine weitab liegende Gruppe von Höhlen in der Nähe der Landfriedalpen erforscht und der Eingang zur Mammuthöhle ausgekundschaftet. An diesen Arbeiten nahmen Ing. Bock, Mörk und Kraul hervorragenden Anteil. Am 17. erfolgte die große Expedition in die Mammuthöhle von dem damals noch allein bekannten Westeingange aus, die in 25stündiger ununterbrochener Arbeit zur vollständigen Entdeckung der oberen

[1] Linzer „Tages-Post" 1910, Unterhaltungsbeilage Nr. 34 (Lahner G., Ein unterirdischer Eispalast).

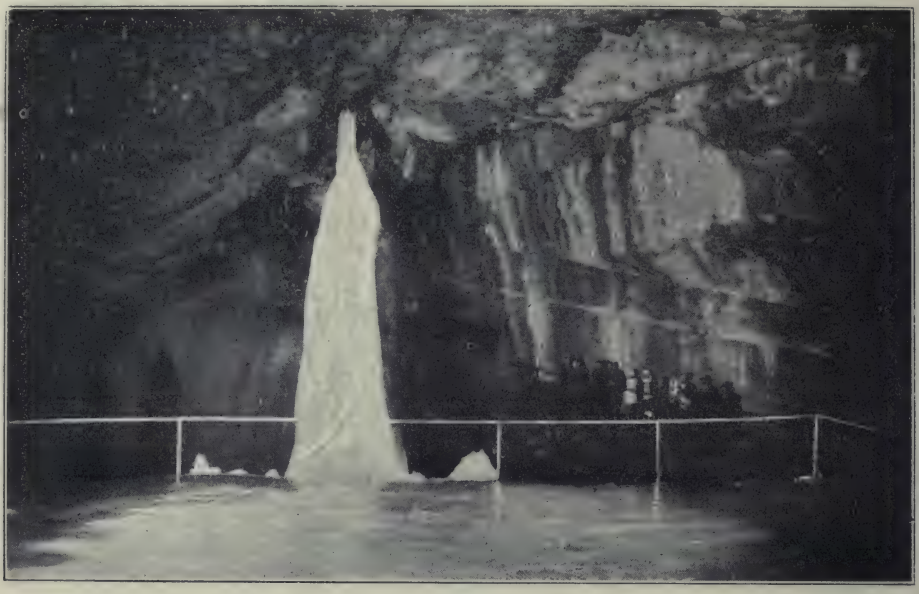
Dachsteinhöhlen-Reitweg.

Wegstrecke vor dem Tunnel mit Blick auf den Hallstätter See.

Der Wegtunnel.

Aufnahmen von E. Jahn (Linz).

Dachstein-Rieseneishöhle.



Blick aus dem Tristan-Dom über den großen Eisschrund; rechts Eisensteg über den Abgrund. Im Hintergrunde 30 m tiefer Eisfall, darüber der Eingangsstollen vom Tag.

Parsifal-Dom. Spiegeleisfee und Elefant.

Aufnahmen von J. Pollanschitz (Ebensee).

Höhlenetage mit den meisten ihrer Seitenäste führte. Teilgenommen hatten an diesem denkwürdigen Unternehmen Ingenieur Bock und seine Frau, G. Lahner, Alexander von Mörk, Freiherr Rudolf Saar, Lajos Kraul, Ing. Zeno Gödl (Böcklabruck), Architekt Anton Hönig (Prag) und Josef Binder, Besitzer des Gasthofes „zum Sarstein" in Obertraun.

Bis zur Wiederaufnahme der Forschungen verging ein Jahr. Erst am 10. und 11. September 1911 drang wieder eine große Expedition in die Mammuthöhle ein; sie bestand aus folgenden Teilnehmern:

Ing. J. Bock und seine Frau, Architekt Anton Hönig, Ing. Zeno Gödl, Baron Carlo Franchetti (Bad Aussee), jur. Karl Heller (Wien), Bahnassistent Josef Körner (Bad Ischl), Lehrer Karl Reisenauer (Obertraun) und die mittlerweile vom Vereine schon autorisierten Höhlenführer Engelbert Aigner (Hallstatt) und Franz Röcherbauer (Bad Ischl). Ihnen glückte in 21 Stunden angestrengter Tätigkeit die alles überragende Entdeckung jenes unteren Höhlenzuges, der „Paläotraun", und jener Verzweigungen, die „Windstollenlabyrinth" und „Verfallene Burg" benannt sind.

Als ein großer Übelstand wurde es empfunden, daß das riesige System der Mammuthöhle nur von der Westseite des Mittagkogels erreicht werden konnte, wodurch man, von dem bequemen Stützpunkte „Eishöhlenhütte" ausgehend, zu einem sehr mühsamen zweistündigen Marsch über die latschenverwachsene Schneide des Mittagkogels genötigt wurde. Am Pfingstmontag 1914 glückte es endlich Ing. Bock nach langem Suchen, den Osteingang zu finden, der heute nach der erfolgten Ausräumung glatt in den Schmetterlingsgang führt. Der Entdecker, begleitet von den Mitgliedern der Sektion Oberösterreich, Höhlenführer Aigner und Werkmann Donauer, mußte den Weg durch einen oft nur schliefbaren und von schweren Kletterstellen unterbrochenen Umgehungsstollen nehmen.[1] Es war ein seltenes Zusammentreffen, daß die Expedition beim Abstieg aus der Arkadenkluft in den Mitternachtsdom auf eine von Freiherr von Saar und den Brüdern Dr. Alois und Dr. Fritz Hobelsperger geführte Wiener Touristengesellschaft stießen, die vom Westeingange her zum Besuch der Paläotraun in die Höhle gelangt waren.

Schon im Jahre 1910 faßten die Hauptleitung des Vereines in Graz und die Sektion Oberösterreich den Entschluß, die entdeckten Unterweltswunder dem allgemeinen Fremdenverkehr zugänglich zu machen. Zu diesem Behufe entfalteten Ing. Bock und ich eine große Werbetätigkeit und wandten uns, da die Höhlen auf Staatsgrund liegen, in erster Linie an die ehemaligen österreichischen Ministerien für Ackerbau und für öffentliche Arbeiten, ferner aber auch an den Landtag in Oberösterreich, der sich über Antrag des Landtags-Abgeordneten Vesco in seiner Sitzung vom 12. November 1910 mit der Frage beschäftigte. Eine positive Unterstützung wurde uns aber vorläufig von keiner Seite zuteil. Vom Ackerbau-Ministerium wurde zwar dem Vereine das Recht eingeräumt, Vorarbeiten für die Erschließung vorzunehmen, aber mit der finanziellen Unterstützung zögerte das Ministerium, offenbar durch ein nicht gerade ermutigendes Gutachten der in dieser Frage kaum zuständigen Geologischen Reichsanstalt zur Zurückhaltung veranlaßt.

Als ich die Gewißheit erhielt, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei, griff ich selbst zu und veranstaltete 1911 im Namen der aus Mitgliedern der Hauptleitung und der Sektion Oberösterreich gebildeten „Verwaltung des Dachsteinhöhlenfonds" eine Geldsammlung aus Privatmitteln. Dank dem Entgegenkommen hochherziger Spender verfügte die Verwaltung bald über 2200 K, zu denen auch noch eine Subvention in der Höhe von 500 K vom Ministerium für öffentliche Arbeiten floß. Diese Mittel setzten uns instand, die Ruinen der Almhütte wieder aufzubauen und vorläufige Weganlagen zur Alpe, zur Höhle und in dieser selbst herzustellen; das Haupthindernis, der große Eisabgrund, wurde durch Holzleitern, im Eise ausgehauene Treppen und durch Eisengeländer ungefährlich gemacht. Der Besuch im Jahre 1912 trug bereits 600 K ein.

[1] Bock H., Die Entdeckung des Osteinganges in die Dachstein-Mammuthöhle. Mitteilungen für Höhlenkunde, 7. Jhg., 1914, 2. Heft.

Auf diesen finanziellen Erfolg hin setzte es der damalige Sektionssekretär im Ackerbau-Ministerium, Dr. Rudolf Willner, durch, daß dieses Ministerium 1913 den Verein mit 15.000 K unterstützte und ihm von 1914 an die Höhlen auf 10 Jahre verpachtete.

Nun begann eine emsige Bautätigkeit; den Sommer 1913 über krachten von der Wasserfallwand herab die Sprengschüsse, die den Felsen einen Reitweg abrangen, auf der Alpe und in der Höhle, überall wurde die Arbeit gleichzeitig in Angriff genommen und Last um Last an Baumaterial auf menschlichen Schultern bergan getragen.

Um die Leitung dieses Unternehmens wie um die technischen Vorarbeiten hat sich Ing. Bock, der Präses der Höhlenverwaltung, wiederum ein großes Verdienst erworben und tatkräftigst unterstützte die Forst- und Domänendirektion in Gmunden und die Forst- und Domänenverwaltung Hallstatt, vor allem Oberadministrationsrat Dr. Robert Stahursky, Forstverwalter Franz Neuminger und Oberförster August Pilz die Arbeiten in ihrem Wirkungskreise.

Die bis zum Sommer 1914 durchgeführte Erschließung der Höhlen umfaßte folgende Hauptarbeiten:[1]

a) die Erbauung des 3040 m langen Reitweges bis zur Schönbergalpe, der die Herstellung einiger kostspieligerer Objekte erforderte;

b) die vollständige Ausgestaltung der Alpe als Unterkunftshaus mit Nebengebäuden;

c) den Bau einer Wasserleitung für die Schutzhütte;

d) die Anlage eines Fußsteiges bis zur 100 m höher gelegenen Rieseneishöhle und

e) die Erschließung dieser selbst durch Wegbauten, die in Eisen und Beton ausgeführt wurden.

Eine Aufgabe von besonderer Schwierigkeit und Gefahr für die Arbeiter bildete die Anlage des Eisensteges über den großen Eisabgrund. Ursprünglich war ein Stollen im festen Fels mit offenen Galerietrecken geplant, wurde aber vom Ackerbau-Ministerium nicht gutgeheißen. Der Eisensteg ruht in fünf Stockwerkhöhe an einer überhängenden Wand auf starken eisernen Querträgern; bei den Vorarbeiten zu diesem kühnen Werke mußten die Arbeiter bei einer Temperatur von nur + 2° C unter dem Tropfenfall der nassen Wand auf schwankender Arbeitsbühne stehen.

Die Subvention des Ackerbau-Ministeriums, zu der noch eine von 500 K vom Oberösterreichischen Landesverband für Fremdenverkehr kam, reichte zur Deckung all dieser Bauausführungen natürlich nicht hin, doch standen im Sommer 1914 große Subventionen sowie eine beträchtliche Einnahme aus dem Höhlenbesuche in Aussicht.

Da brach im August, knapp vor der geplanten festlichen Eröffnung, der Krieg aus. Etwa 12.000 K Passiven, leere Kassen, unbefriedigte Lohnforderungen unserer Arbeiter, dazu der gänzliche Entfall irgendwelcher Unterstützungen — das war die Lage der Verwaltung, deren Mitglieder bis auf mich sofort einrücken mußten. Im ersten Augenblick hatte ich dem finanziellen Sturme allein standzuhalten; vor allem galt es die Ansprüche der Arbeiter zu befriedigen, was mir dank dem Entgegenkommen der Bank für Oberösterreich und Salzburg gelang. Vorschüsse von Ing. Bock und dem Präsesstellvertreter Professor Dr. R. Polland in Graz sowie eine Aufwendung durch das Ackerbau-Ministerium hielten das Unternehmen über Wasser und der Besuch während der Kriegsjahre war ein so erfreulicher, daß nebst den laufenden Kosten sämtliche Schulden getilgt werden konnten. Die letzten Passiven wurden 1919 durch Spenden der Oberösterreichischen Mostobst-Verteilungsstelle und der Lederfabrik Adler in Wels ausgeglichen. Der Besuch in diesem Jahre stieg erfreulicherweise schon auf 1000 Personen.

Der Betrieb erfuhr in den Kriegsjahren keinerlei Einstellung. Als Wirtschafter und zugleich als Höhlenführer versah der 1914 von der Verwaltung angestellte Engelbert Aigner aus Hallstatt sein Amt zur allseitigen Zufriedenheit. Die Wirtschaft wird jedes Jahr am 15. Juni eröffnet und am letzten September geschlossen. Um auch mit der Simony-Hütte und dem Kaiser Franz

[1] Bock H., Die Erschließung des Dachsteinhöhlenparkes. Oesterr. Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst, Wien. 20. Jhg., 46. Heft.

Josef-Reitweg auf dem Dachstein eine Verbindung herzustellen, nahm ich im Sommer 1917 mit Angestellten der Forst- und Domänen-Verwaltung Hallstatt eine (rote) Markierung des Weges von der Schönbergalpe (Eishöhlenhütte) über den Däumelsee und die Hirzkaralpe zur Gjaidalpe vor, von der aus der Anschluß an den Dachsteinreitweg bereits vorhanden ist. Durch diese Markierung des Weges wurde zugleich ein früher unbetretener Teil des Dachsteinplateaus erschlossen.

Auch die Höhlenforschungen ruhten während des Krieges wenigstens nicht gänzlich. Im Herbst 1914 befuhr ich mit Aigner und einigen Leuten den von ihm aufgefundenen Wasserschacht im Saurußgraben, doch konnten wir wegen der gefährlichen Situationen den in die Tiefe brausenden Wasserstrom nicht erreichen und die Vornahme künstlicher Einbauten, die die Sektion Oberösterreich beginnen ließ, kam ins Stocken, da es zuletzt an Leuten mangelte, die der gefährlichen Arbeit gewachsen gewesen wären.

Eine andere Entdeckung gelang Herrn Dr. Friedrich Morton von der Wiener Universität, der im Sommer 1916 mit dem Höhlenführer Aigner die Dr. Morton-Höhle im Mittagkogel befuhr.

Auch mit der Erschließung der Mammuthöhle wurde noch in der Kriegszeit begonnen. Da der Umgehungsstollen beim Osteingange im Urzustand selbst von guten Kletterern nicht ohne Gefahr durchmessen werden konnte, ließ die Sektion Oberösterreich auf eigene Kosten Überbrückungen herstellen und die engsten Stellen ausräumen, was sogar Sprengungen erforderte. Durch die Aufschließung des eingestürzten Hauptganges im Sommer 1919 über Auftrag der staatlichen Höhlenkommission durch Dr. Josef Schadler (Gmunden) ist dieser schlimme Durchweg überflüssig geworden und die Mammuthöhle dürfte sich bald eines wachsenden Besuches erfreuen, der die Frage ihrer umfassenden Erschließung ins Rollen bringen wird.

IV. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Dachstein-Höhlenforschung.

a) Entstehung und Alter der Höhlen.

Die Darstellungen der vorigen Kapitel haben die unanfechtbare Gewißheit gegeben, daß die Höhlen Reste ehemaliger Flußtunnel darstellen, die nach ihren noch wahrnehmbaren Ausmaßen eine Wasserführung besaßen, hinter welcher die der heutigen Höhlenflüsse im Karste weit zurückbleibt. Vielfach ist die Gestalt des ehemaligen Wassertunnels noch unverändert geblieben, am typischesten in der Paläotraun; an anderen Stellen ist sie durch spätere Veränderungen verwischt worden. Wo sie rein erhalten ist, bemerken wir einen eigentümlichen fast kreisförmigen Querschnitt, aus dem der Hydrologe und Wasserbautechniker feststellt, daß es sich hier nicht um eine Gravitationsleitung handelt, in der das Wasser sich nach dem Gesetz der Schwere allein bewegte, sondern um eine Druckwasserleitung, in der das unter Druck stehende Wasser, entgegen dem Gesetz der Schwere, sich auch aufwärts bewegte, also in auf- und absteigenden Röhren, deren Querschnitt es vollkommen in Anspruch nahm. Daher wurde nicht etwa vorwiegend die Sohle erodiert, sondern die ganze Peripherie des Bettes gleichförmig angegriffen, welcher Vorgang zur Ausbohrung (Eforation) der Kreisform führte. Nach dem Gewichte der noch vorhandenen Geschiebestücke hat Ing. Bock,[1] der als erster diese Verhältnisse richtig deutete, auf die Wassergeschwindigkeit und Wasserführung geschlossen, wobei er zu einer Durchschnittsmenge von 1500 m³ bis 3000 m³ in der Sekunde gelangte. Die heutigen Niederschlagsverhältnisse vorausgesetzt, würde die Wassermenge dieses unterirdischen Stromsystems ein Niederschlagsgebiet von 30.000 km² bis 60.000 km² erfordern, wozu kaum die drei Kronländer Oberösterreich (11.982 km²), Salzburg (9900 km²) und Steiermark (22.426 km²) hinreichten.

Derartige Überreste eines ehemaligen unterirdischen Entwässerungsnetzes treten uns aber auch außerhalb des Dachsteinhöhlenparkes entgegen. So an der Südseite des Dachsteins und im Totengebirge, seit den neuesten Entdeckungen der Landessektion Salzburg des Vereines für Höhlenkunde auch im Tännengebirge, wo wir gleichfalls riesigen alten Wasserhöhlen begegnen.

[1] Bock, Lahner u. Gaunersdorfer, S. 82.

Wenn wir bei der Betrachtung der heutigen Gestalt unserer östlichen Kalkalpen, die wir von der Salzach an in einzelne Plateaustöcke zerlegt sehen, stehen bleiben, so erscheinen derart mächtige Wasseradern in ihrem Inneren als eine Unmöglichkeit und in der Tat sind die Leiter heutiger im Inneren zirkulierender Wässer verschwindend klein im Ausmaß gegenüber den alten Tunnelstrecken; sie entsprechen eben dem heutigen Einzugsgebiete, das auf einige hundert Quadratkilometer beschränkt ist. Auch verlaufen sie nicht wie jene wagrecht, sondern ausgesprochen lotrecht, stellen also die kürzeste Verbindung zwischen der Einzugsstelle auf der Plateauhöhe und der Quelle im Talniveau dar.

Um jene die Kalkgebirge wagrecht durchziehenden Höhlenflüsse zu erklären, müssen wir uns das Bild der Alpen vergegenwärtigen, wie es beträchtlich lange vor der Eiszeit aussah.

Die Entwicklung der — nach der Profilierung übrig gebliebener Tunnelreste zu schließen — riesenhaften Höhlenflüsse setzt also anders als heute gestaltete Alpen voraus. Bei der Rekonstruktion dieses Bildes erscheint es zum Verständnisse förderlich, den Werdegang unserer Ostalpen, der von dem der Westalpen bedeutende Abweichungen zeigt, kurz darzulegen.

So weit die Geologie uns den Schleier vergangener Jahrmillionen lüftete, haben sich unserem Blicke folgende Phasen aufgetan: In der Steinkohlen-Formation trat die erste Auffaltung ein; sie hatte an dem Aufbau der Alpen als eines selbständigen Gebirges keinen Anteil, denn die Faltung betraf ganz Mittel- und Westeuropa und im heutigen Alpengebiete wurden nur Teile der Zentralzone davon betroffen, die somit ein Bestandteil jenes ältesten europäischen Gebirges wurden, das das „Variszische" benannt ist. In den langen Epochen der Trias und des Jura deckte unsere nördlichen Kalkalpen ein tiefes Meer, dessen Sedimente das Material der heutigen Gebirge bildeten. Im nächsten Abschnitte, den die Geologie die Kreidezeit benennt, trat eine zweite Faltung ein, die die Ostalpen aus dem Meere hob. Es waren noch lange nicht die Alpen von heute, sondern eine nur wenig über den Meeresspiegel hervorragende Hügellandschaft, die gegen das im Norden gebliebene Meer flach abdachte. Von großer Bedeutung für die Entwicklung der Gewässer in diesem Gebiete ist der Umstand, daß das ganze Neuland aus mächtigen Kalkschichten bestand, die überall, wo wir sie heute an der Zusammensetzung der Erdrinde teilhaftig sehen, aus physikalischen Ursachen Karstland bilden. Wie niedrig diese Alpen damals waren, geht aus der Beobachtung einer nochmaligen stärkeren Überflutung am Ende der Kreide (Gosauschichten) hervor. Doch war sie nur vorübergehend und betraf nur randliche Teile und tiefeingreifende Buchten (Gosau). Mit diesem Charakter gehen die Alpen in den nächsten geologischen Abschnitt, ins Tertiär über. Allmählich dacht der Hang von den Zentralalpen zu dem alten Meeresarme ab, den nördlich das böhmische Festland begrenzt. Über die alten Flußtäler dieses Stadiums wissen wir nichts Sicheres, nur gewisse Verebungsflächen auf den heutigen Plateaus der Kalkalpen, in der letzten Zeit der Seitenerosion von Flüssen zugeschrieben, gelten als Spuren alttertiärer Flußläufe.[1]

In der Mitte des Tertiärs unterbricht ein Sturm die Ruhe der alten Festlandsmassen; die nördlichen Kalkalpen werden durch riesige geodynamische Kräfte gehoben, wodurch das allgemeine Gefälle der nördlichen Abdachung unterbrochen wurde und am Südrande der Kalkalpen eine von West nach Ost streichende Senke entstand, die vom fließenden Wasser in Besitz genommen, zur Ausbildung der Längentäler des Inn, der Salzach und der Enns Veranlassung gab.[2] Außerdem zerbrach die alte Landtafel in viele Horste, die heutigen Plateaustöcke, zwischen denen im jüngeren Tertiär neue Flußtäler herausgearbeitet wurden.

Die weiteren Schicksale der Alpen haben für die Betrachtung der alten Höhlenflüsse keine Bedeutung mehr, seien daher nur kurz gestreift. Auch nach dieser Revolution besaßen die Alpen noch keinen Hochgebirgscharakter, sondern waren sanft

[1] Götzinger Gustav, Zur Frage des Alters der östl. Kalkalpen. Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien. 56. Bd., 1913, 1. u. 2. Heft.

[2] Krebs N., Länderkunde der österr. Alpen. Stuttgart 1913, S. 50.

geformt. Da setzte im Diluvium die Eiszeit ein, welche erst die große Austiefung der Täler, die Schroffheit der Hänge wie auch die Alpenseen schuf und das heutige Relief herausformte.

In welchem Abschnitte dieser Entwicklungsgeschichte mögen nun die großen unterirdischen Gerinne aktiv gewesen sein? Diese Frage ist für unsere Kenntnisse über das Jugendstadium der Alpen ebenso wichtig wie für die Betrachtung der unterirdischen Flüsse selbst, denn sie entrollt uns zum erstenmal das Bild einer ungeheuerlichen Karstlandschaft, die das Gebiet der Ostalpen und ihrer südöstlichen Fortsetzung auf der Balkanhalbinsel zum Großteil einnahm. Auch die heutigen Kalkplateaus sind oberirdisch abflußlose Karstflächen: Dachstein (240·6 km²), Grimming (17 km²), Totengebirge (300 km²), Warscheneck (94·2 km²), Höllengebirge (38·5 km²), Traunstein (8 km²) usw.[1] Ehemals war aber die ganze Landtafel nur unterirdisch entwässert, welcher Zustand mit ihrer Zertrümmerung im Mitteltertiär beendet erscheint. Das Ende der großen Höhlenflüsse ist damit unschwer festgelegt. Die Schwierigkeit liegt darin, den Beginn dieser Verhältnisse und ihre Dauer festzusetzen. Anhaltspunkte geben einzig die Ablagerungen jener ehemaligen Flüsse, die wir, wie an Ort und Stelle schon erwähnt, heute noch im Innern ihrer Leiter finden.

Leider ist ihre Sprache derzeit noch eher verwirrend als aufklärend. Wie schon erwähnt, bestehen sie aus Urgebirgsschotter, unter dem aber konglomeratisch verbundene Kalkschotter liegen.

Für die ersteren hat das geologische Detailstudium in den letzten Jahren analoge Ablagerungen an einzelnen Stellen der Kalkalpenplateaus entdeckt, zugleich daselbst eine alte Kuppenlandschaft und Verebnungsflächen von Flüssen festgestellt. Sie sind nach Götzinger,[2] der ihr Alter durch Vergleich mit den tertiären Ablagerungen des Wiener Beckens bestimmte, vormediterran, also alttertiären Ursprunges, was mit älteren Anschauungen ziemlich übereinstimmt.

In welcher Beziehung stehen die Urgebirgsschotter auf den Bergoberflächen zu den im Inneren der Höhle befindlichen? Das ist eine Hauptfrage, die vielleicht erst dann beantwortet werden kann, wenn, wie es geplant ist, über alle diese Schotter vergleichende Studien gemacht worden sind. Die einfache Folgerung, daß sie von der Oberfläche in die Höhlen eingeschwemmt wurden, erscheint nicht genügend begründet, denn sie finden sich auch in der Dachsteinsüdwand-Höhle,[3] in die sie schwerlich von oben, sondern eher seitlich gelangten; weiter liegen unter dem Urgebirgsgeschiebe der Höhlen Kalkschotter und -Konglomerate, die auf den Plateaus gänzlich fehlen. Demnach müßten die Höhlenflüsse schon vor jenen Wasserläufen vorhanden gewesen sein, die die Verebnungsflächen schufen. Es wäre sogar möglich, daß zwischen ihren Wirksamkeiten eine Schwankung des Meeresspiegels läge, denn merkwürdigerweise enthalten die Gosauablagerungen keine Urgebirgsschotter, sondern nur jene älteren Kalkkonglomerate, die sich in den Höhlen finden.

Nach Bock nahm der alte Höhlenstrom nicht südnördlichen Verlauf, sondern bewegte sich von Ost nach West. Gefolgert wird diese Behauptung aus den Erosionsspuren in der Höhle. „Die einzige Möglichkeit, die ehemalige Richtung des durchfließenden Wassers zu ermitteln, besteht in der genauen Untersuchung der Konfiguration des Bodens und der Wände des Gerinnes. Die aufsteigenden Siphone sind immer gleichmäßig und sanft geneigt, die absteigenden steil und gestuft, mit wenig Ablagerung oder vollkommen blank." Diese Beobachtung ist unumstößlich richtig.

Demnach können die Schotter aus den Tauern erst später, als unterirdische Zuflüsse vom Süden sich ausbildeten, in die Paläotraun gelangt sein oder sie wurden von oben her eingeschwemmt, als die miozänen Tagflüsse verschlundeten, denn nach allen Erfahrungen über die Wasserverhältnisse im Karste erhalten sich Tagflüsse nicht lange, sondern müssen mit der Zeit gänzlich versinken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Stadium der Höhlenflüsse mit den Kalkschottern älter

[1] Hoffer Max, Unterirdisch entwässerte Gebiete in den nördl. Kalkalpen. Mitteil. der Geograph. Gesellschaft in Wien. 9. Bd., 1906, S. 465 ff.

[2] Götzinger, a. a. O.

[3] Bock, Lahner u. Gaunersdorfer, S. 52 ff.

als die Überflutung in der obersten Kreide ist und daß ein zweites Stadium, das durch die Ablagerung der Schotter aus den Zentralalpen gekennzeichnet wird, sich erst nach dem abermaligen Rückzug des Meeres entwickelte.

b) Die Entstehung und Erhaltung des Höhleneises.[1]

Zum Schlusse soll uns noch eine Betrachtung der physikalischen Umstände beschäftigen, denen die Bildung des Eises in Höhlen zuzuschreiben ist, die also die unübertrefflichen Baumeister der unterirdischen Zauberpaläste sind.

Das Rätsel, warum in manchen Höhlen sich auch im Sommer so gewaltige Anhäufung von Eis findet, hat die Wissenschaft schon lange beschäftigt, ohne daß ihr eine befriedigende Erklärung gelungen wäre. Man zog die verschiedensten Hypothesen heran wie: Verdunstungskälte, Unterkühlung des Sickerwassers beim Passieren von Haarspalten in dem umgebenden Gestein, Entstehen von Kältemischungen durch Auflösung von vorhandenen Salzlagern, ja, man betrachtete sogar das Eis der Höhlen als einen Überrest der Eiszeit. Keine der versuchten Erklärungen konnte jedoch der Erscheinung gerecht werden. Am meisten näherte sich die Theorie von der Aufspeicherung der kalten Winterluft in den Höhlen der wirklichen Ursache. Letztere erkannt zu haben, ist ein Verdienst des Ingenieurs Bock, der sie in streng wissenschaftlicher Form zum erstenmal nachwies. Dieser Erklärungsversuch geht von der Untersuchung der Temperatur-Verhältnisse und ihrer Ursachen aus. Die Eisbildung selbst ist nur eine Folgeerscheinung, die mit physikalischer Notwendigkeit eintreten wird, wenn die Bedingungen gegeben sind.

Die Innentemperatur einer Höhle sollte eigentlich der mittleren Jahrestemperatur des Punktes gleich sein, an dem die Höhle gelegen ist. In Wirklichkeit trifft dies äußerst selten zu, die Höhlen weisen, wenn sie aus mehreren Räumen bestehen, an verschiedenen Punkten verschiedene Temperaturen auf, die Temperaturen wechseln häufig nach den Jahreszeiten und außerdem besitzt die eine Höhle eine Temperatur, die das Jahresmittel auffallend überschreitet, die andere bleibt darin merklich zurück. Stets sind es die Luftströmungen, die die Innentemperatur beeinflussen, je nachdem wärmere oder kältere Luft Zutritt findet. Tatsächlich trifft man in den Höhlen oft sehr lebhafte Winde an.

Die Luftströmungen finden wir aber bedingt durch die Bauart der Höhle, ferner durch die Zahl der Öffnungen, durch die sie mit der Außenluft Verbindung hat. Es lassen sich mehrere Haupttypen feststellen, die in der Natur aber häufig kombiniert vorkommen. Die beiden ersten Typen besitzen nur einen Eingang; sie sind Luftsäcke, die sich entweder auf- oder abwärts entwickeln. Im ersten Falle steigt die warme Außenluft an der Höhlendecke aufwärts, kühlt sich ab, wobei sie aber Wärme an das Gestein abgibt und fließt am Boden aus der Höhle wieder hinaus. Der Kreislauf kann nur so lange dauern, bis das Gestein die Temperatur der Außenluft angenommen hat, dann herrscht Wärmegleichgewicht. Die kältere Luft im Winter kann nicht aufsteigen, die Höhle besitzt demnach eine Temperatur über dem Jahresmittel. Das Schulbeispiel hiefür bietet der „Backofen".

Erstreckt sich der Luftsack nach abwärts, so tritt der umgekehrte Kreislauf ein; kalte Luft sinkt ab, erwärmt sich und steigt wieder auf, bis das Gestein die Temperatur der Außenwelt angenommen hat, dann herrscht wieder Wärmegleichgewicht. Im Sommer vermögen selbst die einfallenden Sonnenstrahlen das Verhältnis nicht wesentlich zu beeinflussen, weshalb solche Höhlen eine unter dem Jahresmittel liegende Temperatur aufweisen. Für diesen Typus von Höhlen bietet der kleine Eingang zur Dachsteinriesenhöhle, der sogenannte „Eiskeller", ein treffliches Beispiel.

Verwickelter treten uns die Wind- und Temperaturgesetze in Höhlen entgegen, welche mehrere Ausgänge besitzen und bezeichnenderweise den Namen „Windröhren" tragen. Im allgemeinen kann man bei ihnen eine mehr wagrechte Strecke und eine vorwiegend stärker geneigte unterscheiden. Die Luftbewegung hängt

[1] Ebenda, S. 102 ff.

von ihrem gegenseitigen Verhältnisse ab: Führt die geneigte Strecke (als Kamin) zum oberen Ausgange, so wird die Innenluft eine aufsteigende Tendenz zeigen, so lange die Außentemperatur niedriger ist. Die Luft im Innern wird dadurch verdünnt und beim unteren Eingang Außenluft eingesogen, wodurch die ganze kalte Jahreszeit über ein einwärts gerichteter Luftstrom entsteht, der die Wände beträchtlich abkühlt. Im Sommer hingegen besitzt die kalte Höhlenluft eine größere Dichte als die Luft am Tage. Der Ausgleich erfolgt durch Abfließen am unteren Eingange nach außen und erklärt die dem Laien höchst merkwürdige Erscheinung, daß im heißen Sommer aus dem Eingangsportale der Dachsteinrieseneishöhle ein kalter Wind weht.

Es unterliegt weiter keinem Zweifel, daß in genügend stark unterkühlten Höhlen das eindringende Wasser zu Eis erstarren muß und die lange rätselhaft gebliebene Erscheinung unterirdischer Kristallpaläste erklärt sich aus einfachen physikalischen Gesetzen, denn einfach und klar sind die Wege der Natur, unsicher und oft lange nur von Irrtum zu Irrtum fortschreitend ist die menschliche Erkenntnis.

Innviertler Fußwege.

Von Prof. Dr. Robert Sieger (Graz).

I.

Seit etwas mehr als einem Jahrzehnt verbringe ich alljährlich einige Monate in Groß-Schörgarn, Gemeinde, Pfarre und Bahnstation Andorf, Gerichtsbezirk Raab. In dieser Gegend, in der die Namen fast aller Einzelhöfe, Weiler und Dörfer hohes Alter aufweisen, hat sich viel Altertümliches und Eigenartiges erhalten, wie z. B. die Sitte der Verwendung von Jungstieren als Zugtiere für Ackergerät und Wagen. Am auffallendsten ist aber für den Landfremden hier am Rande des Tertiärgebiets und bis hinein in den Granit des Passauer oder Sau-Waldes die starke Entwicklung der Fußwege, die nicht nur als Abkürzungen oder Parallelwege zu den Straßen und Fahrwegen erscheinen, sondern oft unabhängig von ihnen die einzelnen Orte und Gehöfte verbinden. Namentlich in den Talzügen kann man vielfach geradezu von einem selbständigen Netz reden, das anderen Zwecken dient als jenes der allgemein fahrbaren Wege. Während der Wagen- und Warenverkehr an diese gebunden ist, wird jenes von dem Wander- und Nachrichtenverkehr und zum Transport kleiner und kleinster Gütermengen benützt. Es hat sogar besondere Transportmittel neben der menschlichen Tragkraft, unter den „rollenden Transportgefäßen" tritt insbesondere der Radelbock (Schubkarren) hervor. Wo aber die

Fußwege an sich noch kein eigenes, von dem Straßennetz abgelöstes und mit ihm nur in Knotenpunkten und auf kurze Strecken verbundenes Netz von Kleinverkehrswegen bilden, entsteht ein solches durch Mitbenützung von Kleinwegen anderer Art, der Wirtschaftsfahrwege. Diese Erscheinungen, auf deren verkehrsgeographische Bedeutung ich unten zurückkomme, sind hier deutlicher und der Fußweg spielt hier eine weit größere Rolle als in den meisten übrigen Landschaften Mitteleuropas außerhalb des Gebirges.

Ich bin auf diese Eigentümlichkeit erst allmählig aufmerksam geworden und habe auf sie gelegentlich hingewiesen.[1] Eine volle Würdigung kann sie nur auf Grund einer genauen kartographischen Aufnahme einerseits, einer geschichtlichen Untersuchung über ihren Ursprung und ihr Alter anderseits finden. Zu dieser historischen Arbeit fehlen mir Beruf und Behelfe. Die topographische Festlegung ihrer Verbreitung aber habe ich nach mehrfachen Versuchen aufgegeben, hauptsächlich deshalb, weil mir immer wieder neue Verbindungen bekannt wurden und ich daher annehmen muß, daß mir noch manche zufällig entgangen sind — aber auch, weil die Einzeichnung der (in der Spezialkarte 1 : 75.000 und selbst in der Originalaufnahme 1 : 25.000 zumeist fehlenden und oft falsch eingetragenen) Fußwege einen Plan in sehr großem Maßstabe verlangt, wenn sie von Nutzen sein soll. Ich bin zu der Meinung gelangt, daß diese Aufgabe weder von einem einzelnen, der nur einen engen Bereich gut und auch diesen nicht von Kindesbeinen kennt, noch von einer Begehungsgruppe befriedigend gelöst werden kann. Denn als Grundlage für sie können nicht Augenschein und Umfragen allein dienen. Eine Aufnahme kann nur dann genau sein, wenn sie in jeder Gegend Ortseinheimische vornehmen, denen die so oft verborgenen Wege von Jugend auf vertraut sind und die daher auch die Lücken ihres Wissens durch zweckmäßige Fragen unauffällig ausfüllen können. Andere laufen Gefahr, mißverstanden zu werden und Antworten zu erhalten, die an Sinn und Zweck der Fragen vorbeigehen. Kundige Einheimische allein werden auch zuverlässig ermitteln können, welche unter den Kleinwegen mehr gelegentliche und veränderliche, welche hingegen festgelegte und herkömmliche Verbindungswege sind. Dazu bedarf es neben der Kenntnis des Üblichen und der Überlieferung auch guter Kenntnis und weiterer Untersuchung jener Gegenstände, die als Wegmale und Wegmarken bezeichnend sind, vor allem der volkstümlichen religiösen Denkmale, wie Wegkreuze, Bildstöcke, Marterln, Kapellen und Heiligenbilder, aber auch der Stege, Schrittsteine, Wegbretter, Geländer und der verschiedenen Arten neben dem Wege angebrachter Hindernisse, die ein Abgehen vom Wege auf angebauten Boden verhindern sollen, u. dgl. m. Solche Wegzeichen legen nicht nur den Verlauf des Weges fest, sondern erlauben oft auch Rückschlüsse auf sein Alter, nicht zuletzt durch die Jahreszahlen an Kapellen oder Marterln. Anhaltspunkte für ein höheres Alter geben auch eingelebte Benennungen, wie die der Kirchsteige. Daß die Begehung der Kleinwege und das Studium ihres Netzes auch noch manche unerwartete volkskundliche Ausbeute liefern mag, scheint mir sicher. So hängt die Verbreitung der einzelnen Typen religiöser Bildwerke, die Verbreitung der Darstellung bestimmter Heiliger auf ihnen (Orts- und Schutzheilige, Gnadenbilder der Wallfahrtskirchen), auch jene bestimmter Gebet-, Spruch- und Verstexte, mit dem Kleinverkehr und seinen volkstümlichen Wegen mindestens ebenso innig zusammen, wie mit dem Verlauf der Fahrstraßen.

Derartige Erwägungen veranlassen mich, den mir so lieb gewordenen Fußweg einer Gegend, in der die Vorfahren meiner Kinder seit dem 17. Jahrhundert nachweisbar sind, im Kreise obderennsischer Heimatforscher zur Sprache zu bringen und seine genauere Untersuchung anzuregen. Beiträge zu ihr kann jeder liefern, der zu irgendeinem heimatkundlichen Zwecke, gelte er der Natur, der Geschichte, der Kunst oder der Volkskunde des Landes, auf die Wanderschaft ging. Am wertvollsten aber werden erschöpfende Darstellungen engerer Gebiete sein, die

[1] Von Fußpfad und Kirchsteig, Die Zeit, Wien, 15. Oktober 1915, Morgenblatt. — Wegbahn und Spur, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien 1916, 362 ff. (insbes. 365 f., 383 ff.).

auch im Zusammenhang mit anderen landeskundlichen Untersuchungen zu gewinnen sind. Als ersten Beitrag möchte ich im folgenden bringen: Die eingehendere Begründung der allgemeinen Sätze, von denen ich oben ausging (II), eine Übersicht des Kleinwegnetzes bei Andorf (III), den Versuch einer allgemeinen Schilderung der Fußwege (IV) und endlich (V) den Hinweis auf Seitenstücke in anderen Landschaften.

II.

Für das verkehrsgeographische Bild der Landschaft und ihrer einzelnen Teile ist am wichtigsten das Verhältnis der Kleinverkehrswege zu den Großverkehrswegen oder Fahrstraßen und zu den Wirtschaftswegen. Deshalb einige Worte zur schärferen Erfassung dieser Begriffe!

Als Wege bezeichnet man im weitesten Sinne jene Linien, „längs deren der Verkehr sich vollzieht", also auch bloße bevorzugte Bewegungsrichtungen innerhalb einer offenen Fläche. Als Wege im engeren Sinne aber gelten wegsame, d. h. „zur Fortbewegung von Menschen, Tieren und Lasten geeignete" Streifen Landes. Dabei ist das Wort „Verkehr" in seinem weitesten Sinne gebraucht. Die Wege können aber sehr verschiedenen Arten von Verkehr dienen. Die Aufgabe der eigentlichen Verkehrswege ist die Verbindung zwischen den einzelnen menschlichen Ansiedlungen. Es gibt aber auch Wege, denen diese gar nicht oder nur nebenher zufällt. Sie dienen vielmehr vor allem als Zugang zu unbewohnten Produktions-, Fund- oder Arbeitsstätten, zu notwendigen Benützungsgegenständen usw., sind also wirtschaftlichen Zwecken gewidmet. Solche Wirtschaftswege sind z. B. die Feldwege, Holzwege, Jägersteige, Steinbruch-, Quell- und Brunnenwege u. a. m. Wie der Ausdruck „auf den Holzweg geraten" anschaulich macht, enden sie bisweilen blind und werden für den eigentlichen Verkehr zu Ab- und Irrwegen. Vielfach aber werden sie auch von ihm mitbenützt, eigentliche Verkehrswege schließen sich an sie an; so sind viele Wirtschaftswege in das von Siedlung zu Siedlung gesponnene Verkehrsnetz einbezogen. In der Regel aber sind sie (und diese Regel wird durch die Seltenheit der Ausnahmen, zu denen etwa Wald- und Steinbruchstraßen gehören, bestätigt) nur für jene Art des Verkehrs geeignet, den ich Kleinverkehr nenne. Von den bäuerlichen Wirtschaftswegen, die für uns hier allein in Frage kommen, gilt das durchaus. Kleinverkehr bedeutet Verkehr im kleinen, nicht etwa geringen Verkehr an sich. Zu ihm zwingen die Kleinwege, deren Beschaffenheit alle Massentransporte von Personen und Sachen und die anspruchsvollen, dazu geeigneten Transportmittel ausschließt. Die Grenze zwischen Groß- und Kleinwegen — also auch zwischen Großverkehrs- und Kleinverkehrswegen — liegt in unseren Gegenden dort, wo die Möglichkeit des allgemeinen Wagenverkehrs beginnt. Was nur für bestimmte, meist altertümliche und schwerfällige, immer aber bescheidene Fuhrwerke zugänglich ist, vor allem also für die bäuerlichen Wirtschaftswagen mit Rindergespann, das muß man noch zu den Kleinwegen rechnen. Somit umfassen diese die Fußwege, Reitsteige, Karrenwege, Bauernfahrwege, das will sagen, die meisten von den „nicht erhaltenen Fahrwegen" unserer Militärkarte und wohl auch manche, die sie als „erhaltene" bezeichnet, deren Aussehen das aber nicht bestätigt. Unter den Kleinwegen sind die Bauernfahrwege in Österreich zumeist Wirtschaftswege. Selbst wenn sie die einzige Verbindung zwischen zwei Siedlungen darstellen und zur Not auch für anspruchsvollere, heiklere Fuhrwerke benützbar sind, also streng genommen zu den Verkehrswegen zu rechnen sind, überwiegen doch die Wirtschaftsfuhren auf ihnen bei weitem. Die Fußwege dagegen dienen vorwiegend dem Personen- und Nachrichtenverkehr, sowie dem Transport in kleinsten Mengen (also z. B. auch dem Treiben oder Führen einzelner Stücke Vieh, aber nicht dem Herdentrieb). Nur nebenher sind sie auch Wirtschaftswege oder Zugänge zu solchen. Wie alle Wege in Gegenden, wo eigentliche Naturwege kaum mehr in Frage kommen, sind sie teils bloß durch den Verkehr und die Abnützung der Wegbahn entstandene, also „von selbst" gewordene, ausgetretene Wege, teils gebahnte oder auch wohl

gebaute. Ebenso unterscheiden wir erhaltene und nicht erhaltene Fußwege.

Mit diesen Verschiedenheiten hängt es zusammen, ob ein Fußweg auch gelegentlich und streckenweise für Wirtschaftsfuhren benützt werden kann. Das ist z. B. der Fall bei den meisten bloß ausgetretenen Wiesenwegen, die jedoch meist nur nach dem Mähen befahren werden und an denen die Wagen- und die Fußspuren öfter auseinander gehen; hier wird man nicht von Fahrwegen sprechen. Aber auch wo ein Wirtschaftsweg vom Kleinverkehr mit benützt wird, ergibt sich die Abtrennung eines Fußwegs von ihm sehr oft aus der üblen Beschaffenheit der Wegbahn und der Eintiefung der Geleise. Der Wanderer begnügt sich nur, wo er muß, mit der Erhöhung zwischen diesen; lieber tritt er sich am höheren Wegrand einen Steig aus. Dasselbe bewirkt die Eintiefung der Fahrbahn als ganzes. Wo, wie in unserer Gegend sehr oft, dadurch Hohlwege entstehen, entwickeln sich Fußsteige außerhalb des Einschnitts und machen sich leicht von seinem Verlauf immer unabhängiger. Das geschieht aber auch an schlechten Fahrstraßen, also Großwegen minderer Art, und deshalb kann man solche Fußwege nicht als selbständige ansehen, sondern nur als abhängige Begleiter und Abkürzer der Fahrstrecke. Das sind auch die Waldwege, die nahe von den am Außenrand des Waldes hinziehenden Fahrwegen ausgetreten wurden, weil sie staubfrei, schattig und kühl sind — eine allgemeine Erscheinung auch in mitteleuropäischen Flach- und Hügelländern. Wenn Fuß- und Fahrwege so miteinander gehen, also auch Kleinverkehrspfade und Wirtschaftsfahrwege, so mag man oft zweifeln, zu welcher Art man den Weg als Ganzes besser rechnet. Man muß dann auf den Verlauf einer längeren Strecke achten. So gibt uns oft die Bezeichnung „der Kirchsteig" (etwa beim Groß-Schörgarner nach Andorf) einen Anhaltspunkt, daß wir von einem durchgehenden Fußsteig sprechen dürfen, obwohl er auf größere, vielleicht weit überwiegende Erstreckungen mit Wirtschaftsfahrwegen vergesellschaftet ist. Man darf in solchen Fällen selbst dann noch von einem Fußweg sprechen, wenn selbst einzelne Bauernwagen die ganze Strecke durchfahren mögen. Sehr oft aber macht schon die Beschaffenheit der Stege und Übergänge an Gewässern und Gräben dies unmöglich; verzeichnet die Karte, wie in einem mir bekannten Fall, dann das Ganze als Fahrweg, so ist sie im Unrecht. Ganz selbständige Fußwegstrecken sind namentlich solche mit schmaler, etwa durch Aufschotterung oder Grabenaufwurf trocken erhaltener und erhöhter oder gar mit gebauter Wegbahn, die nicht als Begleiter von Straßen und Fahrwegen auftreten. Da fehlt auch die lockerste Art der Abhängigkeit. Die Eigenart solcher gar nicht seltener „reiner Fußwege" fesselt den Volkskundler wie den Geographen am meisten. Durch die (hier absichtlich lieber übertriebenen, als zu wenig beachteten) Beziehungen anderer Fußwege zu den Wirtschaftsfahrwegen verbinden sich aber beide Wegarten meist miteinander zu einem einheitlichen Kleinverkehrsnetz. In dieses muß man auch gewisse „fahrbare" Verbindungswege zwischen Siedlungen einbeziehen, die als solche zwar Sträßchen darstellen, aber fast ausschließlich für Wirtschaftsfuhren dienen und einen eigentlichen Straßenverkehr, also die Verwendung besserer und schnellerer Wagen und Pferdegespann, nur mit Schwierigkeiten und bei gutem Wetter erlauben. In ein solches Kleinverkehrsnetz kann der Großverkehr nicht eindringen; dagegen kann der Fußgänger jederlei Straße benützen und wird dies, wo sie ihm keinen Umweg oder sonstige vermeidbare Unannehmlichkeit auferlegt, um so lieber tun, je vollkommener sie ist. Wir haben es also mit Übergangsstellen zu tun, an denen die Verkehrsmittel der Kleinwege unbehindert sind, während die besonderen Großtransportmittel der Großwege nicht auf die Abzweigungen übergehen können. Wir dürfen daher von einseitigen Verkehrshindernissen, einseitigen Verkehrsstauungen, einseitigen Übergangsstellen u. dgl. reden. Diese Endpunkte des Großverkehrs mögen in seltenen Fällen unscharf sein, weil einzelne ihre Wagen oder Automobile auch über die allgemeine Stauungsstelle hinaus eindringen zu lassen versuchen und dies auf kurze Strecken wohl auch gelingen mag (etwa bei Wiesenpfaden); aber das sind verschwindende Ausnahmen und im allgemeinen ist die Grenze zwischen Großverkehrs- und Kleinwegen viel deutlicher

und leichter zu ziehen, als jene zwischen Fußweg und Wirtschaftsfahrweg.

Je ausgedehnter und zusammenhängender die Gebiete sind, in die der allgemeine Wagenverkehr nicht einzudringen vermag (die Kleinverkehrsgebiete), desto ausgedehntere und geschlossenere Kleinverkehrsnetze trifft man an. Sie sind von einander getrennt, oder vielmehr für den Wanderer mit einander verbunden durch Straßen und Straßensysteme, auf denen Groß- und Kleinverkehr sich neben und mit einander bewegen. Teilstrecken von diesen können sich in ein Kleinverkehrsnetz als Zwischenglieder einschieben, ohne daß uns dadurch schon dessen Zusammenhang zerrissen erschiene. Ein Kleinverkehrssystem darf auch noch als selbständig gelten, wenn sich ihm bloß einzelne Straßenstrecken eingliedern, aber nicht mehr, wenn sich Straßensysteme entfalten, in denen die Kleinwege zu untergeordneten Verbindungsgliedern herabsinken. Es handelt sich also um die relative Dichte und das gegenseitige Verhältnis beider Wegkategorien. Durchgängige Ebenen mit geschlossener Dorfsiedlung wie etwa das Wiener Becken oder das Grazer Feld, oder auch die Umgebungen von Straßenknotenpunkten, wie Linz, Eferding, Wels, sind Gebiete eines Großverkehrsnetzes, dem die Kleinwege als feinste Saugadern, als Zubringer, Verteiler, kurz als Nebenwege dienen. In großen Wald- und Gebirgslandschaften sind auch die Hauptwege Kleinwege, mit Ausnahme weniger durchziehender Großwege. In unserem Gebiete aber finden wir ein drittes: Zwischen den Knotenpunkten — solche sind vor allem die Pfarrdörfer und die Bahnhöfe — gibt es jeweils zweierlei Wegsysteme: ein dichtes Netz von Kleinwegen und ein viel weitmaschigeres, gleichsam darüber gespanntes von Großwegen. Je nach dem Verkehrszweck und dem Verkehrsmittel benützt man zwischen zwei Siedlungen die Glieder des einen oder des anderen Wegnetzes. Das macht klar, was ich eingangs unter einem unabhängigen Kleinverkehrsnetz verstand. Es handelt sich nicht so sehr um die Unabhängigkeit der einzelnen Wege und Wegstrecken von den Straßen, als um die gegenseitige Unabhängigkeit der beiden Netze. Eine solche findet man in gutangebauten Ebenen und Hügelländern nicht allzuhäufig.

III.

In unserer Gegend ist das Kleinverkehrsnetz einerseits sehr dicht und insbesondere die Fahrwege ungemein häufig. Anderseits ist dieses Netz sehr unabhängig und geschlossen. Wir finden zunächst als kleinste Einheiten kleine Systeme von unabhängigen oder fast unabhängigen Fußwegen. Diese sind durch Wirtschaftswege und solche siedlungverbindende Fahrwege, die wir noch zu den Kleinwegen rechneten, weil sie eines durchgreifenden Wagenverkehres entbehren,[1] mit einander zu Kleinwegsystemen höherer Ordnung und größerer Ausdehnung verbunden. Zwischen deren Gebiete schieben sich nur in der unmittelbaren Nähe der Hauptknotenpunkte kleine Bereiche überwiegenden Straßenverkehrs ein, wo die Kleinwege nur als Nebenwege dienen und auch der Kleinverkehr großenteils auf die Straße gezwungen wird. Sein Netz wird durch sie unterbrochen, aber auch zusammengehalten und bis zu Grenzen, deren Bestimmung ich noch nicht wage, reichen die Ausläufer dieses Kleinverkehrsnetzes. Ihm gegenüber steht das dünne Straßennetz; dessen Hauptadern, aber oft auch die Nebensträßlein und Fahrwege bewerkstelligen die Verbindung zwischen zwei Orten nur mit vielen Windungen und Umwegen. Deshalb erscheinen die Kleinwege ihnen gegenüber als Weg- und Zeitabkürzungen, ohne sie (wie „Wegabkürzungen" im üblichen Sinne) unterwegs mehrfach zu berühren. Im einzelnen werden natürlich auch die Klein-, ja die Fußwegsysteme von Fahrwegen und Straßen geschnitten und an den Kreuzungen gehen oft auch die Fußgänger ein oder ein paar hundert Meter neben, oder wo Terrainhindernisse oder Kulturen dies verbieten, auf den Straßen. Ebenso in den Endstrecken bei den Orten und an geradlinigen Straßenstrecken da und dort.

[1] Als Beispiele (Spezialkarte Bl. 12 IX, Schärding) seien die Fahrwege Burgerding—Stögen, Hörzberg—Ritzing—Brüning, Hörzberg—Einburg (dessen Namen die Karte an falscher Stelle, in der Lage von Hochpiret, zeigt) —Razenberg—Groß-Prambach genannt, während ich das Sträßchen von Groß-Schörgarn nach Hörzberg und bis zur Brücke, vor der sich die beiden früher genannten Fahrwege teilen, eher noch zu den Wagenwegen rechnen möchte.

Aber solche Einzelheiten verwischen kaum je die großen Züge des Bildes.

Unabhängige oder mit Wirtschaftswegen nur wenig vergesellschaftete Fußwege finden wir in großer Zahl zwischen den einzelnen Häusern und Hausgruppen.[1] Da Umzäunungen fehlen, führen sie oft durch die Höfe und von mehreren Seiten in sie. Man hat das Gefühl, von jedem Hof zu jedem Nachbarn geradewegs zu gelangen — recht im Gegensatz etwa zu dem Salzburgerland mit seinen vielen Wegzäunen. An sich kurz, setzen sich diese Steige zu längeren Verbindungen und verzweigten Netzen zusammen. Wenn ich z. B. vom Schloßhügel in Groß-Schörgarn nach dem Pramtal blicke, so sehe ich, wie der Fußweg, der zwischen jenem Hügel und der Raab eingezwängt ist (vor wenigen Jahren führte er noch durch den Hof und den damals uneingezäunten Garten des Edelsitzes), sich sofort beim Austritt auf die Wiese teilt. Links geht es auf den Götzinger, etwa geradeaus auf den Eitelsteg zu, rechts die Raab hinab zu der Mühle bei ihrer Mündung und ganz links geht ein Weg diesseits der Pram flußauf. Dieser letzte nimmt eine Verbindung vom Dorf her auf und führt nach Burgerding, um von seitlichen Abzweigungen nicht zu reden, die nach Hörzberg und, wenn der Steg nicht verfallen ist, nach Hötzlarn führen und zusammen eine gegenseitige Verbindung dieser Dörfchen bilden. Jenseits des Götzinger Stegs geht es einerseits gegen Hötzlarn und Griesbach, anderseits zum Götzinger Bauern, jenseits des Eitelstegs einerseits zum Gruber in der Edt und quer über die Straße gegen Basling, anderseits auer über die Nebenstraße links zum Edtwirtshaus und rechts an der Pram gegen Haizing. Der Weg an der Raab endlich geht als Wirtschaftsfahrweg über das Flüßchen, berührt die letzten Häuser des Dorfes und gabelt sich in den Bahnhofsteig und einen Zugang des Kirchsteigs. Diese Gabelungen in zehn dem Verkehr dienende Wege fallen in einen Raum von weniger als einem Quadratkilometer, der außerdem noch den Edelsitz, das Dörfchen mit einigen weiteren Wegausgängen und Kreuzungen, ein Stück der Straße und die große Krümmung des Nebensträßchens umfaßt. Mir schien es genügend, nur jene Wege anzuführen, die von einem Punkte, dem Austritt des als Kirchsteig dienenden Fußwegs ins Pramtal, ausgehen und eifriger begangen sind. Das genügte, um ein Bild von der Dichte des Fußwegnetzes zu geben, ohne den Leser allzusehr zu ermüden. Er möge es sich bei der später folgenden Schilderung ins Gedächtnis zurückrufen.

Mag man solche Fußwegnetze dem Nahverkehr zuweisen, so kann man innerhalb eines Kleinwegnetzes höherer Ordnung, etwa desjenigen, dem sich unser Beispiel eingliedert, eher von Fern- und Durchgangsverkehr reden. Den Kern seines Gebietes bildet das Pramtal zwischen Zell a. P. und Taufkirchen und das Raabtal. Die „Verbindungsstraße" Zell—Andorf, die Straße Andorf—Leoprechting bei Taufkirchen und die Straße Andorf—Raab lassen sich von Zell bis Inding und von Andorf bis Brüning fast vollkommen oder bei anderen Varianten bis auf gerade Endstrecken von etwa Kilometerlänge vermeiden, wobei auch wirklich erhaltene Fahrwege nur wenig benützt werden. Ein besonders hübscher Fußweg, der zum größtenteil reiner Fußsteig ist, ist jener von Andorf über Niederleithen nach Brüning und seine Fortsetzung nach Maria Bründl, zum Groß-Rottmayer und an die Reichsstraße bei Wamprechtsham nächst Sankt Wilibald. Auch der Steig von Andorf nach Inding erfreut teils durch guten Erhaltungszustand, teils, wo er nur ausgetreten ist, durch die herrlichen Wiesen der Talau, die er durchzieht; nur von Antersham an, wo man ihm die Straße vielfach vorzieht, ist dies weniger der Fall. Gehen wir wieder von Groß-Schörgarn aus, so treffen wir neben diesen beiden allgemein benützten Steigen, beziehentlich den Anschlüssen an sie, noch eine Reihe von Verbindungen, die der Fußgänger kennt und die nur auf kürzere Strecken Straßen oder Groß-

[1] Auf der Karte fehlen sie zumeist, wozu schon der Maßstab zwingt, und sind weit seltener als Fußwege bezeichnet, denn als (zumeist „nicht erhaltene") Fahrwege, was ihrer Verwendung zu Wirtschaftsfuhren entspricht. Ihre Einzeichnung in der Originalaufnahme 1 : 25.000, die ich leider jetzt nicht zur Hand habe, könnte (da diese nicht „evident gehalten" wird) als historisches Dokument für eine bestimmte Zeit dienen, wenn sie sicher zuverlässig wäre, was sie (und ebenso die Sp. K.) nicht immer ist. Dasselbe gilt von Katasterkarten und anderen Plänen.

fahrwege, dagegen auf ausgedehnte reine Fußwege benützen. So z. B. über Klein-Schörgarn, Lichtenegg, Thalmannsbach nahe bei Sigharting nach Angfüß oder nach Kenading, von wo man auf ähnliche Weise nach Kopfing, also schon recht ins Gebirge, gelangt (doch spielen hier die Fahrwege, die auf den Rücken laufen, eine erhebliche Rolle) — oder über Basling und Bach oder Hubmannleiten (Leidenfeld der Sp. K.) an die Straße unterhalb Lamprechten — oder nach Raab (mehrere Wege) und weiter ostwärts. Das sind durchaus Verbindungen, die von den Fahrverbindungen abliegen, aber durchaus auf die Frage: Wo geht der Weg nach X? genannt werden. Wo aus dem Hügelland breitere und längere Rücken und Riedel mit Dörfchen und großen Höfen hervortreten, haben ihre Verbindungswege mehr den Charakter des Großfahrwegs. Ich wage daher nicht, etwa jene, die zwischen Schwarz- und Mühlbach südwärts oder westlich vom Mühlbach gegen Westen (Hochschachen, Eggerding) ziehen, in das Kleinwegnetz unserer Gegend einzurechnen. Um Sigharting und Taufkirchen ist ein Gebiet größerer Straßendichte, das möglicherweise unser Kleinwegbereich von anderen trennt.

Besondere Bedeutung im Kleinwegnetz haben die Kirchsteige, von denen schon gesprochen wurde und noch die Rede sein soll, geringere die Steige zu Stationen und Haltestellen. Der Andorfer Stationsweg über die alte Riedkirche (Pestkirche) ist heute „Verschönerungsweg". Die sich in Groß-Schörgarn sammelnden Kirchsteige,[1] zu denen am „Kirchberg" noch andere, z. B. von Klein-Schörgarn, Pichl usw. kommen (auch die genannten langen Linien dienen in ihren Teilstrecken vielfach als Kirchsteige), unser Bahnhofsteig und der streckenweise die Straße benützende, sonst typische Fußweg zur Haltestelle Griesbach sind im Vorhergehenden schon berührt.

IV.

Den reinsten Vertreter des Kleinwegtypus, den eigentlichen Fußweg will ich durch eine Schilderung, die teils eine Kürzung, teils eine Erweiterung meiner Beschreibung von 1915 gibt, in seiner Eigenart veranschaulichen.

Wie freute ich mich oft, daß die stille sanftwellige Hügellandschaft so frei und offen vor mir lag und ein Weg sich bot, fast überall, wohin es mich zu wandern verlangte! Nicht selten fand sich ein schmaler, nur den Gänsemarsch gestattender, aber fester und trockener, oft mit Kieseln bedeckter grasfreier Steig wie ein Gartenweg, zuweilen mit Graben oder Geländer. Oft Baum- und Buschwerk oder ein beschatteter Bach zur einen, prächtige Wiesen oder wogende Felder zur andern Seite. Kleine Treppen, wo er an dem waldigen Talrand ein wenig hinauf oder zu einem seichten Graben hinabsteigt; über die Wasserläufe Stege sehr verschiedener Art, vom schwanken Brett mit lockerem Geländer bis zum Beton- und Eisenbrücklein, wie es die einst so reizvolle Straßenecke in Haizing nunmehr entstellt. An ganz kleinen, meist trockenen Rinnen ein Brett, an sumpfigen Stellen Schrittsteine. Oft ist der Weg aber auch verwahrlost und ausgewaschen, ein nebenangehender Hohlweg hat sich verbreitert und meinen Pfad seitwärts gedrängt. Die starke Benützung als Ackerfahrweg hat den eigentlichen Fußsteig nicht selten zerstört, so daß sich die Spuren verteilen und erst allmählich ein neues einheitliches Steiglein sich ausbildet. Auf längere Strecken finden wir nur ausgetretene Pfade im Gras. Auf der Wiese oder am Waldrain mag sich der Weg ganz verlieren. Aber da sieht man plötzlich wieder im Gras eine kahlgetretene oder gebräunte Stelle oder auch schimmert das frischere junge Grün der Wegspur aus seiner satteren Umgebung hervor — und da ist der Weg auch bald wieder volldeutlich. Daß es der Weg ist, d. h. der Weg, den alle wandern, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, wird bald klar, indem ein Bildtaferl oder ein Marterl sichtbar wird und in einiger Entfernung ein anderes. Marterln stehen immer an begangenen Wegen, weil ein Großteil der Unfälle sich an solchen ereignet, aber auch weil man die Täfelchen oft nicht an die Unfallstelle selbst stellt, sondern an den nächsten Weg; so wird der armen Seele

[1] Mitt. d. ggr. Ges., a. a. O. 366 ist vom Groß-Schörgarner Kirchsteig die Rede, was der Druckfehler „nach dem Pfarrdorf" (statt richtig: vom Pfarrdorf) verschleiert.

die Fürbitte möglichst vieler Vorübergehender gesichert. Nun hat sich der Weg im lichten Wald völlig verloren. Eine Bachrinne naht und es mag zweifelhaft sein, wo sie sich queren läßt — da wird im Dickicht ein Steg sichtbar, mehr oder weniger schwank, aber ein sicheres Zeichen des Weges. Auch ein Brett quer über einen Graben oder gar einmal eine Rastbank am Waldrand hilft uns bisweilen den Steig festhalten. Er ist nicht leicht zu verlieren — nur wo er eine Strecke lang dem Fahrweg folgte, mag man seine Abzweigung übersehen; aber den Irregegangenen wird bald wieder ein seitwärts sichtbares Kreuz oder Marterl oder gar eine Kapelle auf den rechten Pfad weisen.

Fußsteige verbinden jeden einzelnen Hof oder Weiler mit den anderen nach allen Richtungen hin. Wochentags begegnet man daher wenig Leute auf ihnen. Die Hauptwege sind keineswegs immer an ihrer größeren Breite oder Deutlichkeit erkennbar, eher an ihrem lebhafteren Verkehr. Will man das ganze Netz in seiner Verästelung kennen lernen, so muß man diese Pfade Sonntags begehen. Dann wird man sie gern auch als Verkehrswege anerkennen. Die Hauptader im Netz ist der Kirchsteig, den alle Welt so nennt und den alles benützt, auch wenn vielleicht ein anderer Weg nach dem Pfarrdorf ebenso nah wäre. In unserem Weiler kann ich es gut beobachten, wie von verschiedenen Seiten her die dünnen Fädchen des sonntägigen Verkehrs zusammenlaufen, insbesondere von den beiden malerischen Holzstegen über den Pramfluß. Diese erweisen heute den Grund, warum sie besser und dauerhafter ausgeführt sind als andere. Am Ende der kleinen Häuserzeile, wo das Gemeindesträßchen den Kirchweg quert, ist eine halbe Stunde vor der Messe schon ein fortwährendes Kommen und Gehen festlich gekleideter Menschengruppen zu sehen. Und wie der Weg nun hügelauf und hügelab in sanften Windungen sich schwingt, da bringt jeder neue Seitenweg neuen Zuwachs. Zum Schluß ist es schon ein ununterbrochener Strom. Und welch ein Leben auf dem sonst so stillen Dorfplatz! Da ist nicht nur der Sammelplatz der Andächtigen, auch eine Fülle sehr weltlicher Angelegenheiten wird hier eingeleitet oder sogar abgeschlossen. Der sonntägige Kirchplatz hat etwas von der Börse, dem Telegraphenamt, der Gemeindeversammlung an sich. Von ihm gehen wahre und unwahre Neuigkeiten ins Land und ein gut Teil der öffentlichen Meinung wird auf ihm gemacht. Die Menschen, die sich wochenüber im Zwange der Landarbeit nicht aufsuchen können, teilen sich ihre Familien- und Geschäftsnachrichten mit. Der Briefträger, der heute seines mühsamen Werktagswegs enthoben ist, geht von einer der umherstehenden Gruppen zu der anderen und teilt die Post aus. Dasselbe Bild wie vor und nach der Frühmesse entwickelt sich vor und nach dem Hochamt; nachmittags beim „Segen" treten Frauen und Kinder mehr aus ihm hervor. So geht über den Kirchsteig der Verkehr mehrmals des Tages hin und her wie Ebbe und Flut. Der Rückstrom ist ungleichmäßiger und mehr auseinandergezogen als die Wanderung zum Pfarrdorf. Dafür sorgen mancherlei Geschäfte, die dieser und jener dort zu betreiben hat, und vor allem das Wirtshaus. Dieser Rückstrom verläuft und versiegt ganz kleinweise in die einzelnen Gerinne, aus denen die Flut zusammenschwoll. Aber den ganzen Sonntag ist der Kirchsteig ein unverkennbarer Verkehrsweg. Des anderen Tages begegne ich auf ihm zur lebhaftesten Stunde vielleicht nur ein paar Feldarbeitern und einigen Gruppen heimkehrender Schulkinder. Er ist wieder still geworden. — Auch Gerichtstag und Steuertermine bringen gewissen Wegen belebtere Tage; dagegen kommt der Marktverkehr mehr den Fahrwegen zugute.

Der Fußweg hat auch seine bezeichnenden Transportmittel. Da ist vor allem der „Radelbock", der es erlaubt, kleinere Lasten auf dem nächsten, wenn auch oft schlechten Wege zu befördern. Er ist nicht so berühmt wie sein vielgepriesener Vetter, der Schubkarren Chinas, aber ihre Verbreitung hat die gleiche Ursache in der starken Ausbildung schmaler Wege hier wie dort. Für manche Lasten tritt an seine Stelle die Scheibtruhe, die allerdings mehr dem Wirtschaftsbetrieb dient als dem Verkehr, und für wieder andere das Kinderwägelchen. Es sieht aus

wie ein Modell und dient nebenher auch als Spielzeug; vor allem aber muß es die Kleinsten aufs Feld führen, wenn ihre Eltern dort arbeiten. Dieser Zwergleiterwagen ist den Großen und vor allen den Kleinen sehr willkommen, wenn sie leichtere und kleinere Sachen befördern sollen. Auch ich verwende ihn gern, um etwa Handkoffer und Tasche zur Bahn oder ein Kistchen zur Post zu bringen, das für den Rucksack zu groß oder schwer ist. Der eilige Radfahrer liebt den ebenen Fußweg sehr, schreckt aber auch vor dem Auf und Ab der Hügelwege nicht zurück. So hat gleich jeder anderen Wegart auch der Fußpfad seine bevorzugten Transportmittel. Seiner Eigenart entspricht aber am besten der Schiebkarren und dieser ist denn auch das häufigste.

V.

Das Alter der Kleinwege ist natürlich ungleich. Mancher ist allmählich abgekommen oder durch neue Weganlagen verdrängt worden. Mit neuen Bauten mögen neue Steige entstehen. Auch Verlegungen kommen vor. Aber im großen und ganzen sind sie alt — und zumeist wohl weit älter als die Jahreszahlen auf ihren so leicht verfallenden Marterln und Taferln und selbst an den Kapellen, die auch durch ihren Stil ein Alterszeugnis geben. Denn sie sind von ziemlich gleichbleibenden Ursachen abhängig. Wirtschaftswege und Rainpfade sind gebunden an die Flur- und Besitzeinteilung, und durch Zusammenlegung und Besitzwechsel werden sie in diesem Land der Grundzersplitterung wenig berührt. Das Herauswerfen ausgeackerter Steine auf die unbestellten Landstreifen muß die Wege nicht nur „verbessern", sondern auch festlegen und landwirtschaftlicher Nutzung unzugänglicher machen. Andere Wege sind durch die Bodenformen vorgezeichnet und oft durch sie zu sanften Windungen genötigt. Aber auch wo sie gerade verlaufen, vermeidet der unbewußte Schönheitssinn des Landvolkes schnurgerade Linien, geradeso wie in den Dorfzeilen.

Der Natur und den überkommenen Siedlungs- und Besitzverhältnissen angepaßt ist jedenfalls das Verkehrsnetz als ganzes und insbesondere die bezeichnende Überlagerung von zweierlei Wegsystemen. Das geht auch aus den Seitenstücken hervor, die sich für selbständige Kleinwegnetze in anderen Gebieten finden. Ihre Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten lassen uns das erkennen. Sie sollen aber nur flüchtig berührt werden. Über den Wienerwald sagt A. Merz ganz kurz, daß ihm dort Gebiete mit einem doppelten Verkehrsnetz bekannt seien.[1] Ich erinnere mich aus jungen Jahren, in der niederösterreichischen Buckligen Welt gesehen zu haben, wie zwischen den Bauernhöfen, die auf den einzelnen Hangvorsprüngen oder auf „Ecken"[2] liegen, unmittelbare Fußwege und gewundene, weitumgehende Zufahrten einander ergänzen. Man mag überhaupt in Gebieten zerstreuter Siedlungsweise ein dichtes Fußwegnetz erwarten. Aber es findet sich dort keineswegs überall. Ich habe vorhin an das Gebiet der Zaunvierecke in Salzburg erinnert; dort laufen selbst Fußwege zwischen Umzäunungen, und wenn sie je einmal solche Rechtecke queren, heißt es fleißig Gatterln auf und zumachen oder auf steilen „Stiegeln" übersteigen. Die Ursache davon erkennen wir leicht in der Menge des Viehs, das innerhalb der Umhegungen und selbst auf den abgesperrten Wegen weidet. Im Innviertler Tertiärland macht Waldarmut und Grundzersplitterung größere Umzäunungen unmöglich, die Stallviehhaltung aber läßt sie leicht entbehren. Erst einige Zeit nach der Grummeternte kommen ja hier die Rinder auf die Wiese und werden angepflockt, um den letzten Graswuchs abzuweiden.

Sehr an die Wegverhältnisse in unserer Gegend erinnern dagegen jene in den Windischen Büheln, so sehr auch das slowenische Weinbergland kulturell vom bajuwarischen Bauernland verschieden ist. Das niedrige Hügelland ist viel stärker zerschnitten als unser Gebiet, aber es hat mit ihm die breiten, vornehmlich von Wiesen eingenommenen Täler, die langgestreckten Rücken und die unregelmäßigen Wellenhügel gemein. Alle drei Typen sind nur dort noch ausgeprägter als bei

[1] In einer Besprechung meiner Arbeit, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1916, 643.
Von den Fußwegnetzen zwischen wenigen Dammstraßen, die der schwankende Boden in Moorgebieten begünstigen kann, sei hier nicht weiter die Rede.

[2] Dieses Mundartwort hat Sölch in die Sprache der Wissenschaft eingeführt.

uns. So klingt es wie eine Schilderung aus dem Pramtal, wenn Sölch[1] sagt: „Ungemein reizvoll sind die abkürzenden Fußwege, die durch die Wiesengründe führen. So kann man fast die ganze Strecke von Pößnitz bis Samarko (kurz vor Schloß Gutenhaag) oder die Strecke St. Leonhard — Hl. Dreifaltigkeit[2] usw. in der Talau zurücklegen". Wenn er fortfährt: „Oft sind solche Wege mit Steinplatten ausgelegt und Steinplatten decken auch die Stufen der Berglehnenwege", so klingt dies fremdartiger. Aber aus seiner Schilderung und aus dem Verlauf der Wege, die der frühere Beschreiber des Gebietes, Puff[3] 1859 dem Fußgänger empfahl, geht hervor, daß der Fußweg in der offenen Talaue vorherrscht, während die Straße, wie bei uns, sich auf dem höheren, trockeneren Rand hält, so daß man auf den beispielsweise genannten Strecken sie gleichfalls kaum berührt oder benützt. Ferner ziehen sich auf die Hänge, deren Weingärten einen großen Teil des Jahres hindurch ebensowenig durchwandert werden können, wie die Saatfelder unserer Hügelwellen, je nach ihrer Steilheit und nach den Raumverhältnissen Fuß- oder Wirtschaftsfahrwege an den Rainen hinauf und oft quer über die Rücken. Diese selbst aber tragen wie bei uns „Fahrwege" (wohl auch als Karrenwege bezeichnet), die zwischen den langen lockeren Reihen der Winzerhäuser ebenso den Charakter von Verkehrswegen anstreben, wie die oben erwähnten, entschieden besseren Fahrwege auf unseren Riedeln und Rücken. Hier, wie dort, sind sie Übergangsformen zwischen Wirtschafts- und Wagenverkehrswegen. Über dies Netz aber spannt sich als Träger des Großverkehrs ein dünnes Straßennetz. Es bevorzugt noch ausgesprochener als bei uns die Täler, beziehungsweise Talflanken. Der Vergleich beider Gebiete könnte noch zu Erwägungen über das Alter der Straßen und zu der Frage anregen, ob etwa dieses aus dem Kleinwegnetz so hervortretende Straßennetz aus ihm als ein Jüngeres herausgewachsen sei. Ich kenne nämlich ein Beispiel aus einem Teil von Polen, wo ein älteres Straßennetz für die „Panje-Wägen" und ein neues für die modernen Fuhrwerke sich in ihrer Benützung ähnlich sondern wie in unseren Fällen Klein- und Großwegnetz.

Aber ich will diese und andere noch nicht spruchreife Probleme unerörtert lassen. Der Hinweis auf andere Gebiete soll vielmehr lediglich zur Vergleichung zwischen meinem engen Beobachtungsbereich und den übrigen Gauen Oberösterreichs anregen. Aus ihr wird sich vielleicht eine vollständigere und deutlichere Antwort auf die Frage ergeben, die ich mir vor Jahren gestellt habe: „Warum fehlt der Fußsteig hier fast völlig und ist dort in überreicher Fülle vorhanden; warum ist er hier nur eine gelegentliche Zwischenverbindung, dort aber fast unabhängig vom Straßennetz, ja von den dörflichen Fahrwegen?"

[1] Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, Wien 1919, 275 (Sonderausgabe „Die Windischen Bühel", Graz 1919, S. 43).
[2] In der Luftlinie ist die erste fast so weit wie von Zell nach Antersham, die zweite entspricht etwa der Entfernung von Andorf nach Inding.
[3] Marburger Taschenbuch, III. Band.

Die alte Ennsschiffahrt.

Von Ing. Ernst Newekłowsky (Linz).[1]

Durch das zwischen Admont und Hieflau liegende Gesäuse wird die Enns in zwei Strecken geteilt, die jede für sich der Flößerei dienen. Zwischen Hieflau und der Mündung des Flusses in die Donau gab es einst auch eine bedeutende Ruderschiffahrt, an die sich allerdings nur mehr wenige unserer Zeitgenossen erinnern können, deren Spuren sich aber allenthalben an seinen Ufern erhalten haben.

Ihre Entstehung verdankt die Schiffahrt an der Enns der seit uralter Zeit

[1] Hiezu 4 Lichtbilder vom Verfasser.

Die erste Überschreitung der Eisbrücke im großen Abgrund. — (Boc-Lahner-Gaunersdorfer, Höhlen im Dachstein. Graz 1913. Tafelbeilage.)

Das Stifter-Denkmal in Wien.

Ennsschiffahrt.

Taferne in Kastenreit.

Schifferfreithof bei Kastenreit.

betriebenen Gewinnung des Eisenerzes am Erzberg in Steiermark. Die Beförderung des Roheisens erfolgte in der ältesten Zeit durch Lohnfuhrwerke nach Hieflau und dann auf der dem Laufe der Enns folgenden Straße nach Kastenreit und Steyr. Der ganze Straßenzug von Leoben über den Präbichel nach Innerberg, Hieflau und Steyr wurde später die Eisenkammerstraße genannt. In der ältesten Zeit setzte man an zwei Stellen über die Enns, und zwar zu Reifling und zu Weißenbach, wo an eigenen Urfahrstätten zur Besorgung des Verkehres Fahrzeuge mit kundigen Führern vorhanden waren. Da der Verkehr mit Landfuhrwerken kostspielig und zeitraubend war, so wurde das für die flußabwärts gelegenen Hammerwerke bestimmte Eisen schon in alter Zeit auf Flößen stromabwärts geführt. Am Ufer des Flusses bestanden Ladstätten, bei denen das Eisen abgeladen und dann weiter auf Landfuhrwerken zu den Hammerstätten geführt wurde. Solche Ladstätten gab es in Hieflau, Altenmarkt, Kastenreit und Großreifling. Diese Verflößung des Eisens war jedoch sehr unwirtschaftlich, brauchte man doch zu einem Floß eine Menge Holz, dabei aber konnte ein solches Fahrzeug nicht mehr als 60 Zentner Eisen befördern. Die Zahl der Flöße war eine sehr große, außerdem wurde damals viel Holz zu Kohle gebrannt, so daß Holzmangel eintrat. Im Jahre 1498 zwang daher eine landesfürstliche Untersuchungskommission das Stift Admont zu der Verfügung, daß die Wälder an der Enns unter- und oberhalb Kleinreifling, desgleichen an der Salza nicht weiter zur Verkohlung verhaut, sondern zum Ladstättenholz gehegt und geschont werden sollten. Wenn damals neben der Flößerei auch schon Schiffahrt bestand, so wird sie wohl nicht bedeutend gewesen sein, stellten sich doch einerseits der Talfahrt der Schiffe große Schwierigkeiten entgegen, anderseits war eine Bergfahrt nicht möglich. Die Fahrt mit Flößen ist nicht so gefährlich wie die mit Schiffen und man brauchte auch derartige Hindernisse wie die gefährliche Stromschnelle bei Großreifling nicht zu scheuen. Immerhin gab es für die letztere eigene Strubführer oder Strubfergen.

Insbesondere der Holzmangel zwang bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts dazu, daß man sich mit dem Plane beschäftigte, einen „Schiff- oder Roßweg" von Steyr aufwärts zu erbauen, auf dem die Pferde die Schiffe bergwärts ziehen könnten. Lange Zeit blieb dies bloß Plan, erst in den Sechzigerjahren des 16. Jahrhunderts nahm man die Sache tatkräftig in Angriff. Der tüchtige Werkmeister Hans Gasteiger, ein Tiroler, welcher in dieser Zeit zur technischen Verbesserung des Eisenwesens im Dienste des Erzherzogs Karl stand, führte die Herstellung des Schiffweges und die Fahrbarmachung der Stromschnelle bei Reifling so geschickt durch, daß der Schiffsverkehr zwischen Steyr und dem Kasten bei Weyer bereits im Jahre 1565 möglich war. Im Jahre 1567 war auch der Schiffweg zwischen Kastenreit und Hieflau fertig, dessen Herstellung mit viel größeren Schwierigkeiten verbunden gewesen war. In diesem Jahre verkehrten bereits 2 Schiffe auf der Enns, die nach Art der auf der Traun zum Befördern üblich gewesenen Schiffe erbaut waren und über 250 Zentner fassen konnten. Mit ihrer Beförderung waren 2 Schiffmeister und 20 Knechte beschäftigt, für den Gegentrieb standen 12 Pferde in Verwendung. Der Verkehr war den Schiffmeistern in Pacht gegeben. Sie schlossen mit den am Eisenhandel beteiligten Parteien Verträge, die Frachtpreise wurden genau festgesetzt und regelmäßige Fahrten zwischen Hieflau, den einzelnen Ladstätten und Steyr eingerichtet. In jeder Ladstatt befanden sich noch eigene Fertiger, welche die Verladung des Eisens besorgten. Das Ladstattbuch zu Weißenbach weist für die Zeit vom 1. Mai 1568 bis 30. April 1570 aus, daß von Weißenbach 599 Flöße und 78 Schiffe mit insgesamt 35.956 Zentnern Eisen nach Steyr zur Abfuhr gelangten.[1]

Der Schiffahrtsbetrieb änderte sich im Laufe dreier Jahrhunderte nur wenig. In späterer Zeit wurden die erwähnten Schiffmeistergerechtsame von der Innerberger Hauptgewerkschaft aufgekauft und

[1] Vgl. Bittner Ludwig. Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft i. J. 1625. Arch. f. öst. Gesch., 89. Bd.; von Muchar Albert. Beyträge zu einer urkundl. Geschichte der altnorischen Berg- und Salzwerke. Steyermärk. Zeitschrift, XI. H., 1833.

die Schiffahrt von ihr auf eigene Rechnung betrieben.

Die schöne alte Taferne in Kastenreit (Weyer), der „Kasten" (Abb. 1), zeigt an der dem Flusse zugekehrten Seite ein Gemälde, welches die Enns in der Umgebung dieses Ortes mit einem berg- und einem talfahrenden Ruderschiffe darstellt. Unterhalb des Bildes sieht man die Inschrift „Adam Stainer 1699", oberhalb die Gestalt des Schutzpatrons der Schiffleute, des heiligen Nikolaus, rechts die Inschrift „1592, den 8. July, glangs Wasser hieran". Dieses Bild gibt uns einen guten Begriff von der alten Ennsschiffahrt und läßt verschiedene Einzelheiten, wie sie unten geschildert werden, deutlich erkennen.

Die folgenden Mitteilungen verdankt der Verfasser meist alten Schiffleuten, zum Großteil einem Schiffmann aus Weißenbach, der noch selber in jungen Jahren bei der Ennsschiffahrt tätig war.

Die zur Eisenbeförderung verwendeten Ruderschiffe liefen vorne und rückwärts spitz zu, dabei gingen die Wände vorne in eine Schneide zusammen. An der Stuhr oder dem Stoir, d. i. am rückwärtigen Ende, waren sie höher als am Kranzel, dem vorderen Teile, damit sie beim Bergfahren nicht hinten Wasser schöpften, wenn sie von dem oft hoch gelegenen Treppelweg aus über reißende Furten gegenwärts gezogen wurden. Die Schiffe nannte man an der Enns „Zillen" oder „Waldeln", an der Donau, wo die für die Enns nicht mehr tauglichen noch einige Jahre verwendet wurden, „Waidhofenerzillen". Die Steuerung erfolgte auf der Talfahrt mit vier Ruderbäumen, wovon zwei vorne und zwei hinten waren, auf der Bergfahrt bloß mit den beiden rückwärtigen. Die vorderen wurden bei der Bergfahrt ins Fahrzeug hineingenommen. Die Ruderbäume waren kurz, viel kürzer als die der Donaufahrzeuge, denn sonst hätte man mit ihnen nicht durch die scharfen Krümmungen des Flusses, die „kurzen Reiben" durchkommen können. Einen Timon oder eine „Saureiben", das bei den gegenwärts fahrenden Donaufahrzeugen im 19. Jahrhundert üblich gewordene Steuerruder, hatten die Waldeln nicht. Die zum Gegenziehen nötig gewesenen 4 Pferde wurden bei der Raufahrt im Schiffe selbst mitgeführt. Zu einem Waldel waren 5 bis 7 Schiffleute, 2 Schiffreiter und ein Aufleger nötig, der dem Zugseil über Felsen und sonstige Hindernisse hinweghelfen mußte, also insgesamt 8 bis 10 Mann. Außer diesen Waldeln, mit welchen die „herinneren Schiffmeister" und die Innerberger Hauptgewerkschaft zwischen Steyr und Hieflau fuhren, fuhren auch Steyrer Schiffmeister mit 14 und 16klafterigen Traunern und Siebnerinnen, Fahrzeugen, wie sie von der Traun übernommen worden sind, wo sie der Salzbeförderung dienten, zwischen Steyr und Kastenreit. In der letzten Zeit der Schiffahrt, als der Treppelweg in der obersten Strecke verfiel und nicht wieder instand gesetzt wurde, fuhr man mit den Waldeln bloß bis zum Frenzgraben unterhalb Altenmarkt, während man in der Strecke Hieflau—Frenzgraben bloß nauwärts fuhr. Hiezu dienten kleinere Waldeln, die bloß 70 Zentner trugen, mit 4 Mann bemannt waren und vom Frenzgraben über Land zurückbefördert wurden.

Bei der Talfahrt führten die Zillen Roheisen, Stahl, Kleineisenzeug, Nägel, wohl auch Gips und Kohlen. Eine volle Zillenladung betrug 240 bis 280 Zentner, wobei die $14^1/_2$ Klafter langen und $9^1/_2$ Schuh breiten Fahrzeuge 28 bis 29 Zoll Tiefgang hatten. Als Rückfracht gab es hauptsächlich Getreide. Bergwärts konnten die Waldeln nicht einmal zur Hälfte beladen werden. Ihre Ladung bei der Bergfahrt wird mit 110 bis 120 Metzen schwerem Getreide, 180 bis 200 Metzen Hafer oder 80 bis 100 Zentner sonstiger Güter angegeben.[1] Zur Einlagerung dieses Getreides dienten die sogenannten „Fruchtkästen" der Innerberger Hauptgewerkschaft.

Die Schiffahrt wurde in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts von fünf Schiffmeistern, wovon drei in Steyr waren, und von der k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft betrieben. Diese besorgte sie bis September 1865 in eigener Verwaltung und hatte stets zwei Waldeln in Verwendung, für die auch immer die Bemannung vorhanden war. Da die Ge-

[1] Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für das Kronland Oberösterreich über Industrie, Handel und Verkehr im Jahre 1851. Linz, Wimmer, 1852.

werkschaft jährlich zwei Zillen bauen ließ und die Fahrzeuge an der Enns zwei Jahre in Verwendung standen, waren stets zwei Reservezillen zur Verfügung. Die Erbauung der Waldeln besorgten Schoppenmeister, wie es solche auch an allen anderen Flüssen gab, die k. k. hauptgewerkschaftliche Schifferverwaltung Weyer ließ sie auf eigene Rechnung durch ihre eigenen Schiffbauer herstellen, die auch Schiffhacker hießen. Bis zum Jahre 1851 erzeugte man die Schiffladen durch Bohren und Keilen aus schlank gewachsenen Fichtenstämmen, was natürlich sehr unwirtschaftlich war. Man begann deshalb in diesem Jahre trotz der Abneigung der Schiffleute gegen geschnittene Laden die Erzeugung der Schiffladen mit Handspaltsägen. Nach zweijähriger Verwendung an der oberen Enns wurden die Zillen in Steyr verkauft und wurden dann noch ein paar Jahre auf der unteren Enns und auf der Donau verwendet. Die von der Hauptgewerkschaft beförderte Warenmenge betrug in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts durchschnittlich jährlich ungefähr 56.000 Zentner Eisen nauwärts und 20.000 Metzen Getreide gegenwärts, wobei gegenwärts noch etwa 1200 Zentner sonstige Güter mitbefördert wurden.

Die Enns ist ein ausgesprochener Gebirgsfluß, der die Kette der nördlichen Kalkalpen und der Voralpen in seinem nahezu senkrecht auf das Gebirge gerichteten Laufe durchbricht. Die landschaftlichen Schönheiten, die ihre Ufer bieten, entschleiern sich nur dem in ihrer vollen Pracht, der sich auf einem Fahrzeug mit der Strömung den Fluß hinabgleiten läßt. Nur kurz sei auf die Höhlenwohnungen, die man an einigen Stellen der Ufer findet, und auf die Überreste einstiger Blüte verwiesen: Alte Eisenhämmer mit prächtigen Herrenhäusern und einst vom regen Verkehr belebte Orte. Besonders sehenswert ist die oben erwähnte Taferne in Kastenreit, ein uraltes Haus, das im Laufe der Zeit eine Menge Zu- und Umbauten erfahren hat und die dazugehörigen, zum Teil aus dem Felsen herausgearbeiteten Stallungen.

Dem Charakter der Enns als Gebirgsfluß entsprechend war die Schiffahrt auf ihr eine schwierige. Wenngleich ihr Gefälle in der Strecke Weißenbach—Steyr nur 2 ‰ beträgt und ebensowie die von den Fahrzeugen erreichte durchschnittliche Geschwindigkeit von etwa 10 Kilometern in der Stunde nicht übermäßig groß ist, so stellten sich der Schiffahrt doch große Hindernisse entgegen. Auf langen Strecken strömt der Fluß in ganz gleichmäßiger ruhiger Weise dahin, an vielen Stellen aber erreicht er eine sehr bedeutende Geschwindigkeit, mit der er sich über die Felsbarren stürzt, wobei meist der Stromstrich wechselt und der Fluß mit großer Gewalt an das gegenüberliegende Ufer geworfen wird. Diese Stellen heißen Furten oder Schwalle und führen verschiedene Namen: Wagnerfurt, Wendbachfurt, Bäckenfurt, der damische Furt und dergleichen. Auch viele Kugeln führen besondere Namen, vornehmlich jene, welche für die Schiffahrt eine gewisse Bedeutung hatten: Der Bachofen, der Waschkittel, der Has, der Ochs, der Wolf. Man mußte sie genau beachten, wollte man Unglück verhüten. Noch heute gilt bei den Flößern die Regel: „Sauft der Ochs, so gehts dem Wolfen über d'Höh", d. h., reicht das Wasser bis zu einer einem Maule nicht unähnlichen Stelle, der „Ochs" genannten Kugel, so kann man mit dem Fahrzeug über den unterhalb im Flußbett gelegenen „Wolf" fahren, ist es niedriger, so muß man dieser gefährlichen Kugel ausweichen.

Besondere Erwähnung verdienen die beiden Engstellen der Enns bei Kastenreit (Abb. 2), wo der sonst 60 bis 70 Meter breite Fluß auf die Hälfte und bei Großraming (Abb. 3), wo er gar auf ein Viertel seiner Breite eingeengt wird. Besonders die letztere Stelle ist von überwältigender Schönheit. Unterhalb der Engstelle bei Kastenreit liegt der „Schifferfreithof", so genannt, weil dort die Enns oft die Leichen der ertrunkenen Schiffleute ans Ufer warf, so wie auch an der Donau eine Stelle gegenüber dem Wirbel unterhalb des berüchtigten Struden der „Freithof" hieß. In den Furten und an den Kugeln ist manches Fahrzeug verunglückt und mancher Schiffmann hat dort sein Leben lassen müssen. So erinnerte sich der angeführte Gewährsmann, daß einmal im Frenzfurt zwei Waldeln aneinander fuhren, ein berg- und ein

talfahrendes, wobei drei Schiffleute ums Leben kamen. Am gegenwärtsfahrenden hatte man das andere Fahrzeug nicht bemerkt. Es hätte unterhalb der Furt warten sollen, denn im Schwall gibt es kein Ausweichen. Der Bericht der oberösterreichischen Handels- und Gewerbekammer vom Jahre 1851 erwähnt, daß im Jahre 1848 ein Unglück dadurch geschah, daß ein Schiff auf einen Felsen auffuhr und scheiterte, daß aber viele Jahre vorher kein Unglücksfall bekannt geworden ist. Hinderlich waren der Schiffahrt die Holzrechen, die bei Kleinreifling und Großreifling bestanden, um das getriftete Holz aufzufangen, sowie auch die Fischwehre, hier Fisch-A genannt, die wie die Rechen geschlagen waren und in der Weise dem Fischfang dienten, daß die Fische dadurch in Körbe getrieben wurden. Holzrechen und Fisch-A gibt es heute nicht mehr.

Die Instandhaltung des Flusses besorgte bis zum Jahre 1854 in der oberen Strecke die Hauptgewerkschaft gegen den Bezug einer Mautgebühr. Von dieser Zeit an bewilligte die Staatsverwaltung für diesen Zweck eine jährliche Pauschalsumme,[1] während in der Strecke von Steyr abwärts die Instandhaltung des Flusses bereits früher vom Staate besorgt worden war. Die Arbeiten erstreckten sich auf die Erhaltung des Treppelwegs, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, sowie auch auf Arbeiten im Flusse selbst. „Durch die Wasserleute wurde alles hergerichtet, wie es sich gehörte", es mußten die verschotterten Stellen geräumt werden, Kugeln wurden gesprengt und über andere zum Hinüberführen des Zugseils Streifbäume aufgezogen.

Die Bergfahrt erfolgte in anderer Weise, wie sie auf der Donau, dem Inn und der unteren Enns üblich war. Während an diesen Flüssen große Gegenzüge fuhren, die aus mehreren Schiffen bestanden und von zahlreichen Pferden bergwärts gezogen wurden, brachte man an der oberen Enns jedes Schiff für sich allein gegenwärts, und zwar, wie erwähnt, durch die vier auf der Talfahrt im Schiffe selbst mitgeführten Pferde. Diese Pferde hatten „den Schöfzeug", wie er an allen alpenländischen Flüssen üblich war, Kummet, Überwurf, Sühl, „hanefane" (Hanf-) Seile usw. Vom Treppelweg, auf dem die Pferde gingen, sieht man heute noch viele Spuren. An manchen Stellen ist er noch vollständig erhalten, insbesondere an jenen, an denen er ganz in den Felsen eingehauen war. Man nannte ihn Schöfweg, Schiffweg. Unterhalb Reichraming ist ein Felsen am rechten Ufer, um den der Schiffweg in scharfer Krümmung herumführte. Das Zugseil hat an ihm eine tiefe, noch heute sichtbare Rille ausgescheuert (Abb. 4). Zum größten Teil bestand der Schiffweg aus Holzbauten, die wie überall in unseren Gegenden Bschlachten oder Schlachten hießen. Die senkrechten Holzwände waren mit Hölzern landeinwärts verankert und mit riesigen Schlachtnägeln zusammengehalten. Der Treppelweg mußte in gutem Zustand erhalten werden, dafür ging es auch flott dahin, wenn eingeschlagen war. Einschlagen nannte man das Einspannen der Schiffspferde. Wenn der Schiffweg das Ufer wechselte, was an mehreren Stellen der Fall war, mußten die Pferde in den Waldel „einspringen" und wurden ans andere Ufer geführt. An der erwähnten engen Durchbruchstelle durch das Konglomerat bei Großreifling mußten die Pferde ausgespannt werden und leer vorgehen, worauf neuerlich eingeschlagen wurde. Der Bergverkehr ging ziemlich rasch vor sich. Fahrzeuge, die am Morgen von Kastenreit nach Steyr fuhren, gingen am selben Tage noch bis Ternberg, am folgenden bis Kastenreit zurück.

Erwähnt seien noch die der Talfahrt sehr förderlichen Klauswässer, die bei kleinem Wasserstande eine Hebung des Ennswasserspiegels bewirken und heute noch der Abfuhr der Flöße auf der Salza dienen, die sich bei Reifling in die Enns ergießt. Nach dem Berichte der Handels- und Gewerbekammer vom Jahre 1852 wurden die Rotwandklaus und die Presenyklaus bei Weichselboden für die Abfuhr des Kohlholzes zum Reiflingerrechen im Spätherbste geschlagen, also zu einer Zeit, wo der Ennswasserstand häufig so klein war, daß die Zillen nicht mehr die volle Ladung einnehmen konnten. Durch

[1] Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für das Erzherzogtum Oesterreich ob der Enns für die Jahre 1854, 1855 und 1856. Linz, Feichtinger. 1857.

den Klausschlag wurde aber der Wasserspiegel der Enns noch bei Weyer um 6 bis 24 Zoll gehoben, je nachdem eine oder beide Klausen und von diesen wieder ein oder mehrere Tore zu gleicher Zeit geschlagen wurden. Die aus einer Entfernung von 16 Wegstunden mit der größten Höhe in 7 bis 8 Stunden in Weyer eingetroffenen Klauswässer waren natürlich rasch abgeronnen und konnten bei kleinem Wasserstande zur Vermehrung der Zillenladung benützt werden, wenn die Ankunft der Klauswässer von vornherein bekannt war. Es wurde daher die Anordnung getroffen, daß das Schlagen der Klausen mit Angabe des Tages und der Stunde sowie der Anzahl der Tore einige Tage vorher angezeigt werden mußte, wodurch eine Benützung des Klauswassers auch für die Schiffahrt möglich war, nachdem es bereits seinen ursprünglichen Zweck am Rechen in Groß-Reifling erfüllt hatte. Die Zillen warteten das Klauswasser bei Weißenbach ab und fuhren mit diesem mit einer um 60 bis 90 Zentner vermehrten Ladung nauwärts.

Die Schiffleute waren wie überall stets durstige, wohl auch etwas rohe, dabei aber fromme Gesellen, die stets in „Gottsnam" die Fahrt antraten und während der Reise vor besonders gefährlichen Stellen gemeinsame Gebete sprachen. Von den Schiffleuten waren der Rauführer und nach ihm der Steurer die im Range höchsten. Beim Gegenfahren hieß der erstere stets Kranzelmeister oder Zillenmeister. Die übrigen Schiffleute einschließlich der Aufleger wurden als ordinäre Schiffleute zusammengefaßt. Nach dem Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer vom Jahre 1852 bestand die Bemannung einer hauptgewerkschaftlichen Ennszille aus 10 Köpfen, nämlich dem Zillenmeister, 7 ordinären Schiffleuten und 2 Schiffreitern. Nach dem Bericht vom Jahre 1851 waren diese Schiffleute stabil, sie wurden bei Arbeitsunfähigkeit provisioniert und nach 40jähriger Dienstzeit mit dem ganzen Genusse jubiliert. Die Löhne werden in diesem Jahre für einen Zillenmeister mit 56 Kreuzer, für die anderen Schiffleute mit 48 Kreuzer C.-M. für jede einfache Zillenfahrt oder für einen Tag beim Räumen der Enns angegeben. Nach dem Berichte vom Jahre 1852 bezog für Wasserfahrten der Zillenmeister für eine Schicht 1 Gulden, ein ordinärer Schiffmann 51 Kreuzer C.-M., bei Landarbeiten der Zillenmeister 32 Kreuzer, ein Schiffmann 28 Kreuzer C.-M.

Die beschriebene Ennsschiffahrt dauerte bis ans Ende der Sechzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts. Den Todesstoß gab ihr die Eröffnung der Kronprinz Rudolf-Bahn, welche den Verkehr an sich brachte, ebenso wie auch an anderen Flüssen — ich verweise bloß auf die Salzschiffahrt der Traun und die Kalkschiffahrt am Inn — eine gewaltsame, durchaus nicht im Sinne der Volkswirtschaft gelegene Lahmlegung der Schiffahrt durch die Bahnen erfolgt ist.

Heute gibt es auf der Enns nur mehr Flößerei, die wohl gegen früher zurückgegangen ist, aber noch eine ziemliche Bedeutung hat. Ihre Beschreibung, sowie jene der an der unteren Enns üblich gewesenen Schiffahrt, die dem Donauverkehre angehörte, liegen außerhalb des Rahmens dieser Zeilen, deren Zweck es ist, die alte Waldelschiffahrt vor gänzlicher Vergessenheit zu bewahren.

Aus dem Wirtschaftsleben der oberösterreichischen Sensenschmiede.

Von Dr. Eduard Straßmayr.

Die Volkswirtschaft Oberösterreichs weist eine mannigfaltige Vergangenheit auf. Der Haupterwerbszweig für den weitaus größten Teil der Bevölkerung war von jeher ein hochentwickelter Ackerbau, der im Lande einen gesunden, tüchtigen Bauernstand schuf. Günstige Vorbedingungen für eine gedeihliche Entfaltung von Industrie und Gewerbe boten die von der Natur mit freigebiger Hand gespen-

deten Bodenschätze.[1] Der unerschöpfliche Bergsegen des Salzkammergutes, schon zur Kelten- und Römerzeit fleißig ausgebeutet, wurde seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wo ein intensiver Salinenbetrieb einsetzte, ununterbrochen bis auf den heutigen Tag für Tausende von Bewohnern eine wichtige Verdienstquelle.

Einen bedeutsamen, geschichtlich noch wenig erforschten Wirtschaftszweig bildete die Leinenweberei im Mühlviertel und in anderen Teilen des Landes ob der Enns. Was des Landwirts Fleiß im Sommer dem Boden abgerungen, den Flachs, verarbeiteten in den langen Wintertagen ungezählte geschäftige Hände zu Garn und verfertigten daraus jene gediegene Leinenware, die namentlich im 17. und 18. Jahrhundert ein vielbegehrter Handelsartikel auf den berühmten Bozener Märkten und im weiten Ungarn war.[2]

Die Tonlager im Lande ermöglichten ein Emporblühen der Hafnertechnik, an deren formenreichen Erzeugnissen wir heute noch in den Schaustellungen der Museen unsere Freude haben können.

Den hervorragendsten Platz im heimatlichen Gewerbeleben nahm seit Jahrhunderten die Eisenindustrie ein. Wie das Salinenwesen mit seiner ausgedehnten Organisation des Bergbaues, der Waldwirtschaft, des Salzhandels und der Verpflegung dem Salzkammergut eine Sonderstellung in wirtschaftlicher und verfassungsrechtlicher Hinsicht verlieh, so übten die Eisenlager in Innerberg (Eisenerz) auf die wirtschaftliche Entwicklung der an Steiermark angrenzenden oberösterreichischen Gebiete und ganz besonders des Steyrer Bezirkes maßgebenden Einfluß aus. Beide Industriezweige folgten dem Zuge gut ausnützbarer Wasserläufe. Kam dort der Traun als der direkten Verbindung mit der Hauptverkehrsader Österreichs, der Donau, eine wichtige Rolle zu, so folgte der Eisenhandel von Innerberg nach Norden der durch den Ennsfluß gegebenen Handelsstraße. Das Bestreben, die gesuchten Naturprodukte Salz und Eisen auf kurzem und billigem Wege der Donau zuzuführen, war bestimmend für die Benützung der Traun und Enns. An diesen Flüssen sehen wir schon in früher Zeit Gemeinwesen erstehen, die dank dem lebhaften Handelsverkehr bald zu Blüte und Wohlstand gelangen, dort Gmunden, hier Steyr.

Die Ausnützung der ergiebigen Erzlager in Eisenerz, schon von den Römern betrieben, erfolgte seit dem 12. Jahrhundert in größerem Maßstabe.[3] Das Anwachsen der beim Berg- und Hüttenwesen in Verwendung stehenden Bevölkerung und die dadurch immer schwieriger sich gestaltende Verpflegung in einer für den Getreidebau nicht geeigneten Gebirgsgegend sowie die bedenkliche Verwüstung der umliegenden Waldungen machten es notwendig, einen Teil des technischen Betriebes, die Hammerwerke, welche die Entfernung aller Schlacken vom Rohstoff und die Trennung des Stahls vom Weicheisen zu besorgen hatten, weiter entfernt vom Erzberg in waldreichere Gebiete zu verlegen. So begegnen wir schon im 14. Jahrhundert an der Enns und deren Zuflüssen in Kleinreifling, Weyer und Reichraming Hammerschmieden.

An den rauschenden Fluten der Enns, an der Stelle, wo die Steyr ihr kristallhelles Wasser dem mächtigeren Gebirgsfluß zuführt, erstand seit dem Jahre 1287 — der urkundlichen Bestätigung wichtiger Privilegien durch das Stadtrecht Albrechts I. — ein bedeutender Verkehrsmittelpunkt, der Stapelplatz für den gesamten Eisenhandel von Innerberg, die Stadt Steyr. Gewaltig war die Tragweite einer solchen Begünstigung. Die weit über die Grenzen des Reiches hinaus sich spannenden Fäden des Eisenhandels vereinigten sich in den Händen der Stadtbürger. Mußte nicht die Konzentrierung des ganzen wirtschaftlich so bedeutsamen Eisenverlages von Innerberg den Gewerbefleiß der Stadtbevölkerung anspornen und diese fast ausschließlich in den Dienst der Gewinn verheißenden Industrie stellen?

[1] Vgl. J. Zibermayr, Oberösterreichs Industrie und Handwerk in alter Zeit. Ein Geleitwort für die historische Abteilung der oberösterreichischen Landes-Handwerker- und Industrie-Ausstellung in Linz. Amtliches Handbuch der Handwerker-Ausstellung Linz 1909, S. 21 ff.

[2] Im Jahre 1779 sind nach Linz zur „Beschau" (Ueberprüfung der Qualität) 759.475 Stück Leinwand gebracht worden, deren Wert auf 9,113.700 Gulden geschätzt wurde. J. de Luca, Landeskunde und Chronik zur Gesetzeskunde des Landes ob der Enns (Linz und Wien 1786—1792), Bd. 4, S. 124.

[3] Für das Folgende vgl. L. Bittner, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft im Jahre 1625, im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 89, S. 451 ff.

Jahrhunderte hindurch war Steyr auf dem Eisenmarkte tonangebend; seine Handwerkserzeugnisse genossen einen vorzüglichen Ruf, seine Klingen- und Waffenfabrikate wurden in allen Ländern vielbegehrte Artikel. Ein Goldstrom ergoß sich über die handels- und gewerbetätige Stadt, die vor den Bauernkriegen zu den wohlhabendsten Gemeinwesen des Reiches zählte. Noch heute gemahnt sie mit ihren prächtigen Bürgerhäusern und vielen baulichen Sehenswürdigkeiten an eine große Vergangenheit, an ein selbstbewußtes deutsches Bürgertum voll Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit.

Der wichtige Stapelplatz für Innerbergs Bergschätze beschäftigte nicht bloß den Großteil der Stadtbewohner, sondern zog auch im weiten Umkreis die benachbarten Gebiete des oberösterreichischen Alpenvorlandes in seinen Bann. Wohin man blicken mochte, die Täler der Enns, Steyr und Krems entlang, an den Ufern der kleinen Seitenflüsse und auf dem flachen Lande erwarben sich Tausende durch die Eisen- und Stahlverarbeitung lohnenden Lebensunterhalt. Jedes der im Wirtschaftsbereiche des Erzberges und der „landesfürstlich privilegierten Niederlagsstadt" gelegenen Gebiete pflegte einen Handwerkszweig und brachte es darin auf eine hohe Stufe technischer Vervollkommnung. Steyr, Dambach, Kleinraming und Steinbach erfreuten sich durch ihre Klingenschmiede- und Messerer-Werkstätten eines wohlverdienten Rufes. In Losenstein befand sich der Sitz der Sichel- und Nagelschmiedezunft, die zahlreiche Hämmer im Lausatal und Umkreis von Losenstein hatte und im 16. Jahrhundert über 200 Meister zählte.[1] Molln beschäftigte sich mit der Fabrikation von Maultrommeln, während in Trattenbach die Herstellung der heute noch beliebten Taschenfeitel viele Arbeitskräfte in Anspruch nahm. So hatte jeder Ort seine Spezialität.

Die folgenden Zeilen bezwecken, einen kleinen Beitrag zur Geschichte eines einst blühenden, ausgesprochen oberösterreichischen Industriezweiges, der Sensenschmiede im Krems- und oberen Steyrtal, unter besonderer Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts zu liefern. Abgesehen von den kurzen Ausführungen Bittners im Rahmen der Behandlung des Innerberger Eisenwesens und von zerstreuten Notizen in der heimatkundlichen Literatur hat dieses Kapitel aus dem Wirtschaftsleben des Landes ob der Enns bis heute keine zusammenfassende, auf archivalischem Material fußende Darstellung erfahren. Gerade eine solche Arbeit würde helle Streiflichter auf die Volkswirtschaft unseres Landes in früherer Zeit werfen. Stehen ja vom 16. Jahrhundert an reichlich fließende Quellen zur Verfügung. Dank dem regen historischen Sinn der Sensenwerksbesitzer von Kirchdorf-Micheldorf und der herkömmlichen Fürsorge für die alten Handwerksschriften ist ein Zunftarchiv von reichem Inhalt in unsere Tage herübergerettet worden und seit 1899 wohlgeordnet in den Räumen des Landesarchivs verwahrt.[2] Eine Vervollständigung dieses Bestandes bildet das Archiv der Marktkommune Kirchdorf[3] und das Archiv des Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn,[4] dessen Grundobrigkeit viele Sensenwerke unterstanden. Eine Fülle von Material birgt das Reichsfinanzarchiv in Wien, besonders in der Abteilung „Österreichisches Eisenwesen".

In den freundlichen Tälern der Krems, oberen Steyr und Alm saßen wohl schon im Mittelalter Sensenschmiede. Wenn auch die urkundlichen Belege für die ältere Zeit sehr spärlich sind, so lassen doch einige Stellen auf die Eisenverarbeitung in Kirchdorf vor dem 16. Jahrhundert schließen. Im Jahre 1410 verbietet Herzog Ernst von Österreich auf eine Beschwerde der Stadt Steyr hin den Kirchdorfern, über den Pyhrnpaß Eisen nach dem Süden zu führen.[5] Da im Kremstal seit jeher nur die Sensenindustrie bodenständig war, darf als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß damals solche Erzeugnisse verfrachtet wurden. Die älteste im Genossenschaftsarchiv vorhandene Handwerks-

[1] Bittner, a. a. O., S. 556.

[2] E. Straßmayr, Das Archiv der Kirchdorf-Micheldorfer Sensenwerks-Genossenschaft im Landesarchiv zu Linz, in Mitteilungen des Archivrates, Bd. 3, S. 75 ff.

[3] E. Straßmayr, Das Archiv der Marktkommune Kirchdorf in Oberösterreich, in Mitteilungen des Archivrates, Bd. 2, S. 87 ff.

[4] S. Mayr, Das Archiv des ehemaligen Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn in Oberösterreich, in Mitteilungen der Archivsektion der Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale, Bd. 6, S. 66 ff.

[5] Kollation. Abschrift von 1749. Landesarchiv Linz, Statthalterei-Akten, Bd. 53, Nr. 1.

ordnung aus dem Jahre 1595[1] hebt auch ausdrücklich hervor, daß „vonn alter hero" die hier verzeichneten Satzungen unter den Zunftgenossen gehalten wurden.

Entsprechend dem genossenschaftlichen Geiste damaliger Zeiten, der die einzelnen Berufszweige behufs Vertretung der Standesinteressen und gegenseitiger Förderung zu Verbänden (Innungen, Zünften) vereinigte, schlossen sich die Sensenschmiede von Kirchdorf-Micheldorf, dem Mittelpunkt der Organisation, von Leonstein, Molln, Scharnstein, Windischgarsten, Spital a. P. und Steyrling zu einer Zunft zusammen. Genau umschriebene Handwerksordnungen legten den Betrieb im Innern und die äußere Organisation fest. Für das Wohl und Gedeihen der Zunftmitglieder ward in der Weise gesorgt, daß jedem Meister Rohstoff zu gleichen Preisen und in gleicher Menge beschafft wurde. Durch Vorschreibung einer einheitlichen Arbeiterzahl und einer bestimmten Erzeugungsmenge für jede Werkstätte konnte der wirtschaftlich Schwächere gegenüber dem kapitalskräftigeren Handwerker geschützt werden. Nicht Vermögensbesitz, sondern persönliche Fähigkeit verschafften Ansehen und Macht in der Zunft und im Geschäftsverkehr. Den alten Zünften gebührt das Verdienst, einen gesunden, lebenskräftigen Handwerkerstand geschaffen zu haben, der im Bewußtsein seiner Arbeitstüchtigkeit und Wertschätzung auf Berufsehre etwas hielt und einen Stolz darein setzte, nur gediegene Ware auf den Markt zu bringen. Im Interesse der Abnehmer unterzogen eigene Beschaumeister die Erzeugnisse einer sorgfältigen Prüfung, bevor dieselben in den Handel kamen.

Es ist für so manche Zünfte in der Eisenindustrie bezeichnend, daß unter ihnen eine ansehnliche Zahl von Familien Jahrhunderte hindurch im gleichen Berufe wirkte. Dieser Grundstock erbeingesessener, einflußreicher Handwerksmeister und Handelsleute bürgte für die Aufrechterhaltung der auf solider Arbeit fußenden Geschäftstraditionen. Nicht bloß günstige natürliche Bedingungen, sondern auch besonders die Tüchtigkeit dieser weitbekannten Gewerksfamilien haben viel dazu beigetragen, den oberösterreichischen Erzeugnissen den Markt von ganz Europa, ja sogar von überseeischen Ländern zu erschließen.

Wie im Eisenhandel von Steyr ein bestimmter Kreis von Bürgern Generationen hindurch tonangebend war, großen Grundbesitz erwarb, Adelsbriefe erhielt und die ganze städtische Politik leitete,[2] wie in Eisenerz Rad- und Hammerwerksbesitzer durch altererbten Beruf und durch ihr Vermögen mit dem Eisenwesen auf das innigste verwachsen waren,[3] so spielten auch oberösterreichische Sensenschmiede-Familien durch Jahrhunderte eine maßgebende Rolle in diesem Gewerbe. In der Zunftordnung von 1595 begegnen wir bereits Namen, die noch im 19. Jahrhundert auf dem Sensenmarkt einen guten Klang hatten.

Der Betrieb verteilte sich nicht wie bei den Messerern auf kleinere Werkstätten, sondern umfaßte eine größere Arbeitsstätte mit einem Personal bis zu 12 Gesellen und einer zwischen 7 und 12 schwankenden Zahl von Lehrbuben,[4] einen kleinen Wasserhammer und eine Schleiferei. Die in den Streckhämmern erzeugten sogenannten Sensenknüttel wurden hier ausgeschmiedet, poliert, geschliffen und in Fässern verpackt nach allen Richtungen versendet.

Die wirtschaftliche Lage der Sensenschmiede, die hinsichtlich des Bezuges von Rohmaterial und des Vertriebes der fertigen Waren an die Hammermeister des Innerberger Distriktes, beziehungsweise der Eisenhändler in Steyr gewiesen waren, stand in vollkommener Abhängigkeit von der Gestaltung des gesamten Eisenwesens. An der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert gab es in Innerberg der Mißstände genug.[5] Die Händler machten einträgliche Privatgeschäfte und kümmerten sich wenig um die Interessen des Gesamtverschleißes nach dem Ausland. Die religiösen Wirren und die unheilvollen Begleiterscheinungen des

[1] Landesarchiv Linz, Archiv der Sensenwerks-Genossenschaft Kirchdorf-Micheldorf, Bd. 34, Nr. 1.

[2] Bittner a. a. O., S. 540.

[3] A. Pantz, Beiträge zur Innerberger Hauptgewerkschaft. Sonderabdruck der Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark. Graz 1903, S. 16 ff.

[4] Nach einer Zusammenstellung von 1768 waren beim Kirchdorfer Handwerk auf 174 Feuerstätten 312 Knechte und 369 Lehrjungen beschäftigt. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv Kirchdorf, Bd. 3, Nr. 52½.

[5] Vgl. Bittner, a. a. O., S. 600 ff, und A. Pantz, Die Innerberger Hauptgewerkschaft 1625—1783, in den Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Steiermarks. Graz 1906, Bd. 6, Heft 2, S. 12 ff.

30jährigen Krieges fügten der Eisenindustrie schwere Verluste zu.[1] In beträchtlicher Zahl wanderten die reichen protestantischen Bürger aus, fremde Kaufleute gaben keine Darlehen mehr, große Eisenbestände in Steyr konnten keine Abnehmer finden. Am Erzberg hatte man schon geraume Zeit in sehr unrationeller Weise den Abbau betrieben, mit den Wäldern arg gewirtschaftet und in der wichtigen Lebensmittelversorgung Unordnung einreißen lassen.

In Anbetracht der schlimmen Verhältnisse hatte sich schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts die landesfürstliche Regierung zu einschneidenden Reformen genötigt gesehen. Ihr Werk war die Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft, in deren Händen der früher ganz zersplitterte Betrieb zentralisiert wurde. Jedoch die Schäden, welche die Eisenindustrie in den vorhergegangenen Jahrzehnten erlitten hatte, waren zu groß, als daß eine Gesundung der Verhältnisse in kürzerer Zeit erwartet werden konnte. Im Laufe des 17. Jahrhunderts brachen weitere Krisen über die Hauptgewerkschaft herein, die Existenzbedingungen der Sensenschmiede zu Kirchdorf und in der Umgebung waren anhaltend ungünstig.[2]

Eine Blütezeit erlebte die Sensenindustrie im 18. Jahrhundert. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in diesem Zeitabschnitt, der Ausdehnung der Handelsbeziehungen über weite Länder und dem dadurch hervorgerufenen Wohlstand der Kirchdorfer Zunftmeister wollen wir uns etwas näher befassen.

Die österreichischen Erblande zeigen im Verlaufe des 18. Jahrhunderts eine stetige Entwicklung und Steigerung von Industrie und Handel. Ein besonderes Augenmerk wurde der Hebung der inländischen Produktion und dem Absatz der Erzeugnisse im Auslande zugewendet. Von jeher ging eine starke Eisenausfuhr nach dem Deutschen Reich, wo große Kaufhäuser den Vertrieb des Steyrer Eisens besorgten. Es muß auffallen, daß in der Theresianischen Zeit die Handelsplätze Regensburg, Nürnberg und Frankfurt a. M. im Verhältnis zu früher ganz unbedeutende Mengen zugewiesen bekamen.[3] Der Grund dieser Einschränkung des Auslandhandels mit noch nicht verarbeitetem Zeug liegt in dem Aufschwung der Kleineisenindustrie im österreichisch-steirischen Grenzgebiet.

Ein lehrreiches Bild von der Tätigkeit der eisenverarbeitenden Gewerbe gibt uns die Zusammenstellung über die Aufteilung der 78.400 Zentner „geschlagenen" Eisenzeugs, welche Innerberg im Jahre 1768 aufzubringen hatte. Außer dem Deputat von 10.729 Zentnern für Steyr erhielten die Eisen-Manufakturisten Oberösterreichs 51.800 Zentner, davon nahezu ein Drittel die Sensenschmiede von Kirchdorf und Umgebung.[4] Man vergleiche nur die Tabelle über die in einzelnen Pfarreien ansässigen Eisenarbeiter von 1769.[5] Losenstein, der Hauptort der Nagel- und Sicheleerzeugung, weist die hohe Zahl von 1155 Arbeitern auf. In Garsten, dem die Klingenschmiede-Orte Kleinraming und Dambach eingepfarrt sind, stehen 506 im Dienste der Eisenverarbeitung. Und in der Pfarre Kirchdorf finden wir 330 Eisenarbeiter, wohl ausschließlich in den Sensenwerkstätten angestellt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestanden im Lande ob der Enns drei Innungen der Sensenschmiede:[6] Kirchdorf-Micheldorf mit 45 Werkstätten, Freistadt mit 5, Mattighofen mit 5 Betrieben. Großes Ansehen im In- und Ausland genoß die erste. Aus den Zunftakten läßt sich feststellen, daß vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage fast immer dieselben Geschlechter im Handwerk vertreten waren. Namen wie Blumauer, Hierzenberger, Holzinger, Kaltenbrunner, Koller, Moser, Pieslinger, Redtenbacher, Schröckenfux, Weinmeister, Zeitlinger waren würdige Vertreter sowohl auf den Handelsplätzen von Leipzig, wie im fernen Osten. Dieser Bodenständigkeit der Familien, ihrer innigen Verknüpfung mit dem Handwerk und der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Geschäftstüchtigkeit der Meister verdankten die einheimischen Erzeugnisse ihre weite Verbreitung. Nach den abgeschiedenen Tälern

[1] Nach dem Bauernkrieg des Jahres 1626 waren in Steyr von 600 Bürgerhäusern 228 verfallen oder verlassen. F. Stieve, Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626. München 1891, S. 337.

[2] Pantz, Innerberger Hauptgewerkschaft, S. 102.

[3] Die genannten Städte erhielten 1768 nur 2700 Zentner Stahl. Pantz, a. a. O., S. 131.

[4] Pantz, a. a. O., S. 131.

[5] de Luca, Landeskunde, Bd. 4, S. 109 ff.

[6] de Luca, a. a. O., Bd. 4, S. 106.

des oberösterreichischen Alpenlandes liefen damals zahlreiche Fäden des österreichischen Auslandhandels. Ladungen mit Sensen, Sicheln und Strohmessern gingen alljährlich ins Deutsche Reich, in die Schweiz und nach Frankreich. Das Hauptabsatzgebiet bildeten Polen und Rußland.[1] Kaufleute aus Krakau, Brody und Kiew standen in reger Geschäftsverbindung mit den Sensenschmieden und besorgten den Transport und Verschleiß der Fabrikate im Innern des russischen Reiches.

Wie schwunghaft und einträglich der Handel dorthin war, erhellt aus einem Ausweis über die Jahre 1775—1780, in welchen von den Kirchdorfer Meistern 3,902.049 Stück versendet und dafür 1,038.582 Gulden vereinnahmt wurden.[2] In Rußland, Schlesien, Polen und den preußischen Ländern war eine spezielle Gattung besonders begehrt, die russischen Sensen,[3] welche von allen Meistern erzeugt wurden. Noch ist ein ausführlicher Bericht[4] des Triester Handelsmannes H. A. Dimpfel vorhanden, demzufolge die eben angeführte Spezialität, darunter namentlich die Markenzeichen „sieben Sterne" (Matthias Koller in Molln), „doppelter Fisch" (Johann Georg Zeitlinger in Micheldorf) und „Pokal" (Karl Koller in Micheldorf) in dem von ihm bereisten südöstlichen Rußland, in der Ukraine, in der Krim und in der „asiatischen Tartarei" sehr verbreitet war. Nach Ansicht des betreffenden Geschäftsmannes ließe sich der jährliche Ertrag leicht auf $^1/_2$ Million Gulden bringen, wenn die Erzeugung der großen Nachfrage entsprechen würde.

Auf Schwierigkeiten stieß die Beschaffung der nötigen Rohware. Im Jahre 1779 gab die Kirchdorfer Zunft ihr Erfordernis mit 9170 Zentner Stahl, 20.070 Zentner Mock und 530 Zentner Eisen an.[5] Obwohl die Regierung den Werken in Innerberg und Vordernberg eine Mindesterzeugung vorgeschrieben, in den Werksanlagen technische Verbesserungen eingeführt und die Sonntagsarbeit angeordnet,[6] obwohl die Ausfuhr von Eisen und Stahl eine bedeutende Einschränkung erfahren hatte, konnte dennoch der Bedarf der aufblühenden Kleineisenindustrie nicht gedeckt werden. Fortwährend kehren wieder die Klagen der Sensenschmiede über Mangel an Eisenzeug.[7] Und der Absatzgebiete für die Kirchdorfer Sensen wurden immer mehr. Selbst die Niederlande, wo bisher Solingen und Remscheid herrschten, setzten sich mit den österreichischen Handelsbehörden in Verbindung, um Sensen auch von Oberösterreich zu bekommen.[8] Wie hoch die Qualität derselben eingeschätzt wurde, geht aus den Beschwerden und Streitigkeiten hervor, welche die Meister zum Schutze ihrer Markenzeichen führten. So schlug man in Basel, Genf und Remscheid Marken der Kirchdorfer widerrechtlich nach;[9] auch österreichische Werkstätten trieben solchen Mißbrauch.

Die Sensenschmiede verfügten nicht bloß über das gute Innerberger Eisen, sondern auch über ein geschultes Personal, das beim Handwerk aufgewachsen war und demselben seine ganze Kraft widmete. Die Blüte der Zunft gestaltete auch die wirtschaftliche Lage des Arbeiters günstig. In dessen materielle Verhältnisse gibt eine Übersicht über die in einer Werkstätte Beschäftigten aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts einen Einblick.[10] Der mit der Leitung betraute Meister bezog an Jahresbesoldung 100 Gulden, während die Arbeiter je nach ihrer Verwendung 35 bis 70 Gulden erhielten. Stellte der Besitzer Quartier und Kost nicht bei, dann gebührten jedem Arbeiter überdies 62 Gulden. Vergleicht man damit die Kaufkraft des Geldes,[11] so darf die Bezahlung eines Sensenschmiedes als eine ganz zufriedenstellende bezeichnet werden.

Die Stabilität der Arbeiterschaft wurde durch das Vorrecht der Militärbefreiung günstig beeinflußt. Die Regierung hatte

[1] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 10.
[2] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 10, Nr. 79.
[3] Ueber die verschiedenen Formen der Sensen, vgl. F. Petter, Ueber Sensen und Sensenhandel in Steiermärkische Zeitschrift, Heft 3 (1821), S. 97.
[4] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 10, Nr. 80.
[5] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 2, Nr. 64.
[6] Pantz, a. a. O., S. 120.
[7] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 2, Nr. 21 und 29.
[8] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 10, Nr. 51/52, 54/55.
[9] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv. Kirchdorf, Bd. 36, Nr. 35, 66 und 68.
[10] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 8, Nr. 22.
[11] Nach F. Scheichl, Ein Beitrag zur Geschichte des gemeinen Arbeitslohnes vom Jahre 1500 bis auf die Gegenwart, im 3. Jahresbericht der Linzer Handelsakademie (1885), S. 24, kostete im 18. Jahrhundert 1 Pfund Rindfleisch $3^1/_2$—$4^1/_2$ Kreuzer.

ein Interesse an dem Gedeihen einträglicher Industriezweige und stattete daher diese mit manchen Vorrechten aus. So waren die im Dienste der Salinen stehenden Bewohner des Salzkammergutes vom Kriegsdienste enthoben.[1] Die gleiche Begünstigung genossen die Leute am Erzberg und in den von Innerberg abhängigen Betrieben.[2] Ebenso waren die in den Sensenhämmern verwendeten Personen von der Rekrutierung ausgenommen[3] und die Schmiedemeister von jeder Militäreinquartierung verschont.[4]

Es zeugt von der Leistungsfähigkeit der bodenständigen Arbeiter, daß sich das Ausland eifrig bemühte, dieselben zur Auswanderung zu bewegen. Regierungsverordnungen suchten wiederholt die Aufmerksamkeit auf fremde Kaufleute zu lenken, die bestrebt waren, erfahrene Kräfte in ihre Länder zu ziehen.[5] Besonders wurde vor deutschen und französischen Auswanderungs-Agenten gewarnt,[6] deren Werbetätigkeit auch auf die Angehörigen der Kirchdorfer Zunft gerichtet war.

Es ist ganz begreiflich, daß die Sensenwerksbesitzer als Organisatoren und Leiter einer Industrie, in welcher die Arbeiter eine wirtschaftlich günstige Position einnahmen, es zu Ansehen und Reichtum brachten. Um ein Bild von den glänzenden Vermögensverhältnissen der Handwerksmeister zu gewinnen und deren Hauswesen kennen zu lernen, brauchen wir nur aus reichlich fließenden Quellen, den Verlassenschaftsabhandlungen, zu schöpfen. Eine lohnende Aufgabe wäre es, auf Grund dieses noch wenig beachteten Materials eine kulturgeschichtliche Studie zu verfassen. Im Rahmen dieser kleinen Arbeit sollen an der Hand von Todfalls-Inventaren einige Details gebracht werden, die Streiflichter auf das Wirtschafts- und Haushaltungswesen der alten Sensenschmiede-Familien werfen und uns die Blütezeit der Kirchdorfer Zunft lebhaft vor Augen führen.

Weitaus der größte Teil der Sensenschmiedwerkstätten stand unter der Grundobrigkeit des Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn und des Marktes Kirchdorf und von diesen beiden Stellen sind die Abhandlungsprotokolle über die Untertanen mit Ausnahme einiger kleiner Lücken vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erhalten.[7] Besonders in der Herrschaftskanzlei Spital wurde große Sorgfalt auf die Vermögensschätzung der Grundholden und die genaue Aufzeichnung der Verlassenschaften verwendet. Denn aus der Kapitalskraft der Untertanen konnte die Grundherrschaft großen Gewinn ziehen, da bei einer Besitzveränderung durch Todesfall die Erben eine 10%ige Abgabe, das sogenannte „Fallfreigeld", ferner bedeutende Schätzungsgebühren, Kanzleitaxen und Stempelgelder zu entrichten hatten. Die Spesen in der Abhandlung des 1773 gestorbenen Wolfgang Leopold Schröckenfux in der Roßleiten[8] betrugen z. B. rund 1900 Gulden, eine für damalige Zeiten sehr hohe Summe.

Wie günstig die finanziellen Verhältnisse der Sensenschmiede im 18. Jahrhundert waren, geht daraus hervor, daß nach den Inventur-Protokollen Vermögen von 15.000 bis 20.000 Gulden keine Seltenheit waren. Solche Beträge mögen uns heute als ganz unbedeutend erscheinen. Sie wachsen aber gewaltig, wenn wir uns an einigen Beispielen die Kaufkraft des Geldes vergegenwärtigen. Der ansehnliche Komplex eines Sensenwerkes und die dazu gehörige Hausmühle, Besitz des Georg Josef Hierzenberger zu Grünau, ist 1771 nur mit einem Betrag von 3000 Gulden in das Inventar eingetragen.[9] Sehr niedrig sind die Schätzungspreise für Vieh. Eine Kuh ist mit 15 bis 25 Gulden, ein Schaf mit 45 Kreuzer, ein Mastschwein mit 15 Gulden bewertet. Für zwei schwere Zugpferde scheint ein Posten von 160 Gulden auf, für zwei

[1] L. Widerhofer, Geschichte des österreichischen Salzwesens von 1282 bis 1656, im 21. Jahresbericht der Unterrealschule, Wien, III. (1907), S. 58.

[2] Pantz, a. a. O., S. 158.

[3] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 27, Nr. 38, und Bd. 28, Nr. 49/50.

[4] Im Jahre 1768 beschweren sich die Sensenschmiede, daß der Hofrichter von Spital a. P. in ihren Ueberländen Militär einquartiert, obwohl sie doch davon befreit sind. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 27, Nr. 27.

[5] 1765 wird vor dem griechischen Kaufmann Kartager gewarnt. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 5, Nr. 43. 1780 verweist ein Bericht auf das wiederholte Bemühen des russischen Gesandten in Wien, Sensenarbeiter nach Rußland zu bringen. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 10, Nr. 80.

[6] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv, Kirchdorf, Bd. 5, Nr. 97.

[7] Landesarchiv, Linz: Archiv des Kollegiatstiftes Spital am Pyhrn, Handschriften, Bd. 29—81, und Kommunalarchiv, Kirchdorf, Handschriften, Bd. 7—70.

[8] Stiftsarchiv, Spital, Abhandlungsprotokoll, Bd. 68, Fol. 386.

[9] Stiftsarchiv, Spital, Abhandlungsprotokoll, Bd. 67, Fol. 22.

gewöhnliche ein solcher von 100 Gulden. In den Getreidekammern befinden sich mitunter ansehnliche Vorräte, doch wie wenig fällt ihr Wert in die Wagschale, da ein Metzen Korn $1^1/_2$ Gulden, ein Metzen Hafer 1 Gulden kostet. Diese wenigen Preisangaben sollen zeigen, daß ein Sensenschmied, der bei seinem Tode ein Sümmchen von mehreren tausend Gulden hinterließ, als reicher Mann gelten konnte.

Die Angaben über Äcker und Wiesen, über den Rinderstand und die vorhandenen Getreidemengen lassen darauf schließen, daß mit dem Sensenhammer eine Landwirtschaft in Verbindung stand. Was unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt, ist die genaue Beschreibung sämtlicher Räume und Einrichtungsgegenstände. In der Schmiede und Zeugkammer sind große Eisen- und Stahlmengen aufgestapelt, aus denen die in allen Ländern gesuchten Sensen erzeugt werden. Bei einer Wanderung durch die Wohnräume glauben wir uns auf einem kleinen Landedelsitz zu befinden. Alles ist mit solcher Behaglichkeit und Vornehmheit ausgestattet. Kein Wunder, daß die Sensenwerksbesitzer als begüterte Geschäftsleute auf eine gediegene Ausstattung ihrer Häuser Gewicht legten. In der „sauberen Stube", „Gastkammer", im „Extrastübel" und „Meisterstübel" dürfen wir die besteingerichteten Zimmer erblicken. Einen auserlesenen Geschmack bekundete die damalige Zeit in der Anfertigung von Möbeln. Das Linzer Museum verwahrt ein aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts stammendes vollständiges Schlaf- und Wohnzimmer des Micheldorfer Sensenschmiedes Johann Georg Holzinger,[1] welches bei Kunstkennern Bewunderung erregen muß. Die Möbel aus der gemütlichen Alt-Wienerzeit sind eine Meisterleistung der Schreinerkunst. Aus jedem Stück spricht die Liebe und Sorgfalt, die der Handwerker in seine Arbeit hineinlegte, und das Bestreben, Tüchtiges, Dauerhaftes zu schaffen. Die aus hartem Holz zierlich gearbeiteten Betten und Schränke, Tische und Sessel mit eingelegten Ornamenten verliehen dem Gemach einen eigenartigen Reiz. Die Fülle bunten Hausrats vervollständigte die Innenausstattung.

Es ist ganz erstaunlich, welche Menge von köstlichen Sachen die Verlassenschafts-Protokolle verzeichnen. In jedem Haushalt treffen wir eine ganze Auslese von Kupfer- und Zinngegenständen an. Mächtige Humpen und Krüge, Prachtstücke der Zinngießerei waren in den besseren Stuben aufgestellt. Die Wände schmückten Kupferstiche, Bilder und Statuetten, schwere Teppiche bedeckten den Boden. Silberbecher, Porzellanschalen, bunte Schüsseln und geschliffene Gläser zeugten von dem Wohlstande und guten Geschmack der Besitzer. Im „Schenkkästl" wurde der Schatz an Tafelgerät und Schmuckgegenständen verwahrt. Als im Jahre 1771 über das Vermögen der Maria Katharina Hierzenberger zu Grünau das Inventar aufgenommen wurde,[2] belief sich der Wert der geschätzten Pretiosen auf 474 Gulden. Es waren da verzeichnet: Rubinkreuzel, goldene und silberne Halsketten, Halsbänder mit Perlen, Granaten und Smaragden, silberne Gürtel, kleine Schmuckkastel und andere Kostbarkeiten. Unter dem sogenannten „Schatzgeld" befanden sich 48 Stück Dukaten, 6 Doppeltaler, 104 „Speciestaler" sowie andere Geldmünzen im Gesamtwert von 500 Gulden.

In den Inventaren sind regelmäßig Truhen mit Garn und Leinwand gefüllt verzeichnet. Ein Beweis, daß die Leinenweberei, wie überall im Lande, so auch in jedem Sensenschmiedehaus eine emsige Pflege fand. In der Wirtschaft des Meisters Georg Moser in der Kaizen bezifferte sich im Jahre 1762 z. B. der Schätzungswert des Leinenvorrates auf 350 Gulden,[3] eines Besitzes, der heute das Entzücken jeder Hausfrau hervorrufen müßte.

Ein abwechselndes, für die Trachtenkunde interessantes Bild entrollt sich uns, wenn wir in dem Kleiderschrank einer ehrsamen Handwerksmeisterin etwas Nachschau halten. Im Hause der schon erwähnten Maria Katharina Hierzenberger waren zwei große Kasten vollgefüllt mit buntfarbigen Röcken aus schwerem Tuch

[1] H. Ubell, Das Micheldorfer Sensenschmiedzimmer vom Jahre 1817, im 70. Linzer Musealbericht, S. 65 ff.

[2] Stiftsarchiv Spital. Abhandlungs-Protokolle, Bd. 67, Fol. 22.

[3] Stiftsarchiv Spital, Abhandlungs-Protokolle, Bd. 62, Fol. 392.

und Seide, mit goldgestickten Korsetten und Pelzen. Mehrere Goldhauben und Hüte mit Goldbändern, seidene Hals- und Fürtücher vervollständigten den Kleiderstaat dieser wohlhabenden Bürgersfrau. Sowohl Männer wie Frauen schritten in einer ihrem Stand und Reichtum entsprechenden vornehmen Kleidung einher, die uns ein Zeitgenosse[1] folgendermaßen beschreibt:

„Die Sensenschmiede haben ihre eigene Kleidung. Solche besteht bey Männern in einem langen, bis an die Wade reichenden Rock (ohne Tasche) von Olivenfarbe oder schwarzem feinen Tuche, mit buntfärbigen Kattun gefüttert, mit Häfteln (jetzt mit Silberknöpfen) besetzt, darunter ein Leibchen vom grünen Moir oder Damast, mit Gold- oder Silbertressen besetzt, getragen wird. Den Hals ziert ein Seidenflor, den mitteren Theil des Körpers bedeckt ein 5 bis 6 Zoll breiter ledener und mit weißen Stäften dicht besetzter Gürtel. Die Beinkleider sind von Leder, und ein runder Hut, um dessen Kappe sich eine Gold- oder Silbertresse schlängelt, deckt den Kopf. Die Füße zieren grün seidene Strümpfe, die Schuhe silberne Schnallen.

Die Sensenschmiedfrauen tragen eine schwarz sammetne so genannte Bandelhaube, welche mit 5 bis 6 Zoll breiten Bord d'Espagne und goldenen Spitzen gebrämt ist. Diese Hauben werden sehr häufig im ganzen Lande getragen, über die Haube wird ein grauer Hut von sehr feinem Filz gesetzt. Der Hut ist am Rande mit einem Gold- oder Silberband eingefaßt und inwendig mit feinem Zise oder Kattun gefüttert. Ein dergleichen Hut kömmt auf 10 bis 12 fl. und eine Haube auf 16 bis 24 fl. zu stehen. Der Hals wird theils mit einen Seidenbändchen, an welchem ein Kreutzchen vom Gold hängt, oder mit einigen Reihen Goldkettchen gezieret. Das Korsett und der Rock sind entweder von Kamelott-, Damask- oder Moirstof. Nicht selten ist dasselbe mit schmalen Bord d'Espagne garnirt, der Stof der Schnürbrust besteht in einem gold- oder silberreichen Zeug mit goldenen Schnüren und dergleichen Bändern gebrämt. Die Schürze ist vom schwarzen Terzonel, auch Moir oder Damask, Schuhe werden von schwarzen Staubleder getragen. Im Winter kleidet man sich in Korsette von Seide, welche mit Hermelin, Hamster oder anderen Pelzwerk gefüttert und ausgeschlagen sind. Um die Mitte des Leibes wird nicht selten eine silberne Kette getragen".

Für die Familie und das Gesinde stand eine Reihe von Räumlichkeiten zur Verfügung. Es werden da das große Zimmer, das kleine Stübel, die Gastkammer, das Meisterstübel, die „Ordinari"-Stube, die „Menscherkammer", Schmiedekammer für die Knechte und Buben und die Kuchel angeführt und deren Einrichtungsgegenstände verzeichnet. In der Vorratskammer des früher genannten Sensenschmiedes Moser waren 7 Zentner Speck, 112 Pfund Hammelfleisch und 736 Pfund geselchtes Rindfleisch im Gesamtwert von 203 Gulden, sowie $12\frac{1}{2}$ Metzen dürre Zwetschken und $13\frac{1}{2}$ Metzen dürre Apfelspalten aufbewahrt. Diese ansehnlichen Vorräte waren für einen großen Haushalt eine Notwendigkeit; beschäftigte doch ein Sensenhammer viele Arbeitskräfte, die bei ihrem Meister häufig in Kost und Wohnung standen. Daß auch ein guter Weintropfen nicht verschmäht wurde, ersieht man aus dem Kellerinventar des Georg Josef Hierzenberger zu Grünau, das 34 Eimer ausweist.

Leute, die mit Glücksgütern so reich gesegnet waren und so wohnlich hausten, verstanden sich auch auf die Tafelgenüsse. Unter den Zunftarchivalien finden wir noch so manche Abrechnungen der Herbergsväter über Jahrtage und Aufzeichnungen über Totenzehrungen und Hochzeitstafeln. Es war schon einmal Gepflogenheit, die Beerdigung eines Zunftmitgliedes mit einem opulenten Leichenschmaus zu beschließen. Der bei diesem Anlaß entfaltete Aufwand grenzte schon an Schlemmerei. So kamen bei einem Totenmahl im Jahre 1798 folgende Leckerbissen auf den Tisch: 1. Suppe, 2. Fleisch mit Sauce, 3. Bratwürste mit Kraut, 4. Butterpasteten, 5. Spanferkel mit saurem Salat, 6. Faschierter Schlegel, 7. Kapauner, 8. Artischoken, 9. Torte, 10. Ente und Sulz, 11. Krebse, 12. Hollerhippen, 13. Kaffee. Bei Hochzeitsmahlen, die gleich ein paar Tage dauerten, ging es noch höher her.

[1] de Luca, a. a. O., Bd. 4, S. 96.

An dem Wohlstand der Sensenschmiede hatten ganz besonders die in Kirchdorf ansässigen Kaufleute Anteil. Der blühende Sensenhandel brachte Geld unter die Bewohner und diese waren so in der Lage, ihre Lebensverhältnisse angenehm einzurichten. Wie wäre es sonst erklärlich, daß in einer entlegenen Gebirgsgegend große Kaufgeschäfte mit einem allen Bedürfnissen einer verfeinerten Lebensweise entsprechenden Warenlager bestehen konnten? Als das Inventar über das Vermögen des 1781 gestorbenen Handelsmannes Johann Paul Blumauer aufgenommen wurde, befanden sich im Geschäfte bedeutende Vorräte an in- und ausländischem Tuch, an Mailänder Seidenwaren, Tiroler und Brüsseler Spitzen, goldgestickten Frauenhauben und Mengen von Leinwand.[1] Eine führende Stellung nahm das alte Handelshaus Redtenbacher ein. Es verlegte sich mit Erfolg auf den Sensenhandel, unterhielt rege Beziehungen mit Rußland und verkehrte viel auf den Leipziger Messen. Beim Ableben des Simon Redtenbacher im Jahre 1754 belief sich dessen Vermögen auf die beträchtliche Höhe von 26.000 Gulden, darunter Sensenwaren zu Leipzig um 3000 Gulden.[2]

Aus den kurzen Ausführungen mag ersehen werden, daß die Verlassenschaftsbücher reiches kulturgeschichtliches Material enthalten.[3] Sie erschließen uns einen guten Einblick in die günstige Wirtschaftslage der Sensenschmiede im 18. Jahrhundert. Sie geben uns ein Bild von den häuslichen Verhältnissen, wie es in solcher Lebhaftigkeit aus den Zunftakten nicht gewonnen werden kann.

Nicht von langer Dauer war die Blütezeit der oberösterreichischen Sensenindustrie. Die Napoleonischen Kriege untergruben den Wohlstand der Bevölkerung, finanzielle Krisen und Teuerungen drückten schwer auf das gesamte Eisenwesen. Ein betrübliches Bild entwirft die Innerberger Haupt-Gewerkschaftsdirektion in ihrem Bericht vom 9. Oktober 1816 an das Landes-Gubernium,[4] dem zu entnehmen ist, daß außer der durch die Kriege hervorgerufenen allgemeinen Not im Innern des Reiches der ausländische Mitbewerb sich auf dem Eisenmarkte sehr stark fühlbar machte. Schweden überschwemmte mit seinem Eisen und Stahl alle Handelsplätze und bediente sich zum raschen Absatz desselben des Innerberger Stahlzeichens. Ein schwerer Schlag traf die einheimische Sensenerzeugung durch die Gründung großer Fabriken in Deutschland und Frankreich. So wie das Deutsche Reich seine Erzeugnisse durch hohe Zölle schützte, hemmte auch Frankreich die Einfuhr österreichisch-steirischer Sensen. Da dadurch wichtige Absatzgebiete dem österreichischen Sensenhandel verschlossen blieben, mußten die Gewerksbesitzer ihre ganze Ware auf den russischen Markt werfen, wo sich ein so starker Wettbewerb geltend machte, daß die Verkaufspreise sehr gedrückt wurden.

Nach einem Ausweis von 1824 sahen sich unter 57 Sensenschmieden der Zünfte Kirchdorf, Freistadt und Mattighofen 8 zur Einstellung ihrer Betriebe gezwungen, während 26 Meister nur mehr auf Halbtag arbeiten konnten.[5] Der jährliche Verlust für das Land ob der Enns infolge Stockung des Absatzes ins Ausland wurde auf 500.000 bis 600.000 Gulden beziffert.

Auf die mannigfachen Ursachen des Niederganges der bodenständigen Sensenindustrie im 19. Jahrhundert kann hier nicht näher eingegangen werden. In wiederholten Eingaben[6] wurde 1847 und 1848 auf die trostlosen Verhältnisse in diesem Wirtschaftszweig hingewiesen. Die vielen Schäden zeigte man auf und unterbreitete Vorschläge zur Sanierung. In der Folgezeit trat ein weiterer Verfall ein und im Jahre 1905 umfaßte die Kirchdorf-Micheldorfer Sensenwerks-Genossen-

[1] Kommunalarchiv Kirchdorf, Abhandlungs-Protokolle, Bd. 68, S. 81.

[2] Kommunalarchiv Kirchdorf, Abhandlungs-Protokolle, Bd. 62, S. 460.

[3] Es sei hier auch darauf hingewiesen, daß sie namentlich für die Familienforschung eine wichtige Quelle bilden. Denn sie legen in den Verzeichnissen der Erben die für die ältere Zeit bei dem Mangel von Matrikenbüchern oft schwer eruierbaren verwandtschaftlichen Verhältnisse klar und zeigen, daß die zwischen den oberösterreichischen Sensenschmiede-Familien durch Berufsinteressen angeknüpften Beziehungen infolge häufiger Wechselheiraten sich sehr innig gestalteten.

[4] Gleichzeitige Abschrift. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv Kirchdorf, Bd. 33, Nr. 43.

[5] Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv Kirchdorf, Bd. 33, Nr. 44.

[6] Vgl. den ausführlich motivierten Bericht der Kirchdorf-Micheldorfer Innung vom Jahre 1847 an das Präsidium des Traunkreisamtes. Sensenwerks-Genossenschafts-Archiv Kirchdorf, Bd. 33, Nr. 45, und die Petition der oberösterreichischen Sensengewerke von 1848 an die österreichische konstituierende Nationalversammlung. Landesarchiv Linz. Museal-Archiv, Eisenwesen, Bd. 65.

schaft nur mehr 17 Betriebe, von denen später abermals einige ihre Tätigkeit einstellen mußten. Durch den Krieg mit Rußland, das bisher Hauptabnehmer, zugleich aber auch größter Schuldner war, erlitt die Sensenindustrie neuerlich schwere Verluste. Es ist nur zu wünschen, daß diesem Erwerbszweig, der dank seiner Leistungsfähigkeit im oberösterreichischen Wirtschaftsleben einen wichtigen Platz einnahm, bald eine bessere Zukunft beschieden sei.

Vom Teufel.

Aus der Laakirchener Gegend, mitgeteilt von Franz Prillinger, Lehrer in Laakirchen.

In der Volksüberlieferung spielt der Teufel eine recht umfangreiche Rolle.[1] Aus mancherlei Redewendungen grinst oder droht er hervor, Sitte und Brauch beziehen sich gar oft auf ihn und in der Sage treibt er sein Unwesen.

Verzweigt und verwickelt wird die Überlieferung dadurch, daß in christlicher Zeit im Volke eine Fülle von althergebrachten Dämonenvorstellungen auf die anschauliche volkstümliche Teufelsgestalt überging und daß auch die unverwüstliche Volkslaune vor ihr nicht Halt machte.

In Rede, Fluch und Schimpf wird immer wieder der Teufel genannt.[2] Unwille gegen Personen, Dinge und Arbeiten wird durch eine Redensart, in die der Teufel verquickt ist, ausgedrückt.[3]

Der Teufl könnts net besser zsämträgn. — Teufl, dös is guat (süaß, lusti). — I bi fuxteufelswild. — Er is gfärn wia da Teufl! — Os Höllteufeln, sads es ös? — Bist in Teufl aus da Buttn gsprunga! — Bist in Teufl auskema. — Du bist a von Teufl dahergritten.[4] — Da Teufl soll di holn! — In Teufl sei Schwigamoutta is ma liaba! — Gib da a Watschn, daß da neun Täg von Teufl tramt! — I jåg di zun Teufl. — In dir steckt a a Teufl! — Schaut da da Teufl aus dö Augn außa! — Bist von Teufl bsessn! — Bist in Teufl z'schlecht! — Du Neidsteufl, du grausliga! — Då soll da Teufl helfn! — Meiner Seel, bist du a årma Teufl! — Du bist a narrischa Teufl! — Råbnteufl! — Teufsbua, Teufsmensch, Teufsweib! — A so a Teufsweri! (Teufelswerk.) — Du Teufl, du schiacha, du zwidana! — Pfui Teufl, Höllteufl, zan Teufl eini nu amål! — Kreuzteufl nu amål!

Im Kindermund ist der Teufel der Inbegriff alles Bösen, Häßlichen, Finsteren und Verbotenen; er ist es, der ihm Grauen verursacht. Was es von sich selbst und vom Spielkameraden als unrecht empfindet, bringt es mit dem Teufel in Verbindung. Wenn es angespuckt wird, ruft es:

„Spiatz Löffl, spiatz Löffl! Spiatz auf d'Leut,
Hast in d'Höll a nimma weit!"

Beim Nachhausegehen vom Spiel sucht jedes Kind dem anderen als letztes einen Schlag auf die Schulter zu geben. Dabei fängt ein großes Haschen an. Zornig schreit der Besiegte (d. i. jenes Kind, das den letzten Schlag bekommen hat):

„Nåchtapperln ist verbodn!
Bist da Teuflin sei Godn
Und in Teufl sei Göd:
In Himl kimst nöt."

Im Vertrauen wird gesprochen: „Wån du spåt ins Bett gehst, so klopft di da Teufl."

Das neidische Kind muß den Schimpf erleiden:

„Neidsteufl! Neidsteufl!"

oder

[1] K. Wehrhan, Die Sage, Handbuch der Volkskunde 1. Leipzig 1908. S. 58, 60 f. — O. Böckel, Die deutsche Volkssage. Aus N. und G. 262. Leipzig 1909. S. 37 ff. — Fr. Ranke, Die deutschen Volkssagen (Leyen, Deutsches Sagenbuch, 4. Teil). München 1910. S. 256 ff. — A. Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Leipzig 1905.

[2] Oft zur Formel erstarrt, anderseits wieder liebt das Volk die Umschreibung des Begriffes: Gankerl, Gottseibeiuns . . .

[3] A. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. 24. Bericht über das Museum. Linz 1864. S. 100 ff. — Heimat. Schärding 1911, S. 172; 1912, S. 109, 142 ff. — Heimatkunde. Ried (kl.), 4. Heft, S. 147 f.

[4] Den hat der Teufel geritten. Baumgarten, a. a. O., S. 100.

„Neidskrågn! Neidskrågn! Neidskrågn!
Muaßt in Teufl 's Kreuz trågn!
Bis auf Vöcklabruck und wida zruck!"

Wenn ein Kind etwas verliert, dann droht es weinerlich:

„Teufl, Teufl, tua dein Prätzn weg,
Sunst kimt da Engl und schlågt da's weg."

Zerzaust der Wind den Mädchen die Haare, dann necken die Buben:

„Du håst in Teufl sein Frisur!"

Zahlreiche, von unbekannten, humorvollen Menschen gemachte Reime und Sprüche gehen im Volke, werden belacht und weiter gesagt — und werden Eigentum einer Gegend. Oft treffen sie den Nagel auf den Kopf und charakterisieren vortrefflich, meist sind sie an Inhalt und Form wertlos, doch verdienen sie erwähnt zu werden.

Da Baur in da Hoad hât in Teufl ausgroat,
Da Hansl in Gråbn hât'n maustot daschlågn,
Da Peter Michl in Teich hat eams Zügnglöckl gläut,
In Freithof z'Laakira hât a sein Totngleit.

s Landlertånz'n und 's Stehn bei der Nåcht
Hât mi da Teufl so liederlich gmåcht.

Da Schåchabaunbock is in Kira gånga,
In Teufl sei Bruada hâtn außagfånga.

Lederne Tåschn,
Da Teufl soll di wåschn.
Wån da Kuckuck schreit,[1]
Hât da Teufl sein größte Freud.

Schwoaz und weiß
Is in Teufl sein Speis.
Weiß und schwoaz
Is in Teufl sein Boaz.

Wåns regnt und scheint d'Sun,
Prüglt da Teufl sein Sun.

Wegn's Kleehüfln trågn
Is da Teufl koa Baunknecht worn.

Eine Reihe von Volksmeinungen und Gebräuchen haben es daher auch mit dem Teufel zu tun.[2] Wenn man beim Essen mit den Füßen haxelt, ißt der Teufel mit. Wer lügt, muß dem Teufel die glühende Stange ablecken. An die Bärenhäutersage und die Vorschriften für Teufelsbeschwörung gemahnt das Sprüchlein: Wenn man sich nicht wäscht und kämmt, rennt einem den ganzen Tag der Teufel nach. — Nimmt man sich am Abend keinen Weihbrunnen, träumt einem in der Nacht vom Teufel. — Schaut man in der Früh recht dumm drein, sagen die Leute: „Dir hât a von Teufl tramt". — Wenn einem bei der Arbeit etwas mißlingt, „hât da Teufl sein Gspül dabei".[3] — Wenn die Arbeit langsam vor sich geht, „sitzt der Teufl drauf". — Wån ma von Teufl röt, rührt a sein Schwaferl. — So oft ma in Teufl nennt, macht a an Kreuzsprung. — Einem neugeborenen Kind muß man einen Weihbrunn' geben und einen Rosenkranz umhängen, sonst wirds vom Teufl schwarz.[4]

Besonders die Weihnachts-Überlieferung weiß viel von Teufelsbeschwörung und Teufelsgefahr zu erzählen. Wo drei Herrengründe aneinanderstoßen oder wo sich Wege kreuzen, kann man sich mit dem Teufel vereinigen. Vor allem eignet sich dazu die Mettennacht. Der Teufel kommt auf einem brennenden Heufahtl daher. Springt man zurück oder tritt man aus dem gezogenen Kreise, so ist man verloren. In der Mettennacht lasen früher die Leute ein Buch schnell vorwärts und dann wieder zurück, wer es nicht vermochte, hatte die Stube voll Teufel.[5]

Leider haben wir es bisher zu keiner weitausschauenden Auffammlung des Sagenschatzes Oberösterreichs gebracht,[6]

[1] Kuckuck, Teufelsvogel, Unglücksvogel. Ein böser Mensch wird oft in einen Kuckuck verwandelt, ein in allen Erdteilen nachgewiesener Sagenzug. Vgl. O. Dähnhardt, Naturfagen. Leipzig 1910. 3. Band, 1. Teil, S. 546. — Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908. 1. Band, S. 261.

[2] Vgl. die Literatur über oberösterreichische Sitten und Bräuche, besonders die Weihnachtsgebräuche. Heimatgaue, S. 8, 116 f.

[3] Wenn man einen Rechen umgekehrt liegen läßt, hat der Teufel sein Gspiel. Baumgarten, a. a. O., S. 101.

[4] Auch Nießen schirmt ein Kind vor dem Teufel. Baumgarten, a. a. O., S. 102. — Zugrunde liegt wohl die Vorstellung vom Austauschen der Wechselbälge.

[5] Vgl. Baumgarten, a. a. O., S. 127 ff. — Zeitschrift für österr. Volkskunde. 8. Jg., S. 14 f. — Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1913, S. 75 f. — Das letzte Schwarzbuch im Mühlviertel: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 2. Bändchen, S. 28 f; im Innviertel: K. A. Gloning, Oberösterreichische Volkssagen. 2. Auflage 1912. S. 55 f.

[6] Den Vorarbeiten zu einem heimischen Sagenbuche entstammt das von der Schriftleitung beigegebene Literaturverzeichnis, Ergänzungen, Hinweise und Sagenbeiträge sind im Dienste der Heimatforschung erbeten und mögen freundlich an einen der beiden Bearbeiter gesandt werden: Dr. Adalbert Depiny, Linz, Wurmstraße 15a; Dr. Alfred Webinger, Graz-Waltendorf, Am Ring 3.

Tafel V.

Ennsschiffahrt.

Engstelle bei Großraming.

Treppelweg zwischen Reichraming und Losenstein.

Tafel IV und V nach Aufnahmen von Ing. E. Neweklowsky (Linz).

Die Siedlungen im Landschaftsbilde.

Einzelhöfe bei Neukirchen a. d. E.

Roith, Gem. Ranshofen.

aber auch die bereits veröffentlichte Überlieferung zeigt neben der Gespensterſage ein ſtarkes Hervortreten der Teufelsſage.

Ein Verzeichnis möge ihren Reichtum veranſchaulichen und zu Vergleichen anregen; Mitteilungen und Ergänzungen ſind herzlich willkommen.

K. A. Gloning, Oberöſterreichiſche Volksſagen. 2 Auflage. Linz 1912. S. 43 f, 44, 44 f, 51 f, 52—53 f, 63 f, 96. — L. Sieß, Sagen aus dem oberen Mühlviertel. Rohrbach. 1. Bändchen 1897, S. 1, 5 f, 11 f, 15, 26 ff, 33, 36, 46 f; 2. Bänden, 2. Aufl. 1905, S. 8, 22, 33 ff, 42 ff; 3. Bändchen, 2. Aufl. 1907, S. 6 f, 8; 4. Bändchen, 2. Aufl. 1907, S. 4, 8. — A. Baumgarten, Das Jahr und ſeine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Jb. Kremsmünſter 1860, S. 7 f. — A. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. 22. Bericht über das Muſeum. Linz 1862, S. 34 f, 152 u. f.; 24. Bericht 1864, S. 100 ff. — K. Paſch, Erſter Beitrag zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Jb. Ried i. J. 1873, S. 20 f. — A. Roſenauer, Goiſern 1910, S. 39.

L. Bechſtein, Die Volksſagen, Mährchen und Legenden des Kaiſerſtaates Oeſterreich. Leipzig 1841, S. 147 f. (K. Wehrhan, Die deutſchen Sagen des Mittelalters. 1. Hälfte. Leyens Sagenbuch, 3. Teil. München 1919, S. 96 f.) — J. P. Kaltenbaeck, Die Marienſagen in Öſterreich. Wien 1845, S. 53 f. — Fr. Kuthmayer, Öſterreichs Sagenborn. Reutlingen (1913), 194—197. — Fr. Ranke, Die deutſchen Volksſagen (Leyen, Deutſches Sagenbuch, 4. Teil). München 1910, S. 266 f. — Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Öſterreich. Wien 1859, S. 85, 375.

Braunauer Heimatkunde. 9. Heft, S. 64. — Heimat. Schärding 1910, S. 5 f, 20, 92; 1911, S. 185; 1912, S. 93, 93 f, 137 f, 171 f. — Der Sammler. Schärding, 1909, Nr. 2. — Heimatkunde. Ried i. J. 4. Heft (kl.), S. 138 ff; 5. Heft (gr.), S. 126 ff; 8. Heft (kl.), S. 203. — Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1910, S. 83; 1912, S. 89. — Eferdinger Jahrbuch 1912, S. 37 f. — Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 45 f, 50 ff, 54 f; 2. Bändchen, S. 6 f, 10 ff, 29 f, 30, 101 f, 108 ff. — Zeitſchrift für öſterr. Volkskunde. 8. Jahrg., S. 15 ff.

Daß auch in der Laakirchener Überlieferung die Teufelsſage breiten Raum einnimmt, zeigen folgende von mir der mündlichen Ortserzählung entnommene Sagen. Einige nähern ſich dem weniger als ſonſt vertretenen Sagenkreis vom geprellten Teufel, andere wieder ſind ethiſch und bauen auf der chriſtlichen Ideenwelt auf. Eine ausgeprägte Geſpenſterſage tritt uns in Nr. 11 entgegen, während Nr. 3 aus einer Dämonenſage hervorgegangen iſt und in Laurin ein Gegenſtück hat, Nr. 10 aber die junge Faſſung einer verbreiteten Märchenformel iſt. Nr. 15 zeigt die lebendige Anpaſſungsfähigkeit an neue Vorſtellungen, dagegen iſt die Übertragung der wilden Jagd der Abſchluß einer langen Entwicklung. Sie führt von der Vorſtellung vom unheimlichen Zuge der Totenſeelen, der als Wuotans Heer das alte Heidentum überlebt, zu unſerer Faſſung, zur Verfolgung der armen Seelen durch den Teufel.

1. Die Entſtehung von Laakirchen.

Eine halbe Stunde von Laakirchen entfernt liegt das ſtattliche Gehöft des Hungerbauern. Zur nächſten Umgebung dieſes Anweſens gehört eine tiefe Wieſenmulde, die im Volksmunde Schottergrube heißt. Der Spaziergänger bleibt beim Anblick der Schottergrube unwillkürlich ſtehen, als ginge von der Mulde ein Zauber aus, der auch bei hellem, frohem Tageslicht Aug und Sinn gefangen nimmt. Rand und Tiefe ſind teilweiſe beſtanden von hohen Lärchen. Herrlich grün ſind die Wände und der Boden. Aus dem feuchten Wieſengrunde weht ein kühler Hauch wie Geiſtergruß. Ringsum herrſcht Stille. In der Mulde poltern hie und da Steine in den Grund und das klingt wie erdinneres Geräuſch. Es iſt ſo recht eine Stätte für Geiſterſpuk.

Vor vielen, vielen Jahren trieb in dieſer Schottergrube der Teufel ſein Unweſen. Er ſammelte in der Mulde große Schätze und machte bei dieſer Arbeit entſetzlichen Lärm und großes Getöſe, fuhr in der Grube aus und ein, mit feurigen Wagen und Böcken. Nach Untergang der Sonne wagte es niemand, an der Mulde vorbeizugehen. Sie war der große Schrecken aller Nahewohnenden. Zwei beherzte Bauern beobachteten einmal teils aus Neugierde, teils aus Unglauben in einer finſteren, ſtürmiſchen Nacht die Grube. Da ſahen ſie den Teufel auf einem Karren in der Richtung Grefing (Ortſchaft). Am Morgen ſah man noch die Spuren vom Karren und Bock. Um den Teufel aus der Gegend zu vertreiben, wollten die Bewohner der umliegenden Gehöfte in der Mulde ein Gotteshaus errichten. Sie führten Steine herbei und bauten Grundmauern. Dieſes Beginnen war dem Teufel

ein Dorn im Auge. In einer finsteren Nacht grub er die Grundsteine aus und trug sie wieder fort. Groß war der Schrecken der Leute, als sie am nächsten Tage die Baustätte leer und öde fanden. Sie machten sich auf die Suche und fanden die Steine auf einem ebenen, buschigen Platze, dort, wo heute Laakirchen ist. An dieser Stelle begann man den Bau aufs Neue. In der Nacht behüteten mutige Bauern das erstehende Gotteshaus vor Teufelsschaden. Die Kirche war fertig und bedurfte der Wächter nicht mehr. Der Teufel war auf der Lauer und schnitt zu Spott und Schaden der Bauleute die Kirchturmspitze mit dem Kreuze ab. Heute noch fehlt die Turmspitze, statt ihrer drehen sich zwei Windhähne in der luftigen Höhe.

In der Mulde errichteten die geängstigten Leute ein Kreuz, vor dem der Teufel floh und alle seine Schätze hinterließ. Heute noch liegen sie ungehoben. Das Kreuz aber steht in seinem Ernst noch immer im lieblichen, blumigen Grün der Schottergrube des Teufels.

2. Das Kreuz beim Größlwanger an der Straße von Gschwandt nach Laakirchen.

Beim Größlwanger waren einst einige leichtfertige Mägde bedienstet. Eines Tages kamen Burschen ins Fensterln. Die Mädchen öffneten ihnen. In der Mägdekammer gab es nun schlechte Reden in Hülle und Fülle. Plötzlich klopfte jemand beim Fenster; die leichtfertige Gesellschaft erschrak, aber ein unerschrockener Bursche sah zum Fenster hinaus und siehe, es stand der Leibhaftige draußen und machte eine gräßliche Fratze. Der Bauernbursche, ein schneidiger Jüngling, ging vorsichtig hinaus, überfiel den Teufel im Rücken und schlug fest auf ihn los. Der Teufel wehrte sich, daß die Funken sprühten. Der Bursche war für einen Streit mit dem Teufel gewappnet. Am Ringfinger der rechten Hand hatte er einen eisernen Ring, auf dem J✠S eingraviert war. Mit dieser Hand schlug er nun den Teufel nieder. Mit der linken Hand konnte er nichts richten, den Leibhaftigen weder züchtigen noch anfassen. Der andere Bursche und die zwei Mägde sahen dem wütenden Kampfe vom Fenster mit Entsetzen zu. Sie riefen den kämpfenden Burschen zurück. Doch dieser folgte nicht ihren Zurufen, Bauernbursch und Teufel wälzten sich raufend fort; da kamen sie zu einem Graben, der zwei Meter breit und auch tief war. Über diesen kam der Bauernbursche ohne zu wissen wie — hinüber; gleich darauf kamen sie zu einem Kreuz — und hier verschwand plötzlich der Teufel. Froh atmete der Bursche auf; als er zurückging, waren Schuhe und Strümpfe arg zerrissen.

Zur Erinnerung an diesen Kampf wurde das Kreuz beim Größlwanger gesetzt.

3. Beim Heimgarten.

Bei einem Bauern in der Ortschaft Schweigtal kamen die Burschen heimgarten zusammen. Das liebste war ihnen, ihre Kräfte bei einer tüchtigen Rauferei zu erproben. Alle Abende gab es eine lustige Rauferei. Auch der Bauer stritt mit, aber er balgte sich mit einem für die anderen unsichtbaren Etwas und schrie: „Helfts mir, helfts mir, i hab den Teufl!" Wenn er aber recht zuschlug, dann wars, als schlüge seine Hand in Werg. Er raufte mit ihm über die Wiese und das Feld hinunter, bis zu der Stelle, wo die Herrengründe zusammengingen und eine Kreuzsäule stand. Dort verschwand der Teufel. Dies geschah durch viele Abende hindurch.

4. Der Teufel als Holzhauer.

Beim Voglhuber in der Voglhub (Ortschaft Stötten) waren einst die Mägde und Knechte bei der Holzarbeit beschäftigt. Eine Dirne schlichtete das Holz auf; sie fluchte arg bei dieser Arbeit. Täglich kam ein fremder Mann, der bei der Arbeit und der Dirne beim Fluchen mithalf. Eine Magd besah sich eines Tages den arbeitsfreudigen Fremden und erkannte an den Füßen, daß es der Teufel sei. Rasch lief sie in die Stube; zitternd erzählte sie einem Knechte, der zufällig im Zimmer war, daß der Fremde der Teufel sei. Der Knecht ging hinaus, verjagte den Mann und als er sich widersetzte, fing er mit ihm zu raufen an. Der Teufel mußte fliehen. Doch eines Tages kam der Teufel wieder und rannte in seiner Bosheit alle Holzstöße um. Die Mägde, welche allein waren, fürchteten sich sehr und fingen zu weinen und zu schreien an. Eine beherzte Magd besann sich, lief

rasch ins Zimmer, holte den Weihbrunnkessel und spritzte gegen den Teufel los. Der Teufel verschwand und einige Tage hatte das Haus Ruhe vor dem Leibhaftigen. Nach Tagen als eine Magd im Kuhstall war und in ihrer fröhlichen Weise zu singen begann, stand plötzlich der Teufel im Stalle und sagte: „Sing net går so schön!" Die Magd erschrak und rief um Hilfe. Eilends kam die Bäurin und hielt Nachschau, was der Magd geschehe. Die Magd erzählte, daß wieder der fremde Mann, der Teufel hier gewesen. Am nächsten Morgen wurde der Ortspfarrer gerufen; dieser weihte das Haus aus und von nun an kam der Teufel nie wieder.

5. Der Teufel als Spottvogel.

Ein Mann von Laakirchen ging über Gschwandt auf die Grünbergalm (auf dem Grünberg; sie bestand noch 1900). Es war Sonntag und die Leute pilgerten von allen Gehöften zur Kirche. Der helle, lachende Feiertag stimmte den Wanderer sehr heiter und er fing zu singen und zu johlen an. Als er in den Wald kam, hörte er, daß ihm fortwährend jemand nachspottete. Das Spotten wurde immer deutlicher und kam mit jedem Schritt näher. Plötzlich sah er den Spötter vor sich — — ein Streit und eine Rauferei, bei der der Leibhaftige den Kürzeren zog, da der Wanderer ein Bannsprüchlein wußte. Der Mann kam abgehetzt und zerrauft in die Alm. Hier saßen Jäger, Kohlenbrenner und Holzknechte, diesen erzählte er das schauerliche Erlebnis. Als er nach Laakirchen zurückgekehrt war, sah seine alte Mutter noch die zerkratzten Strümpfe und Schuhe.

6. Der Teufel als Schnopfer.

Vom Mair in der Straß bis in die Schacherleitn führte früher ein Wald. Da ging einmal ein Mann durch und hörte immer schnopfen. Er meinte, es sei der Vogelmann, der dies tut, und hielt Nachschau. Er sah aber nichts, sondern hörte nur schnopfen. Als er durch den Wald war, zog es ihm die Haare „zu Berge" — der Schnopfer war der Teufel.

7. Teufelsstätten.

Vom Michl z'Bachham gegen Heitzing führte früher ein kleiner Wald. Wenn da jemand durchging, hörte man immer recht schnalzen und schelten — es tat dies der Teufel, der da hauste.

Der Weg von Matzingtal nach Fraunberg führt durch einen kleinen Wald. Der Weg ist hier etwas tiefer und hat den Namen Höllgraben. Der Teufel soll ihn einst mit seinem Pflug ausgefahren haben und dann ins Traunfeld hinüber sein. Diesen Weg soll der Teufel auf seinen Fahrten immer benützt haben. Bei der Teufelsquelle am Fraunberg fuhr dann der Teufel immer zur Hölle.

In der Ortschaft Stötten befindet sich eine große Lacke. Um diese Lacke ist der Teufel allnächtlich geritten. Groß war der Schrecken der Hausleute. Einmal spritzten die Leute rund um die Lacke Weihwasser. Nachts kam wieder der Leibhaftige zu seinem gewöhnlichen Ritt um den Teich. Er spürte sofort das Weihwasser und sprang samt dem Bock in die Lacke und kam nie wieder heraus. Die Leute warfen Holz in das Wasser, es ging sogleich unter. — Noch heute, so behaupten viele, soll in dieser Lacke kein Holz schwimmen, da der Teufel alles zu Boden zieht.

8. Der Zwickel.

Der Söllner „Öbbrucker" (im Volksmund „Ehbrucher"), Öhling Nr. 17, ging eines Tages in den Grund (Ortschaft Schweigtal), um einem befreundeten Bauern beim Dreschen zu helfen. Nach harter Arbeit trat er spät abends den Heimweg an. Als er eine Weile dahinschritt, hörte er ein mächtiges Rollen und Fahren. Er sah um und erblickte einen Mann, der sich furchtbar ärgerte, entsetzlich fluchte und schimpfte. „Ehbrucher" fragte ihn, was er habe und ob er helfen könne. Da erwiderte der dunkle Mann: „Ja, wenn du dein „Zwickerl" nicht hättest!" (Er meinte damit das Füribrot, Fürchtebrot. Dieses gab man früher den Leuten, die nachts einen weiten, gruseligen Weg zu gehen hatten, mit; kraft dieses Brotes konnte ihnen der Teufel nicht an, auch waren sie vom Fürchten verschont.) „Ehbrucher" erkannte, daß der Mann der Teufel sei — — — und beschleunigte seine Schritte. Der Teufel begegnete ihm später nicht mehr.

9. Der Teufel als Hase.

In der Ortschaft Diethaming waren bei einem Bauern die Knechte und Mägde mit dem Drusch des Getreides beschäftigt. Als es bereits zu dämmern begann, kam ein Knecht auf den Einfall, zu erproben, ob es möglich sei, sich mit einem Strohhalm aufzuhängen. Er machte aus einem langen Halm eine Schlinge, knüpfte sie auf und steckte den Kopf hinein. Die übrigen Dienstleute sollten ihn in Gefahr abschneiden. Da lief plötzlich ein Hase über die Tenne — alle Leute liefen ihm nach und suchten ihn zu erhaschen. Der Hase verschwand plötzlich — als sie in die Tenne zurückkehrten, fanden sie den Knecht erhängt, tot vor. Der Hase soll der Teufel gewesen sein.

10. Teufelsrätsel.

Einem Bauernburschen erging es recht schlecht, da faßte er den Entschluß, den Teufel zu beschwören. Es gelang ihm auch. Der Teufel erschien und fragte ihn um sein Begehren. Der Teufel wollte dreimal kommen und jedesmal sollte der Bursche seinen Namen erraten. Wenn er ihn beim dritten Besuch nicht erraten hat, nimmt ihn der Teufel mit. Weiß er aber den Namen, so hat er das Geld. Als der Teufel zum erstenmal kam, riet der Bursche hin und her, zum zweitenmal gelang es ihm auch nicht, den Namen zu erraten, als es dem dritten Besuch zuging, fing der Bursche an trübsinnig zu werden. Er ging bleich umher, magerte sichtlich ab, so daß ihn die Leute fragten, was ihm sei. Da ging er einmal in den Wald, da hörte er eine Stimme, die klang wie die eines räudigen Hundes. Als er sich näher schlich und horchte, sah er den Teufel im Gebüsch herumhüpfen, der schadenfroh sang: „Mich freuts, daß der Bursche nicht weiß, daß ich Spitzbartl heiß." Der Bursche eilte frohlockend heim und als der Teufel kam, sagte er ihm freudig den Namen. Wutschnaubend mußte ihm der Teufel das Geld überlassen.

11. Der Teufel in Hundegestalt.

Ein biederes Bäuerlein aus Lindach ging eines Abends von Laakirchen nach Hause. Auf dem Heimwege mußte er, wollte er etwas früher nach Lindach kommen, durch den Hohlweg der Ortschaft Stötten. Kaum war er in der Hohlgasse, als ihm zwei große, schwarze Hunde den Weg versperrten. Er erschrak sehr, kehrte eiligst um und schlug die Straße über den Fraunberg nach Lindach ein. Noch stak ihm der Schreck in den Gliedern. — Er war auf dem Fraunberge beim Kreuz angekommen, dort wo sich die Wege teilen, der eine nach Lindach, der andere nach Kirchham geht — da standen die zwei schrecklichen Hunde. Nach einer Weile schlug die Turmuhr von Laakirchen die Mitternachtsstunde — und die Hunde verschwanden vom Erdboden. Die Hunde sollen Teufel gewesen sein.

12. Das Kreuz auf der Straße zwischen „Karl z' Höhenberg und Hiasl i. d. Lindn".

In alter Zeit wurde das Salz auf dem Wasser von Hallstatt nach Gmunden über den See, von Gmunden nach Stadl-Paura, weiter nach Wels und ins Land hinaus gebracht. Es wurde auf großen Zillen, „Traunern" genannt, verfrachtet. Zwischen Hallstatt und Gmunden hatten die „Hallberger" (Hallstätter), zwischen Gmunden und Stadl-Paura die „Stadlinger" (Stadl-Paurer) die Beförderung inne. Die beladene Zille wurde von den Schöffleuten die Traun hinabgeleitet und mittelst langer Ruderstreuer vor dem Kentern geschützt. Währenddes ritten die Stadlinger von Gmunden durch Laakirchen, die Ortschaft Stötten nach Stadl-Paura. Dort angekommen, übernahmen sie einen leeren Trauner, der von 5 bis 10 Pferden mit Stricken stromaufwärts gezogen wurde, man nannte sie die Traunreiter. Es war ein gar mühselig Geschäft, den Trauner durch alle Hindernisse des reißenden Flusses zu lenken. Die Männer schimpften und fluchten, daß man sie weithin hörte, daß den frommen Leuten das Grausen über die argen Flüche kam. Da sah man auf einmal in den Nächten den Teufel auf seinem feurigen Rosse die Traun auf- und abreiten. Seit dieser Zeit hüteten sich die Traunreiter vor dem zu argen Wettern und Fluchen.

Als sie wieder einmal traunabwärts über die Ortschaft Stötten ritten, stand bei der Straßenbiegung zwischen „Kárl z' Höhenberg und Hiasl i. d. Lindn" der

Teufel zu Pferde vor ihnen und verfolgte sie. Sich bekreuzend, entwichen sie in größter Eile dem schaurigen Gesellen.

Zur Erinnerung an dieses Geschehnis wurde ein Kreuz gesetzt.

13. Der Teufel und die Zimmerleute.

In einem Bauernhause in der Ortschaft „im Grund" waren einst Zimmerleute mit dem Aushacken von Dachrinnen beschäftigt. Am Abend nach getaner Arbeit saßen die Handwerker in der Bauernstube und spielten Karten. Sie fluchten bei der Arbeit nicht weniger denn beim Spiel. Als sie so im Spiel versunken waren, hörten sie auf einmal bei den Dachrinnen hacken. Sie gingen sofort hinaus und hielten Nachschau — doch sie sahen nichts. Beruhigt gingen sie wieder in die Stube. Nach einer Weile ging die Tür auf und der Teufel trat herein und fing an mit der Hacke auf die Bank zu schlagen. Als sie dem Tun des Teufels wehren wollten, war dieser verschwunden. Noch lange Zeit wurde das Loch in der Bank gezeigt.

14. Die scheltende Bauerndirne.

Beim Sinsboden im oberen Traunfeld war einstens eine Dirne bedienstet, die die böse Gewohnheit hatte, bei jeder Arbeit zu schelten. Eines Abends gingen die Knechte vom Heuboden herab, da erblickten sie im Hofe den Teufel. Dieser sagte zu ihnen, sie möchten die Dirne herausbringen. Die Knechte liefen in die Küche und erzählten ihr die Begegnung und den Wunsch des Teufels. Die Bäuerin befahl der Magd, in den Hof hinauszugehen und den Teufel mit Weihwasser zu bespritzen. Zitternd und weinend gehorchte die Dirne. Als sie den Befehl der Bäuerin vollführte, verschwand der Teufel, eine stinkende Wolke hinter sich lassend. Noch immer hatte sich die Magd das Schelten nicht abgewohnt. Jedesmal beim Melken der Kühe erschien beim ersten Scheltwort der Teufel; lange getraute sich die Magd nicht mehr in den Stall. Als sie endlich nicht mehr schalt, hatte sie vor dem Leibhaftigen Ruhe.

15. Der Teufel und die Eisenbahn.

Die Eisenbahn Gmunden—Lambach war früher eine Pferdebahn. Die Roßknechte fluchten und wetterten ganz erbärmlich. Nachts stand der Verkehr still. Da hörten nun viele Leute, die in der Nähe der Eisenbahn wohnten, wie der Teufel auf der Eisenbahn raste. Er hängte die „Speiling", so nannten sie die Bahnwagen, zusammen und fuhr mit der Bahn — fluchte und lärmte nun des Nachts zum Entsetzen der Menschen noch mehr wie die Pferdeknechte des Tages — und trieb in großer Hetze die Pferde. — Der Glaube, daß der Teufel bei der Eisenbahn im Spiele, war allgemein.

16. Von der wilden Jagd.

In stürmischen Nächten braust ein entfesseltes Geisterheer zum Schrecken für Mensch und Tier durch die Lüfte.

Der Teufel jagt die armen Seelen durch die grausige Nacht, durch Hecken und Dornen, durch Gestrüpp und Gesträuch, über Stein und Felsen, durch Sumpf und Morast, ihnen zur größten Pein und unerträglichen Ruhelosigkeit. Die Jagd von armen Seelen und Hunden hetzt der Teufel unerbittlich weiter und weiter vorbei an den Häusern der schlafenden Menschen, die das höllische Geschrei und Getümmel aus dem Schlafe aufreißt, vorüber an den Ställen, wo das Vieh unruhig auffährt und zu brüllen, wiehern und grunzen anfängt. So nimmt das „wilde Gjoad" seinen Weg vom Trauntal herauf durch die Ortschaft Traunfeld gegen Har hinauf. Wehe dem Menschen, der auf seiner nächtlichen Wanderung in diese Jagd kommt, sie nimmt ihn mit durch Busch und Distel. Besinnt er sich aber schnell und wirft sich glatt auf den Boden, so fährt die Hetze über ihn weg. — Wenn die Holzhauer und Bauern Bäume gefällt haben, hacken sie in die Schnittfläche des Stumpfes drei Kreuze; denn sie wissen, daß dann auf diesem Plätzchen die armen Seelen einen Augenblick von der Pein des „wilden Gjoads" ausruhen können. — Am Morgen nach dieser nächtlichen Hetzjagd fanden die Leute die Hunde keuchend, schweißtriefend, mit hängender Zunge, trotzdem sie abends

fest und sicher angebunden oder an die Kette gehängt waren. Manchmal blieben sie zwei bis drei Tage aus und man fand sie dann arg beschmutzt, zerkratzt und zerbissen in ihrer Hütte.

Heimatliche Vermerke zu den einzelnen Sagen:

Zu 1. Schatzsagen mannigfach auf den Teufel übertragen, z. B. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. 1864, S. 120f; — Heimat. Schärding 1910, S. 92; Mühlviertler Beiträge, I, S. 50f. — Hinderung des Kirchenbaues: Gloning, S. 56; Sieß, III, S. 6f.

Zu 2. Sonst geht der Teufelskampf oft über in den Sagenkreis vom geprellten Teufel: Vernaleken, S. 375; Gloning, S. 44. — Die Deutung eines Kreuzes als Erinnerung an einen Teufelskampf: Gloning, S. 96; Heimatkunde. Ried (kl.), IV, S. 149; Mühlviertler Beiträge, II, 10f.

Zu 6. Das Schnupfen, Näseln wird immer wieder als Teufelskennzeichen hervorgehoben; Gloning, S. 63; Sieß, I, S. 46; Vernaleken, S. 101, Baumgarten, Jb., S. 8; Aus der volksmündlichen Ueberlieferung. 1864, S. 107, 113.

Zu 7. Oertlichkeiten mit Teufelsnamen sehr verbreitet; Gloning, S. 10, 39, 44, 53, 59f; Sieß, I, S. 7f, 34ff; II, S. 8, 46, 48; III, S. 6; Tasch, S. 20f; Baumgarten, 1864, 109ff, 113, 118ff; Vernaleken, S. 85, 374. — Teufelslärm: Baumgarten, 1861, S. 107; Gloning, S. 63. — Dem Hineinziehen der Gegenstände (Baumgarten, 1864, S. 109) steht das Auswerfen gegenüber. (Sieß, II, S. 8.)

Zu 8. Baumgarten, 1864, S. 104f. — Auch Brosamen auf dem Hute schützen: Gloning, S. 40.

Zu 9. Baumgarten, 1864, S. 108f. — Heimat. Schärding 1910, S. 20.

Zu 10. Das Namenerraten ist ein in der Dämonensage und im Märchen der Weltliteratur verbreitetes Motiv: Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Leipzig 1913, 1. Band, S. 490ff (Nr. 55). — Kuthmayer, S. 195f.

Zu 11. Eine ausgesprochene Gespenstersage, sonst auch ein Zug der Gjaidsage. (Vgl. XVI).

Zu 12. In seinem Buche über die Stände und Berufe spricht Abraham a S. Clara auch vom Fluchen und Schelten der Schiffer: Etwas für alle. Nürnberg, Chr. Weigel, 1711, S. 67ff (70). — Vgl. Baumgarten, 1864, S. 113f (Traun); Sieß, IV, S. 4 (Donau).

Zu 13. Der Teufel mischt sich gerne unter Spieler (Baumgarten, 1864, S. 105; Sieß, II, S. 43), erscheint dem fluchenden Eisschützen (Baumgarten, 1864, S. 106; Mühlviertler Beiträge, II, S. 108; Heimatkunde, Ried, V, kl., 127) und holt den Flucher (Baumgartner, 1864, S. 108; Gloning, S. 53). — Eine jüngere Auffassung zeichnet ihn als Warner (XIV): Zeitschrift für österr. Volkskunde, 8. Jg., S. 17f.

Zu 15. Als Teufelswerk erscheint auch das Schiff: Mühlviertler Beiträge, III, S. 35.

Zu 16. Gloning, S. 43f, 63f; Baumgarten, Jb., S. 7f; 1864, S. 115ff; Heimatkunde. Ried, V (gr.), S. 127f; VIII (kl.), S. 203; Heimat. Schärding, 1910, S. 5, 20; 1911, S. 185; 1912, S. 137. — Vgl. Böckel, a. a. O., S. 80.

Mühlviertler Nachtwächterrufe.

Von Dr. A. Depiny.

Wie das beschauliche Winkelwerk, die Türme und Giebel, so gehört auch der Stundenruf des Nachtwächters zum Gesamteindruck der alten Stadt und mußte gleich ihnen der Stadtentwicklung und ihrer Nüchternheit weichen. In den kleineren Siedlungen aber hat er sich teilweise bis heute erhalten und es wäre der Obsorge wert, darauf zu sehen, daß mit den stundenabsingenden Nachtwächtern nicht die Einrichtung selbst ausstirbt und damit ein schönes Stück Heimatüberlieferung außer Brauch kommt.

Der Entstehung nach ist der Nachtwächterruf eine ausgesprochene Zweckdichtung, er zwingt den Wächter zum Wachbleiben und gibt Zeugnis für ihn. Diese Rufe und Lieder haben sich zu einer vielseitigen Gattung ausgebaut, die in ihrer Fülle mit der Freude unseres Volkes an der Inschrift zu vergleichen, aber dem Verfalle schon wesentlich näher steht.

Aber noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Nachtwächterlied eine so bodenständige landläufige Vorstellung, daß die Kunstdichtung es mühelos zu Sonderzwecken verwerten konnte. Es wird nicht nur unmittelbarer Gegenstand der Kunstbehandlung — so bei Hebel, Wagner und Mörike[1] —, sondern dient auch zur Einkleidung, für Dingelstedt z. B. gibt es den Rahmen zur Zeitsatire ab.

[1] J. Wichner, Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Regensburg 1897, stellt S. 300ff lit. Nachtwächterlieder zusammen. Zu Mörike vgl. Hessische Blätter für Volkskunde. 5. Band, S. 130.

Der Nachtwächterruf erscheint heute noch bisweilen als einfache, ausschließliche Stundenformel, so in Neuessing:

Ihr Herrn und Frauen, laßt euch sagn,
Der Hammer auf der Uhr hat 10 Uhr gschlagn!

oder in Konitz:

Die Glock hat zehn gschlagen!
Zehn ist die Glock![1]

Der Ruf entwickelt sich zum inhaltsreicheren Nachtwächterlied. Im Verfall verkümmert es dann freilich oft wieder zum bloßen Ruf.

Daß der urwüchsige Volksmund den eigentlichen Stundenruf in Scherz und Laune erweitert, liegt nahe,[2] sogar im Puppenspiel greift ihn Kasperl auf.[3]

Vorwiegend sind aber die Lieder ernst. Wie in der Inschriftenliteratur finden wir neben Flachem und Bedeutungslosem wirkliche Dichtung. Der Bezug des Liedes auf die ausgerufene Stunde führt zur Zahlendeutung.[4] Breiten Raum nimmt die Betrachtung ein, die Mahnung an den Stundenschlag der flüchtigen Zeit und an Religiöses.[5] Daß sich zur Überlieferung literarischer Einschlag gesellt, zeigt die Umdichtung des Altensteiger Nachtwächters, die sich Schiller gefallen lassen muß[6]:

Drei Stufen hat die Lebenszeit,
O Mensch, bedenk's und nütz sie heut:!
Langsam kommt die Zukunft angezogen,
Pfeilschnell ist die Gegenwart vorbei,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Die Wächterrufe können nach der Stunde, für die sie bestimmt sind, wechseln, aber auch der Wochenabschluß, Neujahr und Sonnenwende, der Festkreis des Jahres und auch Taufe, Hochzeit und Tod, also der Kreis des Familienlebens, treten hervor.

Nachtwächterrufe sind uns aus den verschiedensten Gegenden deutscher Zunge überliefert[7] und zeigen wie unsere Inschriften viel Übereinstimmendes, das bisweilen als gleichartige Entwicklung, oft aber nur aus der Wanderung der Reime erklärt werden kann. Bedeutung bei der Verbreitung mag wohl dem Flugblatt zukommen. Dr. H. Commenda hat zu einem Steyrer Flugblatt in Garsten die Weise erlangt; dasselbe Nachtwächterlied hat Pfarrer P. Gruber in Leogang im Pinzgau aufgezeichnet und auch aus Hüttschlag in Salzburg ist es als Lied der Fastenzeit nachgewiesen.[8]

Auch Nachtwächterlieder, die von der herkömmlichen Form abweichen und den ersten Eindruck persönlicher Besonderheit machen, zeigen oft weite Verbreitung. Das in den Heimatgauen, S. 27, als Nr. 2 aus dem Stubenberger Liederbuche, also aus der Zeit 1796—1815 mitgeteilte Wächterlied ist aus Appenzell, ferner aus einer Münchener Liederhandschrift des 19. Jahrhunderts und aus Lustenau (Öst.) überliefert.[9] Der Schluß zeigt dabei noch klarer die Verwendung als wirklicher Stundenruf:

Zu Nacht, wenn alles schnarcht und liegt
In weichen Federbetten,
Wenn Fledermaus und Eul umfliegt,
Gespenster gehn in Ketten,
Dann geh ich in dem Dorf umher
Mit meinem Stock von Eisen schwer
Und schreie:

Hat zehn Uhr gschlagn!
Hat zehn Uhr gschlagn![10]

Natürlich findet sich daneben doch auch rein Örtliches in den Nachtwächterreimen[11] und Lust zu Stegreifeinsatz.[12]

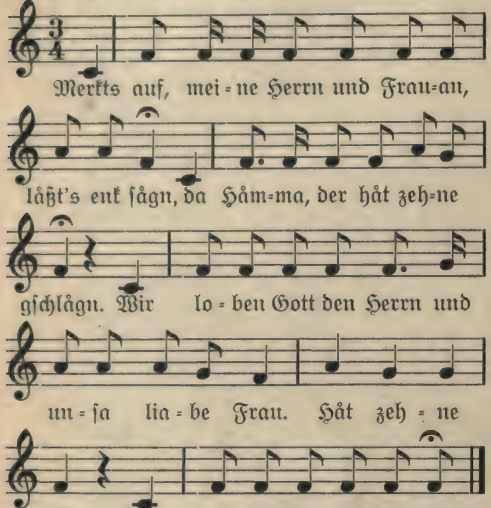
Ein Überblick der Orte, in denen der Wächtergesang noch lebt und die Feststellung der Texte und Weisen in ihrer Verbreitung wäre die Voraussetzung zur abschließenden Würdigung des Nachtwächtergesanges. Aus unserer engeren Heimat sind Rufe veröffentlicht aus Ebensee, Garsten, Grünburg a. d. Steyr, Münzkirchen, Peilstein, Putzleinsdorf,

[1] J. Wichner, a. a. O., S. 44, 84.
[2] Neben Belegen bei Wichner vgl. Das deutsche Volkslied. 18. Jg., S. 72.
[3] Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 13. Jg., S. 219 f.
[4] Vgl. J. Bolte, Eine geistliche Auslegung. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 11. Jg., S. 387 ff.
[5] Belege sind mühelos aus Wichner zusammenzustellen.
[6] Wichner, S. 99.
[7] In den volkskundlichen Zeitschriften, deren Ueberblick möglich sein wird, wenn einmal die böse Lücke in der grundlegenden Zeitschriftenschau (offen 1906—1910, 1912—1916) unserer Volkskundevereine geschlossen sein wird. Im besonderen vgl. E. Götzinger, Altes und Neues. Sankt Gallen 1891, S. 114 ff. — Wichner, a. a. O. — E. K. Blümml, Deutsche Nachtwächterlieder. Das deutsche Volkslied. 3. Jg., S. 14 f, 30 ff. — A. M. Pachinger, Der Nachtwächter. Linzer „Tages-Post", Unterhaltungsbeilage, 1908, Nr. 2.
[8] H. Commenda, 25 oberöst. Volkslieder und Jodler. Hoamatklang, 1. Heft, Nr. 2. — Pachinger, a. a. O. (Leogang). — E. Retzbach, Nachtwächterrufe. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 3. Jg., S. 250.
[9] Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 13. Jg., S. 220, Anm. 1. — Wichner, S. 182 f.
[10] Lustenauer Fassung, Wichner, a. a. O.
[11] Z. B. Böhburg in Sachsen. Wichner, S. 85. — Kochel in Bayern. Ebenda, S. 41.
[12] Wichner, S. 238, Nr. 18. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 3. Jg., S. 179.

Ried im Innkreis, Steinerkirchen (?) und Wolfsegg.[1]

Daß der wie so vielfache Volksüberlieferuug zurücktretende Brauch in Mühlviertel noch Boden und Lebenskraft hat, zeigt der in Putzleinsdorf 1913 aufgenommene Ruf und die im folgenden mitgeteilten Stundenrufe aus Lembach und Gramastetten.

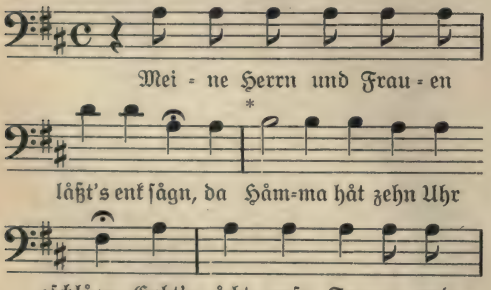
1. Der Lembacher Stundenruf.



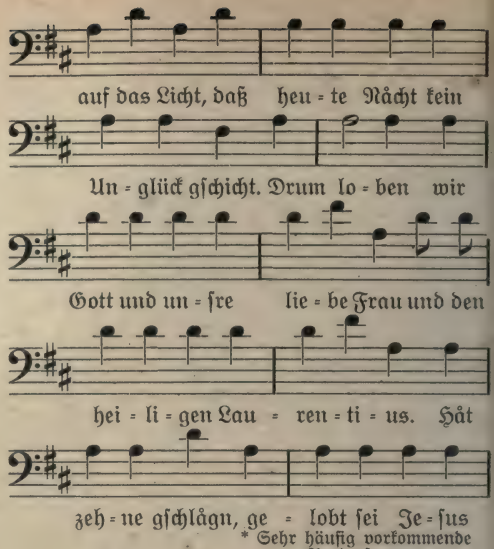
Der Ruf wurde im Herbſtmond 1919 von Fräulein Amalie Amerſtorfer (Lembach) aufgenommen. Wort und Weiſe decken ſich im weſentlichen mit dem Ruf im nachbarlichen Putzleinsdorf, der Text auch mit dem alten Rieder Ruf. Mehrgeſtaltiger iſt der Stundengeſang in Gramaſtetten.

2. Die Stundenrufe in Gramaſtetten.

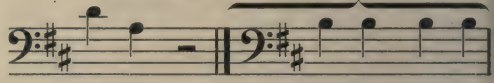
A. 10, 11, 12 und 1 Uhr.



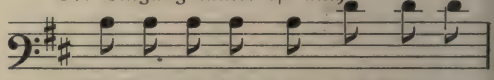
[1] Wichner, S. 160 ff (Oeſterreich-Ungarn). — Das deutſche Volkslied. 4. Jg., S. 25 (= 21. Jg., S. 14 f); 11. Jg., S. 10; 15. Jg., S. 186. — Heimatkunde, Ried, (gr.) 1. Heft, S. 61; 5. Heft, S. 34 f, 46. — Hoamatklang. 1. Heft, Nr. 2. — Heimatgaue. 1. Jg., S. 27, Nr. 2.



* Sehr häufig vorkommende Aenderform:



Der Eingang lautet oft auch:

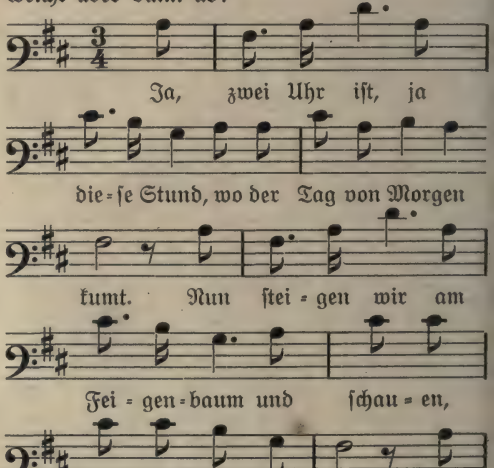


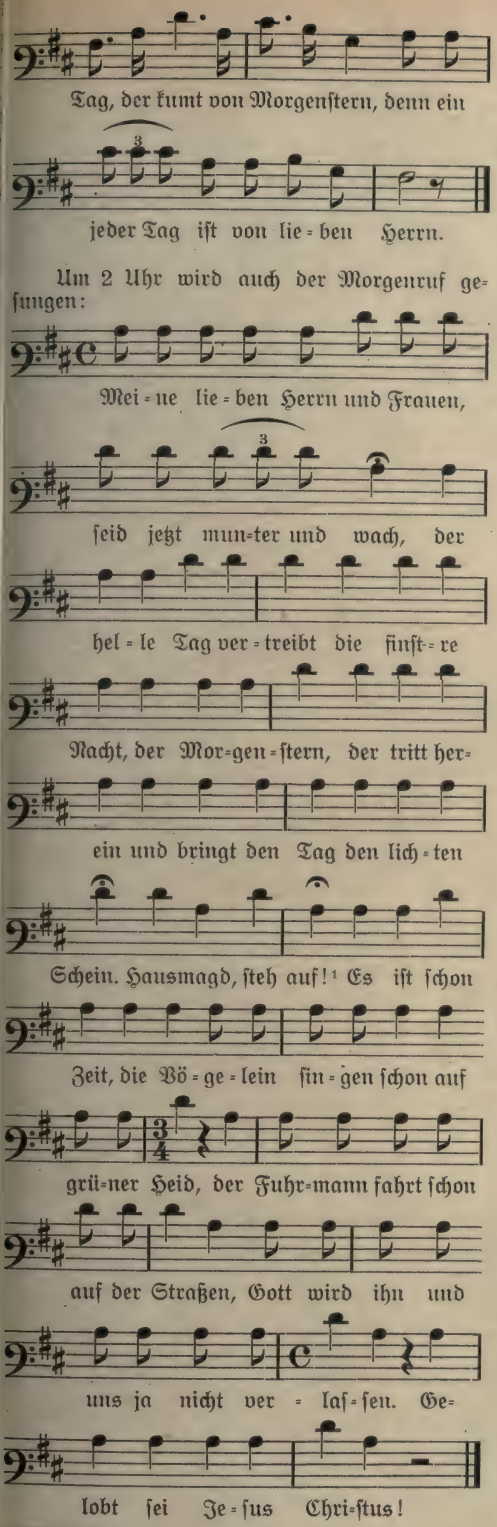
Der Stundenruf wird um 11, 12 und 1 Uhr wiederholt, doch entfällt das 2. Reimpaar:

Gebt's åcht aufs Feuer und auf das Licht,
Daß heute Nåcht kein Unglück gſchicht.

B. 2 Uhr.

Der Stundenruf um 2 Uhr beginnt ganz gleich:
Meine lieben Herrn und Frauen läßt's enk ſägn,
Der Hämmer hât zwei Uhr gſchlägn!
weicht aber dann ab:





[1] Im Winter an dieser Stelle: Zünd' das Licht und Feuer auf. Der Fuhrmann usw.

C. Neujahr.

Der Wächtergesang in der Neujahrsnacht gesellt sich zur Gruppe der Neujahrswünsche:

Ich wünsche euch zum neuen Jahr
Viel Glück auf immerdar,
Glück und langes Leben,
Gott möchte uns auch den Himmel geben.
Gott schütze uns in diesem Jahr
Vor Krankheit und Feuersgefahr.
Drum loben wir Gott . . .

Die Stundenrufe wurden von Fräulein Martha Khil am 10. Wintermond 1919 aufgenommen. Der schon 29 Jahre in seinem Amte tätige Nachtwächter Johann Pertzl sang die Rufe vor und versicherte, die Weisen von seinem Vorgänger übernommen zu haben.

Der Stundenruf um 11, 12 und 1 Uhr stimmt zur Lembacher Fassung, nur tritt in der frommen Formel Laurentius hinzu. Die Wendung: „Loben wir (lobet) Gott und unsre liebe Frau" ist in Süddeutschland verbreitet und Zeugnis und Ergebnis der Marienverehrung. Tritt noch der Name eines Heiligen hinzu, so geschieht es nicht ohne besonderen Grund. Zu den wichtigsten Obliegenheiten des Nachtwächters gehört die Verhütung nächtlicher Feuersbrunst. Daher ist die Anrufung St. Florians, des Beschützers vor Feuersgefahr, beliebt, sein Bild schmückt ja auch bei uns als Hausbild viele Gehöfte.[2] Er wird übrigens im Nachtwächterlied auch als Bewahrer vor jähem Tod genannt.[3]

Beim Gramastettener Spruche könnte man, wäre die Formel nicht so ungemein verbreitet, schon bei der Marienanrufung auf die enge Beziehung der Pfarre zum Marienstifte Wilhering, auf den Liebfrauenaltar der Kirche und die schon im 15. Jahrhundert erwähnte Liebfrauen-Brüderschaft hinweisen.[4] Es wird ja auch Maria im Stundenruf als besondere Schützerin des Ortes gepriesen:

. . . . . Die liebe Mutter Jesu Christ,
Die unsrer Stadt Beschützerin und Helferin ist.[5]

Zwingend ist aber der Bezug auf die örtlichen Verhältnisse beim Lob auf den

[2] A. Baumgarten: Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. 22. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1862. S. 17 f.
[3] Braunsdorf: Das deutsche Volkslied. 3. Jg., S. 14. — Kammern: Wichner, S 177 f.
[4] Christliche Kunstblätter. 24. Jg., S. 42.
[5] Heiligenstadt am Eichsfeld: Wichner, S. 81. (K. Wüstefeld, Eichsfelder Volksleben. Duderstadt 1919. S. 25).

heiligen Laurentius, er ist der Schutzheilige der Pfarrkirche;[1] schon 1374 wird in einer Urkunde „zu sand Larentzen gotshaws zu Greimhartzsteten" Erwähnung getan.[2]

Die beiden Verse, die nur um 10 Uhr gesungen werden (Gebt's acht . . .) sind eine verbreitete Formel, wie ihre Häufigkeit bei Wichner lehrt.

Gegenüber der entwickelten Gruppe, die für jede Stunde einen besonderen Ruf hat, tritt in Gramastetten nur der Ruf um 2 Uhr morgens besonders hervor. Durchwegs ist den Morgenrufen die Freude am aufdämmernden Tag, der Weckruf zur Arbeit und oft die abschließende Mahnung zu frommem Sinne gemeinsam.

Das Glied einer recht verbreiteten Reihe bildet der zweite Spruch: Meine lieben Herren und Frauen, seid jetzt munter und wach . . .

. ; Das einleitende Reimpaar ist verbreitet und als Morgenlied schon 1531 belegt.[3] Vielgesungen ist auch der Weckruf an die Hausdirn,[4] er wird bisweilen drollig verstärkt:

Hausdirn, steh auf und rigl di,
Sonst kommt die Frau und prügelt di.[5]

In Ried gilt der Morgenruf dem Hausmeier.[6]

Im Verse über den Vogelgesang zeigt sich genau so die Naturfreude als Grundton wie in dem mit Unrecht auf den logischen statt auf den gefühlsmäßigen Gehalt geprüften Kehrreim zum guten Kameraden. Schon ein altes Lied hebt an:

De Morgensterne hefft sich up gedrungen,
Gar schön hebben uns de klein Waldvöglein gsungen.[7]

Die Formel Vogelsang — Fuhrmann — Gottesschutz ist übrigens in Oberösterreich, Niederösterreich und Mähren verbreitet.[8] In Windischgarsten wurde sie am Karfreitag dem Nachtwächter von den Ratscherbuben abgenommen.[9]

Wenn unser Gewährsmann Pertzl behauptet, er habe seine Stundenrufe als Überlieferung übernommen, spricht er also lautere Wahrheit. Möge er noch lange als Hüter bodenständigen Volksgutes walten.

Mit der Zahl der bisher veröffentlichten oberösterreichischen Wächterrufe ist weder ihr örtlicher Umfang noch ihr Inhalt erschöpft. Durch Heimatfreunde und Sammler müßte sich zunächst einmal feststellen lassen, wo der Nachtwächterruf noch üblich ist, wo sich seiner nur mehr alte Leute erinnern und vielleicht noch Wort und Weise kennen.

Einen derartigen Aufschluß müßte dann der Heimatschutz zum Ausgangspunkt nehmen, um für die Erhaltung der schönen alten Sitte einzutreten und ihr Aussterben durch Fühlungnahme mit den Gemeindevorstehungen zu verhindern.

[1] Laurentius und Nikolaus: Gramastetten. Ein kleines Geschichtsbild anläßlich der Feier des 800jährigen Bestandes der Pfarrkirche. Linz 1910, S. 11, 22.
[2] Urkundenbuch des Landes ob der Enns. 8. Band, S. 687.
[3] Erk-Böhme, Deutscher Liederhort. Leipzig 1894. 3. Band, Nr. 1583.
[4] Wolfsegg: Heimatkunde. Ried. (gr.) 5. Heft S. 35. — Zur Verbreitung vgl. Deutsches Volkslied, 3. Jg., S. 15, 31.
[5] Passau: Wichner, S. 44, vgl. auch S. 197.
[6] Das deutsche Volkslied. 4. Jg., S. 25; Heimatkunde. Ried, (gr.) 1. Heft, S. 61.
[7] Erk-Böhme, a. a. O., 1893, 2. Band, Nr. 808.
[8] Das deutsche Volkslied. 9. Jg., S. 86.
[9] Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Oberösterreich, S. 153.

Zur Einführung.

Vom Standpunkt des Heimatschutzes und der Forschung ist die Aufsammlung der Volksüberlieferung und der sonstigen heimatkundlichen Erscheinungen besonders wichtig und dringlich. Die Heimatliebe darf uns ja nicht einzig Gefühlssache bleiben, unsere Begeisterung zu Scholle und Volk muß aus klarer Erkenntnis Nahrung und Überzeugung schöpfen. Deshalb muß die Sammeltätigkeit der einzelnen Vereinigungen von allen Heimatfreunden unterstützt, Gebiete, die bisher unbeachtet blieben, müssen einbezogen werden. Gar viel in Überlieferung und Gewohnheit unseres Volkes ist ja leider eben daran, aus dem Lebensbilde der Gegenwart zu schwinden. Mit jedem derartigen Verlust wird aber die Erfassung des Wesens von Land und Leuten um einen Zug ärmer.

Um die Wichtigkeit der Sammeltätigkeit besonders hervorzuheben, auf ihre Vielseitigkeit hinzuweisen und zur Mitarbeit anzuregen, soll diesem Gebiete in unserer Zeitschrift ein eigener Werbeabschnitt eingeräumt werden. Was in unserem Volke als sein Besitz in gesungener oder gesprochener Überlieferung oder als Gepflogenheit lebt oder im letzten Verblassen noch festzustellen ist, soll behandelt werden, ebenso alles, was im Landschafts- und Siedlungsbild für die Auffassung der Bewohner von Bedeutung ist. Es handelt sich nicht um abschließende Behandlung der Erscheinungen, sondern um die Voraussetzung dazu, um Bausteine zur Kunde von Volk und Heimat. Wer zum Sammeln Gelegenheit hat, möge den Heimatgedanken, der uns Trost, Freude und Hoffnung bringen kann, nicht als armes Aschenbrödel vergeblich an die Tür klopfen lassen, sondern der Heimatsache Herz und Ohr öffnen. Wer Sammelergebnisse zur Verfügung stellen will, ähnliche Erscheinungen in seiner Umgebung beobachtet hat, Berichtigungen, Abweichungen oder Ergänzungen zum Inhalt der „Heimatgaue" bringen kann, ist um freundliche Einsendung an die Schriftleitung gebeten. Zu unbedeutend und geringfügig ist sie gewiß nicht, wenn sie auf getreuer Beobachtung fußt und auch über die Herkunft Aufschluß gibt. Wenn es sich um Volksüberlieferung handelt, möge der Ort oder das dem Einsender bekannte Verbreitungsgebiet angegeben werden, ebenso der Umstand, ob die Überlieferung noch heute lebt oder nur mehr alten Leuten bekannt ist. Bei Inschriften, Hausverzierungen u. dgl. ist die nähere Ortsangabe mühelos, aber wichtig; ist eine Jahreszahl festzustellen, so soll sie nicht übersehen werden. Auch Einsendungen, die nicht unmittelbar veröffentlicht werden können, sind nicht vergebens, denn sie werden mit Festhaltung des Gewährsmannes handschriftlich eingereiht und kommen einst bei einer abschließenden Bearbeitung des betreffenden Gebietes zur Geltung. Einsendungen werden bestätigt, eine Rückstellung erfolgt nur über Wunsch. Meinen bisherigen Arbeitsfreunden innigen Dank und die Bitte um treues Ausharren, neuen Helfern herzlichen Willkomm!

Linz, Wurmstraße 15a.

Dr. A. Depiny.

Das Donnerloch.

Ein Beitrag zur Volkskunde des oberen Innviertels.

Reste alten Volksglaubens leben in der Vorstellungswelt unseres Volkes jahrhundertelang fort. Zu philosophieren, alltägliche Natur- und Lebensereignisse zu deuten, war immer nur Sache einiger geistig Regsamer — die breiten Schichten des Volkes schufen sich aus solchen Dingen, die auf sie einen gewaltigen, tiefgreifenden Einfluß ausübten, eine übersinnliche Welt. In dieser Hinsicht waren wohl Katastrophen im Leben (Krankheit und Tod) und in der Natur (Elementarereignisse wie Gewitter und heftige Stürme) von großer Bedeutung. Nichts lag näher, als hinter diesen, das einzelne Menschenleben so gefährdenden Ereignissen, Wesen zu sehen, die in Übermenschenart jedem Gefahren bringen konnten. Der Glaube an solche Wesen, das Volk nennt sie Geister, auch Hexen, die Wissenschaft Dämon, lebt im Volke bis auf den heutigen Tag fort. Wo der Inhalt des Volksglaubens keine sichere Deutung zuläßt, haben sich Bräuche erhalten, die den Volksglauben unter einer schützenden Hülle bargen und so unserer Zeit überlieferten. Nichts liegt dem Volke näher, als einen bösen, gefährlichen Geist durch ein Opfer zu versöhnen, ihm gleichsam einen Ersatz für das zu geben, was er sich sonst ohne zu fragen nimmt. Ich möchte für jedes der oben angeführten Gebiete einige Beispiele bringen, sie sollen den Dämonenglauben, wie er sich bis heute mehr oder minder verborgen zeigt, in Bildern darlegen. Manche Krankheiten glaubt das Volk dadurch hervorgerufen, daß ein böser Geist den menschlichen Körper befallen habe. Bei Fraisen sah ich selbst, wie man Fenster aushing und dem in Krämpfen zuckenden Kinde einen Fraisbrief (Beschwörungsformeln) vorlas (St. Peter), anderorts (Ranshofen) legen Mütter bei der gleichen Krankheit schwere Wachsstöcke auf die keuchende Brust des Kindes, um den bösen Geist zu bannen. An die Trud glaubt noch jeder ältere Bauer und sieht in ihr ein Wesen, das schwere Atemnot erzeugt. Beispiele, wie das Volk hinter Krankheiten böse Geister sieht, welche die Luft bevölkern, ließen sich aus den ärztlichen Beobachtungen des Alltages gewaltig vermehren. Auch beim Sterben verläßt der Geist den menschlichen Körper, um sich noch längere Zeit im Wohnhause umzutreiben und dort allerhand Schaden hervorzurufen. Heute noch glaubt das Volk, daß man beim Hinaustragen des Toten aus dem Hause „Imb heben" (Bienenstöcke auf- und abheben) und „Uhr aufziehen" muß. (Burgkirchen, Ranshofen, Gilgenberg.) In Neukirchen treibt man auch das Vieh im Stalle auf. Man führt diese Bräuche oft ganz gedankenlos aus, fürchtet aber, daß der vom Verstorbenen zurückgebliebene Geist Schaden anrichte (Absterben der Bienen), wenn man ihn nicht vertreibe. Bei heftigen Stürmen und Gewittern rast besonders in der Zeit der Rauhnächte die wilde Jagd durchs Land und sucht sich Opfer — aber auch hinterm Blitz sieht man einen Dämon, dem man Gaben opfert, wenn er das Haus verschont. Folgende Beobachtung stammt aus vier Gemeinden des Braunauer Bezirkes; Bürgerschuldirektor Mayer aus Gmunden berichtet sie aus St. Georgen am Fillmannsbach, wo er im Jahre 1909 als Lehrer tätig war, ich fand den Brauch in Neukirchen, Handenberg und Hochburg bekannt und verbreitet.

Schlägt der Blitz während eines Ungewitters nicht in das Haus, sondern auf freiem Felde daneben ein, ohne Schaden anzurichten, so nennt man das Loch, das dabei aufgerissen wird, in St. Georgen, Handenberg und Neukirchen ein „Doarraloh", in Hochburg ein „Donaloh". In ein solches Loch legt man ein Tuch, einen Laib Brot, sowie Messer und Gabel. Fragt man die Leute nach einer Begründung, so sagen sie in St. Georgen, man handle so, damit der Blitz auch weiterhin nicht ins Haus einschlage, sondern auf das „Donaloh" abgelenkt werde, in Neukirchen hinwieder meint man, daß sich ein solches Loch nie schließen könne, wenn man nicht diese Opfergabe hineinstelle. In dem Ausdrucke Donnerloch sehe ich den Glauben an Donar wenigstens im Worte heute noch erhalten. Das Darbringen des Opfers läßt uns vermuten, daß der alte Volksglaube hinter dem

Blitze einen Dämon sah, den man sich durch ein Dankopfer auch für die Zukunft in wohlwollender Gesinnung erhalten wollte.[1]

Dr. Ed. Kriechbaum (Braunau).

Alte Kalenderreime.

In Linz befindet sich im Privatbesitz ein guterhaltenes Stück eines 384 Seiten starken Sterndeutebuches aus dem Jahre 1569. Sein zeitgemäß langatmiger Titel lautet:

ASTRONOMIA
Teutsch /

Dergleichen vormals nye

in druck außgegangen / darinn verfast seind vier Bücher . . . . . .

Disses alles ist mit trewem vnd hohem fleiß an tag geben vnd beschrieben worden / Durch

NICOLAVM RENSBERGENSEM,
Mathematicum.

— — — — —

Gedruckt zu Augspurg / durch
Mattheum Francken.
M. D. LXVIIII.

Das Buch enthält S. 45 ff einen für Sterndeuterei eingerichteten Kalender, dem Monatsreime beigegeben sind. Weil sie als früher Beleg unsere Aufmerksamkeit erregen, seien sie schriftgetreu mitgeteilt. Druckschwierigkeiten zwingen mich leider, das über a, o, u hochgestellte kleine e und o durch Nachstellung wiederzugeben und dadurch ein älteres Schriftbild zu bieten, als es das Buch gibt: froelich, bluot . . .

Jenner.

Ich derr mein flaisch in Jenners zeit/
Ich es vnd trinck froehlich ohn neydt.
Kein bluot will ich von mir nicht lon/
Dann es nicht gsundt in disem Mon.

Hornung.

Ich foercht des fiebers jetzt mit macht/
Holtzhawen/ Mist fueren ich betracht.
Ein Beltz hab ich mir zugeselt/
Vnd laß mein Bluot/ huet mich vor kaelt.

Mertz.

Die Reb vnd Baewm schneyd ich im Mertz
Das Erdtrich ich herumbher stertz.
In diesem Mond laß ich kein Bluot/
Schwaißbad das thuot mir jetzund guot.

Aprill.

Vnter eim Nußbawm ist mein rhuo/
Nach dem essen schlaff ich mit fuog.
Ich laß mir auff der Median/
Das mich in gsundheit halten kan.

May.

Jetzt reyt ich froelich in dem graß/
Zu bayssen/ jagen thuo ich das.
Ich bad vnd wil zur lebern lohn/
Warm kleyder will ich ane thon.

Brachmon.

Nun will ich schneiden ab mein frucht
Die ich geseet vnd wol erzucht.
Lattich mit Essig essen will/
Damit auch schlaffen nit zuuil.

Hewmon.

Jetzt tresch ich vnd heb auff mein Hew/
Vnd ist es nass/ ich das zerstrew.
Die Hundßtag streichen her mit macht/
Drumb hab ich mein fleissiger acht.

Augstmon.

Hie leß vnd trett ich Trauben zart/
Vnd press sie auß zu diser fart.
Ich trinck milch vnd es sawer speiß/
Vnd hoff zu werden alt vnd greiß.

Herbstmon.

Trauben mach ich die Zueber voll/
Der Wein der ist gekochet wol.
Schweinflaisch schmackt mir wol gesotten/
Trauben es ich ohn getrotten.

Weinmon.

Ich baw vnd see das Veld mit lust/
Das es mit ruoh das Jahr vmb sust.
Diser Mond bringt wider die kaelt/
Drumb Stuben waermen mir gefelt.

[1] Daß in der Volksauffassung das Blitzbild selbst zurücktritt, ist eine allgemeine Erscheinung. Vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie. Leipzig 1914, 5. Band, 2. Auflage, S. 256. Heranzuziehen ist auch der Donnerstein, der gegen Wetter schützt, und das Donnerkraut. Vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1911, 2. Band, S. 13 f. Dem Donnerstein schreibt Lindemayr auch sonst besondere Wirkung zu. Sämtliche Dichtungen, herausgegeben von P. Schmieder. Linz 1875, S. 68:
Des zimt mi á recht stark, á hat án Dunástain;
Do gwis is's, daß iehm nöt grad's öppás weh kan thain.
Dy.

Wintermon.

Feist Gaenß den reichen ich verkauff/
Das holtz ich haw zum fewer lauff.
Bad ohn keuschheit will ich hon/
Tranck nemen vnd zur adern lohn.

Christmon.

Prassen will ich vnd leben wol/
Ein Saw ich jetzund stechen soll.
Darzu werd ich mich wol warm halten/
Vnd hoff ich woell mit ehren alten.

Die Verse muten wie die grobklotzigen Holzschnitte des Jahrhunderts an und sind ein Kulturbild im kleinen. Sie enthalten landwirtschaftliche Anregungen und volksmedizinische Gesundheitsregeln, von denen sich die Vorschriften über das Aderlassen besonders zähe erhalten haben.[1]

Mit den Bauernregeln der Gegenwart, wie sie uns verstreut in Zeitungen und Heimat-Veröffentlichungen vorliegen, ist nur mehr loser Zusammenhang vorhanden, dagegen zeigt ein verbreiteter Kalender aus 1810[2] noch enge Beziehungen. Er befiehlt im Jänner gut zu essen und zu trinken, jedoch das Baden, Aderlassen und Schrepfen zu unterlassen. Im Feber soll man sich warm kleiden, um dem Fieber zu entgehen. „Im Julio oder Heu-Monat" soll man mäßig sein, „indem die Sonne in diesem Monat in das hizige Zeichen des Löwens seinen Eintritt nimmt, und die Hunds-Tage sich anfangen".

Es würde sich der Mühe lohnen, die Bauernregeln im Kreislauf des Jahres zusammenzustellen und ihrer Verbreitung nachzugehen. Dy.

Die Unruhnacht.

Ein alter Mühlviertler Brauch[3].

In der Nacht der Unruhe, das ist die Nacht vom Pfingstsonntag auf den Pfingstmontag, wurde allerlei Mutwillen getrieben. Dieser alte Volksbrauch ist bereits erloschen, nur selten hört man mehr davon in den Dörfern, in den Märkten gar nichts mehr. Er soll abgeleitet werden aus der Apostelgeschichte 2, V. 1—11: Da entstand plötzlich vom Himmel ein Brausen.[4] Die Jugend freute sich auf die „Unruanächt" und hatte sich allerhand ausgedacht, was sie durchführen wollte.

Das ganze war Mutwillen, die Schadensabsicht fehlte, wenn auch manches derb ausfiel, die es anging, wußten oft nicht, sollten sie sich ärgern oder hell auflachen, denn es war ja „d'Unruanächt".

In den Märkten wurden die Haustüren verbunden und die Schilder auf eine drollige Weise verwechselt. In den Dörfern und Einzelgehöften wurden verschiedene Hausratgegenstände auf hohe Bäume gehängt, die hölzernen Aborte umgeworfen, so daß sie in der Jauche-schwelle lagen, dem Häuslweib wurde die Ziege für einen Bock ausgetauscht u. dgl. m. „Hellvazoat[5] möcht ma wern mit den vaboatn Rauka, is nu gar nöt lång, hån is Raulo kört und heut låßts extra koan Ruk aui," so jammert eine Bäuerin am Pfingstmontag früh. „Geh Mån, hilf ma do, brinna wüls a nöt, wån i a nu a so ånbläß!" Der Mann kennt sich aber aus: „Heut Nåcht is d'Unruanächt gwön. Dö vaflixtn Buam håm uns ön Raufång vaschoppt, drum get da Ruk nöt aui!" Er steigt auf das Dach und macht Luft.

Einmal wurde auf einen alten schliefbaren Rauchfang eine Glastafel gelegt, so daß man in der Küche durch den Rauchfang sah, aber lange nicht darauf kam, warum der Rauch nicht hinaus wollte.

„Daß den heut go nöt liacht wird, wås is den dås, es müßat jå scho lång

[1] „Heimatgaue", S. 18 f. — Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908. 1. Band. S. 5 ff.

[2] Heimat. Schärding 1911. S. 2 ff.

[3] J. Mayerhofer, der Einsender des Beitrages, hat sich schon in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 16. Jg., S. 191 ff, als klarer Beobachter des ihm vertrauten Volkslebens eingeführt. Es wäre eine verdienstvolle Arbeit, wenn er seinen reichen Schatz an Heimatwissen zusammenstellen und der Wissenschaft als wichtigen Beitrag zum Gesamtbild zur Verfügung stellen wollte. — Zur Unruhnacht vgl. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 53. Dy.

[4] In letzter Linie handelt es sich wohl um das verblaßte Ausklingen alter Dämonenumzüge, wie ja überhaupt Pfingsten gleich Ostern und Maibeginn noch eine Fülle von Bräuchen zeigt, in denen Frühlingsfreude und Schutzbestrebungen für Feld und Wiese zusammenfließen. In der deutschen und französischen Westschweiz z. B. findet noch ein Umzug des Pfingstdämons statt. Vgl. E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Zürich 1913, S. 161. — P. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1914. 3. Teil, S. 203 ff. Dy.

[5] Hellvazoat, hellverzagt. — Vaboatn, verzwickt, unangenehm. — Raulo, Rauchloch, Ofenloch, die Verbindung des Ofens mit der Küche. — Ruk, Rauch; rauka, rauchen. — Anblaß: Bei jedem alten früheren Kachelofen war ein 50 cm langes Blasrohr, ein ausgebohrtes Hollunderrohr, in Gebrauch, die Bäuerin mußte die Glut anblasen, denn diese Oefen hatten wenig Zug, weil sie keinen Rost hatten. Vom vielen Anblasen bekamen die meisten Bäuerinnen im Alter einen Kropf.

Tag sai." Die Dorfbuben hatten das Kammerfenster so dicht vermacht und verlegt, daß kein Lichtstrahl eindringen konnte und es in der Stube nicht Tag werden wollte.

Die Höchstleistung in dieser Nacht bestand darin, daß die Dorfburschen einen Mistwagen zerlegten, stückweise auf einen Dachfirst brachten und oben zusammenstellten. Dann wurde der Wagen regelrecht mit Mist beladen.

Das war ein großes Stück Arbeit, brauchte viel Zeit und Kraft, aber mit vereinten Kräften opferten die Dorfburschen die ganze Nacht, es war ja die „Unruanâcht".

Johann Mayerhofer (Haslach).

Buchstaben gegen die Pest.

In alten Bauernhäusern findet sich hie und da eine wetterbraune, durch die Zeit fast schwarz gefärbte Tür, auf der eine seltsame Reihe von Buchstaben steht.

Den Besitzern der Häuser ist deren Bedeutung gänzlich fremd geworden. Sie lassen die Buchstaben an der Tür, weil sie immer dort waren. So ist in der „Großen Ramsau" in Gmunden „Unterm Stein" (Besitz Prillinger) noch eine Tür mit solch seltsamen Buchstaben erhalten.

Die Buchstabenreihe lautet:

† Z. † D. I. A.
† B. I. Z.
† S. A. B.
† Z. H. G. P.
† B. F. R. S.

In dem in Oberösterreich und Salzburg verbreiteten alten Büchlein „Geistliche Schild-Wacht" wird empfohlen, diese Formel als Mittel gegen die Pest bei sich zu tragen. Sie wird dabei unter Anrufung des Zeugnisses des hl. Franziskus Solarius, Bischofs zu Salamanka, dem hl. Zacharias, Bischof von Jerusalem, zugeschrieben.[1]

Denselben Inhalt hat ein von Hovorka-Kronfeld mitgeteilter Pestbrief, nur ist die Formel etwas geändert, die zweite Zeile lautet bloß B. Z., die vierte Zeile hat E statt P. In dieser Gestalt wird sie in Deutschböhmen an die Türen geschrieben. Aus Tirol ist sie auch als Tür- und Anhängselinschrift überliefert, nur hat hier die vierte Zeile F statt E.[2]

Gmunden wurde von der Pest im 16., besonders arg im 17. und einmal noch anfangs des 18. Jahrhunderts heimgesucht.[3] Darauf geht sicherlich der Brauch, Pestbuchstaben an die Türen zu schreiben zurück.

Fr. Prillinger (Laakirchen).

[1] Ueber den volkskundlichen Wert des Büchleins vgl. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 3. Jahrg., S. 283 f.

[2] Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1919, 2. Band, S. 314 f.

[3] F. Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden. Gmunden 1900. 3. Band, 252 ff.

Augensteine.

Vgl. Heimatgaue, S. 50.

Ein Augenstein befindet sich jetzt noch im Besitze einer Frankenburger Bäuerin, die ihn von ihrer Großmutter erhalten haben soll. Es ist ein sogenanntes „Krebsauge", ein Kalkgebilde, das unter die Augenlider geschoben wird und Fremdkörper entfernen soll. Nach dem Volksaberglauben, der mit unverwüstlicher Zähigkeit an alten Zahlen festhält, wird er dort gefunden, wo neun Mäuse züchten.

Kooperator Ignaz Nagl (Frankenburg).

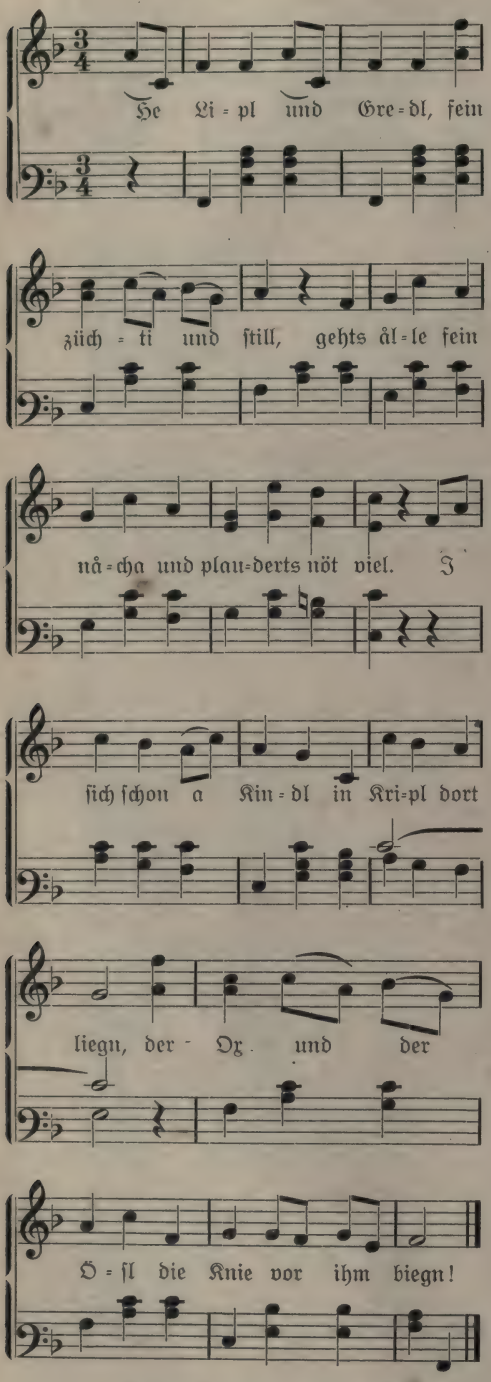
Weihnachtslied und Weihnachtsbrauch.

Bemerkungen und Nachträge. Vgl. Heimatgaue, S. 73 ff, 116 ff.

I. Weihnachtsweisen.

Es wäre der Nachweis von Bedeutung, inwieweit die Lieder der Braunauer Sammlung, deren Aufzeichnung nun schon ein Jahrhundert zurückliegt, noch im Volke leben. Wir kämen dadurch auch zur Kenntnis der Melodien. Daß die Lieder nicht völlig verklungen sind, beweist die mir vom Schloßgärtner Puchrucker in Kefermarkt mitgeteilte Weise zu Lied X, nach der auch Lied V und VI gesungen wird. Vielleicht regt diese einzelne Mitteilung an, den noch lebenden

Weisen, aber auch den Veränderungen des Textes nachzugehen und der Schriftleitung bekanntzugeben.



Prof. J. Bernauer (Linz).

Heimische Ostergebräuche.

1. Ostergebräuche aus Eidenberg bei Gramastetten.[1]

Fasching.

Der Fasching, die Fastnacht, ist die Zeit der Unterhaltungen. In sie fallen die sogenannten „tanzenden" Rockerreisen, während die „sitzenden", bei denen man nur dem unterhaltenden Gespräch und dem Kartenspiel huldigt, schon in die Fastenzeit fallen. Die drei Faschingstage gelten als „Spinnfeichta" und auch sonst ruht die Arbeit.

Am Faschingdienstag wird ein Narrenumzug veranstaltet; entweder ist es ein regelrechter Zug unter Vorantritt eines Reiters, dem in bunter Abwechslung Hanswurste, Bettler- und Zigeunergruppen, Ziegengespanne u. dgl. folgen, oder es ziehen nur einzelne Burschen, verkleidet als Bettler, Maurer und Rauchfangkehrer (eine sehr beliebte Figur) herum. Besonders gefürchtet ist der Rauchfangkehrer, da er an jeden Vorübergehenden, der sich etwas versieht, schnell seine kleine Leiter anlehnt, ein paar Sprossen hinauf steigt und ihm das Gesicht schwärzt. Der Rauchfangkehrer ist auch häufig unter den „Maschkerern" (Masken) auf den Tanzunterhaltungen bei den Wirten zu sehen, wo er auf dem Tanzboden dasselbe Spiel treibt, Mädchen mit seinem Besen abkehrt, Buben schwärzt.

Ist ein geregelter Zug, so bewegt sich derselbe von außerhalb des Marktes auf den Kirchplatz, dort löst er sich auf und es werden dann die Zuschauer durch die Späße der einzelnen Gruppen und Hanswurste belustigt werden. Beliebt sind dabei scherzhafte Zwiegespräche zwischen Mann und Weib über ihr Eheleben.[2]

Sammeln sich bei einer Gruppe viele Zuschauer, so sind flugs die Hanswurste da und „raumen" (årama) die Leute ab. Sie werden mit einer Schnur abgefangen und müssen sich durch ein Trinkgeld loskaufen. Abends wird der Fasching durch einen letzten Tanz „eingegraben."

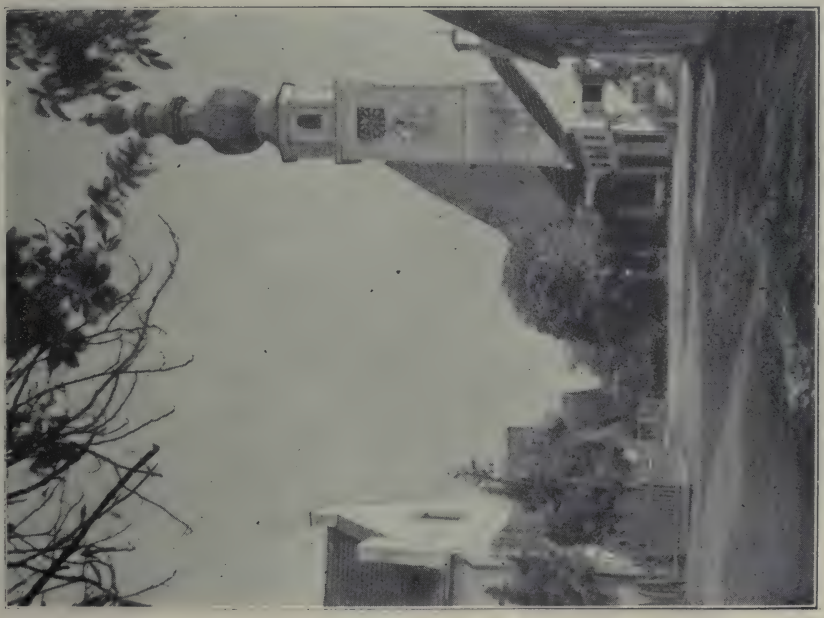
Ältere Leute erinnern sich noch an die Zeit, wo der Fasching noch wirklich

[1] Zum Osterbrauch im oberen Mühlviertel vgl. J. Winkler, das Jahr und seine Tage im bäuerlichen Leben. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 57 f, 92.

[2] Aus Altenberg.

Die Siedlungen im Landschaftsbilde.

Frauenstein am Inn.



Minning, Dorfplatz.

Die Siedlungen im Landschaftsbilde.

Hagenau, Dorfstraße.

Stadt Braunau, vom bayerischen Innufer aus.

Tafel VI bis VIII nach Aufnahmen von Dr. W. Kriechbaum (Braunau a. J.).

eingegraben wurde. Es fand z. B. auf dem Platze eine Hinrichtung statt. Damit es dabei blutig herging, hatte der Übeltäter einen künstlichen Kopf, der aus einer mit Blut gefüllten Schweinsblase bestand. Der Hingerichtete wurde dann als Fasching im Schnee eingegraben.[1]

Am Faschingdienstag gab es früher einen letzten Braten und Krapfen. „Nach dem Essen sollen Messer und Gabel geputzt und sechs Wochen lang nicht angeschaut werden."

Um 12 Uhr Mitternacht wird der Tanz abgebrochen:

Am Eschlmiricha läßt sich jeder in der Kirche „eineschan".

In der ersten Fastenwoche beginnen die Lehrtage (Christenlehre). Sie beginnen mit dem Dienstag, während sie früher mit dem Montag anhuben. Die Buben pflegten jedoch vom Sonntag an sitzen zu bleiben und daher kam es am Montag nicht selten zu Raufereien. Die „Lehrtage" dauern drei Tage, und zwar für Buben (Buamaleartåg), Mädchen (Menschaleartåg) und für die Verheirateten.

Mit der zweiten Fastenwoche beginnen die „Baichttag". Sie dauern für Buben, Menscher, Verheiratete und Marktler je fünf Tage und sind für erstere drei nach Ortschaften geordnet.

Am Schmerzhaften Freitag (Freitag vor Palmsonntag) gehen die Ausständigen (solche die bisher aus irgend einem Grunde nicht gehen konnten) und die Roßhändler.

Der Beichttag gilt als Fest- und Freudentag. Den Beichtenden zu Ehren werden Fichtenreisig, Efeublätter und Blumen (Schlüsselblumen und Schneeglöckeln) und in Ermanglung derer auch Sägespäne vor die Türe gestreut und auch die Haustür mit Kränzen aus Tannenreis oder mit einzelnen Nadelzweigen mit Papierblumen geschmückt.[2]

Die Beichtenden gehen früh zur Kirche, wohnen, wenn sie schon gebeichtet haben, der Frühmesse bei und warten auch das Beichtamt ab.[3] Vorher aber lassen sie sich in der Sakristei vom Mesner „austragen". Der Mesner hat nämlich eine Häuserliste mit den Namen aller Bewohner und vermerkt nach Vorweis des Beichtzettels, daß die bei ihm Erschienenen Beichte und Kommunion empfangen haben. Gleichzeitig zahlen sie dem Mesner auch einen kleinen Betrag (20 h bis 1 K) für die Abhaltuug eines Beichtsegens (Nachmittags-Gottesdienst für die Beichtleute). Nach dem Segen wird meist eingekehrt. Vor dem Kriege war es üblich, daß die Beichtenden den Hausleuten Kipfel kauften (besonders die Buben den Mädchen und umgekehrt) und selbst Bekannte forderten auf der Straße scherzweise ein solches. Auch zu Hause wurde früher der Beichttag nicht selten mit Fleisch und Semmelkrapfen (in Teig getunkte und gebackene Semmelschnitten) gefeiert.[4]

Der Sonntag vor Palmsonntag heißt Schwarzer Sonntag, weil an diesem Tage die Kreuze in der Kirche verhüllt sind, um die Worte des Evangeliums zum Ausdrucke zn bringen: Jesus verbarg sich (vor den Juden).

In der nun folgenden Woche sind die Buben mit dem Binden der „Pålm" beschäftigt. Mangelt es an Zeit, so wird diese Arbeit nicht selten bis zum Samstag vor dem Palmsonntag verschoben, weshalb dieser Tag auch Pålmbindatåg heißt.

Mit dem „Pålmsunda" beginnt die Kreuzwoche. Der Volkswitz nennt den Palmsonntag den kältesten Tag, weil die Leute das Reisig sogar in die Kirche mitnehmen, oder den „drekegstn" Tag, weil man die (Palm-)Besen mit zur Kirche nimmt.

Die Pålm, Pålmbuschn oder Pålmbesn werden zusammengebunden zu einem größeren „Buschen" und derjenige, der diesen trägt, heißt Pålmträga. Es werden nur kleine Buschen gebunden bis zu einer Länge von $^1/_2$ m. In Niederwaldkirchen und St. Veit war es früher der Brauch, daß die Buben derart lange Palmen trugen, daß sie bis zur Empor reichten. Es galt als Ehre, den längsten Buschen zu haben; die lange Stange war umkränzt mit Tannenreis und Efeu.[5]

Zu den Bestandteilen des Palms gehören bei uns folgende:

[1] Von Gramastetten mitgeteilt v. H. Erlinger Rudolf, Wirt in Eidenberg.
[2] Auch jetzt geübt.
[3] Jetzt findet zuerst das Beichtamt und dann die Messe statt, da der Organist in der Schule sein muß.
[4] Gegenwärtig nicht.
[5] Mitgeteilt von Herrn Rudolf Erlinger, Gastwirt in Eidenberg, gebürtig aus Niederwaldkirchen.

a) Kätzchen der Salweide (Kazlstaun) als Sinnbild der Palmen.
b) Segenbaum, Sinnbild des Guten.
c) Buchsbaum, Sinnbild alles Bösen, weshalb ihn auch viele nicht dazugeben und sagen, der „Buxbam" nehme keine Weihe an.
d) Haselnußzweige als Schutzmittel gegen Blitzschlag. Man erzählt folgendes: Als die Mutter Gottes mit ihrem Kinde einst von einem heftigen Gewitter überrascht wurde, suchte sie Schutz hinter einer Haselnußstaude und seit dieser Zeit schütze die Haselnuß gegen Blitzschlag.[1]
e) Wintergrün, Efeu, Sinnbild der Treue.
f) Lärchenbaum als Schutz gegen Blitzschlag. Die Lärche gilt als Schutzbaum des Hauses und steht daher oft in seiner Nähe.
g) Kraunawita, Kronewiter, Wacholder als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten (Pest). Er wird seltener dazugegeben.
h) Eichenblätter.

Aus welchem Grunde die dazugegeben werden, erzählt folgende Teufelssage:[2] Der Teufel hatte einmal lange Zeit keine Seele bekommen. Da ging er zum Herrgott und fragte: Wann bekomme ich denn wieder einmal eine Seele? Der Herrgott aber antwortete: Wenn alle Bäume das Laub abgeworfen haben. Als nun der Herbst kam und die Bäume anfingen, das Laub abzuwerfen, hatte der Teufel schon große Freude. Doch er hatte sich zu früh gefreut. Die Eiche machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Sie warf nicht, wie die anderen Laubbäume, ihre Blätter weg, sondern rollte ihr Laub nur zusammen und behielt es den ganzen Winter über, bis das junge Laub zu treiben begann.[3] Es gab also keine Zeit, in der alle Bäume das Laub abgeworfen hatten, und deshalb bekam auch der Teufel keine Seele. Der ganze Zorn des Teufels entlud sich über die Eiche. Er schüttelte und zerzauste sie derart, daß es ihre Blätter heute noch sind und die Adern der Blätter gebrochen wurden. Als er wegging, stieß er noch einen Fluch aus und in demselben Augenblicke fuhren an den gebrochenen Stellen der Adern Kugeln auf, denen ein teuflisches Insekt entstieg, die Heanbain (= vielleicht Hornbiene). Diese Kugeln[4] bilden sich seither alle Jahre und alljährlich entsteigen ihnen die Heanbain, die das Vieh und damit auch den Menschen peinigen.[5]

Damit nun der Fluch von der Eiche genommen würde, gibt man sie auch zum Palm und läßt sie weihen. Bei uns in Eidenberg wird das südliche Ende der Au (südöstlich von Eidenberg) nach dem häufigen Auftreten der Dasselfliege „Heanbainwingöl" (-winkel) genannt.

Ein Mittel, die Heanbain von den Tieren fernzuhalten, ist eine geweihte Geißel, weshalb auch der Palm oft mit einer Peitschenschnur gebunden wird.

In der Regel aber sind sie mit Felberrinde gebunden und auch der Stock muß eine Felberrute sein (Felber-, Sinnbild der Fruchtbarkeit).

Treffen beim Mähen oder Kornschneiden Mädchen oder Buben auf ein ins Feld gestecktes Palmbüschel, das angetrieben hat so gilt das als ein Zeichen der baldigen Heirat.

i) Als weiterer Bestandteil gelten die fünf roten Wollfäden an den Lärchenzweigen, ein Sinnbild der fünf heiligen Wunden Christi. Sie nehmen auch den Rotlauf auf.
k) Ein Stolz des Bauers ist es, wenn er noch in der Lage ist, einen Apfel hineinzubinden. Hat jemand mehr, so wird eine Rute durchgesteckt, um die herum dann die Äpfel zu einer Traube gebunden werden. Diese geweihten Äpfel werden zerschnitten, getrocknet und aufbewahrt. Bei Halsweh ißt man eine Schnitte.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrer O. Klinger (Eidenberg).

[1] Vgl. Dähnhardt, Natursagen. Leipzig 1909, 2. Band, S. 43 ff. Vgl. auch Heimatgaue, S. 23.
[2] Allgemein bekannt.
[3] Man beachte die genaue Naturbeobachtung des Volkes.
[4] Gallapfel.
[5] Das Volk verwechselt hier die Gallwespe mit der Dasselfliege. — Dieselbe Teufelssage entnimmt A. Baumgartner der heimischen Ueberlieferung: Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. 1862. S. 130. Sie ist sicherlich eine Weiterentwicklung der Teilungssage vom geprellten Teufel. Vgl. O. Dähnhardt, Natursagen. Leipzig 1907. 1. Band, S. 178.

Heimatbewegung in den Gauen.

Unsere Jugend.

1. Studentenbund für Heimatkunde in Kremsmünster.

Der Verein, der seine Entstehung der Werbetätigkeit des Braunauers Hans Fink (VIII. Kl.) verdankt, wurde am 24. November 1919 gegründet. Dem Obmanne Hans Fink stehen fünf Ausschußmitglieder zur Seite. Der Verein zählt 39 ordentliche, 16 außerordentliche Mitglieder (VIII. bis V. Kl.). Die Studenten wählten Prof. Dr. B. Pösinger zum Beirat, erbaten sich die Mithilfe ihrer Lehrer und stellten ihre Tätigkeit hauptsächlich auf den Studienort ein, dessen reiche Kunst- und Naturschätze ihnen ein willkommenes Arbeitsfeld bieten. Als erste Aufgaben stellten sie sich die Abbildung der schmiedeeisernen Kunstdenkmäler, die Anlage eines Zettelkataloges für heimatkundliche Literatur und den Entwurf einer Gebirgsrundschau von Kremsmünster. Den Arbeiten wurden besondere Besprechungen gewidmet und außerdem in den Versammlungen folgende Vorträge gehalten: Ziele und Wege der Heimatkunde, St. Nikolaus in Geschichte, Brauch und Bild, Stiftertag und Tassilokelch, Bauernhausformen in Oberösterreich.

Dr. Pösinger (Kremsmünster).

2. Mädchenortsgruppe des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich.

Die Schulgemeinde des 4. Jahrganges der Staats-Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Linz ist am 20. Lenzmond 1920 zur Gründung einer Mädchenortsgruppe für Heimatkunde und Heimatschutz geschritten und hat sich als solche dem Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich angegliedert.

Wir hatten schon im Verlaufe des letzten Jahres bedeutende Anregungen zu heimatkundlicher Betätigung durch unseren Jahrgangsvorstand Dr. Depiny erhalten; wir sammelten allerhand Volksgut, gemeinsame Wanderungen brachten uns Land und Leute näher, erfüllten uns mit tiefer Liebe zur Heimatscholle.

Eine weitere Bereicherung des Heimatgedankens boten uns die Heimatgaue. Daraus konnten wir in stiller Stube klären und vertiefen, was uns in Vorträgen und gelegentlichen Besprechungen geboten worden war, und immer reger wurde in uns der Wunsch, einerseits mehr eingehender mithelfen zu dürfen am Heimatwerk, anderseits tiefer eingeführt zu werden in den Geist der Heimatbestrebungen.

Dies alles führte, als eine Anfrage an den Heimatverein günstig erledigt war, zu unserem Anschluß an den genannten Verein.

Wir erhoffen dadurch die Ermöglichung einer umfangreicheren Arbeit für die Heimat, als der einzelne zu leisten vermag; geeignete Vorträge werden uns aber auch Gelegenheit geben, Heimat und Volk besser kennen zu lernen, mit den wissenschaftlichen Erfordernissen der Aufsammlung heimatkundlichen Stoffes vertraut zu werden, überhaupt unsere Kenntnisse auf dem Gebiete der Heimat- und Volkskunde zu vermehren.

Die Grundlage, auf der der gute Lehrer immer aufbauen, der Geist, den er vor allem pflegen soll, ist Heimatliebe,

Heimatsinn! Diesem Ziel soll uns die Ortsgruppe zuführen. Aber nicht bloß auf unseren engen Kreis soll sie sich beschränken, sondern Verbreitung und Förderung finden bei allen, denen Heimat und Volk am Herzen liegen.

Wir laden daher auch Mädchen anderer Mittelschulen ein, sich unserer Vereinigung anzuschließen zu froher gemeinsamer Arbeit im Dienste der Heimatbewegung. Nähere Aufklärungen und Anregungen werden die genannten Vorträge bieten. Anfragen und Anmeldungen sind an Martha Khil, Linz, Landstraße 11, zu richten.

Martha Khil (Linz).

3. Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde, freie Studenten-Vereinigung in Linz.

Der Gedanke ging von der Schulgemeinde des 4. Jahrganges der Staats-Lehrerbildungs-Anstalt in Linz aus. Eine Reihe von Zöglingen war bereits im Vorjahre durch Dr. Depiny in heimatkundliche Sammelarbeit eingeführt worden und hatte den Sommer zu fleißiger Sammeltätigkeit ausgenützt. Ein festerer Zusammenschluß aller Studenten, die Lust und Liebe haben, am Heimatwerk nach Kräften mitzuhelfen, müßte nun die Arbeit erleichtern, erweitern und vertiefen. Darum schloß sich der 4. Jahrgang am 23. Lenzmond 1920 vorläufig zu einer freien Arbeitsgemeinschaft zusammen, betraute Wilhelm Priller (4. Jg.) mit ihrer Leitung und stellte sich Dr. Depiny für seine Pläne zur Verfügung. In den nächsten Monaten sind Besprechungen und Vorträge als Vorbereitung für eine eingehende Sammeltätigkeit im Sommer in Aussicht genommen. Wir bitten alle Mittelschüler, die den Heimatgedanken durch Mitarbeit fördern und dadurch die eigene Heimatfreude vertiefen wollen, in herzlicher Heimattreue, sich uns anzuschließen und mit uns wegen des Aus- und Aufbaues unserer Arbeitsgemeinschaft Fühlung zu nehmen. Zuschriften sind an die Lehrerbücherei der Staats-Lehrerbildungs-Anstalt (Arbeitsgemeinschaft) in Linz, Honauerstraße 14, zu senden.

Wilhelm Priller (Linz).

Die Heimatkunde kann uns um so rascher und tiefgründiger einer glücklichen Volkszukunft zuführen, je machtvoller der Heimat Zauber unsere Jugend ergreift. Die Heimatkunde ist ja nicht bloße Geisteswissenschaft, sie ist eine Erkenntnis, die auch zum Gemüt spricht und Lieb und Treue fordert. Sie muß unserer Jugend als Heimaterziehung geboten werden, die die Heimatliebe weckt, sie aber auch durch Verstehen von Heimat und Volk zur bewußten Heimatbildung emporläutert. Auf diesem Wege ist der heimatkundliche Zusammenschluß unserer Jugend, wie er sich zu rühren und regen beginnt, eine wackere Tat, die nicht nur dem Streben, der Heimat in unserer Jugend- und Volksbildung ihr Recht zu verschaffen, entgegenkommt, sondern auch hoffen läßt, daß die Mitglieder der Heimatbünde eine gefestigte, hilfsbereite Heimatliebe in den rauhen Ernst des Lebens hinausnehmen werden, der Heimat zu Nutz und ihnen selbst zu Frommen! Darum unseren jüngsten Heimatvereinigungen ein herzliches Heimat-Heil zum Willkomm! Erquicklich wäre es, wenn der Gedanke Boden fassen würde, die nun gegründeten Vereinigungen sich lebendig entwickeln und auch anderorts durch ihr Beispiel unter Studenten Arbeitsgemeinschaften anregen würden, die sich die gemeinsame Erziehung zu Heimaterkenntnis und Heimattreue zur Aufgabe machen und bereit sind, der Heimatkunde wertvolle Sammelhilfe zu leisten. Gar mancher hat ja besonders im Sommer Gelegenheit, der Volksüberlieferung und dem Heimatbild nachzugehen, wird ihm nur erst Wesen und Bedeutung der Heimatkunde klar. Zu Rat und Tat ist die Schriftleitung gern bereit. Dy.

Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich.

Der Landesverein wurde 1912 als „Landesverband für Heimatschutz und Denkmalpflege in Oberösterreich" begründet und stellte sich die Aufgabe, die Heimatschutzbestrebungen der Orts- und Landschaftsvereinigungen zusammenzufassen, nachdem es 1910 nicht zur Gründung des geplanten Heimatbundes gekommen war. Die Erkenntnis, daß sich in der Heimatforschung und in Fragen

des Heimatschutzes liebevolle Arbeit im kleinen und planmäßiges Zusammenwirken aller Kräfte vereinigen müsse, hatte dazu geführt.

Die Erfahrungen des ersten Arbeitsjahres und der Heimatschutzbewegung in Deutschland überhaupt führten 1913 im Einvernehmen mit den beteiligten Vereinen zur Umgestaltung in einen Landesverein. Damit war nicht nur den bereits bestehenden Vereinen, sondern auch einzelnen Personen der Beitritt ermöglicht und der Ausbreitung des Heimatbundgedankens in Gebieten ohne eigene Vereinigung freiere Bahn geschaffen. Die enge Verbindung mit den übrigen Vereinigungen wurde durch Festlegung von Vertretersitzungen vorgesehen.

Im Kreise der Heimatpflege wurde der Bauberatung die größte Dringlichkeit zuerkannt, es wurde zunächst ein Referent bestellt, seine Betätigung gestaltete sich aber allmählich zu der einer eigenen Bauberatungsstelle für Oberösterreich aus, von deren werktätigem Eingreifen im Dienste des Heimatbildes bereits der erste Vereinsbericht erzählen konnte.[1] Die geänderten Satzungen sahen auch neue Fachgruppen vor. Die Anteilnahme am Naturschutz führte zur Gründung einer eigenen Fachgruppe, die als erste größere Arbeit eine Übersicht der schutzbedürftigen Bäume begann. Für Fragen der Landes- und Volkskunde wurde die Fachgruppe „Heimatkunde" begründet, die ihre Tätigkeit mit der Beobachtung der heimischen Bauernhausformen einleitete.

Größeren Veröffentlichungen sollten Flugschriften vorausgehen. In der ersten von ihnen legte Arnold von Lenk den Grund zur Entwicklung der Naturschutzbewegung in Oberösterreich.[2] Schon in die schwere Kriegszeit fiel die zweite Flugschrift, in der Dr. Wilhelm Gärtner auf die Bauweise der Innviertler Bauern im Sinne des Heimatschutzes einzuwirken versuchte.[3] Trotz der immer schwerer lastenden Not erschien im Kriege auch noch eine volkskundliche Arbeit, Franz Peterlechners Darlegung der bis dahin viel umstrittenen Geschichte des Liedes „Stille Nacht, Heilige Nacht."[4]

Aber enger und enger wurde in der Kriegsnot, die an uns würgte, die Möglichkeit der Vereinsbetätigung, so daß ein böses Stocken drohte. Gerade die harte Folgezeit der Kriegsjahre aber, die bösen Monate zwischen Krieg und Frieden, die harten Einbußen an ungeheuren Volkswerten, haben uns die ernste Notwendigkeit der Pflege des Heimatgedankens eindringlich gelehrt und so hat sich auch der Landesverein an die Ausbreitung und Vertiefung seiner Wirksamkeit gemacht. Er sucht die enge Fühlungnahme mit den übrigen Heimatvereinigungen, um einen möglichst erfolgreichen Zusammenschluß in allen bedeutsamen Fragen der Heimatforschung und des Heimatschutzes zu erzielen. Eine Heimattagung soll zu lebendiger Aussprache und Einigung führen. Heimatarbeit muß aber auch in Gegenden, die noch keine eigenen Vereinigungen haben, geleistet werden. Die Gründung von Ortsgruppen oder die Schaffung von sonstigen Arbeitsstellen ist dort nötig. Wir müssen uns aber auch dessen versichern, daß unsere Jugend, die uns die Zukunft bedeutet, Verständnis für das Heimatwerk und Arbeitswillen mit ins Leben nimmt. Die Gründung einer Mädchenortsgruppe, die derzeit 66 Mitglieder zählt, ist ein Schritt auf dieser Bahn.

So soll im Zusammenwirken mit den gleichbeseelten Heimatvereinen und unter erhoffter Förderung durch alle Heimatfreunde die Grundlage geschaffen werden, daß die Heimatbewegung das ganze Land ergreift. Daneben sollen die Fachgruppen zur vollen Entfaltung kommen. Die Bauberatungsstelle hat nach den Hemmungen des Krieges ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und sucht durch ihr Wirken das heimatliche Siedlungs- und Landschaftsbild durch Einflußnahme auf die Bauweise zu erhalten, Neubauten, aber auch Um- und Anbauten auf die Umgebung einzustimmen. Die Durchsicht und etwa zugunsten des Heimatbildes erforderlichen Abänderungen erfolgen durch Fachleute, denen es, wie an Beispielen nachgewiesen werden kann, oft

[1] Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich. Erster Bericht. Linz 1914.
[2] A. v. Lenk, Naturschutz. Ein Beitrag zur Förderung der Heimatschutzbewegung in Oberösterreich. Linz 1914.
[3] Dr. W. Gärtner, Das Bauwesen im Innviertel. Ein Wort an die Innviertler Bauern. Braunau a. J. 1915.
[4] Franz Peterlechner, „Stille Nacht, Heilige Nacht". Die Geschichte eines Volksliedes. Linz 1917.

auch gelingt, die Ausführungskosten zu verringern. Baulustige werden gebeten, die Pläne der Bauberatungsstelle zur Begutachtung zu übergeben, damit die Forderungen des Heimatschutzes mit den Sonderwünschen der Bauvergeber in Einklang gebracht werden können. Viele Gemeinden tun es ja bereits, es werden aber auch die übrigen Stellen und Personen, die Bauaufträge erteilen, gebeten, der Bauberatungsstelle, die den Heimatgedanken vertritt, die Entwürfe zur Äußerung zu senden. Zuschriften und Anfragen über Bau-Angelegenheiten mögen an Baurat Karl Peters, Linz, Harrachstraße 16, gerichtet werden.

Die Fachgruppe „Naturschutz" will zunächst die Bestandaufnahme der Naturdenkmale unserer Heimat durchführen. Ein Grundstock ist bereits gelegt, leider fehlt noch vieles. Besonders alte und seltene Bäume sind heute mehr denn je gefährdet. Herrscht auch Not an Brennstoffen, so ist es doch nicht gerechtfertigt, Hand anzulegen an die Wahrzeichen so manch stillen Winkels unserer Heimat. Über 1000 Jahre senkt so manche Eiche oder Linde ihre Wurzeln in den heimischen Boden, Lust und Leid unserer Vorfahren mischte sich seit Beginn unserer geschichtlichen Sendung auf diesem Boden in ihr Rauschen — und nun gefährden Habgier und Unverstand, was uns feinsinnige Geschlechter erhalten haben. Nicht nur die Besitzer dieser lebenden Denkmale haben ein Anrecht auf sie, sondern auch die Allgemeinheit auf ihre Erhaltung. Jeder helfe mit und werde ein Anwalt der Heimat.

Alle Nachrichten über zu schützende Naturdenkmale, besonders alte Bäume, mögen an das Landesdenkmalamt, Linz, Klammstraße 9, gerichtet werden. Durch Privatverträge von Fall zu Fall muß der Schutz wirksam durchgeführt werden.

Die heikelsten und schwierigsten Aufgaben aber werden bei der unbedingt notwendigen Verbesserung der Pflanzen- und Tierschutzgesetze, im besonderen des Jagdschutzgesetzes erwachsen.

Ein erfreuliches Zeichen ist bereits zu melden. Der oberösterreichische Landesrat hat die Erlegung des Maulwurfes, dem seines jetzt so begehrten Pelzes wegen überaus eifrig nachgestellt wurde, verboten. Dieses Verbot wird bald auch auf andere Tierarten ausgedehnt werden müssen. Am besten dürfte dies im Rahmen des Jagdgesetzes durchgeführt werden können. Es sei hier daran erinnert, daß die Fischotter bis auf weiteres nicht nur in Bayern, sondern auch in einigen Schweizer Kantonen unbedingten Schutz genießt. Uns fehlt noch ein einheitliches Naturschutzgesetz, das die nötige Handhabe bietet, um von Fall zu Fall gegen die Ausrottung einzelner Tierarten schützend eingreifen zu können. Bisher sind der geschichtlichen Entwicklung des Naturschutzgedankens entsprechend Jagd-, Fischerei-, Vogelschutzgesetze und solche des Forst- und Pflanzenschutzes usw. entstanden, die sich sogar manchmal entgegenwirken. Diese Gesetze müßten der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis entsprechend geändert und vor allem vereinheitlicht werden. Dabei müßte unser Land in Gebiete verschieden nachdrücklichen Naturschutzes eingeteilt werden. (1, 2, 3 usw.). Unter 1 wären die Naturschutzparke zu behandeln, unter 2 z. B. Dachstein, Totes Gebirge, Ibmer Moos usw., unter 4 etwa Gegenden mit Getreidebau. Die Härten des Jagdgesetzes wären damit leichter zu vermeiden.

Die Fachgruppe „Heimatkunde" erachtet die Auffammlung der Volksüberlieferung, die Erschließung der Stoffquellen für eine umfassende Heimatkunde als nächstes Ziel. Auf keinem Gebiete der Heimatkunde ist ja früher an abschließende Werke zu denken, so sehr wir sie auch benötigen. Leider tut bei der Sammeltätigkeit auch Eile not, da so mancher wurzelechter Heimatzug in Sturm und Not der Zeit verblaßt. Mit der Begeisterung für die Heimatsache allein ist dabei nichts getan, wenn sie sich nicht auf klarer Erkenntnis der Verhältnisse aufbaut. Darum ist uns die Erforschung der Heimat die Grundlage, auf der die Werbearbeit für den Heimatgedanken aufbauen kann. Sie ist aber auch die Voraussetzung für eine einwandfreie Ausgestaltung des bodenständigen Unterrichtes. Da als erste größere, volkskundliche Veröffentlichungen, die das ganze Land umfassen, zunächst ein Sagenbuch und ein Werk über Sitte und Brauch durchführbar sind, will die Fachgruppe vor allem auf diesen Gebieten Vorarbeit leisten und Mitarbeiter sam-

meln. Es handelt sich zunächst um Festlegung gemeinsamer Richtlinien für die Sammeltätigkeit, das Mitwirken aller Heimatvereine, aber auch aller Heimatfreunde, die im einzelnen Sammelgelegenheit haben, ist eine unbedingte Voraussetzung, sollen wir zu wirklich vollwertigen Ergebnissen kommen. Zuschriften, die das Arbeitsgebiet der Fachgruppe „Heimatkunde" betreffen, mögen an Dr. A. Depiny, Linz, Wurmstraße 15a, gerichtet werden.

Die Darlegung des Arbeitsplanes des Vereines soll eine herzliche Aufforderung zur Mitarbeit sein, sei sie nun eine Unterstützung der Fachgruppen oder eine Werbetätigkeit für die Ausbreitung des Heimatgedankens. Denn nur eine verständnisvolle Mithilfe und ein wirksamer Zusammenschluß aller Heimatfreunde kann es der Heimatforschung und dem Heimatschutz ermöglichen, ihren inhaltsschweren Aufgaben gerecht zu werden.

Zuschriften an den Verein, Anfragen und Wünsche mögen an den Obmann Landeskonservator Dr. Oskar Oberwalder, Linz, Klammstraße 9, gerichtet werden.

Dr. A. Depiny.

Deutschösterreichisches Volksliedunternehmen, Arbeitsausschuß für Oberösterreich.

Obwohl Oberösterreich an Sangesfreudigkeit seiner Bewohner sowie Zahl und Schönheit seiner Volksweisen kaum hinter den angrenzenden Gebieten zurückstehen dürfte, ist die Sammlung oberösterreichischer Volkslieder seit jeher gegenüber den reichen Ergebnissen benachbarter Länder zurückgeblieben. Unser Heimatland gilt daher mit Unrecht vielfach als liederarm. Infolge einer Verkettung mannigfacher mißlicher Umstände ist auch die Tätigkeit des „Arbeitsausschusses zur Sammlung des Volksliedes in Oberösterreich", obwohl schon vor Jahren begonnen, längere Zeit nicht von dem erwünschten Erfolge begleitet gewesen. Ansätze zu einem vielversprechenden Aufschwunge zeigten sich im Frühjahre 1914, da unterbrach der Krieg jählings die Weiterarbeit. Während dessen Dauer sammelte Dr. Hans Commenda viele Soldatenlieder daheim und im Felde, sonst aber ruhte die Arbeit völlig. Die Jahre 1914 bis 1918 waren für den Arbeitsausschuß insofern auch schicksalsschwer, als ihm in dieser Zeit der verdienstvolle Obmann, Regierungsrat Dr. Anton Matosch und drei der tätigsten Mitglieder, Dechant Norbert Hanrieder, Oberlandesgerichtsrat Ludwig Pauli und Regierungsrat Dr. Josef Pommer, durch den Tod entrissen wurden. Neuerdings schien die edle und echt heimatliche Sache des Volksliedes in Oberösterreich begraben zu sein.

Doch schon der Herbst 1918 brachte uns erfreulicherweise die Wiederaufnahme unserer Wirksamkeit und neue Schaffensfreude. Auf Ersuchen des Präsidiums des leitenden Hauptausschusses übernahm damals Sektionschef d. R. Dr. Heinrich Heidlmair die vorläufige Leitung des Arbeitsausschusses für Oberösterreich. Er wurde dann in der Sitzung vom 11. September 1919 einstimmig zum Obmann gewählt und trat bald darauf auch als derzeitiger Vorsitzender des leitenden Hauptausschusses in Wien an die Spitze des Gesamtunternehmens.

Unter seiner Führung wurden zunächst die Arbeiten in Oberösterreich wieder aufgenommen und teilweise auch in neue, aussichtsreiche Bahnen geleitet; durch ihn wurden ferner die gesamten Ergebnisse der bisherigen Sammeltätigkeit, wie sie Regierungsrat Dr. Matosch in Wien verwahrt hatte, nach Linz übertragen, auch wurde im Museum Francisco Carolinum durch das besonders dankenswerte Entgegenkommen des Präsidiums ein sicherer Verwahrungsort für sie und ein geeigneter Arbeitsraum gesichert.

Die Sammlung hat durch die Beiträge der Herren Dr. Franz Berger (Sammlung des Bauernknechtes Preisinger), Dr. Hans Commenda (selbstgesammelte Lieder), Dr. Heinrich Heidlmair (Sammlung des verstorbenen Oberlandesgerichtsrates Ludwig Pauli), Dr. Ernst Jungwirth (selbstgesammelte Lieder), Dr. Hans Schnopfhagen (eigene Ländlersammlung) erfreulichen Zuwachs erfahren. Die Zöglinge der Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anstalt wurden im Juli 1919 vom Obmanne des Arbeitsausschusses und ihrem Professor Franz Neuhofer für

die Ziele und Zwecke des Unternehmens gewonnen, um ihre Mitarbeit besonders in den Ferien ersucht und mit Sammelanleitungen beteilt. Schriftführer Dr. Hans Commenda entfaltete im Sommer 1919 eine eifrige und erfolgreiche Sammeltätigkeit im Steyrer Bezirke.

Freilich, großzügige Sammelreisen sowie ein einheitlicher Ausbau der Sammelarbeit im ganzen Lande sind bei den derzeitigen Verhältnissen — infolge der ungünstigen Reiseverhältnisse und Verpflegsschwierigkeiten — leider noch nicht möglich.

Die Bibliographie des oberösterreichischen Volksliedes sowie die Buchung der Sammelergebnisse wurden im Einvernehmen mit dem leitenden Hauptausschuß nach einheitlichen Gesichtspunkten angebahnt.

Der Arbeitsausschuß für Oberösterreich besteht derzeit aus folgenden Mitgliedern: Sektionschef d. R. Dr. Heinrich Heidlmair, Linz (Obmann), Professor Dr. Hans Commenda, Linz (Schriftführer), Regierungsrat Hans Commenda, Linz, Magistratsrat d. R. Josef Kränzl, Ried, Professor Franz Neuhofer, Linz, Hofrat Anton Rossi, Linz, Lehrer Ferdinand Schaller, Ebensee, Primarius Dr. Hans Schnopfhagen, Wien, Rechtsanwalt Dr. Karl Teutschmann, Linz (Mitglieder); Ehrendomherr Georg Wagnleithner, Grieskirchen, Schriftsteller Dr. Kurt Rotter, Wien (korrespondierende Mitglieder).

Dem Arbeitsausschuß in der Landeshauptstadt stehen die „Viertel-Referenten" in den einzelnen Teilen des Landes als Hilfsorgane zur Seite, die sich selbst wieder der Beratung und Mitarbeit sachkundiger Personen bedienen.

Viertel-Referenten sind dermalen: Professor Rudolf Dechant, Freistadt (Mühlviertel); Schulleiter Theodor Berger, Kimpling (Hausruckviertel); Magistratsrat d. R. Josef Kränzl, Ried (Innviertel); Lehrer Ferdinand Schaller, Ebensee (Traunviertel).

Besonderes Augenmerk aber fand in jüngster Zeit das notwendige Gegenstück zur Aufsammlung, die Vermittlung und Verbreitung des Volksliedes durch Wort, Lied und Druck. In dieser Hinsicht bedeutet das Jahr 1919 einen Wendepunkt in der Tätigkeit des Arbeitsausschusses, da er von nun an neben der rein wissenschaftlichen, aufnehmenden Sammeltätigkeit auch die volkstümliche, wiedergebende und anregende Werbe- und Aufklärungsarbeit für seine Ziele pflegen und in seiner Art dem zeitgemäßen Gedanken dienen will, die Vertiefung des Heimatsgefühles der gesamten Jugenderziehung und Volksbildung zugrunde zu legen. In diesem Sinne ist Schriftführer Dr. Hans Commenda im Rahmen von Volksliedaufführungen in der Realschule, den Vereinen „Heimatschutz" und „Kränzchen" in Steyr sowie bei den „Hoamatgsangabenden des Bundes oberösterreichischer Mundartdichter" im ganzen Lande tätig gewesen. Gleichen Zwecken diente der mit großem Beifalle aufgenommene Volksliederabend in Linz am 28. Juni 1919 sowie die erste Veröffentlichung des Arbeitsausschusses, das Heftchen „Hoamatklång", Linz 1920 bei Fidelis Steurer erschienen, das 25 oberösterreichische Volksweisen mit Noten, gesammelt von Dr. Hans Commenda, enthält.

Möge die eindringliche, im Vorworte ausgesprochene Bitte „Helfet uns suchen, liebe Landsleute!" nicht ungehört verhallen!

Der Ausschuß.

Nachwort der Schriftleitung.

Der Arbeitsausschuß, der nun daran geht, nach all den Kriegshemmungen seine Sammeltätigkeit wieder aufzunehmen und zu erweitern, wird hoffentlich überall Verständnis und Unterstützung finden. Die Sammler aber, die sich in den Dienst des Volksliedes stellen, seinem urkräftigen Borne lauschen, mögen nicht vergessen, daß das Volkslied, ja auch der weitere Kreis der Volksdichtung, nur ein Teil des zu bergenden, gefährdeten Volksgutes ist, und die Gelegenheit nicht verabsäumen, alles zu sammeln, was ihnen an volkskundlichem Stoffe unterkommt. Die Schriftleitung der Heimatgaue und alle Heimatvereinigungen sind mit Rat und Hilfe gern zur Hand. Der Volksliedausschuß selbst wird in seiner Tätigkeit bedeutsame Förderung erfahren, wenn es ihm gelingt, sich mit den Heimatvereinen, die auch die Heimatsammlung pflegen, darüber zu einigen, inwieweit zum gemeinsamen Ziele gemeinsame Wege führen. Je enger sich das Zusammenwirken aller Heimatfreunde gestaltet, desto umfassender werden die Sammelergebnisse, desto lebendiger wird der Heimatschutz werden.

Dy.

Unser Landesmuseum.

Die Sammlungen des Museums Francisco Carolinum gehen nunmehr in den Besitz des Landes Oberösterreich über. Der Musealverein bleibt aber als solcher bestehen. Damit tritt das Linzer Landesmuseum in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung. Es sind 86 Jahre seit seiner Gründung verflossen.[1] Der bekannte Geschichtsschreiber Franz Kurz, Chorherr des Stiftes St. Florian, gab den ersten Anstoß zur Vereinigung einer Anzahl Männer, welche sich voll warmer Liebe zur Heimat anfangs der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts zur Gründung einer Gesellschaft zusammenfanden, welche berufen sein sollte, die politische und Kulturgeschichte und die Boden- und Naturverhältnisse unseres Landes zu erforschen. Zu Anfang des Jahres 1833 fanden Besprechungen geistesverwandter Männer statt und am 10. Februar 1833 beschloß diese Gesellschaft von Heimatfreunden die Gründung eines Landesmuseums. Besonderen Anteil hatte Landrat Anton Ritter von Spaun. Schon am 1. November 1833 konnte der Verein ins Leben treten. Im Juli 1834 fand die erste Hauptversammlung statt und die Tätigkeit des Vereines begann. Gedacht war das Museum von seiner Gründung an als Boden, auf dem sich alle Freunde der Heimat, ohne Unterschied ihrer äußeren Verhältnisse und ihrer politischen Anschauung zusammenfinden sollten. Am 18. März 1835 bestätigte Kaiser Ferdinand die Satzungen des Museums, nach welchen der jeweilige Landeschef oberster Vorstand der Anstalt war. Der Titel des Vereines lautete „Verein eines vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns und das Herzogthum Salzburg", denn Salzburg bildete mit Oberösterreich eine Verwaltungseinheit. Das damalige ständische Verordneten-Kollegium räumte dem Museum, das schon eine beträchtliche Anzahl von Sammlungsgegenständen erworben hatte, vorerst einige Zimmer des jetzigen Landesarchives, nach und nach aber das ganze Haus zur Aufstellung der Sammlungen ein. Die Teilnahme der Öffentlichkeit für die fort und fort wachsenden Sammlungen gestaltete sich erfreulich. Die Verwaltung des Museums arbeitete mit rastlosem Eifer, sie gab auch anfänglich Quartalberichte, dann von 1839 bis 1844 ein eigenes Quartalblatt heraus, das eine große Anzahl wertvoller Beiträge zur Förderung der Landeskunde enthält.[2] Im Jahre 1840 wurde dem vierten Jahresberichte die erste Lieferung der „Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns" beigegeben. Als im Jahre 1839 Erzherzog Franz Karl, der Vater des Kaisers Franz Josef, das Protektorat über das Museum übernahm, nannte sich der Verein nach ihm „Museum Francisco Carolinum"; der Name ist geblieben. Schon im Jahre 1839 begannen auch die Vorarbeiten zum oberösterreichischen Urkundenbuche, dessen Druck 1852 begonnen wurde und das bisher neun Bände umfaßt, welche Urkunden vom Jahre 777 bis zum Jahre 1400 enthalten.[3] Zum erstenmal erlitten im Jahre 1844 die Verhältnisse des Museums eine schwere Trübung; sie wurde veranlaßt durch die Gründung eines selbständigen Museums in Salzburg. Die Mitglieder aus Salzburg traten aus dem Verein und der bisher reichliche Zufluß von Widmungen und Geschenken aus Salzburg hörte auf. Es trat eine Entmutigung ein, die Zahl der Mitglieder sank auf die Hälfte und die Herausgabe des Musealblattes mußte eingestellt werden. Da kam dem Musealverein ein unerwartetes glückliches Ereignis zustatten, die Auffindung der Hallstätter Gräber im Jahre 1846. Den Bemühungen des Verwaltungsrates gelang es, eine bedeutende Anzahl der wichtigsten Funde aus jener dunklen Frühzeit unseres Heimatlandes zu erreichen. Es wurde der Grund zu der wertvollen Altertümer-Sammlung gelegt, die heute noch einen Glanzpunkt unseres Museums bildet und die in ihrer Bedeutung nur von der Sammlung des Wiener Hofmuseums erreicht wird.

[1] Vgl. fortlaufend die Jahresberichte. Sie setzen 1835 ein: Erster Bericht über die Leistungen des vaterländischen Vereines zur Bildung eines Museums. Linz 1835.

[2] Museal-Blatt. Zeitschrift für Geschichte, Kunst, Natur und Technologie Oesterreichs ob der Enns und Salzburgs. 1839/40—1844.

[3] Urkunden-Buch des Landes ob der Enns. Herausgegeben vom Verwaltungsrat des Museums Francisco Carolinum in Linz. Wien. Band: I, 1852; II, 1856; III, 1862; IV, 1867; V, 1868; VI, 1872; VII, 1876; VIII, 1883. Linz. Band IX und Index, 1906.

Der Ruf des Museums drang dadurch bis in weite Fernen. Die große politische Bewegung des Jahres 1848 brachte aber einen Stillstand in das Wirken des Museums. Bis 1852 konnte keine Hauptversammlung mehr gehalten werden. Im Jahre 1850 wurde der Grund zur geologischen Sammlung gelegt. Leider blieb das nun vorherrschende Wirken der Anstalt in geologischer Richtung nicht ohne hemmenden Einfluß auf die übrigen Zweige des Museums. Die kulturhistorischen Sammlungen fanden gerade in der für ihre Ausgestaltung wichtigsten Zeit mindere Berücksichtigung und wurden von den naturwissenschaftlichen Aufstellungen verdrängt. Die einseitig sich vordrängende Richtung schuf dem Verein Gegner. Die mehrfach genommenen Anläufe zu einer Neugestaltung blieben erfolglos, doch geschah immerhin viel Dankenswertes und gerade in diese Zeit der mißlichsten Verhältnisse der Anstalt fällt die Gründung mehrerer Sammlungen. Im Jahre 1869 trat eine entscheidende Umgestaltung des Verwaltungskörpers ein. An Stelle des Statthalters als obersten Vorstandes wurde von nun an vom Verein ein Präsident des Vereines gewählt. Es kam die kulturhistorische Abteilung wieder zu höherer Geltung und im Jahre 1873 waren die Sammlungen so weit gediehen, daß sich der Mangel an Raum schwer fühlbar machte. In dieser Zeit setzt auch das Bemühen um Gewinnung eines eigenen Gebäudes ein. In das neu zu erbauende Museum sollte auch die öffentliche Studien-Bibliothek aufgenommen werden. Die Verhandlung hierüber gedieh bis zum Abschluß, als aber später die Landesvertretung die Aufnahme der Bibliothek in das neue Museum ablehnte, mußten die Verträge wieder gelöst werden. Auch das Bewerbungsausschreiben zur Erlangung von Bauentwürfen blieb damals fruchtlos. Erst 1882 wurde der Plan neuerlich aufgenommen und die Preisausschreibung 1883 führte zur Annahme des Entwurfes von van Els und Bruno Schmits, nach welchem auch der Neubau aufgeführt wurde. Er wurde im Jahre 1892 vollendet. Der mißliche Vermögensstand gestattete aber nur allmählich die Aufstellung der Sammlungen im Gebäude und erst am 29. Mai 1895 konnte das Museum dem allgemeinen Besuche geöffnet werden. Man hat in Linz in weiten Kreisen allzu geringe Kenntnis von den Schätzen, die unser Musealgebäude birgt, obwohl heute unser oberösterreichisches Landesmuseum bereits einen wohlbegründeten Ruf hat.

Seit dem Einzug ins neue Heim konnten durch die vom Museum unternommenen erfolgreichen Ausgrabungen in Uttendorf und Überackern, dann am Gansfuße bei Gilgenberg der prähistorischen Sammlung reiche Funde zugeführt werden, darunter das weitberühmte Golddiadem von Uttendorf; ein Kunstkenner und Sammler ersten Ranges, Graf Ludolf, vermachte ihm einen Großteil seiner kunstgewerblichen Sammlungen, die Alt-Linzer Familie Rucker, seit Jahren eine Gönnerin des Museums, spendete Alt-Linzer Hausrat und Schmuck und dem Museum selbst gelang es, den Schwanenstädter Fund zu erwerben, das viel bewunderte Sensenschmiedzimmer aufzustellen und den Grund zu einer Sammlung modernen Kunstgewerbes zu legen. Auch das naturhistorische Museum wurde nicht vernachlässigt. Wertvolle Sammlungen wurden dem Museum von den Eigentümern geschenkweise überlassen, oder vom Museum erworben und zahlreiche Einzelspenden kamen hiezu.

Die beiden Abteilungen des Museums, die kulturgeschichtliche und die naturgeschichtliche Sammlung, sind gleichwertig und jede an sich ein Stolz für das Land. Der Musealverein hat aber nicht allein die Aufgabe, die Sammlungen des Museums zu vervollständigen, er vertritt ja auch den in Oberösterreich noch fehlenden historischen Verein und seine in den letzten Jahren infolge der mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse vorübergehend unterbrochenen Beiträge zur Landeskunde weisen schon die stattliche Anzahl von 67 Lieferungen auf und enthalten grundlegende Heimatforschungen. Es drängt sich nun die Frage der weiteren Entwicklung unseres oberösterreichischen Landesmuseums gebieterisch auf. Die Übernahme der Sammlungen durch eine öffentliche Körperschaft wäre über kurz oder lang zur Tatsache geworden, wie dies bei allen Museen der alten Monarchie, mit Aus-

nahme des Innsbrucker schon früher der Fall war. Bei uns fand stets das Museum beim Lande werktätigen Beistand seit seiner Gründung und es wurde auch seit jeher als Landesmuseum betrachtet. Die Sammlungen und der Wirkungskreis des Musealvereines haben einen Umfang angenommen, welcher die Ausgestaltung durch einen Privatverein allein kaum mehr möglich macht. Schon nach dem Bezuge des Neubaues ergab sich die Notwendigkeit, neben der bisherigen aufopfernden freiwilligen Arbeit in der kulturhistorischen Abteilung einen Fachmann mit der Obhut über die Sammlungen zu betrauen und unmittelbar vor dem Kriege trat für die naturgeschichtliche Abteilung der gleiche Fall ein. Damit war aber der erste Schritt zur „Verländerung" des Museums geschehen, welche die Musealleitung schon lange erwogen hatte und die durch die mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, in welche der unselige Krieg auch das Linzer Museum gebracht hatte, nur beschleunigt wurde. In Hinkunft wird das Landesmuseum und der Musealverein nebeneinander, besser gesagt miteinander bestehen, der Musealverein soll die Bestrebungen des Museums fördern, in einem zu schaffenden Kuratorium ist er vertreten, und neben dieser seiner Haupttätigkeit wird er auch wie bisher in Wort und Schrift für die Landeskunde zu wirken bestrebt sein müssen. In dieser Hinsicht haben ihm die letzten traurigen Jahre hemmende Fesseln angelegt.

J. Wimmer (Linz).

Das „Heimathaus" in Braunau am Inn.

Nur wenige Orte im Lande haben das baulich schöne Stadtbild längst verklungener Jahrhunderte so getreulich bis in die Gegenwart herübergerettet wie die alte Wasserfestung Braunau am Inn. Zwar fiel auch hier in der Jahre Lauf manch altschönes Bauwerk der Zeit einer wütenden Feuersbrunst oder menschlich unmenschlicher Verschönerungssucht zum Opfer. Aber immer noch gibt es in Braunau genug der alten Wunder zu schauen. Es sei nur auf die Festungsmauer am Inn und die einstigen Wehrgräben hingewiesen, auf die hübschen Steinbrücken und den mächtigen Turm von St. Stephan mit dem absonderlichen Barockhelm auf seiner gotischen Reckengestalt, von keinem Turm des Landes an wuchtiger Erhabenheit übertroffen.

Da ist es leicht begreiflich, daß in Braunau schon früh eine Heimatschutzbewegung einsetzte, daß diese alten Bauschätze schon vor Jahren ihre treuen Hüter fanden, die deren Zerstörung oder auch nur Verunstaltung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenarbeiteten. Aber auch die umgebenden Orte des Bezirkes, selbst viele einzelne Bauernhöfe wiesen vieles an künstlerisch oder kulturgeschichtlich Wertvollem auf und so mußte sich die Heimatschutzbewegung naturgemäß auch auf das Land erstrecken. Da galt es, nicht nur unnötige Verschandelung oder gar Beseitigung der alten Bauweise zu verhindern, sondern insbesondere auch der Verschleppung kunstgewerblich schöner Altertümer durch gewinnsüchtige Händler in den Weg zu treten. Dies waren die Hauptaufgaben, die sich die Braunauer Heimatvereinigung stellte. Manch altes Gerät aber, dessen Zeit um war, konnte im Laufe der Jahre in seiner Art am alten Platz nicht mehr bestehen. So mußte es, sollte nicht irgend eine bäuerische Rumpelkammer sein Grab werden, einen bleibenden Aufbewahrungsort finden. Damit war der Gedanke angeregt, in Braunau ein Heimatmuseum zu errichten, darin alles, was an kulturgeschichtlichen Erinnerungen und an kunstgewerblichen Wertgegenständen gegen Verfall zu schützen, vor Verschwinden zu retten, der Vergessenheit zu entreißen war, gesammelt und der Nachwelt aufbewahrt werden sollte.

Nach Überwindung unendlich vieler Schwierigkeiten, nach jahrelangem Ankämpfen gegen Gleichgültigkeit, Geringschätzung, Mißgunst, ja selbst offenen und noch mehr versteckten Feindseligkeiten, die dem Plane einer Museumsgründung von den verschiedensten Seiten sich entgegenstellten, fand dieser endlich im Jahre 1916 seine Verwirklichung mit der Einrichtung des „Heimathauses" in Braunau, als dem Hauptort des Bezirkes, für den es bestimmt war. „Heimathaus" — nicht wie herkömmlich der Brauch „Museum" — benannte man diese heimatliche Sammelstätte. Schon der Name sollte einen hei-

matlichen Klang tragen und ihm jeder fremde Beigeschmack fehlen, wie ja das Gebäude selbst für die Stadt, den Bezirk, ja den ganzen Inngau als ein trautes Heim der Erinnerungen bestimmt war. Das Haus allein war eine Erwerbung, wie sie günstiger kaum hätte gemacht werden können. Eine Glockengießerei aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, ist es als die sogenannte alte „Scheibe" die Stammutter einer großen Zahl der heimatlichen Kirchenglocken. Dabei zeigt es mit seinem luftigen Erkervorbau und dem spitzen Giebeldach schon von außen neben dem zackengekrönten Benefizianten-Stöckl eines der lieblichsten unter den Braunauer Altstadtbildern. Im Innern harrt die alte Glockengießerwerkstatt noch ihrer Wiedereinrichtung nach früherem Muster durch den letzten Besitzer, den Glockengießer Anton Gugg, die einer neuen „Bronzezeit" vorbehalten bleiben muß. Ansonsten aber ist die Umgestaltung zum Heimathaus und seine Einrichtung bereits zum Großteil durchgeführt. Der Bau besteht aus zwei Häusern. Das gassenseitige Vordergebäude enthält ebenerdig die eben erwähnte Glockengießerei und einen Verbindungsraum, darin neben einem sehenswerten alten Haustor mit Pesttürchen und Pestkreuz ein buntbemaltes Scheunentor als Denkzeichen altheimischer Bauernhausverzierung steht, während ringsherum schmiedeeiserne Grabkreuze, Glanzstücke heimischen Kunstgewerbes, an eine Zeit erinnern, in der unsere Friedhöfe noch nicht öden Steinmetzwerkstätten gleichsahen, wie dies heute der Fall ist. Im ersten Stock ist eine Bürgerwohnung, bestehend aus Wohnraum und Küche, eingerichtet. Das Wohngemach stellt ein bürgerliches Musikerzimmer aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts dar und bietet mit seinen alten Spinetten und seinem lauschigen Erkerwinkel ein wunderhübsches Bildchen, insonderheit, wann die Sonne durch die anheimelnden Butzenscheiben hereinglitzert und die alten Barockstühle übergoldet. Im Stockwerk darüber enthält ein Raum alte Braunauer Bürgertums-Erinnerungen wie Innungszeichen und Zunftladen ehemaliger Handwerker-Genossenschaften, Ölbilder berühmter Stadtbürger und als größte Sehenswürdigkeit den Bart des Hans Steininger, weiland Ratsherrn zu Braunau, der der Sage nach bei einem Brand ums Leben kam, da er in der Eile vergaß, seinen ellenlangen Bart aufzuwickeln, über die Stiege fiel und sich das Genick brach. Außerdem ist in diesem „Braunauer Zimmer" die Entwicklung der Stadt aus der alten Wasserfestung in einer Reihe alter Stiche und Drucke zu sehen. Nebenan im Büchereizimmer ist das Heimatarchiv untergebracht. Dieser Raum — bei größerer Besucherzahl das „Braunauer"-Zimmer — dient auch als Versammlungsort für die allwöchentlichen Heimatabende.

Das raumgrößere Hinterhaus — mit dem Hauptgebäude durch Gänge verbunden, in denen gleichfalls verschiedene Sammelgegenstände aufgestellt sind — enthält das wertvollste Schaustück des ganzen Heimathauses, die Altinnviertler Bauernwohnung. Sie besteht aus einem Vorraum, der die vordere Außenseite eines Bauernhauses darstellt, einem Flurgang, der Bauernstube nach altem Vorbild, einer Küche, die nach frühestem Muster den Backofen eingebaut enthält und einer Speis, die der Küche angegliedert ist. Während im Vorraum allerlei bäuerlicher Hausrat, wie die Geräte der Leinwandbereitung, Flachshachel, Garnhaspel, Spinnrocken, Webstuhl, ferner alte Bauernschlitten, sogenannte „Goaßl", Maße und Gewichte, Laternen, Wagen, Hacken zur Schau gestellt sind, hängen und liegen im Flurgang die verschiedensten Handwerkszeuge des Bauern, der ja früher vielfach auch sein eigener Tischler und Zimmermann war. Eine schön geschwungene alte Tür führt von dort in des Hauses Schatzkästchen, die Altinnviertler Bauernstube. Gleich beim Eintritt bleibt der Blick des Beschauers im „Herrgottswinkerl" festgebannt. Da bewundert er den mächtigen Eichentisch mit eingelegter Jahreszahl 1634, darüber der heilige Geist in der Glaskugel schwebt und das buntbemalte Wandschränkchen mit dem Herrgott am Kreuz darüber. Ein Gegenstück zum Herrgottswinkerl bildet der riesige Kachelofen mit der „Ofenbänk" herum und der niedlichen Wiege nebenbei. In der Küche stehen am offenen Herd Bratspieß und Feuerböcke, während Wandborde mit den gebräuchlichen Pfannen,

Schüsseln, Tellern bestellt sind. Die Ergänzung des Küchenrates ist in der Speis nebenbei untergebracht.

Von der Bauernhausabteilung führt eine prächtige, Holznagel beschlagene „Hintertür" in die Allgemeine Sammlung mit den Hauptgruppen: Vorgeschichtliche Funde, altheimisches Kunstgewerbe, altbürgerlicher Schmuck und Trachten, kulturgeschichtliche Erinnerungen, Volksglaube und Sympathieheilkunde, christliche Kunst vergangener Jahrhunderte. Unter den vorgeschichtlichen Funden des Bezirkes, deren schönste und wertvollste wie der Uttendorfer Goldschmuck und die Sunzinger Schnabelkanne, allerdings im Linzer Landesmuseum aufbewahrt sind, ist ein Skelett aus den Überacker Reihengräbern erwähnenswert, außerdem kleinere Ausgrabungen der Bronze-, Eisen- und späteren Römerzeit, deren ja bekanntlich gerade im Braunauer Bezirk sehr viele geglückt sind. An kunstgewerblichen Gegenständen sind am stärksten die eisengeschmiedeten vertreten. Neben schönen Oberlichten, wie sie heute noch überm Eingangstor manch alten Bürgerhauses angebracht sind, fallen besonders die mächtigen, alten Türschlösser samt ihren Schlüsseln und Schloßverzierungen auf. Diese Gruppe enthält auch die alten Beleuchtungsgeräte, als da sind: Kienspanhalter, Talgkerzenleuchter, Lichtputzschere und Feuerschläger. Pferdebisse und alte Hufeisen, allerlei Messer und Bestecke, ein Hohlhippen- und ein Hostieneisen vervollständigen den eisernen Bestand dieser Gruppe. Unter den Tongeräten fällt das schöne Modell eines Renaissanceofens besonders auf, neben den Riesentöpfen aus schwarzer Passauer Erde und alten Hirschornamentkacheln aus dem benachbarten Salzburgerland. Als kleine Kunstwerke der Holzschnitzerei sind die liebevoll ausgearbeiteten Lebkuchenmodelle sehenswert. Dem Glasschrank, dessen Inhalt altbürgerlicher Schmuck bildet, gereichen zur besonderen Zierde zwei prächtige Goldhauben, einst der wirksamste Kopfputz der wohlhabenden Bürgersfrau. Ein Kästchen mit alten Knöpfen überliefert auch die männlich-bäurische Eitelkeit der Nachwelt. Von den kulturgeschichtlichen Schaustücken seien erwähnt: Das Felleisen eines Braunauer Bürgers aus der alten Wanderburschenzeit, eine Sammlung von Hungerbroten und Münzen, zurückreichend bis in die Franzosenzeit und eine reichhaltige Zusammenstellung von Raufwerkzeugen der Innviertler Bauernburschen, wie sie den Gerichtsakten älterer und neuerer Zeit als „corpora delicti" beigelegt waren. Die reichhaltige Sammlung aus dem Gebiete des alten Volksglaubens, der bis heute auf dem Lande lebendig blieb und der Sympathieheilmittel, die gleichfalls auch jetzt noch Anwendung finden, wird leider von den Besuchern viel zu wenig beachtet, wiewohl sie kulturgeschichtlich zum wertvollsten und sehenswürdigsten Bestand des Heimathauses gehört.

Diese Gruppe bildet den Übergang zu den christlichen Votivgeräten und Weihebildern, die dem kirchlichen Teil der Sammlung angehören. Hier stehen auch einige bunt bemalte Totenschädel mit aufgeschriebenem Namen und Todesjahr des einstigen Eigentümers. Die eigenartige Sitte, Totenschädel nach der Ausgrabung bunt zu bemalen und im Beinhaus aufzustellen, war sogar im Braunauer Bezirk ziemlich häufig und wohl kaum irgendwo im Lande findet man so viele derartige Schädelstätten als gerade in der Braunauer Umgebung. Hübsch geschnitzte Hauskreuze, hölzerne Heiligenfiguren und ein wertvoller geschnitzter Christus am Kreuz aus der Zeit der Gotik bilden den Abschluß dieser letzten Großgruppe.

Der heimatliche Reiz dieser Sammlungen wird noch erhöht durch die wundervolle Lage des Hinterhauses. Vom Fenster aus gleitet der Blick hinab in das liebliche Hausgärtlein am Stadtwall und darüber hinunter in die schwarz-grüne Enknach, die gleich nebenan in den grauen Innstrom mündet. Seine Ufer entlang stromaufwärts schimmert wie ein silberner Rahmen zu dem glänzenden Bild das unabsehbare Buschwerk der Stadtau, darüberhin das entzückte Auge an den bläulichen Kuppen des Simbacher Hügellandes sich erfreut, während auf der anderen Seite neben den kunstvollen Giebelverschneidungen der Häuser über die Stadtmauer das malerische Bergkirchlein Ranshofen herein winkt.

So ist im Heimathaus der altheimischen Kultur und Kunst auch die Heimatnatur,

die nicht weniger des Schutzes bedarf, beigesellt, ein Sinnbild der Braunauer Heimatvereins-Bestrebungen, Volkskunde und Landschaftskunde gleich eifrig zu pflegen.

Dr. W. Kriechbaum (Braunau a. J.).

Eine Heimsammlung.[1]

Dozent Dr. Hüsing hatte vollkommen recht, als er mir gegenüber bei seinem Besuche in Schärding der Meinung Ausdruck gab, wie schön und bezeichnend es sei, daß Braunau für sein Museum die Bezeichnung „Heimathaus" geschmiedet, daß es nicht den für kleinere Verhältnisse etwas bombastisch klingenden Namen „Museum" gewählt habe. Das Wort „Heimathaus" beinhalte eine klare Verständlichkeit über Art und Zweck des zu Schauenden, während der Begriff „Museum" ein weiter gedehnter ist, der keine begrenzte Vorstellung hat und daher den Absichten der Heimatkunde fremder bleibt. Man überlasse, meint Dr. Hüsing, die Bezeichnung „Museum" den Landeshauptstädten und Ortlichkeiten, die weitausgreifende, also mehr allgemeine Sammeltätigkeit entfalten, und nenne die heutigen Lokal- und Ortsmuseen einfach „Heimathaus", da wird jedermann genau wissen, was gemeint ist, und es wäre nicht zu vergessen, daß mit der Wahl eines so einfachen, schlichten Namens auch schon das Arbeitsprogramm für Heimatkunde in der Form konkreter Anschaulichkeit richtig und scharf gegeben wäre. Wer möchte diese Auffassung nicht teilen? Der Heimatkunde das Heimathaus! Wenn man auch der Anschauung sein will, daß es sich in dieser Frage nur um eine Formsache handle, und daß auch die Bezeichnung „Museum" allgemein verstanden wird, so erscheint mir die Äußerung Dr. Hüsings beachtenswert auch aus dem Grunde, weil dadurch die heute noch nicht ganz erstorbene Scheelsucht der Landesmuseen auf die in jüngster Zeit entstandenen Ortsmuseen ein vollkommen überwundener Standpunkt werden könnte.

Aus dem Gesagten wäre wohl der Schluß zu ziehen, daß es sich empfehlen dürfte, der gedachten Anregung ein Augenmerk zu schenken und zu erwägen, ob der Gedanke für unser Heimatland nicht aufzugreifen wäre.

So weit ich die hierortigen Auffassungen in dieser Frage zu beurteilen vermag, glaube ich annehmen zu dürfen, daß ohne jede Schwierigkeit das hiesige Stadtmuseum die Umtaufung in „Heimathaus" vornehmen würde, und es würde die letztere Bezeichnung auch getreu und wahrhaftig sein. Dies zu erläutern ist eigentlicher Zweck dieser Zeilen, die in ihrem folgenden Teile, eine Einladung des Herausgebers der „Heimatgaue", über die Entstehung, Entwicklung und Einteilung des hiesigen Stadtmuseums einiges mitzuteilen, ihren Ausgangspunkt haben.

Die Anregung zur Gründung einer städtischen Sammlung ist anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Sparkasse 1894 gegeben worden und unerwartet schnell auf günstigen Boden gefallen. Die Stadtgemeinde hat unter Leitung des damaligen Bürgermeisters Karl Altmann dem Bestreben einzelner die tatkräftigste Unterstützung zuteil werden lassen und hat durch Überlassung des aus dem Jahre 1583 stammenden, baulich unveränderten, ehemaligen äußeren Burgtores (1905) die Unterbringung der gesammelten Gegenstände in der Weise zum Abschlusse gebracht, daß es besser, sachgemäßer, und man darf wohl sagen anziehender in unserer Stadt gar nicht gedacht werden könnte. Eifrige und begeisterte Werber für die ins Leben gekommene Sache sind dem Musealverein[2] erstanden. Aus allen Familien und Häusern aus den umliegenden Gemeinden stammen der Gegenstände großer Zahl. Nicht aufdringlich, sondern meist mit der Bemerkung „wenns überhaupt zu brauchen ist, wollen Sie es behalten", bei wertvolleren Dingen „dort, im Museum, ist es am besten aufgehoben", wurden die Gegenstände gebracht und, was das überaus Erfreuliche war, alles geschenkt. Mit ganz geringer Ausnahme gegen Vorbehalt. Der Musealverein hat jedem Spender nicht nur pflichtgemäß ein Dankschreiben auch für den geringsten Beitrag zukommen lassen, er hat auch im „Schärdinger Wochenblatt"

[1] Das Schärdinger Stadtmuseum. Ueber seine Entstehung und Entwicklung vgl. die seit Februar 1905 erscheinende Beilage zum Schärdinger Wochenblatt „Der Sammler".

[2] Als „Gesellschaft zur Begründung und Erhaltung einer städtischen Sammlung, sowie zur Erhaltung des baulichen Charakters der Stadt" am 17. Jänner 1905 begründet.

alle Einläufe genau besprochen und die einzelnen Spender gewissenhaft angeführt, was der Sammeltätigkeit zum Vorteile war. Es hat also bei dem „Werden" das große Entgegenkommen, die freiwillige Mithilfe der Presse maßgebend zu dem Enderfolge beigetragen. So war es gekommen, daß nach dreijähriger Tätigkeit die sämtlichen Räume des Torgebäudes mit Gegenständen der Heimatgeschichte und zum Teile der Vaterlandsgeschichte belegt waren.

Damit war das Heimathaus, heute noch Stadtmuseum genannt, auch vollendet. Daß es obigen Namen wohl verdient, möge ein flüchtiges Durchschauen der einzelnen Räume dartun. Die Wände der Aufgangsstiegen sind mit den Bildern der seinerzeitigen Grundherrschaften des Bezirkes (nach Merian) geschmückt. Der Vorraum im 1. Stock zeigt zahlreiche Heiligenstatuen, teils aus Privathäusern, teils aus aufgelassenen Kapellen der nächsten Umgebung stammend, Aquarellbilder von Alt-Schärding (gemalt von Statthaltereirat Ritter von Hebenstreit), sowie Familienbilder in Öl gemalt.

Das erste Zimmer ist den beiden Söhnen der Stadt, dem Barden M. Denis und J. E. Lamprecht, dem verdienten o.-ö. Geschichtsforscher, dem Verfasser der Geschichte der Stadt Schärding, gewidmet.

Es schließt sich das Zimmer für Volkskunde und Vaterlandskunde an. Biedermeiersachen, alles aus dem Besitze der Schärdinger Familien, worunter viele Kinderarbeiten, sowie die lange Reihe von Sympathie- und Heilmitteln (Fraisenhauben und -betten), gleichen Ursprunges sind. Erinnerungen an das Jahr 1848, mit besonderer Berücksichtigung der hier bestandenen Nationalgarde.

Diesem Zimmer schließt sich das Zimmer der Gewerbegeschichte an mit Zunfttruhen, Zechschildern, Kostümen und Handwerksarbeiten. Der benachbarte Raum ist eine bürgerliche Wohnstube einfacher Art mit Ölgemälden alter Bürgerskinder, mit dem großen Zinnschrank, dem Stolze der Hausfrau. Der vollbesetzte Zinnschrank enthält ausschließlich Zinngeschirre, die in Schärding erzeugt, mit Meistermarke und Stadtpunze versehen sind. Ein weiteres kleines Gemach zeigt die Geschichte der Umgebung. Hier sind auch die vorgeschichtlichen Funde eingeteilt, sowie Bauerntrachten, Schiffahrtszeichen, Raufwerkzeuge, Münzen und keramische Funde u. dgl. mehr.

Anschließend daran kommt der Besucher in die Alt-Innviertler Bauernstube (Zeit: 1760). Die Einrichtungsgegenstände stammen aus den Gemeinden Schardenberg, St. Florian, Eggerding und Wernstein.

Ein kleiner Raum enthält hauptsächlich Stücke aus der Zeit des Napoleonischen Krieges 1809, aber auch noch anderen geschichtlichen Erinnerungen begegnen wir: der Verbrennung des Prädikanten Leonard Kayser, den alten Stadtprivilegien und dem ältesten Kunstdenkmale, das das Museum aus geschichtlicher Zeit birgt, einem großen, auf Holz gemalten Weihebilde mit dem inneren Schloßhofe 1491.

Ebenerdig betreten wir eine Alt-Innviertler Wirtsstube (Zeit: Kaiser Josef), aus der Gemeinde Schardenberg in ihren leitenden Gegenständen zusammengesetzt, wobei es von Interesse sein mag, daß einzelne Stücke hievon aus dem Zimmer des einstigen Amtmannhauses zu Schardenberg sind, in dem Kaiser Josef II. bei seiner Bereisung des Innviertels, kurz nach Besitzergreifung durch Österreich, genächtigt hat. Den Schluß bildet ein gewölbter Raum, ein sogenanntes Lapidarium. Er zeigt zahlreiche Steinarbeiten, schöne heimische Schmiedearbeiten an Grabkreuzen aus den Friedhöfen Diersbach, Rainbach, Brunnental usw., eine ganze Wand besetzt mit Sandlbildern und altbayerischen glasgemalten Bildern, ferner Fossilien der tertiären Periode (Ausgrabungen aus Andorf). In nächster Zeit wird sich dieser Raum noch eines besonderen Schmuckes erfreuen, indem in demselben die prächtigen Stuckreliefs — Porträts von Äbtissinnen aus dem Frauenkonvent im Kloster Suben — dort zur Aufstellung gelangen werden.

Das ist in kurzen Abrissen der Inhalt und die Einteilung in unserem kleinen Stadtmuseum, das, wie dargetan, nur der Geschichte der Heimat im engsten Sinne dient. Die wenigen Stücke, die nicht ganz ausgesprochen diesen Charakter tragen, sind durch viele Jahrzehnte langen Besitz in den Familien auch bodenständig und in unserem Raum geheiligt worden.

Ed. Kyrle (Schärding).

Die Trachtenbilder von Max Chézy.

Vgl. Heimatgaue, S. 66 ff.[1]

Die Stieger-Dirn trägt über dem eigentlichen aus Leibl und Kidl bestehenden Unterkleid den tuchenen wattierten „Achselrock", der am Halsausschnitt mit schwarzem Samt und ebensolchen Glasperlen geschmückt ist; auch die Ärmelenden sind mit schmalen Samtstulpen versehen. Der Achselrock hielt sich in dieser Form vereinzelt noch bis in die Achtzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts, neben weiten oder engen mit Fransen oder Borten benähten schwarzen Seidenjacken, den sogenannten Schlawankern, die in Anlehnung an die städtische Frauenmode der Sechzigerjahre um diese Zeit auch auf dem Lande aufkamen. Sie hatten meist trichterförmig nach unten sich erweiternde Ärmel. Von ihnen heißt es in einem Liede:

Oft a stoanälte Dudl
Mid an gfältratn Gsicht
Trägt an seidan Schlawanka
Mid Fränzn und Spitz.[2]

Auffallend für die frühe Zeit des Chézyschen Aquarells ist die normal lange Taille des fraglichen Achselrockes, da dieses Kleidungsstück sonst um diese Zeit auf dem Lande noch entsprechend der städtischen Mode der Empirezeit gewöhnlich mit ganz kurzem Rücken und knapp unterm Busen endigend getragen wurde, selbst in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, wie denn auch bäuerliche Möbelstücke später Zeit noch oft Zierformen vergangener Stilepochen, die in den Städten schon längst überwunden sind, aufweisen. Die früheren kurztailligen Überjäckchen, „Korsettln" oder „Spenserln", der Weiberleute waren aus allerlei einfärbigen gemusterten Seiden- und Halbseidenzeugen, oft auch aus Stoffen mit eingewebten bunten Blumenbüscheln, die Ärmel waren meistens enge; die an den Achseln stark wattierten Ärmel — eine Wiederbelebung der Philippine Welser-Tracht — dürften erst um die Entstehungszeit des Chézyschen Aquarells neuerdings aufgekommen sein und dem Kleidungsstücke den Namen „Achselrock" verliehen haben. Dieses weibliche Kleidungsstück ist über ganz Innerösterreich verbreitet gewesen, ebenso im Bayerischen und im Egerlande, dortselbst aus bunten Seidenstoffen. Die tuchenen Achselröcke der Dreißiger- bis Achtzigerjahre wechselten von Dunkelbraun, Maulbeerfarben bis Schwarz.

Das blauleinene Fürtuch (Fürta, Fürchta) und der schwarzrupfene Kidl, die weißen Stimpf (Strümpfe) und niederen Schuhe sind sichtbar. Von der Pfoad, dem Hemde, sieht man nur den „Halsbuasn", das schmale Streiflein, welches gegen den Hals abschließt. Würde die Stieger-Dirn sich des Achselrockes ent-

[1] Derlei Trachtenbilder sind geschichtliche Belege für die Entwicklung der Tracht, wenn sie auch nicht immer auf der künstlerischen Höhe Chézys stehen. Einen weiteren Schatz birgt unser Landesmuseum in den Wengler-Bildern, deren Wiedergabe in den Heimatgauen geplant ist, aber leider auf günstigere Druckverhältnisse harren muß.
Dy.

[2] K. Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergute. Wien 1919, S. 286.

ledigen, so sähe man auch ihre weißen Pfoadärmel, die wahrscheinlich genau so aussehen würden, wie die des Holzknechts Hans Beinsteiner. Kennzeichnend bei den bäuerlichen Pfoaden ist auch die tiefe, kimonoartige Schulter. Die dichte Fältelung des Ärmels beginnt nicht an der Schulter, sondern in Zweidrittelhöhe des Oberarms und wird am Handgelenk durch eine kurze Manschette, den „Armlingbuasn", fixiert, der bei älteren Pfoaden, gleich der vom Halse zur Schulter laufenden Naht mit einer schmalen blauen Leinwandgimpe geziert war. Beim Holzknecht Beinsteiner sieht man dies ganz deutlich am Handgelenk. In den Dreißigerjahren gab es aber beim Weibsvolke, namentlich bei den ledigen Dirnen, neben den langen auch schon die kurzen bauschigen Pfoadärmel, die ganz ähnlich wie die langen angefertigt waren. Nur endigten sie oberhalb des Ellenbogens anstatt am Handgelenk. Heutigen Tages überwiegen die kurzärmeligen Pfoaden bei der weiblichen bäuerlichen Bevölkerung, obwohl man hie und da auch noch den langärmeligen begegnet.

Über der Pfoad trug man ein ärmelloses Leibl mit rundem, mäßig tiefen Halsausschnitt, das entweder ein selbstständiges Kleidungsstück aus beliebiger Farbe und beliebigem Stoff war, oder einen sogenannten Leibl-Kidl, d. h. Leibchen und Kittel in einem, also im Falle der Stieger-Dirn das Leibl aus demselben schwarzrupfenen Zeuge wie der auf der Abbildung sichtbare Kidl gewesen sein müßte. Es gab in den zwei Jahrzehnten, die der bürgerlichen Empire-Mode folgten, auch ganz kleine meist mit Gold- oder Silberborten und Flinserln benähte Leibln, die die Schulterblätter freiließen. Wir sehen ein solches an der in der Plätten sitzenden Weibsperson mit dem weißen Filzhute, die auf der von Fischbach gezeichneten, von Eibl lithographierten Chromolithographie „Landleute aus dem Traunkreise in Österreich ob der Enns" dargestellt ist, welche sich in dem 1840 bei H. F. Müller am Kohlmarkt zu Wien verlegten Werke „Das pittoreske Österreich" befinden. Das kattunene schwarze oder dunkelbraune Kopftuch mit geblumtem, meist blau bedrucktem Rande (bloamtn End) wurde so gebunden, daß ein Flügel flach am Rücken, der andere kleinere Zipf vorne über die rechte oder linke Schulter zu liegen kam. Auf dasselbe setzte man zur Sonntagstracht oder sonstigen vollen Parade den weißen Filzhut, der mit englischer Kreide oder auch mit Mehl geputzt wurde. Seine Unterseite war mit strahlenartig gefältelter Seide bezogen.

Über dem Leibl trägt die Stieger-Dirn das rotseidene (weiß und andersfarbig gemusterte, in der Ischl-Aussee Gegend meist mit goldenen Blumen durchwebte) Halstüchl, das vorne mit einer Broschenadel ans Leibl angesteckt wurde. Auch unterhalb des Nackens wurde es, sorgfältig in die richtigen Falten gelegt, von einer Nadel oder Brosche zusammengefaßt, am Leiblrücken angespendelt. Nicht der Ausschnitt des Spensers oder Achselrockes machte das Busentuch notwendig, sondern das Obergewand wies den viereckigen oder runden Ausschnitt auf, um das darunter befindliche Halstüchl (Busentuch) sehen zu lassen. Wenn man will, waltet hier der von Dr. H. Ubell erwähnte „Grundsatz, die konstruktiven Bestandteile der Tracht nicht zu verbergen, sondern eher zu unterstreichen", während die Sichtbarkeit der Hosenträgerenden auf dem Bilde des kleinen Kaspar Handel sich aus der Kürze der damaligen Männerleibln (Westen) erklärt,[1] die, meistens taschenlos, nicht über die Hose hinabreichten, wie die heutigen Gilets, sondern knapp oberhalb derselben die Pfoad, das Hemd nicht zu bedecken brauchten, da diese Stelle gegen Kälte und Luftzug durch den Bauchgurt, Bauchranzen „die Gürschtl" geschützt war, wie ja auch auf dem v. Chézyschen Aquarell, das den Bauern Michael Rodauer darstellt, ersichtlich ist. Außerdem ist es auch möglich, daß der junge Eisschütz seinem Leibl schon entwachsen oder überhaupt ein bißl schlampert ist, wie halt Kinder sind. Das sieht man ja auch daran, daß er die Knöpfe der freilich nicht allzubequemen, engen, übers Knie reichenden Lederhose offen gelassen und die Strümpfe nicht so nett unter dieselbe gebunden hat, wie es sich gehört hätte,

[1] Die Bezeichnung „Fürfleck" besagt Schürze. Doktor Ubell wollte wohl Brustfleck sagen; was aber für eine vorne zu knöpfende Weste auch nicht gebraucht wurde.

sondern das Strumpfband des rechten Beines locker hängen läßt. (Verlieren konnte er es trotzdem nicht, da es durch zwei kleine am Untersaum der Lederhose, dem „Hosenbuasn", befindliche Lückerln durchgefädelt war.) Es ist aber auch möglich, daß er sich zurechtgerichtet und die Stimpf auffabundtn hätte, als ihn der Herr v. Chézy malen wollte und daß dieser auf dem Belassen der romantisch oder malerisch gefundenen Unordnung bestanden hat. Tatsache ist, daß viele Maler dieser Epoche die Kniepartien ähnlich darstellen,[1] daß die übers Knie reichende Hose bei starker Bewegung spannte und hinderlich war und schließlich um 1850 nach und nach der aus Tirol und Bayern übernommenen kniefreien Lederhose Platz machte. Ich kenne nur zwei Beispiele aus Österreich, durch welche — Tirol und Bayern immer ausgenommen — das Vorkommen nackter Knie aus früherer Zeit angedeutet erscheint. Eines davon ist ein Aquarell von Lederwasch aus der Ober-Steiermark und stellt Bauern-Hochzeitsleute dar und befindet sich in der volkskundlichen Abteilung des Joanneums zu Graz. Die dem Beschauer das Antlitz zukehrende männliche Figur trägt zum langen Haftlrock eine auffallend kurze Lederhose, an welcher die Strümpfe zwar noch befestigt sind, das Knie aber doch sichtbar ist. Die Abbildung dürfte vor 1820 entstanden sein. Die andere Abbildung stellt einen oberösterreichischen Bauernburschen oder Holzknecht dar. Ich erstand sie in der Nachlaßversteigerung der reichen Trachtenblättersammlung des Malers Gaul, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bei Gilhofer und Ranschburg in Wien stattfand, habe das Blatt, welches keinerlei künstlerischen Wert besaß, leider verschenkt und kann seine Spur nicht mehr auffinden, glaube mich aber zu entsinnen, daß es eine Lithographie von Papin mit dem Entstehungsvermerk 1820 war. Durch dieses Blatt erscheint das Vorkommen der kniefreien Lederhose in Oberösterreich, wahrscheinlich als Tracht bei Gebirgsjägern und Holzknechten, neben der allgemeinen das Knie bedeckenden Lederhose in verhältnismäßig früher Zeit dargetan.

[1] Z. B. Ranftl, Kriehuber auf Bildern, die ich namhaft machen könnte.

Das oben erwähnte Blatt von Lederwasch zeigt ebenfalls die Kürze des ohne Bauchgurt sichtbaren Männerleibls, über welchem die grüngelb gestreiften, am Zusammenstoß der senkrechten Teile mit dem Querstück abgeschrägten Hosenträger „Kraxn" oft sichtbar getragen wurden; über dem Brustfleck oder Vorleibl, der älteren männlichen Oberleibsbekleidung, die seitlich oder rückwärts mit Bändern zugeschlossen wird und vorne keine Knöpfe aufweist, wurde die Kraxn immer sichtbar getragen. Dies ist einer der Fälle, in welchen der erwähnte Grundsatz des „Nichtverbergens konstruktiver Trachtbestandteile" zutage tritt.

Die alte Frau dürfte ein gestricktes, grauwollenes Hausjäckchen anhaben. Auf dem Kopfe trägt sie die aus Otterfell verfertigte sogenannte Bramhaube, deren rückwärtiger Teil etwas höher war als der vordere. Oben in der Mitte dieser Hauben war ein kleiner „Boden" aus Goldstickerei mit Flinserln und Perlen benäht. Deshalb hießen die ähnlich gebauten, nur weit höheren und umfangreicheren Otterfellhauben, die im Salzburgischen und Berchtesgadener Landl der Brauch waren, „Böndlhauben", das sind Hauben mit kleinem Goldboden.

Nun sei mir noch gestattet, auf einige trachtliche Einzelheiten des Ischler Holzknechts einzugehen. Was der Holzknecht am Riemen über die rechte Schulter trägt, ist ein lederner „Ranzen" in dem er die Wochen- oder Halbwochenkost mit sich führt. Um den Leib trägt er einen schwarzen Ledergurt mit Messingplatte, der nach Art des österreichischen militärischen „Überschwunges" zu schließen ist. Solche Gürtel mit in Messing getriebenen oder gegossenen, wohl auch auf die Platte aufgenieteten Jagdzeichen oder Herrschaftswappen trugen zumeist die Jäger.[2]

Der Holzknecht trägt über den grobgnahten Bundschuhen und Strümpfen, die auf dem Chézyschen Aquarell nicht sichtbar sind, lodene Gamaschen, deren rudimentärer Vorfuß in Zwickelform eingenäht ist, sogenannte „Fuaßlan", wie sie noch heutigentags nicht nur im Salzkammergut, sondern auch in der Steiermark beim Landvolke als Winter-Fuß-

[2] In meiner Sammlung inneröstereichischer alter Trachten besitze ich eine ziemliche Anzahl derselben.

bekleidung und Schutz gegen Schnee oder Nässe üblich sind. Diese Fuaßlan sind an der Außenseite des Unterschenkels mit zwei Reihen von Hafteln versehen. Unten benützt man die äußere, weiter oben bei der Verbreiterung des Wadens die innere Reihe zum schließen. Gewöhnlich sind sie oben, unten und an den mit Hafteln versehenen Außenrändern grün eingefaßt. Manchmal reichen sie auch nur bis zur halben Wade, so daß über den „Fuaßlan" noch der wollene Strumpf oder die lange Hose sichtbar ist. Vorne im Vorfuß haben sie zwei kleine Lückerln. Durch diese wird ein kurzes Lederriemchen gesteckt, das um einen Querteil des Schuhriemens geschlungen ist und hiedurch den Vorfuß der Gamasche fest über dem einem etwaigen Eindringen von Feuchtigkeit mehr ausgesetzten Teile des Bundschuhs anpreßt. Sogar dieses Riemchenende sieht man auf dem betreffenden Aquarell von Chézy, dessen Treue und Gewissenhaftigkeit seine auch künstlerisch anmutigen Blätter zu wertvollen Belegen der Volkskunde stempelt.

Konrad Mautner (Wien).

Das Stifter-Denkmal in Wien.

Adalbert Stifter war eine langsam reifende, dafür aber um so köstlichere Frucht. Spät erst war sein dichterisches Talent, das mit dem malerischen um die Palme rang, zur Geltung gekommen, aber einmal ausgelöst, war es nicht mehr bezwingbar und eilte von Erfolg zu Erfolg. Als jedoch 1868 der Dichter freiwillig aus dem Leben, das er so schön und rein geschildert hatte, geschieden, da es für ihn nicht mehr lebenswert war, da hatten, es war ja unterdessen eine andere Weltanschauung aufgekommen, die Schleier der Vergessenheit sich bereits um ihn und seine Werke gesenkt. Die große Menge kannte ihn nicht und nur ein kleiner Kreis von Freunden und Verehrern hielt das Feuer hoch, das er geschürt hatte und sah mit Sehnsucht dem Tag entgegen, wo auch ihm die große Stunde schlagen und ihn die Allgemeinheit als einen Großen erkennen würde. Und es kam dieser lang erwartete und gewünschte Augenblick, in dem Stifter in die Reihe der Klassiker einrückte und zu den Besten und Edelsten seines Volkes gezählt wurde. 1898 war es, wo dieser Aufstieg begann, als seine Werke dem freien Buchhandel nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist zufielen und in tausenden und abertausenden Exemplaren in deutsche Lande hinauszogen. Sein Lebenswerk war nicht umsonst gewesen. Ungezählte lauschten den warmen und reinen Worten des längst Dahingeschiedenen und ein leuchtendes Denkmal erhob sich in deren Herzen, ein Denkmal, das dauernder als Erz und Stein ist, und dem bescheidenen Sinn des einfachen Mannes am meisten entspricht.

Und doch entging Stifter, wie so manch anderer, nicht dem Schicksale, in Erz und Stein verewigt zu werden, auf daß sein marmornes Bild zukünftigen Geschlechtern den Mann der unübertrefflichen Naturschilderung, des reinen, leidenschaftslosen und beschaulichen Fühlens vor Augen führe, eines Mannes, der sich und seine Leidenschaft selbst bezwungen hatte und aus dem Trubel des garstigen Weltlebens in eine ideal-schöne Welt geflüchtet war, die gerade heute in der Zeit der nacktesten Ichsucht nötiger denn je wäre. Auch sie wird wieder kommen! Freuen wir uns aber unterdessen, daß es in unserer idealosen Zeit des Schiebertums noch viele Männer und Frauen gibt, die in Adalbert Stifters Werken ihre Seelenerquickung finden und an ihnen die Hoffnung einer einstigen besseren Zeit nähren und erhalten.

Und von diesem Gesichtspunkte aus mag es gut sein, daß sich die Stifter-Denkmäler in den letzten Jahren mehrten und nun auch Wien seine langjährige Schuld an dem Dichter abtrug. Mancher, der diese ragenden Monumente sieht, wird doch vielleicht zu den Schriften dieses Mannes greifen und, falls er nicht völlig in Geldsucht und tierischen Gefühlen aufgegangen ist, der Welt, wie sie wünschens- und anstrebenswert wäre, zugeführt werden. Und damit wäre ein Zweck, der sicherlich in der Absicht des Dichters liegt, erfüllt, während ein anderer, der durch diese Denkmale seine geistige überragende Größe zum Ausdrucke bringt, vom allzeit bescheidenen Stifter gewißlich abgelehnt würde, da er ja wußte, daß er für

die Herzen und nicht für die Augen schrieb.

Da es aber die Menschen nun einmal lieben — vielleicht läuft ein Stück Selbstverherrlichung mit — ihre großen Denker und Dichter durch Denkmale zu ehren, so durfte Stifter nicht unbeachtet bleiben. Schon bald nach seinem Hinscheiden (1868) erhob sich, Freundeshände schufen die Mittel dazu, auf seinem Grabhügel im Friedhofe zu Linz sein erstes künstlerisches Denkmal, ein Obelisk. Im gleichen Jahre noch schmückte Oberplan sein Geburtshaus mit einer Gedenktafel. Ihr folgten im gleichen Orte um 1885 der Stifterpark und 1905 das Denkmal auf dem Gutwasserberg. 1877 war zu seinem Gedenken auf der Seewand des Plöckensteins der gewaltige Obelisk erstanden und 1902 hatte Linz das schöne, bisher unübertroffene Denkmal von Hans Rathausky vor dem Regierungsgebäude erhalten, dem sich 1903 die Gedenktafel am Wohn- und Sterbehause anschloß. 1905 folgte Kremsmünster mit einer Tafel am ehemaligen Bräuhause, in dem sich die Apotheke befindet und Stifter den ersten Teil seiner Studienjahre beim Amtmann Mayr verbrachte. Fehlte nur noch, um den Kreis der Orte voll zu machen, die wichtige Stationen in Stifters Lebensgang vorstellen, Wien, wo er von 1826—1848 weilte und seine ersten bedeutenden Werke dichtete und der Öffentlichkeit übergab. Wohl gab es hier seit 1899 eine Adalbert Stifterstraße, nachdem Linz bereits seit 1869 eine solche aufwies. Wohl hatte um 1885 ein Stifter-Verehrer in Hinterhainbach, nahe bei Wien, im reizenden Wienerwald gelegen, einen Nußbaum mit einer Tafel zur Erinnerung daran schmücken lassen, daß Stifter hier in weihevollen Stunden die „Feldblumen" entwarf. Seit 1906 steht ein Denkstein mit Stifters Medaillon an dieser Stelle. Die Universität hatte seinen Namen 1903 beim Aufgange zur philosophischen Fakultät mit anderen bedeutenden Dichtern auf einer Ehrentafel anbringen lassen,[1] aber ein Denkmal, wie es Linz und Oberplan zierte, hatte Wien noch immer nicht aufzuweisen, wie Stifters getreuer Lebensschilderer Alois Raimund Hein im März 1904 mit Bedauern feststellen konnte.[2]

Nachdem dieser 1904 sein Lebenswerk, die große Lebensgeschichte Stifters, der Öffentlichkeit übergeben hatte, die erstmalig Stifters vielseitigem Schaffen gerecht wurde, setzte er seine ganze Kraft daran, nunmehr dem Dichter in Wien ein Denkmal erstehen zu lassen, das den äußeren Menschen Stifter den Wienern für Jahrhunderte hinaus festhalten sollte. Er setzte sich mit verschiedenen in Betracht kommenden Persönlichkeiten in Verbindung. Heins Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und im Dezember 1904 konnte ein vorbereitendes Komitee gebildet werden, dem bald ein Ausschuß, der sich am 11. Jänner 1906 konstituierte, folgte.[3] Das Ehrenpräsidium hatten der klassische Philologe Wilhelm Ritter von Hartel, der sich um das Linzer Stifter-Denkmal verdient gemacht hatte,[4] und der Bürgermeister von Wien Dr. Karl Lueger, der Schöpfer der christlichsozialen Partei und Mehrer von Wiens Ruhm und Größe, inne. Die Leitung bestand aus den Herren: Galeriedirektor August Schäffer als Präsidenten, der 1914 krankheitshalber zurücktrat und in Karl Bachofen von Echt sen. seinen Nachfolger fand; Schriftsteller Eduard Pötzl, der nun auch schon heimgegangen ist, als Vizepräsidenten; Stifter-Forscher und Maler Alois Raimund Hein, dem Anreger des schönen Gedankens, der aber später (1914) infolge Unstimmigkeiten, da er mit dem gewählten Entwurfe des Bildhauers Karl Philipp nicht einverstanden war, seine Stelle zurücklegte, als Schriftführer; Karl Adolf Bachofen von Echt sen., dem feinsinnigen Sammler Stifterscher Gemälde und Reliquien, dem Hein seine Lebensgeschichte Stifters zugeeignet hatte und der sich gerade um die Errichtung des Denkmals, da er das gefährdete Schifflein wiederholt mit sicherer Hand um die Klippen lenkte, und ab 10. Juni 1914

[1] Ueber Stifter-Denkmale vgl. Alois Raimund Hein, Adalbert Stifter. Prag 1904, S. 633 ff; Friedrich Mayer, Die Enthüllungsfeier der Stifter-Gedenktafel in Kremsmünster (23. Oktober 1905). Progr. Gymn. Kremsmünster 1906, S. 63 ff; (G. Wilhelm), Das Adalbert Stifter-Denkmal in Wien. Festschrift anläßlich der Enthüllung des Denkmales. Als Manuskript gedruckt. Wien 1920, S. 23.

[2] Hein, a. a. O., S. 649 f.

[3] Das folgende nach den Protokollen des Ausschusses für die Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals in Wien; Herr Gymnasialdirektor Prof. Dr. Gustav Wilhelm in Wien stellte mir einen Auszug davon zur Verfügung, wofür ich ihm hier herzlichst danke. — Nun (Ende Februar 1920) auch bei G. Wilhelm, a. a. O., S. 19 ff.

[4] Hein, a. a. O., S. 642 ff.

als Präsident des Ausschusses sich die größten Verdienste erwarb, als Kassenverwalter; Schriftsteller Richard von Kralik, dem Wiedererwecker romantischen Fühlens und Denkens im neukatholischen Sinne, als Schriftführer-Stellvertreter, der nach Heins Abgang zum Schriftführer vorrückte, und Josef Wünsch, seit 1916 geschieden, dem trefflichen Kunstkenner und Sammler alter Stiche, als Kassier-Stellvertreter. Ihnen schloß sich ein erlesener Kreis von 64 führenden Gelehrten, Schriftstellern und anderen Persönlichkeiten als Ausschuß an, von denen viele nicht mehr das Erstehen des Denkmals erlebten, da sie des Todes rauhe Hand von hinnen gerissen hat. Von letzteren seien hervorgehoben: der Maler Ferdinand Axmann, der selbst noch mit Stifter durch seinen Vater Josef Beziehungen hatte,[1] der Dichter und Burgtheater-Direktor Max Eugen Burckhard, der Bildhauer Karl Costenoble, der Dichter Jakob Julius David, der Literarhistoriker und Seidl-Forscher Karl Fuchs, der Historiker Josef Alexander Freiherr von Helfert, welcher Stifters Lebensweg erhellen half,[2] der Dichter Franz Himmelbauer, ein glühender Stifter-Verehrer,[3] der Historiker Adalbert Horcicka, welcher der Stifter-Forschung viele Stunden seines Lebens gewidmet hatte,[4] der Dichter Franz Keim, die Literarhistoriker Karl Ferdinand Kummer und Jakob Minor, der Dichter Anton August Naaff, der Grillparzer-Forscher Moritz Necker, der Altertumsforscher W. A. Neumann, der Dichter Oskar Pach (richtig Franz Josef Prochaska), der Bildhauer Hans Rathausky, der Schöpfer des Linzer Stifter-Denkmals, der Dichter Ferdinand von Saar und der Literarhistoriker Jakob Zeidler. Wie man sieht, es war ein Kreis gewichtiger Namen, die sich zusammengeschlossen hatten, um das Stifter-Denkmal in die Wege zu leiten.

Die erste Tat des Ausschusses war ein schlicht abgefaßter „Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmales in Wien", der im Jänner 1906 in die Welt hinausflatterte und die Unterschriften des Gesamtausschusses trug. Er ist der Feder des Schriftführers A. R. Hein entflossen und lautet:

„Das Andenken eines der größten Meister deutscher Sprachkunst in Österreich wurde seit seinem Hinscheiden von den dankbaren Söhnen des Vaterlandes in mannigfacher Weise verherrlicht. Die schönsten, bedeutungsvollsten Zeichen der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verehrung für den unerreichten Naturschilderer sind der granitene Obelisk auf der Seewandkuppe des Blöckensteines, welcher seinen Namen trägt, und das überlebensgroße Stifter-Denkmal in Linz. Wie sehr die Begeisterung für die Werke des edlen, von den lautersten Idealen erfüllten Verkünders höchster Sittlichkeit und Reinheit allerorts lebendig und wirksam ist, beweisen die neuen Stifter-Ausgaben, deren Zahl in den letzten sieben Jahren auf zwanzig gestiegen ist. Heute fehlen Stifters Werke in keinem Verzeichnisse der deutschen Klassiker und in ganz Deutschland wird der glänzende Schilderer der edlen Menschlichkeit und der ernsten Naturgewalten als einer der hervorragendsten Meister der ungebundenen Rede allgemein anerkannt. Die steigende Volkstümlichkeit seines Namens hat sich bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier seiner Geburt am 23. Oktober 1905 wieder überzeugend erwiesen in Hunderten von begeisterungsvollen, den unverminderten Dichterruhm Stifters kündenden Aufsätzen. Die meisten derselben erschienen in Deutschland, sehr viele aber auch in Wien, wo die eigentliche geistige Heimat des Dichters war, wo er seine beliebtesten, am eifrigsten gelesenen Werke schrieb und wo er allzulange ein Halbvergessener geblieben ist. Die Stadt Wien hat an die Manen des Dichters eine alte Ehrenschuld abzutragen; noch fehlt ihr das Standbild des großen Meisters, dessen herrliche Werke heute mehr als je einen segensreichen, erhebenden, erziehlichen Einfluß auf die Jugend und auf einen stetig wachsenden Kreis der Lesewelt ausüben. Neben den monumentalen Erinnerungszeichen für Grillparzer, Anzengruber, Lenau, Grün, Raimund und Hamerling darf in Wien ein würdiges Denkmal für Stifter nicht fehlen.

Zur Erreichung dieses edlen Zieles ergeht hiermit an alle Verehrer des Dichters die Bitte, an der Errichtung seines

[1] Hein, S. 422, 671.
[2] Hein, S. 673, 687.
[3] Hein, S. 673.
[4] Hein, S. 673 f.

Standbildes nach Kräften mitzuwirken. Jede, auch die kleinste Gabe, wird willkommen sein."

Der Aufruf hatte vollen Erfolg. Von allen Seiten langten Beiträge an die Übernahmsstellen — Kassier Karl Adolf Bachofen von Echt sen., Hofbuchhandlung Alfred Hölder in Wien und Verlag C. F. Amelang in Leipzig — ein. Freilich der veranlagte Kostenanschlag von vierzigtausend Kronen war noch lange nicht erreicht, aber die Sache war gewaltig vorwärts geschritten, so daß man sich der Platzfrage zuwenden konnte. Ein hiefür eingesetzter Unterausschuß hielt am 1. Februar 1906 im Palaste des Geheimen Rates Karl Graf Lanckoronski, der dem Ausschusse als Mitglied angehörte, eine Sitzung ab, in der dieser seinen Plan eines Dichterhaines in Wien entwickelte, der den Denkmälern vaterländischer Dichter geweiht sein und mit Adalbert Stifter gewissermaßen eröffnet werden sollte. Als Plätze kamen dafür der Rathauspark, die Elisabethpromenade und der Türkenschanzpark in Betracht. Eine am 13. März 1906 abgehaltene Vollversammlung des Ausschusses einigte sich dahin, das Stifterdenkmal in der Parkanlage des verlängerten Schottenringes am Donaukanal erstehen zu lassen, ein nicht ganz glücklicher Beschluß, der Stifters Wesen, das nur im Freien und nicht in der Stadt sein Ideal suchte, eigentlich nicht entsprach, wenn sich auch hier ein hübscher Ausblick auf das Kahlengebirge ergibt. Es ging nun ein entsprechendes Gesuch an den Wiener Stadtrat wegen der Platzbewilligung ab, doch bereits anfangs 1907 erfolgte dessen verblümte Ablehnung, dahingehend, daß, solange kein Denkmalentwurf vorliege, wegen der nahen Stadtbahn keine Entscheidung getroffen werden könne.[1] Berichterstatter war das Ausschußmitglied Stadtrat Karl Costenoble.[1] Ein zweites Gesuch an das Ministerium für Kultus und Unterricht, das die Vornahme einer Sammlung an den deutschen Mittelschulen bezweckte, hatte mehr Erfolg; es wurde bewilligt und die deutsche Mittelschuljugend, die stets zu Stifters Verehrern und Bewunderern gezählt hatte, brachte einen bedeutenden Beitrag zum Denkmalfonds auf, der durch versprochene Beiträge des Staates und der Stadt ideell verstärkt wurde.

In der Sitzung vom 11. Februar 1910 wurde die Platzfrage neuerlich aufgerollt und der Beschluß gefaßt, das Denkmal im neuen Teile des Türkenschanzparkes zu errichten, der in seiner offenen Anlage genug weite und herrliche Ausblicke gewährt, um dem Naturfreunde Stifter zu entsprechen. Am 22. Mai 1912 war der Wiener Stadtrat diesem Beschlusse unter der Voraussetzung, daß das Denkmalmodell die Zustimmung der Gemeinde finde, beigetreten[2] und nun konnte an die Ausschreibung der Preiskonkurrenz geschritten werden, deren Bedingungen in der Ausschußsitzung vom 29. November 1912 endgültig festgelegt wurden. Es sollte ein allgemein zugänglicher Wettbewerb sein. Als Einreichungsziel hatte der 15. Oktober 1913 zu gelten. An Preisen sollten drei zu je 1000 K verliehen werden. Die Anteilnahme der Künstlerschaft war groß. Es langten 76 Entwürfe ein, die in drei Sälen des Künstlerhauses am 17. und 18. Oktober 1913 von den Preisrichtern geprüft wurden. Das Preisgericht hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen. Es erkannte als Preisträger: 1. Karl Philipp; 2. Angelo Buzzi-Quattrini und 3. Heinrich Scholz. Daneben fand es die Entwürfe der Bildhauer Hans Scherpe, Franz Seifert, Theodor Charlemont und Hans Müller ehrenvoller Erwähnung wert. Die Auszahlung der Preise erfolgte, wonach sich ein Restbestand von 15.000 K erübrigte. Die Ausführung des Denkmals wurde, wenn auch nicht einstimmig, dem Bildhauer Karl Philipp übertragen, der im Februar 1914 das Modell in einem Drittel der Originalgröße in seinem Atelier fertigstellte.

Infolge dieses Beschlusses hatten sich Unstimmigkeiten im Ausschusse ergeben, die mit einigen Rücktritten, worauf bereits hingewiesen wurde, endeten und in der Sitzung vom 10. Juni 1914 für einzelne Stellen Neuwahlen forderten, wobei der äußerst verdienstvolle Säckelwarl Karl Adolf Bachofen von Echt sen. zum Vor-

[1] Amtsblatt der Stadt Wien. XVI. (Wien 1907), S. 350.

[2] Amtsblatt ꝛc. XXI. (Wien 1912), S. 1527. — Ueber das Preisausschreiben eingehende Nachrichten bei G. Wilhelm, a. a. O., S. 25 ff.

stand einstimmig erwählt wurde, was sich für die weitere Förderung der Angelegenheit von größtem Vorteile erwies. In der gleichen Sitzung beschloß man, das Denkmal in Laaser Marmor ausführen zu lassen und hoffte, in naher Zeit seine Fertigstellung und Errichtung zu erleben. Aber der inzwischen einsetzende Krieg brachte nicht nur eine entsprechende Hinausschiebung, sondern nötigte auch, an Stelle des Laaser Marmors, der nunmehr nicht beschafft werden konnte, Salzburger Marmor in Verwendung zu ziehen. Mit Ende des unglücklichen Krieges war die Stunde des Denkmals gekommen. Die 1918 in Wien von begeisterten Stifter-Freunden ins Leben gerufene „Adalbert Stifter-Gesellschaft" nahm sich gemeinsam mit dem Ausschusse der Angelegenheit tatkräftig an. Eine an den Stadtrat der Stadt Wien gerichtete Eingabe wegen Übernahme der Herstellung der Grundmauern des Denkmals durch die Gemeinde und die Instandsetzung, beziehungsweise Ergänzung der gärtnerischen Anlagen in der Umgebung des Denkmalplatzes nach dessen Vollendung wurde am 9. Juli 1919 ebenso gewährt, wie das Ansuchen um Flüssigmachung der seinerzeit in Aussicht gestellten 15.000 K Gemeindebeihilfe.[1] Die niederösterreichische Landesregierung bewilligte 10.000 K. Und so konnte denn endlich an die Aufstellung des Denkmals, dessen Gesamtkosten 45.000 Kronen ausmachten, geschritten werden. Sie erfolgte im September 1919.

Doch neue Widerwärtigkeiten stellten sich ein. Hofrat August Sauer in Prag, der die kritische, große Ausgabe von Stifters Werken in die Wege geleitet hatte, sollte die Festrede am Tage der Enthüllung halten. Aber das alte Oesterreich war nicht mehr und eine Reise von Prag nach Wien im Oktober 1919 keine angenehme Sache. Sauer mußte absagen. Neuerdings hätte die Enthüllung wieder hinausgeschoben werden müssen, da auch der Monat Oktober mit seinen wechselnden Wetterverhältnissen nicht allzu günstig dazu schien, wenn man sich nicht dennoch entschlossen hätte, herzhaft zuzugreifen. Ein neuer Festredner wurde in Professor Dr. Gustav Wilhelm, dem wir nicht nur die Ausgabe Stifters in Bongs „Goldener Klassikerbibliothek", sondern auch die große kritische Sammlung der Stifter-Briefe und manch sonstigen wertvollen Beitrag zu Stifters Leben und Schaffen verdanken, gewonnen und er unterzog sich der schwierigen Aufgabe, in kurzer Zeit die Festrede zu verfassen, gern und mit Erfolg.

Und so wurde denn endlich Stifters Geburtstag, der 23. Oktober, als Tag der Enthüllung festgelegt. Nur wenige, Mitglieder des Ausschusses, der Stifter-Gesellschaft und der Bezirksvertretung Währing (Wien, XVIII.), in deren Bereich das Denkmal liegt, hatten die vom 17. Oktober 1919 datierten Einladungen des Wiener Bürgermeisters Jakob Reumann erhalten, die sie für den 23. Oktober 1919, 1 Uhr nachmittags, in den Türkenschanzpark berief, wo das nur an der Vorderseite verhüllte Denkmal, eine an zwei Stangen befestigte Leinwand trennte es vom Beschauer, seiner Enthüllung entgegensah.

Es war ein sonniger Oktobertag. Hell und klar zeichnete sich der Berge Rund vor dem Beschauer, des Schafberges Kuppe und des Wienerwaldes Hügelkette. Zu Füßen das Häusergewirre des ehemaligen Vorortes Gersthof mit seiner ragenden Kirche im Rohziegelbau, rückwärts der grüne Baumschmuck des Parkes und die schmächtige Aussichtswarte, die verstohlen herabblinkte, rechts das langgestreckte Krankenhaus der Kaufmannschaft und der Döblinger Friedhof. Ein kleines Häuflein Menschen, es waren nicht viele gekommen, bildete einen andächtigen Halbkreis und inmitten, an einen Baum gelehnt, stand der Festredner Gustav Wilhelm, der in kurzer, markanter Rede von Stifter, dem schönheitstrunkenen Naturschilderer, predigte, seines Wesens innersten Kern bloßlegte, die Beziehungen zu Wien klarstellte, das Wichtigste seines inneren und äußeren Lebensganges vorführte und besonders seine Liebe zur Jugend, zum Deutschtum und zum Altertum des eigenen Volkes, Dinge, die heute nicht mehr viel gelten, hervorhob. Stifter konnte und wollte trotz 1848, 1859 und 1866 am kernhaften Wesen des deutschen Volkes nicht verzweifeln und hoffte, daß die Jugend die reine Flamme des Ideals in sich hegen und hüten werde. Und so drückte auch Wilhelm die Hoffnung

[1] Amtsblatt ꝛc., XXVIII. (Wien, 1919), S. 1911.

aus, daß Stifter in unserer wildverworrenen Zeit einer unserer geistigen Führer werde und mithelfen wird, das Volk durch Bildung und Kunst zu erziehen, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme. Als guter Genius möge Stifter uns ins unvergängliche Reich der Schönheit und in die Zukunft geleiten und hier vor seinem Denkmal mögen künftig tausende, von der Last des Alltags niedergebeugte Menschen sinnend verweilen.

Nun fiel die Hülle und Stifter, nicht in seinen jüngeren Jahren, wie er in Wien weilte, sondern als gereifter Mann, in der Linken den Stock, in der Rechten den Schlapphut haltend, mit einem Mantel angetan und leicht an einen Felsen gelehnt, steht vor uns, sieht sinnend in die Ferne und sieht die geliebten Hügel des herbstlich milden Wienerwaldes, die er oft durchstreifte. Der Sockel bietet das Relief eines Kinderpaares, die Stifter zwar zeitlebens versagt blieben, die er aber innig liebte. Sie passen nicht recht in die Stimmung und sehen etwas dürftig aus. Darunter die einfache Schrift in Goldlettern: Adalbert Stifter. Das Denkmal ist eine tüchtige Leistung des Bildhauers Karl Philipp in Auffassung und Durchführung und ist des Dichters würdig.

Alles hob die Blicke zu dem Abbild des Dichters und lauschte in andächtiger Weihe und Ergriffenheit den Worten des Schriftstellers Hugo Schöppl, der als Obmannstellvertreter der Stifter-Gesellschaft das Wort genommen hatte und Stifter in begeisternder Weise als Religionsstifter, als Prediger der werktätigen und umfassenden Liebe pries, jener Liebe, die mit dem Haß, der in unseren Tagen üppig wuchert und giftige Blüten treibt, so gar nichts gemein hat. Für das Denkmalkomitee sprach, da Obmann Karl Adolf Bachofen von Echt durch Alter und Krankheit am Erscheinen verhindert war, der Rektor der Wiener Akademie, Bildhauer Edmund Hellmer, der besonders der Schuljugend den Dank für ihre werktätige Beihilfe ausdrückte und schließlich den anwesenden Vertreter der Gemeinde Wien bat, das Denkmal in die Obhut der Gemeinde für jetzt und allezeit zu übernehmen. Diesem Wunsche willfahrte Vizebürgermeister Redakteur Max Winter, der zugleich Stifter als Menschen, der zum Menschen sprach, feierte und dessen nie versagende Liebe zu den Menschen an drei kennzeichnenden Aussprüchen nachwies, die den Jahren 1848 und 1867 angehören. Damit war die stille, aber eindrucksvolle Feier vorüber.[1] Kein Gesang erscholl, kein Fanfarenklang ertönte, sondern still, einfach und schlicht, aber deswegen nicht minder ergreifend für alle die, welche Stifters Wirken erkannten und den Gegensatz zwischen seinem idealen Wirken und der heutigen, ganz anders gearteten, garstigen Welt fühlten, war alles vor sich gegangen! Die Wissenden drückten sich stumm die Hände und trugen ihre Erkenntnis verborgen wieder mit sich fort und waren reicher um einen Tag tiefen, innerlichen Erlebens. Die übrigen aber, die diese Welt des Hasses mitpflanzen geholfen, sie werden nichts von Stifterschen Idealen in sich gefühlt haben, denn für sie blieb dieses Steinbild stumm und war ihnen nur ein Denkmal wie so viele andere.

Als kleine, intime Nachfeier hielt die Adalbert Stifter-Gesellschaft abends, das Wetter hatte sich aber unterdessen gewandelt und Regen hatte den letzten schönen Oktobernachmittag abgelöst, im Saal der Eisenbahnbeamten (Wien, I., Nibelungengasse 3) einen Vortragsabend. Die Festrede hielt Dr. Emil Karl Blümml über „Karoline Pichler und Adalbert Stifter", worin er den Nachweis lieferte, daß nicht nur „Die Schweden vor Prag" in Stifters „Hochwald", sondern auch die Pichlersche Novelle „Die früh Verlobten" in Stifters „Das alte Siegel" nachwirken.[2] Mozarts Streichquartett in C-Dur, meisterhaft vorgetragen, und „Aus Stifters Brigitte", von Hugo Schoeppl ergreifend vorgelesen, schlossen sich an, machten auch diesen Abend zu einem genußreichen und hielten so die Weihe aufrecht, die alle Stifter-Verehrer, die diesen Tag mitgenießen durften, ergriffen hatte.

Dr. Emil Karl Blümml (Wien).

---

[1] Die Reden, die gehalten wurden, bietet, wenn auch nicht wörtlich, so doch ziemlich ausführlich: Amtsblatt ꝛc., XXVIII (Wien, 1919), S. 2661—2663: Die Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales. — Eine wörtliche Wiedergabe der Reden bei G. Wilhelm, a. a. O., S. 36 ff; hier auch S. 34 ff eine Liste der Persönlichkeiten, die an der Enthüllung teilnahmen.

[2] Abgedruckt: „Wiener Zeitung" Nr. 3 und 4 vom 4. und 6. Jänner 1920 (Karoline Pichler und Adalbert Stifter).

Das steierische Volkskundemuseum in Graz.

Aus schlichten Anfängen heraus ist während der letzten Jahre in Graz eine volkskundliche Stätte von unschätzbarem Werte entstanden. Karl Lacher hatte seinerzeit den Grund zu einer volkskundlichen Sammlung gelegt; Anton Rath dann weiter gesammelt mit besonderer Rücksicht auf steierische Votivfiguren. Doktor v. Geramb, der heutige Leiter der volkskundlichen Abteilung am Grazer Museum, hatte nun 1912 mit Wanderungen durch alle Gaue Steiermarks eingesetzt und sich dabei stets die erschöpfende Ausgestaltung einer Sammlung zur steierischen Volkskunde vor Augen gehalten. Als gewiegter, wissenschaftlich gebildeter Volkskundler wandte Geramb auch jenen Gegenständen, die dem Liebhabersammler vielleicht als kaum beachtenswert, weil alltäglich, erscheinen mochten, sein Augenmerk ebenso wie Seltenerem zu, um so auch die gewöhnlichsten, aber deshalb auch bezeichnenden Züge zusammenzubringen. Nur so konnte das Bild vollkommen gestaltet werden.

Die Frage nach einem Unterschlupf für die sich stetig mehrende Sammlung war bald um so wichtiger, als es sich, neuzeitlichen Grundsätzen gemäß, durchaus nicht um die Anlage eines Raritätenkastens handeln konnte, in dem die Reste altbäuerlichen Lebens einer glücklichen Vergessenheit überliefert werden sollten, sondern um ein Werk, das, den tatsächlichen Lebensbedingungen haarscharf angepaßt, blutvolle und sinnenfrische Wirklichkeit atmet.

Da bot sich — wie geschaffen — das frühere Kapuzinerkloster (nachmaliges Isolierhaus des alten Landeskrankenhauses) in der Paulustorgasse (Nr. 13). Abseits der Gasse, erhöht liegend, unmittelbar an den bewaldeten Osthang des Schloßberges gelehnt, barg das Gebäude schon an und für sich gewisse Stimmungswerte, die man nur klug ausnützen mußte bei der Ausgestaltung zu einem Bauernhausmuseum. So stand also ein Gebäude in seiner Gänze diesem Zwecke zur Verfügung und man konnte alle Räume des steierischen Bauernhauses samt Wirtschaftsgebäuden unterbringen, ohne allzu knauserig mit der Raumfrage sich abfinden zu müssen.

Das Musealgebäude[1] schließt mit seinen drei Teilen einen Hof ein; die vierte Seite wird abgeschlossen durch eine Längsseite des Antoni-Kirchleins. Vom Erdgeschoß ist vorläufig erst die Westseite für Ausstellungszwecke verwendet, während der erste Stock mit seinen drei Teilen bereits völlig eingerichtet ist.

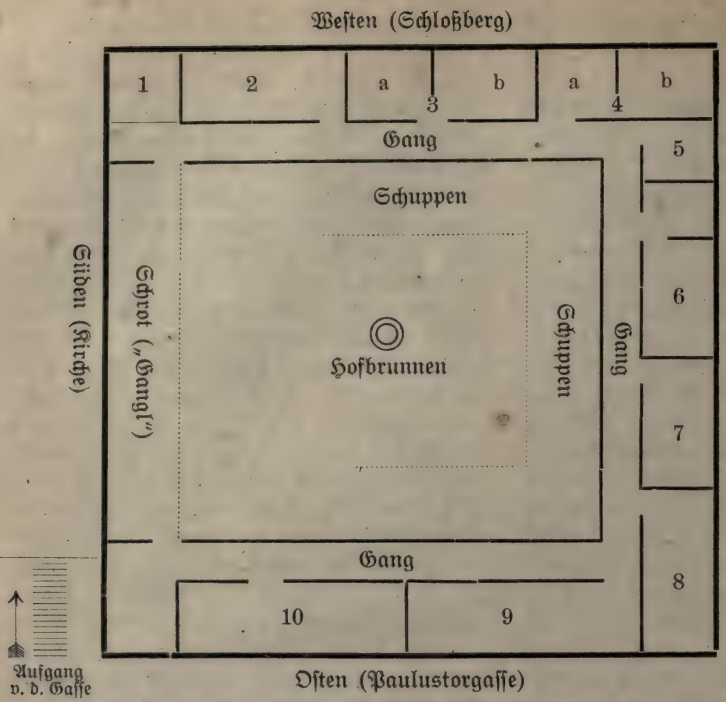
Der alte Klosterhof gibt, im Sinne eines Freilichtmuseums gedacht, die Anlage eines steierischen Hofes, mit Ziehbrunnen (hervorgegangen aus der alten Klosterzisterne) und Linde, mit Schuppen für Ackergeräte, Obstpresse, Bienenhütte und Ziergärtchen. Freskobilder — üblichen steierischen Wandbildern nachgearbeitet — zieren die Hofwände; eines z. B. stellt die drei Weltmächte: Kaiser, Papst, Bauer dar. Die vorhandenen Gerätschaften zeigen oft überraschend den ganzen Entwicklungsgang vom einfachsten bis zum ausgebildetsten Werkzeug; so der Pflug; so auch die Bienenhütte, die jedem urplötzlich wie von selbst die Ableitung des Wortes „Bienenstock" geben muß (ursprünglich ist eben der Bienenstock nichts anderes als ein hohler Baum oder Strunk, der den wilden Bienen zur Anlage ihres Baues diente).

Wenn wir nun einen flüchtigen Rundgang durch das Museum machen, wollen wir uns zur leichteren Übersicht eines Aufrisses[2] bedienen. Er stellt eigentlich die Anlage des 1. Stockes dar (in ihrer Gesamtheit mit II hier bezeichnet), der über zehn Räumlichkeiten verfügt; das Erdgeschoß hingegen (mit I bezeichnet in seiner Gänze) hat derzeit nur die II, 1—3 entsprechenden Räume I, 1—3.

Beginnen wir auf der Westseite zu ebener Erde (I) die Wanderung, so finden wir hier ein wissenschaftlichen Zwecken dienendes Kabinett (I, 1) mit Karten für Siedelung, Volksdichte, Sprache, Wohn-

[1] Unter anderen finden sich Berichte darüber in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1915, S. 66; 1917, S. 89 ff. Urania, Wochenschrift für Volksbildung, 1917, Nr. 6. Ein selbständiges Broschürchen ließ Dr. Geramb selbst erscheinen: Das neue steierische Volkskundemuseum. (Mit 6 Bildern.) 1916. Graz. Von Direktor Max Helff dem Aelteren (Graz, Naglergasse 26) sind vortreffliche Lichtbilder vom Innern des Museums in Ansichtskartenform hergestellt worden.

[2] Der folgende Aufriß ist lediglich schematisch aufzufassen ohne Rücksicht auf das wirkliche gegenseitige Größenverhältnis der Räume und ohne Rücksicht auf die Fenster, die — dem Wesen je des Raumes entsprechend — für die individuelle Belichtung sorgen (düster z. B. die Rauchkuchl, freundlich hell der Raum für religiöses Leben).



Aufrißskizze zum Grazer Volkskundemuseum.

und Wirtschaftsraum. — Wir wandern nach rechts weiter auf einem Gang, an dessen Wänden vortreffliche Lichtbilder steierischer Siedlungsformen hängen; von diesem Gang kommt man linker Hand erstlich in einen Raum mit Viehzucht- und Stallgeräten (I, 2); hierauf in eine „Labm" [Laube] (I, 3a) samt Rauchstube (I, 3b), vorstellend den ältesten, bereits im Aussterben begriffenen Typus des sogenannten „Rauchstubenhauses" (Wohn- und Kochraum vereint), das unter persönlicher Leitung des Museumsvorstandes vom weststeierischen Gebirgsland (Pack) mit unsäglichen Schwierigkeiten zutal und nach Graz befördert wurde, wo es planmäßig, genau nach seiner ursprünglichen Anlage aufgestellt wurde.[1]

Von hier müssen wir nun zurück, um in den darüberliegenden Teil des ersten Stockes (II) zu gelangen. Hier begegnet uns vorerst (II, 1) eine steierische Hauskapelle. — An den Gangwänden finden wir wiederum Bilder, diesmal Typen steierischer Bauernhäuser (Ober-, mittel- und untersteierische Hube) gebend. Vom Gange gelangt man, entsprechend der unteren Anlage, wieder in seitlich anschließende Räume. An erster Stelle steht ein Raum mit Stadelgeräten (II, 2); dann folgt eine Schlafstube mit Oberlabm (II, 3a, b), hierauf eine Rauchkuchl (II, 4a) mit anschließender etwas erhöhter Stube (II, 4b). Im Nordteil schließt sich die Speis (Kasten) an (II, 5). So haben wir bereits sämtliche grundlegenden Wirtschaftsräume des steierischen Bauernhauses vor uns:

I, 3: ältester Typus des Rauchstubenhauses.

I, 3 + II, 3: entwickeltste Form des Rauchstubenhauses.

II, 4: einfachste Form des oberdeutschen Hauses (Küchenraum vom Ofenraum getrennt.

II, 3 + 4: entwickeltste Form des oberdeutschen Hauses.

Daran schließen sich Raum II, 6 für Tracht und Kunst, II, 7 für bäuerlichen Lebensgang mit Einschluß all dessen, was das Bauernleben begleitet, also die äußerlichen Erscheinungen bei Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod, II, 8 für bäuerliche Arbeitsgeräte (Wald- und Flachsarbeit, Mühlenwirtschaft und Handwerk; II, 9 für religiöses Leben mit einer geradezu erschöpfenden Sammlung steierischer Weihegaben. Der letzte Raum II, 10 dient als Vorstandszimmer. Der Nordteil des Erdgeschosses wird zu einem günstigeren Zeitpunkte dem Sennen-, Fuhrmanns- und Wirtshausleben gewidmet werden; auch Kellerräume werden noch einbezogen werden für das Winzerleben.

Überaus glücklich ist die Raumstimmung getroffen: Vom Boden bis zur Decke in jedem Gemach. Ziegelfliesen weisen die

[1] Vgl. die Schilderung im Jahresbericht der volkskundlichen Abteilung am Joanneum 1914/15, S. 82 ff.

Gänge auf, ganz in Rohziegelbau ist die Speis gehalten, Lärchenbretterboden hat das Trachtenzimmer. Rechtwinklige Wandbrechung im Trachtenzimmer läßt nach gutem deutschem Muster das Auge nicht ermüden. Die Schaukasten tragen streng bäurische Form und Farbe, sind also nicht übliche eintönige Museumsvitrinen. Selbst die Schaukasten im Stallraum erscheinen völlig stilgerecht in Raufenform mit Viehschmuck, wie er beim Abtrieb von der Alm üblich ist. Die Lage der Wohnräume, die straßab blicken und das Auge auf die grünen Schloßberghänge, auf Wiese, Wald und Busch lenken, ist überaus glücklich gewählt. Die typischen Dachformen verteilen sich recht ungezwungen auf den Brunnen mit Bretterdach, den Preßschuppen mit Spanschindeldach, einen anderen Schuppen mit Nutschindeldach und die Bienenhütte mit Strohdach.

So finden wir denn wirklich das ganze Museum lediglich von innen heraus angelegt, stimmungsrein und wurzelecht vom Scheitel bis zur Sohle.

Warum sich aber eine oberösterreichische Heimateitschrift ausgerechnet mit dem steierischen Bauernhausmuseum beschäftigt? Weil uns Oberösterreichern der entsprechende Schatz noch fehlt; denn das Grazer Volkskundemuseum ist das erste dieser Art im gewesenen Österreich. Zugleich auch der geistige Mittelpunkt der ganzen steierischen Volkskundebewegung mti seinem ausgezeichneten Leiter und dem modernen wissenschaftlichen Apparat. — Es ist hoch an der Zeit, auch in Oberösterreich die von Tag zu Tag merkbar schwindenden Züge unverfälschten Bauerntums zu sammeln und zu einem einheitlichen, wuchtigen Eindruck zu gestalten, der uns erst zeigen kann, welchen Quell gesunder, schöpferischer Kraft und sittlichen Reichtums wir unbeachtet versiegen lassen. Durchwandelt man still beschauend und sich einfühlend die Räume des Grazer Volkskundehauses, so überkommt einem eine Fülle reinster Stimmung, eine ganze Welt steigt einem auf und heimliche, anheimelnde Freude greift Platz im weltekelvollen Herzen. Erst so, wenn man inmitten dieses Reichtums bäuerlichen Wesens, bäuerlicher Denkart, bäuerlicher Kunst, Sitte und Anschauung steht, geht einem der unendliche Wert dieser ursprünglichen Kultur auf, von der immer wieder gesunder Lebenssaft in den zermürbten, verkränkelten Leib unserer Kultur-Halbwelt strömen muß, ganz so, wie die Mundart jederzeit der lebenspendende Nährboden des Schriftdeutschen bleibt. Auch der Oberösterreicher muß sich über kurz oder lang solch einen Mittelpunkt, solch einen Erbauungsort schaffen, an dem ihm Zusammenhänge und innere Werte erstehen, die selbst ein mit Herzblut geschriebenes Buch niemals geben kann. Auch der Oberösterreicher bedarf dringend eines großangelegten, die Gesamtheit aller Züge seines Bauerntums umfassenden Sammelwerkes, das — ohne den Eindruck des „Gesammelten" zu machen —, lebensvolle Wirklichkeit gibt. Mit solch einem Mittelpunkt, der zugleich auch der geistige und wissenschaftliche Sammelort der ganzen volks- und heimatkundlichen Arbeit des Landes sein muß, setzen wir eine völkische Tat, gründen wir ein Bollwerk gegen die verderbliche, gleichmacherische Strömung der Gegenwart und einen Ausgangspunkt wohltätiger Rückwirkung auf die Gebiete heimischer, bodenständiger Anschauung und Kunst, Tracht und Bauart.

Mit dem Braunauer Heimathause und den Heimatgauen wäre ja bereits ein Grund gelegt zu dem großzügig anzugehenden Werke!

Und zum Schluß möchte ich bitten: Kommt ihr einmal in die steierische Hauptstadt, vergeßt nicht dieser prächtigen Stätte, des Volkskundemuseums, holt euch aus ihm heraus Herzensreichtum und den festen Vorsatz: Wir wollen allen Ernstes auch drangehen!

Dr. Alfred Webinger (Graz).

Zu Dr. Webingers Mahnwort.

Die wehmütige Stimmung, die wir Heimatfreunde in Oberösterreich empfinden, wenn wir an den Ausbau der Heimatbewegung und den Stand der Heimatsammlung in anderen Ländern denken, beschleicht uns auch beim Lesen der Ausführungen Dr. Webingers, da wir trotz des Reichtums heimischer Überlieferung nicht so weit sind, als wir sein sollten. Wir wollen aber nicht stehen bleiben und bloß ins ersehnte Land

hinüberschauen, sondern rüstig ans Werk gehen.

Eben geht ja das Museum Francisco Carolinum in Landesbesitz über, da drängen sich Fragen des Um- und Ausbaues von selbst in den Vordergrund. Die volkskundliche Sammlung des Landesmuseums steht hinter den sonstigen heimatkundlichen Abteilungen bedeutend zurück und bedarf dringend der wissenschaftlichen Ausgestaltung, die grundsätzlich auf ein erschöpfendes Bild der Wesenszüge ausgehen muß. Im gleichen Sinn müssen auch die übrigen Abteilungen, von denen wohl die vorgeschichtliche den weitesten Ruf genießt, weitergeführt werden, so daß der Ausdruck „Landesmuseum" sich auch inhaltlich völlig rechtfertigt. Daß die Sammlungen für immer unter einem Dach zusammengeschlossen bleiben müssen, ist dabei nicht nötig und im Laufe der Entwicklung auch kaum möglich, sollen sie sich nicht gegenseitig beengen und verdrängen.

Die meisten heimischen Sammlungen haben, wie S. 203 ff und 206 f das Beispiel des Braunauer und Schärdinger Heimathauses zeigt, als Orts- und Landschaftssammlungen, den Weg den unser Landesmuseum gehen muß, bereits für ihren Wirkungskreis betreten. Derselbe Wille spricht auch aus den vom Musealverein schon 1840 begonnenen „Beiträgen zur Landeskunde von Österreich ob der Enns" die heimatkundlich wertvolle Bausteine enthalten, und er stand auch schon an der Wiege des Musealvereines selbst.

Der Ausbau der volkskundlichen Sammlungen, der sicher die werktätige Förderung aller Heimatvereine finden würde, müßte die grundsätzliche Erfassung der heimischen Hausformen, die Darstellung des kennzeichnenden Hausrates und der Geräte, die Beobachtung der Volkskunst, die gegenständliche Erfassung von Sitte und Brauch, Aberglauben und Volksmedizin zum Ziele haben. Jedenfalls muß einmal und recht bald ans Werk gegangen werden, gar manche Frage des Heimatstudiums und des heimatkundlichen Unterrichtes, der man jetzt nur mühsam tastend näherkommt, würde sich dadurch von selbst lösen. Vor allem müßte es aber eine Stätte der Heimatfreude und ein Werbeort für sie werden! Dr. Webingers Beschreibung wird darum hoffentlich als anschaulicher Mahnruf aufgegriffen und in die Tat umgesetzt werden! Dy.

Vom Liede „Stille Nacht, Heilige Nacht".

In der Christmette des Jahres 1818 wurde zum erstenmal in der Sankt Nikolauskirche zu Oberndorf an der Salzach das schlichte, einfache Lied „Stille Nacht" mit Gitarre-Begleitung gesungen. Im Verlaufe von 100 Jahren hat es sich die Anerkennung der Welt, die Zustimmung aller Völker erobert. Seine Jubelfeier fiel in eine ungünstige Zeit, in die Fiebertage nach vier schweren Kriegsjahren. Und trotzdem hat man sich seiner erinnert — in der Schule, in der Kirche und überall, wo Menschen der Ordnung und des Friedens sich zusammenfanden. Für Oberndorf selbst war die Aufstellung eines sinnigen Denkmales für den Dichter des Liedes, Josef Mohr, geschaffen vom Bildhauer Mühlbacher, geplant gewesen. Daß der Komponist Franz Gruber diesmal weniger in den Vordergrund trat, hat wohl seine Ursache darin, daß an allen Stätten, wo er gelebt und gewirkt, bereits früher Denkzeichen geschaffen worden sind.

Es war zu erwarten, daß die Jahrhundertfeier des Liedes auch literarisch nicht spurlos vorübergehen werde. So hat sich der Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich durch die Herausgabe von Franz Peterlechners Arbeit: „Stille Nacht, Heilige Nacht. Die Geschichte eines Volksliedes", ein besonderes Verdienst erworben. Das Büchlein (86 Seiten) erschien im Verlage von Qu. Haslinger in Linz im Jahre 1917. Die Verlagsanstalt Pustet in Regensburg versandte unmittelbar vor der Jubelfeier die Schrift des Direktors der Kirchenmusikschule Regensburg, Doktor Karl Weinmann: „Stille Nacht, Heilige Nacht. Die Geschichte des Liedes zu seinem 100. Geburtstag". Beide Arbeiten sind mit sieben Bildern ausgestattet, die naturgemäß nahezu den gleichen Stoff zur Anschauung bringen. Nach dem Erscheinen von Peterlechners Büchlein, das alle Fragen, die das Lied betreffen, in ausführlichster Weise behandelt hat, war

es für Weinmann wohl schwer, Neues zu bringen. Er suchte nach seinen eigenen Worten „eine schlichte und klare Zusammenfassung dessen, was bisher an Abhandlungen und Aufsätzen in Zeitschriften usw. darüber erschienen war, befreit von allem Legendenhaften und vermehrt durch eigene Forschungen", zu bieten. Man darf wohl zugestehen, daß Weinmann diese Aufgabe voll erfüllt hat, daß er es verstanden hat, in lebendiger Sprache uns „Heimat und Geburt des Liedes", die Lebensschicksale des Dichters und Komponisten, des Liedes „Fahrt in die Lande", den Streit um die Urheberschaft nahe zu bringen. Seine Stellung zu Peterlechners Büchlein faßt er in die Worte: „Ein begrüßenswertes Büchlein, das das gleiche Ziel für den Süden verfolgt, wie das unsrige für den Norden; wir verdanken ihm manche intime Notiz." In den oben erwähnten Abschnitten bietet uns Weinmann nichts Neues. Erst im Schlußkapitel, das die Frage der Vorläufer des Liedes „Stille Nacht" behandelt, geht Weinmann über Peterlechner hinaus und rührt an Dinge, die bisher nicht erforscht worden sind.

Es ist ihm gelungen, in dem Krippenliede des Neapolitaners Matteo Vernucci, das von Domenico Cimarosa (1749—1801) in Musik gesetzt worden ist, einen wirklichen Vorläufer des Liedes „Stille Nacht" aufzufinden.[1] Doch stehen das neapolitanische Lied und das deutsche „Stille Nacht" wohl in keinem ursächlichen Zusammenhange, wie Weinmann selbst zugibt. Wenigstens müßte das Gegenteil erst bewiesen werden. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die „gleiche geistige Atmosphäre beide Lieder geboren hat. Gewiß ist dann auch der Hinweis Weinmanns zu beachten, daß das Anfangsmotiv im Weihnachtsliede Grubers große Ähnlichkeit zeigt mit einem öfter wiederholten Motiv in Cimarosas italienischem „Schäferlied" (Pastorale). Daraus aber den etwa naheliegenden Schluß zu ziehen auf die Abhängigkeit Grubers von dem Italiener sind wir bei dem derzeitigen Stande unseres Wissens über die Entstehung des Liedes „Stille Nacht" nicht berechtigt.

[1] Vgl. hiezu auch Weinmann in der Zeitschrift für Musikwissenschaft, Leipzig 1918, S. 130 ff.

Weinmann beschäftigt sich ferner mit dem einst auf bayerischen Kirchenchören gesungenen lateinischen Liede „Alma nox, tacita nox",[2] das seit dem Jahre 1899 auch im Schrifttum bekannt ist, und vergleicht es mit Mohrs Dichtung, ohne jedoch endgültig zur Frage Stellung zu nehmen, in welchem Zusammenhange es mit dem Liede „Stille Nacht" steht. Es darf wohl mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß Mohr nicht etwa dieses lateinische Lied übersetzt hat, sondern daß umgekehrt die drei am meisten gesungenen Strophen seines Liedes von einem Unbekannten ins Lateinische übertagen worden sind.[3]

Hat Mohr überhaupt eine Vorlage benützt? Schon der Domkapellmeister Dr. Wilhelm Widmann scheint dies zu verneinen und auf die richtige Lösung dieser Frage hinzuweisen, wenn er nach Zusammenstellung der Worte des Liedes „Stille Nacht" und der Texte des Weihnachtsoffizium bemerkt, „daß das ganze Lied fast kein einzelnes Wörtchen enthält, das nicht im Weihnachtsoffizium oder in der Weihnachtsliturgie steht. Es ist seinem Inhalte nach nichts als eine köstliche Paraphrase der liturgischen Weihnachtsgedanken". Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß der Geistliche Mohr aus vollster Vertrautheit mit dem Weihnachtsoffizium und der Liturgie heraus dieses Lied selbständig gedichtet hat, wobei wohl die Erinnerung an Krippenlieder seiner Jugendzeit nachgewirkt haben dürfte. (Vgl. „Dormi Jesu" in der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn.")

Dieser Gedankengang findet eine Stütze in den Ergebnissen der Arbeit des Salzburger Domkapellmeisters Hermann Spies „Über Josef Mohr, den Dichter von Stille Nacht" (Sonderabdruck aus der „Katholischen Kirchenzeitung" 1919, Nr. 51; 1920, Nr. 1 und 2). Zum erstenmal wird auf Grund neuen Materials die Jugendzeit Mohrs aufgehellt. Die bisherige Literatur konnte über die

[2] Abgedruckt bei Peterlechner, S. 82, Weinmann, S. 65, und Spies (Ueber Josef Mohr), S. 18.

[3] Spies kann in seiner neuen Schrift „Ueber Josef Mohr" (1920), S. 19, das Urteil des Hymnenforschers Klemens Blume in München über „Alma nox" mitteilen, wonach „das Lied erst in der jüngeren, bezw. jüngsten Literatur auftaucht, der lateinische Text also aus späterer Zeit ist."

Jugendjahre des Dichters (1792—1810) nur ganz wenige und unzuverlässige Nachrichten beibringen. Den Nachforschungen des Domkapellmeisters Spies ist es gelungen, den Weg aufzuzeigen, den Mohr seit seinem siebenten Lebensjahre genommen hat. Mohr war im übertragenen Sinne „elternlos", wie es im Kremsmünsterer Studentenkatalog vom Jahre 1809 heißt, d. h. seine Eltern konnten sich um ihn und seine Ausbildung nicht kümmern. Die Elternsorgen hatte von frühester Jugend der Salzburger Domchorvikar Johann Hiernle übernommen, der deshalb auch als „Pflegevater" eingetragen ist. Die geistigen Anregungen, die musikalische Bildung im Singen wie nicht minder im Violin- und Orgelspiel erhielt Mohr von seinem Ziehvater. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, als Sängerknabe am Universitäts-Kirchenchor in Salzburg, dann als Sopransänger am Stiftschore zu St. Peter und später während seines zweijährigen Studiums in Kremsmünster sich sein Brot selbst zu verdienen.

Wir erfahren ferner, daß er fast durchwegs ein vorzüglicher Schüler gewesen ist und mit einem Frohsinn ausgestattet war, der seinem etwas strengen Vorgesetzten zu Oberndorf mißfiel. Denn dieser schreibt über ihn: „Seiner Vorliebe zur Musik und musikalischen Unterhaltung scheint er alles aufzuopfern."

Spies hat in seiner Schrift klar aufgezeigt, in welch geistiger Atmosphäre Mohr aufgewachsen ist und daß aus dieser heraus in glücklicher Stunde der Text zum Liede „Stille Nacht" ohne eine fremde Vorlage entstehen konnte.

Dr. Franz Berger (Linz).

Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel.[1]

In dem Aufsatze „Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel" ist auf Seite 84 nach Ammann der Familiennamen Ziehfreund mit dem germanischen Gotte Zio in Verbindung gebracht und daraus ein Schluß auf die Besiedlung des Gebietes mit Markomannen gezogen. Ich halte den Schluß für unrichtig, denn in nicht wenig Passauer Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts erscheint Zifrein, Zieverein als Taufname und erklärt sich als Mundartform für Severin; auch die diesem Heiligen geweihte Kirche in der Passauer Inn-Vorstadt wird so benannt, so daß ein Zweifel ausgeschlossen ist. Severin, dessen 511 von seinem Schüler Eugippius verfaßte Lebensbeschreibung uns für die Kenntnis der spätrömischen und Völkerwanderungszeit von besonderer Bedeutung ist, besuchte als Art Wanderbischof die christlichen Gemeinden der römischen Nationen im mittleren Donaugebiet, vermittelte zwischen deren Besatzung und den nördlich der Donau stehenden feindlichen Stämmen der Deutschen. In den beiden römischen Stationen des jetzigen Passau-Batavis und Bojodurum traf er schon je eine Kirche an. An letzterem Ort richtete er ein kleines Kloster ein, das bei seinem Tode, 488, mit Mönchen besetzt erscheint, obwohl kurz vorher, 476, Batavis von den Thüringern erobert worden war. Dort ist auch noch seine Betzelle, d. h. das kleine Kirchlein seines Klosters, erhalten, ein primitiver Bau aus der Zeit um 470. Seine früh einsetzende Verehrung gab in Stadt und Diözese Passau Veranlassung, daß — zu manchen Zeiten, wie im 13. bis 14. und im 17. Jahrhundert mehr als sonst — nach ihm der Taufname gewählt wurde. Aus diesem ist dann der Familienname Ziehfreund entstanden.

Dr. W. M. Schmid (München).

[1] Vgl. auch Dr. K. Schiffmann, Eibenstein, Ziehfreund, Ziehraß. „Linzer Volksblatt", 12. Februar 1920, S. 3.

Die Vereinigung des Archivs der Landesregierung mit dem Landesarchive.

Die zwischen Staat und Ländern geteilte Doppelverwaltung Österreichs fand naturgemäß ihren Niederschlag im Archivwesen, indem in den einzelnen Provinzen Staats- und Landesarchive erstehen sollten, von denen die ersteren ihre Fürsorge bloß auf die staatlichen Bestände erstreckten, so daß den Landesarchiven das weite Wirkungsfeld der autonomen, kirchlichen und privaten Archive von selbst zugewiesen war. Da über-

dies der Staat in einzelnen Kronländern überhaupt kein Archiv oder doch erst sehr spät ins Leben rief, so war in diesen Fällen auch das staatliche Archivwesen der Obsorge der Landesarchive anvertraut.

Dies war in Oberösterreich der Fall, so daß sich das im Jahre 1896 gegründete Landesarchiv auch mit den staatlichen Beständen zu befassen hatte. So wurden die Salinenarchive von Ischl, Hallstatt und Ebensee, das Archiv des aufgehobenen Kollegiatstiftes Spital a. Pyhrn und ein geringer Teil, hauptsächlich Reste des ehemaligen Klosterarchivs von Mondsee umfassend, aus der Statthalterei-Registratur übernommen.

Weiterhin hat sich das Landesarchiv mit letzterer nicht mehr befaßt, da die Absicht bestand, in dem geplanten Neubau des Regierungsgebäudes, für welchen der Grund bereits angekauft war, ein eigenes Statthaltereiarchiv zu schaffen. In diesem sollte das aus der Registratur ausgeschiedene eigentliche Statthaltereiarchiv Aufnahme finden, und mit diesem wären nach dem ursprünglichen Plane die ansehnlichen Bestände des Landesgerichtsarchives und der übrigen staatlichen Ämter zur Vereinigung gekommen. Der Gesamtumfang dieses Archives würde beiläufig 22.000 Bände Handschriften und 4000 Faszikel Akten umfaßt haben. Gar bald aber wurde dieser Plan in Wien reduziert und bestimmt, daß auch im neuen Gebäude bloß die Registraturen der Statthalterei Aufnahme finden sollten. So wäre denn alles beim alten geblieben, nur daß die Bestände der Statthalterei selbst eine bessere Verwahrung gefunden hätten. Dies wäre schon damals sehr dringend gewesen, indem die im Erdgeschoß des Statthaltereigebäudes aufgestellte Zentralregistratur in sehr feuchten und sonnenlosen Räumen untergebracht ist. Zu diesem berührten Übelstande ist inzwischen noch starker Platzmangel getreten, so daß im Juni 1919 sogar ein Teil der älteren Akten in einem Keller auf dem Boden gelagert wurde und durch die gepreßte Aufstellung ein anderer Teil zu vermodern begann.

Aus diesen Gründen hat die Landesregierung die Ausscheidung sämtlicher Archivalien bis zum Jahre 1850 aus den Registraturen der Landesregierung verfügt und im Einvernehmen mit dem Landesrate in der Sitzung vom 22. Dezember 1919 beschlossen, diesen Bestand von 803 Faszikel-Akten und 1219 Handschriftenbänden als Archiv der Landesregierung mit dem Landesarchive zu vereinigen. Dieses Aktenmaterial umfaßt der Hauptsache nach die Zeit von der Gründung der oberösterreichischen Landesregierung im Jahre 1783 und ist für die Geschichte des Absolutismus und des Vormärz unstreitig der wertvollste Bestand für unsere Landesgeschichte. Aber auch aus früherer Zeit hat die Landesregierung im Laufe der Zeit überaus wertvolle Geschichtsquellen namentlich durch die Klosteraufhebung aufgesammelt. Als Abschlußgrenze wurde das Jahr 1849 als Zeitpunkt der durch Aufhebung des Untertanenverbandes und der patrimonialen Gerichtsbarkeit verursachten Neuorganisation der politischen Verwaltung genommen.

Mit diesem Beschlusse des Landesrates ist das Landesarchiv zum wirklichen Zentralarchiv des ganzen Landes geworden, indem die drei wichtigsten, das gesamte Land umfassenden Archivkörper, das Musealarchiv, das ständische Archiv und das Archiv der Landesregierung an dieser Stelle zur Vereinigung gelangen.

Die geänderten politischen Verhältnisse sind jetzt der Anlaß, daß auch in den anderen Ländern der Versuch unternommen wird, die staatlichen Archive mit den Landesarchiven zu vereinigen und so für alle Länder je ein großes Zentralarchiv zu schaffen. Für Oberösterreich ist nunmehr die Lösung dieser Frage in einheitlichem Sinne in die Wege geleitet.

Dr. Ignaz Zibermayr (Linz).

Zur Ausbildung der Lehrer in der Heimatkunde.[1]

Gründliche heimatkundliche Kenntnisse sind sowohl für den Jugend- als auch für den Volksbildner unbedingt notwendig.

Diese Ansicht treffen wir in allen Erlässen und pädagogischen Zeitschriften, an welchen wir ja heute keinen Man-

[1] Die von den günstigen Verhältnissen des Innviertels ausgehenden Ausführungen wollen ebenso wie die Darlegungen S. 69 f und S. 112 ff der brennenden Frage der heimatkundlichen Ausbildung rasch nahe kommen und eine eingehende Erörterung anbahnen. Dy.

gel haben. Bedeutsamer und wichtiger wäre es aber, wenn man dem „Wie" näher treten würde. Vielfach glaubt man heute mit dem Entwurf einer Organisation, wie sie bei politischen Vereinen, nationalen Schutzvereinen, aber auch bei Molkereigenossenschaften usw. besteht, sei man um einen Schritt nach vorwärts gekommen; ich glaube, diese Annahme beruht auf einer großen Selbsttäuschung. Organisationen, mag man sie nun Räte- oder Ortsgruppen nennen, sind rasch gebildet, können in großen Städten vielleicht sehr bedeutenden Wert haben — sind aber auf dem Lande meist schon am Tage ihrer Gründung Totgeburten. Sie rufen weder Leben noch Anteilnahme wach; sie können erst dann gliedernd und aufbauend eingreifen, wenn schon reges Leben vorhanden ist. Durch Kurse, die in Wien abgehalten werden, wird man überhaupt am Lande nie unter den breiten Schichten der Lehrerschaft Einfluß gewinnen; auch von Lehrgängen in der Landeshauptstadt verspreche ich mir unter den heutigen Verhältnissen nicht sehr viel. Ich würde es für das Günstigste halten, die Ausbildung der Jugend- und Volksbildner in der Heimatkunde in die Bezirke selbst zu verlegen.

Im Bezirkshauptort z. B. sind fast alle Lehrer des Bezirkes gut bekannt; sie kommen zu Lehrerkonferenzen, zur Erledigung dienstlicher und wirtschaftlicher Angelegenheiten, nicht selten in diese Orte, haben dort ihre Bekannten, ihre Absteigwohnungen usw. Die Lehrer der nächsten Umgebung können abends in ihre heimatlichen Dörfer zurückkehren, um am folgenden Vormittag wieder im Städtchen einzutreffen.

Während der Sommer- oder Herbstmonate auf zwei Wochen in den Bezirkshauptmannschaftsort zu gehen, dazu würden sich sicherlich zahlreiche Lehrpersonen und auch andere Heimatfreunde entschließen.

Es müßten eben in diesem Falle die Kursleiter und vortragenden Professoren aus der Reichs- und Landeshauptstadt auf das Land hinausgehen; das würde ihnen aber sicher nur zum Vorteile gereichen. An Ort und Stelle würden sie vieles schauen und kennenlernen, was sie durch die Großstadtbrille nicht sehen.

Das Schulgebäude im Bezirkshauptorte würde als Vortrags- und Kursraum dienen, die Lehrmittelsammlungen und Heimatmuseen würden reichlich Unterrichtsbehelfe beistellen. In vielen Fällen müßten die Vortragenden allerdings mit Augenblicksbehelfen auskommen; das hätte aber auch sein Gutes. Die Zuhörer würden einsehen, daß man selbst mit einfachen und billigen Mitteln viel leisten kann und nicht unbedingt den Riesenapparat der Großstadt braucht.

Für die Vortragenden wäre es anfangs freilich nicht ganz leicht, einen Großteil des Vortragsstoffes dem Bezirke zu entnehmen, in dem sie eben sich aufhalten; sie wären da wohl stark auf die Mithilfe bodenständiger Heimatvereinigungen angewiesen. Aber auch aus dieser Schwierigkeit würden sich Vorteile für beide Teile ergeben. Das Forschen der Heimatvereinigungen würde in wissenschaftlichere Bahnen gelenkt werden und die vortragenden Professoren würden viel Material erhalten, das ihnen sonst sehr schwer zugänglich wäre.

Von besonderem Nutzen wären dann vor allem Heimatwanderungen, die unter der Führung der Kursleiter, unter Beihilfe der Heimatvereinigungen für die Zuhörer veranstaltet werden könnten.

Der Gewinn hiebei wäre für den Lehrer ein viel größerer als durch eine Wanderung in der Umgebung von Linz oder gar Wien. In vierzehn Tagen bekommt ein Anfänger keinen Einblick in den Aufbau des Landschaftsbildes einer ihm fremden Landschaft, wenn die Führung auch noch so gut ist. In der Praxis würde mir der folgende Plan als durchführbar erscheinen: In der Landeshauptstadt stehen zwei Gruppen aus je fünf Vortragenden zur Verfügung, einer für Naturwissenschaften, einer für Geographie, einer für Geschichte einer für Volkskunde einschließlich Literatur und einer etwa für Kunstgeschichte, Denkmal-Naturschutz usw.

Diese fünf Vortragenden haben innerhalb drei Monaten vier Bezirke zu bereisen. Die Kursdauer beträgt in jedem Bezirke zwei Wochen.

Bei zwei Gruppen, also mit zehn Vortragenden, käme somit jeder Bezirk alle zwei Jahre an die Reihe.

An vielen Orten könnten auch die örtlichen Heimatvereinigungen Vortragende

für dieses oder jenes Gebiet stellen und so gleichfalls zur Hebung und Abrundung der Kurse beisteuern.

Nach meiner Auffassung würde die Verbindung zwischen Stadt und Land im ganzen Erziehungs- und Volksbildungswesen eine viel innigere werden, wenn sich die Vortragenden einmal entschließen würden, aufs Land zu gehen. Für den Anfang wäre ja gerade für sie die Arbeit viel schwerer — jedoch der Gewinn für die Allgemeinheit ein viel größerer. Das Beispiel eines fünfgliedrigen Lehrkörpers, der die Bezirke bereist, ist nur ein willkürlich gewähltes. Einschränkungen und Erweiterungen wären in jeder Hinsicht möglich. Jedenfalls würde in die heimatlichen Bezirksvereinigungen durch den Besuch von fünf Fachmännern neues Leben gebracht werden; zwei Jahre sind im raschen Laufe entflohen, die Verbindung würde dadurch sicher eine dauernde werden. Die Zeitschrift „Heimatgaue" müßte für unser Land die Vermittlung zwischen den Kursleitern, den Heimatvereinigungen und den Zuhörern bei den Kursen herstellen.

Das Schwierigste in meinem Plane würde es wohl sein, die zehn geeigneten Vortragenden für unser Land zu finden; mit Unterstützung der zahlreichen Professoren und Dozenten der Wiener Universitäten wäre wohl auch dieses Hindernis zu überwinden.

Für den Anfang würde ich es unbedingt für das vorteilhafteste halten, den Bezirkshauptort als Kursort zu nehmen; später könnte man die Vortragsreihen auch in größeren Märkten des Bezirkes abhalten.

Mir würde der vorgezeichnete Weg die Gewähr dafür geben, daß bestimmt ein großer Teil der Lehrerschaft eines Bezirkes in die wissenschaftliche Heimatkunde eingeführt würde. Es mag ja vielleicht undurchführbar sein, eine Schulklasse auf Wanderungen in die Heimat einzuführen, bei allgemein ausgebildeten Lehrpersonen verspreche ich mir aber von jeder heimatkundlichen Wanderung einen großen Erfolg. Heimatkunde soll man ja eigentlich nur in der Heimat betreiben. Und für uns ist mit einer gewissen Einschränkung der Bezirk das Heimatgebiet.

Darum lehre man Heimatkunde den Lehrern in dem Bezirke, der das Feld ihrer Erziehertätigkeit ist. Die Heimatvereinigungen des Landes würden sicherlich überall hilfreiche Hand bieten und so würde die Arbeit in Wirklichkeit für alle Teile Früchte tragen.

Dr. Ed. Kriechbaum.

Die Siedlungen im Landschaftsbilde.

Dr. E. Kriechbaums Aufsatz, S. 91 ff., waren zur Erläuterung sechs Abbildungen nach Lichtbildaufnahmen beigegeben. Papiernot und Druckschwierigkeiten verhinderten aber, daß sie zur Wirkung kamen. Dem Verlag ist es nun nach vieler Mühe gelungen, Beilagenpapier zur Verfügung zu bekommen und so wird die Gelegenheit benützt, die sechs Braunauer Bilder unter günstigeren Voraussetzungen auf Tafel VI—VIII nochmals zum Abdruck zu bringen.

Dy.

Heimat und Wandervogel.

Wie die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde berichtet,[1] wurde in Berlin ein „Volkskundeamt des Wandervogels" errichtet, das die Aufsammlung von Sagen, Märchen, Sprichwörtern, Sitten und Gebräuchen der einzelnen Gaue Deutschlands anregen und die Sammelergebnisse in möglichst billigen Büchern dem Volke zugänglich machen will. Der Gedanke ist recht beherzigenswert. Unsere Jugend könnte auf frohen Wanderwegen der Heimatkunde brauchbare Dienste erweisen und durch das verständnisinnige Verhältnis, in das sie durch die Sammelarbeit zur Heimat kommt, selbst reichen Gewinn haben. Umfang und Art der Sammlung müßten aber festgelegt werden, damit die Sache nicht Halbheit und wissenschaftlich bedeutungslose Liebhaberei bleibt. Die in der Berliner Anregung genannten Gebiete sind wohl nur als ungefähre Sammelauswahl aufgestellt, denn es ist nicht einzusehen, warum nicht auch die gebundene Überlieferung, das Volkslied und die In-

[1] Berlin, 29. Jg., S. 88.

schriften, ferner die Hausforschung Gewinn haben könnte. Zur schriftlich festzuhaltenden Überlieferung käme die Aufnahme von Gegenständen der Volkskunde durch Lichtbild und Zeichnung. Grundsatz wäre freilich, daß die Ergebnisse der Wissenschaft voll zur Verfügung gestellt werden müßten, was natürlich Auswahlausgaben für breite Kreise nicht ausschließt.

Ein Arbeitsplan — vor allem für die Sommerzeit — ließe sich sich wohl vereinbaren!

Dy.

Nachdenkliches aus der Schriftleiterstube.

Auch die Heimatgaue haben das Märlein vom Alp, der sich drückend und quälend auf die Brust setzt, am eigenen Leib verspürt. Papiernot, Verteuerung und Erschwerung der Druckherstellung drohen ja als ein böses Gespenst allem Schrifttum. All unsere Heimatzeitschriften mußten, soweit ihnen das Erscheinen möglich war, die Zahl ihrer Druckbogen herabsetzen, und so mußte selbst die Berliner Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in ihrem Jahresumfang 1919 vom früheren Ausmaß von 25 bis 30 auf 6 Druckbogen zurückgehen. So müssen auch die Heimatgaue um Geduld, Ausharren und Hilfe bitten, daß sie leichter über die böse Zeit der wirtschaftlichen Not hinwegkommen und ihre vorgezeichneten Ziele verfolgen können. Uns ist eben nicht eine frohe Zeit des Friedens mit behaglicher Breite des Lebens beschieden, sondern der furchtbare Ernst ehernen Geschickes. Gerade Heimat und Volk, denen die Zeitschrift gewidmet ist, sind uns Pole des Vertrauens auf die Zukunft.

Die durch allerlei Erschwernisse bedingte Verzögerung im Erscheinen haben schon Grablieder auf die junge Zeitschrift gezeitigt. Sie hat es aber nicht im Sinne, den Heimatgedanken in Stich zu lassen und der Heimatbewegung dadurch einen bösen Rückschlag zu bereiten. Aus ehrlicher Freundschaft heraus wurde anderseits den Heimatgauen geraten, den stolzeren Wimpel der Heimatkunde zu streichen und als heimatlich gerichtetes Unterhaltungsblatt sich in den Hafen zu retten. Zu einer heimatkundlich vollwertigen Erziehung unseres Volkes kommen wir aber nur, wenn wir die Heimatkunde als ernste Forschungsarbeit betrachten und alle Kräfte in ihrer Weise zu eifriger, sachlicher Mitarbeit anspornen. Wen aber die Heimat nicht durch die sachliche Schilderung ihrer Eigenart, durch die Anteilnahme an den tatsächlichen Verhältnissen, deren Gesamtbild die Heimatkunde ausmacht, mitzureißen vermag, den kann der Erzählerton eines Unterhaltungsblattes allein noch weniger für wirklich fruchtbare Heimatarbeit gewinnen. Und um hilfreiche, getreue und sorgsame Mitarbeit, durchdrungen von der Bedeutung der gestellten Aufgabe, ist es vor allem zu tun, sollen wir von Heimatkunde und Heimatschutz Erfolg erhoffen.

Die gleichgestimmte Freundschaft, die die Heimatgaue — freilich trotz ihrer Ziele neben trüben Erfahrungen — in allen Gauen gefunden haben, die Begeisterung, mit der mir aus dem Kreise unserer Jugend Hilfe erwuchs, sind mir Zeugnis, daß auch in unserem Lande die Heimatbewegung trotz der Übermacht aller Gegengewalten einem sonnigen Frühling entgegengeht.

Dy.

Übersicht über die 1918 erschienene oberösterreichische Geschichts-Literatur.[1]

Zusammengestellt von Dr. Eduard Straßmayr.

(Schluß.)

Hartl Alois, Denkwürdigkeiten von Sankt Ursula in Linz.

Linz 1918. Druck und Verlag des kath. Preßvereins, 151 S. mit einem Titelbild.

In populärer Schreibweise wird die Tätigkeit der 1679 nach Linz gekommenen Ursulinen auf dem Gebiete der Jugenderziehung geschildert. Der Verfasser macht uns auch mit der Baugeschichte der hübschen Barockkirche bekannt und würdigt das künstlerische Schaffen der beiden Altomonte im Kloster, wo eine Tochter Martin Altomontes als Ordensschwester tätig war.

Lohninger Josef, Die Stadtpfarrkirche zu Lorch-Enns.

Sonderabdruck aus den „Christlichen Kunstblättern" 1917/18. Linz 1918. Akad. Preßvereinsdruckerei, 46 S.

Auf einen historisch denkwürdigen Boden führt uns die Schrift. Wo in Römerzeiten das Heerlager Laureacum sich befand, erhob sich eine der ältesten und interessantesten christlichen Kultusstätten des Landes, die Lorcher Kirche, die bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts als Pfarrgotteshaus von Enns in Verwendung stand und heute bei ihrer Lage mitten im Friedhof fast nur mehr für Toten-Gottesdienste gebraucht wird. Ihre reiche Geschichte, ihre bedeutenden, viel zu wenig gekannten Kunstdenkmäler — ein Juwel ist das gotische Sakramentshäuschen aus dem Jahre 1480 — werden auf Grund umfassender archivalischer Studien eingehend gewürdigt. In engem Rahmen ist eine Fülle wertvollen ganz unbenützen Materials verarbeitet, das manche bisher strittige Frage in helleres Licht setzt. Sowohl der Erforscher der heimatlichen Kirchengeschichte wie der Kunsthistoriker können in der reich illustrierten Abhandlung brauchbaren Stoff finden.

Kurz Martin, Kurze Chronik von Steinerkirchen-Kematen.

Als Manuskript gedruckt, 84 S.

Um Ortsgeschichten ist es in unserem Heimatland nicht gut bestellt. Abgesehen von einigen sehr gediegenen Arbeiten, wie Rupertsberger, Ebelsberg Einst und Jetzt und Haßleder, Geschichte des Marktes Neufelden, zeigen die meisten eine allzu dilettantenhafte Bearbeitung. Namentlich die Kapitel über die ältere Geschichte sind gewöhnlich schlecht geraten. So auch in der Chronik von Steinerkirchen. Von emsigem Fleiß zeugen die umfangreichen Beilagen (31 S.) „Matrikeldaten", „Seelsorger-, Marktrichter-, Ortsvorstände-, Lehrer und Ärzte-Verzeichnisse", „Pfleger und Herrschaftsbesitzer" sowie „Post" und „Brandchronik", die auch Quellen- und Literaturbelege bringen und für eine rasche Orientierung gut zu gebrauchen sind.

Koller Ludwig, Die österreichische Klosterarchitektur und ihre Entwicklungsstufen.

Christliche Kunstblätter, 58. Jahrgang (1917), S. 94, 102, 110. 59. Jahrg., S. 20, 33, 45, 57, 66.

In seiner baugeschichtlichen Studie über Österreichs Klöster spricht Verfasser eingehend von dem künstlerischen Schaffen unserer einheimischen Stifte in architektonischer Hinsicht. Zahlreiche Lichtbilder verleihen dem kurzen Rundgang durch die alten Kulturstätten besonderes Kolorit. Schade nur, daß Literaturangaben gänzlich fehlen.

[1] Es ist geplant, alljährlich einmal in dieser Zeitschrift eine Zusammenfassung der im abgelaufenen Jahre erschienenen historischen Arbeiten zu geben. Die Verfasser werden gebeten, derartige Aufsätze der Schriftleitung einzusenden. Größere Abhandlungen erfahren eine selbständige Besprechung.

Hager Evermod, Die Kunstdenkmäler des Stiftes Schlägl aus der Zeit Martin Greysings 1627—1665.

Zum 700jährigen Jubiläum des Prämonstratenser Chorherrenstiftes Schlägl (1218/1918). Linz 1918. Akad. Preßvereinsdruckerei, 24 S. und 19 Abbildungen.

Aus den Beständen eines bisher wenig zugänglichen Stiftsarchivs ist mit Fleiß und großer Sachkenntnis reichliches Material für die oberösterreichische Kunstgeschichte zusammengetragen. Inmitten der Wirren des 30jährigen Krieges waltet in dem entlegenen Böhmerwaldkloster Abt Greysing, unter dessen tüchtiger Wirtschaftsführung und Kunstliebe im Ordenshause bedeutende Werke aus der Übergangszeit der Renaissance zur Barocke entstehen. Meister wie Waldburger, Spatz und andere bodenständige Kunsthandwerker arbeiten in seinem Solde. Ihre in vortrefflichen Aufnahmen vor Augen geführten Leistungen rufen heute noch unsere Bewunderung wach. Es ist nur zu wünschen, daß diesem kunstgeschichtlichen Rundgang durch Schlägl sich ähnliche Veröffentlichungen über die an Kunstschätzen so reichen einheimischen Klöster anschließen.

Guby Rudolf, Hans Waldburger, Bildhauer zu Salzburg.

Kunst und Kunsthandwerk, herausgegeben vom Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, 21. Jahrgang, Heft 11/12, S. 373—394.

Die auf archivalischer Forschung und stilkritischer Untersuchung fußende Studie macht uns mit einem Meister deutscher volkstümlicher Bildnerei des 17. Jahrhunderts nähec bekannt. Wenn auch Waldburgers Hauptbetätigungsfeld Salzburg war, steht dennoch sein künstlerisches Wirken auch mit unserem Lande in enger Beziehung, da es in den Klöstern Mondsee und Schlägl zu verfolgen ist. Ein für ersteres Stift angefertigter Altar wurde leider schon 1702 beim Klosterbrand ein Raub der Flammen; hingegen ist der aus dem Jahre 1626 stammende Hochaltar der ehemaligen Stiftskirche Mondsee, ein Meisterwerk deutscher Bildschnitzerei, noch prächtig erhalten. Gubys eingehender Stilvergleichung ist es zu danken, daß Waldburger als der Schöpfer dieses vielbewunderten, bisher aber namenlosen Werkes einheimischer Kunst festgestellt wurde.

Koller Ludwig, Prandtauer und seine Schule.

Mitteilungen der Zentralkommission für Denkmalpflege, 3. Folge, 16. Band Nr. 2, S. 57—77.

In der Baugeschichte österreichischer Klöster nimmt der Meister Jakob Prandtauer (gestorben 1726 zu St. Pölten) einen hervorragenden Platz ein. Koller entwirft an der Hand zahlreicher Illustrationen und schriftlicher Dokumente aus Stiftsarchiven ein Bild von dem ungemein fruchtbaren Schaffen des Künstlers, unter dessen Hand in Ober- und Niederösterreich vortreffliche Werke der Barock-Architektur des 18. Jahrhunderts erstanden. St. Florian und Kremsmünster beschäftigten ihn wiederholt mit größeren Aufträgen; die imposanten Bauten dieser beiden Klöster, Melk und der Linzer Bischofhof, sind mit dem Namen Prandtauer innig verbunden. Besonderes Interesse verdienen die Reproduktionen von Originalplänen des Baumeisters, darunter auch der bischöflichen Residenz.

Klaus J., Zwei österreichische Altarbilder des Cavaliere Andrea Celesti.

Christliche Kunstblätter, 59. Jahrgang, S. 9, 22, 34, 46, 58, 67, 78, 94.

Zwei Altarbilder des Venezianers Celesti aus dem 17. Jahrhundert, das eine in der ehemaligen Karthause Mauerbach, das andere im Stifte St. Florian, finden vom kunstgeschichtlichen Standpunkt eine ausführliche Besprechung. Das letztere, darstellend die heilige Magdalena zu den Füßen des Herrn beim Gastmahl im Hause des Pharisäers Simon, ist das einzige erhaltene aus der Reihe der Gemälde, die der Künstler für das Kloster geliefert hat.

Oberchristl Florian, 600jähriges Jubiläum der St. Florianer Glocken.

Christliche Kunstblätter, 59. Jahrgang, S 84, 96, 112.

Das Chorherrenstift besitzt ein prächtiges, selbst von Kunstkennern, wie Bruckner, gepriesenes Geläute, das im vorgenannten Aufsatz eingehend beschrieben wird. Sechs Glocken stammen aus dem 14., eine aus dem 15., zwei aus dem 17., zwei aus dem 18. Jahrhundert und tragen gut erhaltene, für die Glockenkunde wertvolle Inschriften. Die im Jahre 1717 gegossene Glocke ist die größte von Oberösterreich. Trotz der eifrigen Requisitionen der Heeresverwaltung während des Krieges finden sich im Lande noch manche alte Kirchenglocken; hier winkt der heimatlichen Forschung ein noch wenig bebautes Arbeitsfeld.

Berger Franz, Heimatkunde.

Vortrag bei der Hauptversammlung des Musealvereins Alt-Braunau 1918. Druck von Stampfl u. Comp., Braunau, 38 S.

Die Schrift bietet eine gute Orientierung über Wesen und Ziele der Heimatkunde und Heimatbewegung. Jahre lang tätig auf dem Gebiete der historischen Erforschung des Innviertels, gibt der Verfasser praktische Winke über die Abfassung von Ortsgeschichten und verweist auf die Wichtigkeit der Mundart-Forschung, den Wert der Sammlung von alten Sitten und Gebräuchen, von Sagen und Volksliedern.

Hartl Alois, Professor Josef Leitner.

Ein Meister des gewerblichen Unterrichtes. Wels 1918. Im Selbstverlage des Verfassers, 38 Seiten mit einem Titelbild.

Vorliegende Abhandlung ist einem Manne gewidmet, der durch mehr als ein Menschen-

alter sich um die Ausgestaltung des gewerblichen Schulwesens in Oberösterreich große Verdienste erworben hat. Als Zeichenlehrer beim Gewerbeverein und an der Staatshandwerkerschule in Linz tätig, hat er für die Ausbildung im Handwerksberufe unverdrossen gearbeitet und sich eine stattliche Schar von Gewerbetreibenden zu besonderem Dank verpflichtet. Die zahlreichen Freunde und ehemaligen Schüler Leitners, dessen Wirken besonders in Linz noch in angenehmer Erinnerung ist, werden mit Interesse die Schrift lesen.

Mitteilungen des Musealvereins „Lauriacum" in Enns.

Herausgegeben vom Ausschuß des Musealvereins „Lauriacum" 1. Jahrgang, 2 Hefte. Druck von E. Haas u. Comp. Steyr.

Die Veröffentlichungen, wenn auch von sehr bescheidenem Umfang, verdienen Erwähnung, weil sie die ersprießliche Tätigkeit des dortigen Museumsausschusses beleuchten, der durch die jüngst erfolgte Neuordnung und vortreffliche Unterbringung seiner ansehnlichen Sammlungen heimatkundliche Forschung und Heimatschutz kräftig gefördert hat. Beiträge zur Stadtgeschichte liefern die Artikel „Die alte Wasserleitung" von Dr. J. Schicker und „Die Stadtbrunnen".

Leixner Othmar, Das Donautal von Passau bis Preßburg.

Im Auftrage der Ersten k. k. privilegierten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Wien 1918. 211 S. mit 5 Karten, 13 Textbildern und 12 Kunstdrucken.

Ein mit netten Bildern ausgestatteter Reiseführer, der einen gut orientierenden Überblick über die bedeutendsten historischen Stätten und Kunstschätze Oberösterreichs bietet und mit seinen knappen Kulturbildern — Linz, Enns, Steyr und die Klöster finden besondere Hervorhebung — Fremde wie Einheimische zum Besichtigen und Genießen einladet.

Zeitungen.

D., Die ehrwürdigste Kirche der Diözese Linz. Linzer Volksblatt 1918, Nr. 212. (Pfarrkirche zu Lorch-Enns.)

Sch. L., Zur Feier des 700jährigen Bestandes des Stiftes Schlägl. Linzer Volksblatt 1918, Nr. 153.

Reuner Franz, J. Der Student von Altheim und die Bauern-Erhebung um 1705/06. Neue Warte am Inn 1918, Nr. 27.

Brosch F., Adalbert Stifter in Linz 1848—1868. Tagespost 1918, Nr. 22.

Muck Raimund, Urkunden als Überzug von Buchdeckeln. Eine alte Steyrer Urkunde (1557). Steyrer Zeitung 1918, Nr. 24.

H. Ing., 40 Jahre k. k. Fachschule. Steyrer Zeitung 1918, Nr. 86.

Kautsch Jakob, Jahresbericht des Museums der Stadt Steyr für das Jahr 1917. Steyrer Zeitung 1918, Nr. 18.

Anleitung zu Ausgrabungen in Höhlen.

Sonderabdruck aus dem Beiblatte der „Mitteilungen" der Zentralkommission für Denkmalpflege.

Unsere heutige Armut gebietet uns Deutschösterreichern die Auswertung aller nur verfügbaren Naturschätze der Heimat.

Viele Höhlen bergen nun auf ihrem Boden phosphorsäureführenden Höhlenlehm, einem für künstliche Düngung von der Landwirtschaft äußerst begehrten Stoffe. Es hat daher der Abbau der Phosphate in den Höhlen der Alpenländer schon begonnen und wird in naher Zukunft überall durchgeführt werden.

Die Anreicherung der Höhlenlehme mit Phosphat rührt von den Knochen der vielen Tiere her, die meist in vorgeschichtlicher Zeit die Höhlen als Sterbeplätze aufgesucht haben und darin verendeten, oder die als Beutetiere von Raubtieren dorthin verschleppt worden sind, oder die darin verunglückten, oder die, wie von der „Höhlengicht" herrührende Knochenwucherungen zeigen, in den Höhlen wohnten (Höhlenbär).

Wir werden daher beim Abbau der phosphatführenden Höhlenausfüllungen neuerlich einen Einblick in die Tierwelt längst vergangener Zeiten gewinnen können; besonders in die Eiszeit, da noch unser ganzes Alpenvorland von den damals mächtigen, an das heutige Grönland erinnernden Eismassen überdeckt war.

Auch weitere Aufschlüsse über die Abstammung unserer Haustiere können wir erhalten, denn der Wissenschaftler vermag vieles aus den gefundenen Knochen zu lesen.

Die Höhlen bildeten aber auch seit jeher Zufluchtsstätten für den Menschen, und „in den allerfernsten Zeiten" können wir direkt von Höhlenbewohnern sprechen. Der Höhlenlehm hat uns oft die Reste der einfachen Kulturwerkzeuge in seinem Schoße eingebettet erhalten und so können wir heute uns ein Bild wieder herstellen von dem Leben dieser Menschen.

Diese Zeiten waren die härtesten für die aufstrebende Menschheit. Kannte sie doch an der Wiege ihrer Kultur nur den Stein als Werk-

zeug. Zuerst nur roh zugerichtet (ältere Steinzeit), dann wohl schon feiner verarbeitet (jüngere Steinzeit).

Während wir Kulturreste der jüngeren Steinzeit aus Oberösterreich besitzen, kennen wir aus unserer engeren Heimat noch keine der älteren Steinzeit.

Vielleicht bringt uns der Abbau der Höhlenlehme besonders aus dem Alpenvorland (Kremsmünster?) solche Kunde.

Welche Menschenrassen besiedelten aber in längst vergangenen Zeiten unsere Heimat? Skelettfunde aus dem Höhlenlehm oder auch nur nochenreste können uns Aufschluß bringen. Wurden doch Reste der ursprünglichen „Neandertalrasse" einerseits in der Feldhofer-Grotte im Neandertal bei Düsseldorf und in Frankreich bei La-Chapelle-aux-Saints in Höhlen gefunden.

Meist bergen die Höhlen mehrere übereinandere liegende Schichten, deren jede die Reste einer anderen Lebewelt oder verschieden alter menschlicher Kulturepochen birgt, gleich einem nach Abschnitten eingeteilten alten Kodex. Der Forscher vermag durch Anteilnahme und entsprechende Beeinflussung der Grabungen viel Licht in längst vergangene Zeiten zu bringen; Unkenntnis und planloses Ausräumen der Höhlen kann der Wissenschaft nicht wieder gutzumachenden Schaden verursachen.

Wie nun in Höhlen gegraben werden soll, damit in die bereits gestreiften Fragen Licht gebracht werde und wertvolle Naturdenkmäler nicht unnütz zerstört werden, zeigt uns in leicht faßlicher Art diese Schrift, die von ersten Gelehrten in diesen Wissenszweigen verfaßt wurde. Es stammt der paläontologische Teil aus der Feder des Univ.-Prof. Dr. O. Abel, der archäologisch-prähistorische Teil aus der des Univ.-Dozenten Dr. G. Kyrle und der anthropologische Teil von Univ.-Prof. Dr. R. Pöch.

Die Aufklärung, die diese Schrift verbreiten hilft, wird, wenn sie in die rechten Hände kommt, manches Unheil für die Wissenschaft verhüten helfen. Sache der heimischen Hüter der Wissenschaft wird es sein, sie zur Erweiterung der Kenntnisse über die Vorgeschichte unseres geliebten Landes zu verwerten.

Ob aber dieser Hüter nicht zu wenige sein werden? Es zeigt sich immer mehr, daß für den Naturschutz, und dazu gehört auch dieses Kapitel, eine eigene, wissenschaftlich gebildete Kraft im Lande tätig sein sollte, die einzig und allein darauf bedacht sein müßte, Aufklärung auf diesem Gebiete zu verbreiten und Rücksichtslosigkeiten in allen einschlägigen Belangen zu verhindern. Dr. Th. Kerschner.

Bauernmusi.

Österreichische Volksmusik, herausgegeben im Auftrage des Österreichischen Wandervogels von Raimund Zoder und Rudolf Preiß. Leipzig, Friedrich Hofmeister.

Rudolf Preiß hat sich vor Jahr und Tag durch die Herausgabe des Singbuches für Österreichs Wandervögel „Unsere Lieder" im Verlage Friedrich Hofmeister in Leipzig schon einen guten Namen erworben und den Dank aller Heimatfreunde verdient. Dieses reizende Volksliederbuch war im volkskundlichen, wie buchhändlerischen Sinne ein Haupttreffer, erlebte Auflage um Auflage, trug Kenntnis und Liebe des bodenständigen Volksliedes in weiteste Kreise, ja es hat, wie alle Lieblinge der Menge und besonders der Jugend, auch längst seinen Spitznamen — „Schwimmhosen" oder „Badhosen" infolge des gestreiften Einbandes — wegbekommen. Nun tritt Preiß im Bunde mit Raimund Zoder, seinem einstigen getreuen Mitarbeiter und wohl dem besten Kenner und erfolgreichsten Sammler heimischer Volksmusik, mit einer neuen Sammlung, der „Bauernmusi", hervor. Angeregt durch den Erfolg ihres Erstlings haben die Herausgeber diesmal allsogleich einen Spitznamen als Titel gewählt; mit Fug und Recht, denn wenn überhaupt einem Werke das verdiente Schicksal vorausgesagt werden kann, so muß diesem wahrhaft vorbildlichen Volksbuche ein durchschlagender Erfolg beschieden sein.

Eine gute, handliche, leicht zugängliche und dabei für weite Kreise berechnete Sammlung heimischer Volksmusik fehlte bisher. Ist doch überhaupt dieses dankbare Arbeitsfeld noch fast völlig unbebaut, obwohl gerade unser Oberösterreich eine schier unerschöpfliche Fundgrube wurzelechter Volksmusik darstellt und dem verbreitetsten Volkstanze, dem Ländler, sogar seinen Namen gegeben hat. Nun füllt die „Bauernmusi", das vortrefflich gelungene Seitenstück zur „Schwimmhosen", diese Lücke äußerst glücklich aus. Obwohl aus gründlicher Sachkenntnis und ernster Forscherarbeit erwachsen, ist sie durchaus kein trockenes, nüchternes Herbarium papieren eingesargten Volksgutes, sondern ein lebendig sprudelnder Quell von Freude, Genuß und Anregung. Der rührige Verlag — der Setzkastenteufel hat seinen Namen gehässiger Weise unterschlagen — hat wiederum für hübsche, stimmungsvolle Aufmachung und guten Druck gesorgt. Die Herausgeber aber haben 40 Perlen, wirkliche und wahrhafte Kleinodien der Volksmusik, mit dem sicheren Blicke des Kenners aus der reichen Schatzkammer ihrer Sammlungen ausgewählt. Alle Arten von Volksmusik aus allen deutschen Gebieten des ehemaligen Österreich-Ungarn sind vertreten. Da gibt es Märsche und Walzer, Menuette und Heurigentanz, Steirische und Bayrische, altertümliche Tänze „aus der Rumpelkammer" mit seltsamen Titeln, wie der Häuslratz, der Judentanz usw. Am stärksten vertreten ist von allen Gattungen der Ländler, von allen Ländern Oberösterreich. Die Fassung dieser musikalischen Kostbarkeiten verrät gleichfalls die kunstgeübte Hand des Meisters. Es ist schier unglaublich, welche vollen satten Klänge hier durch die einfachsten Mittel — 1 bis 2 Geigen oder Mandolinen oder Flöten und 1 Gitarre — erzielt werden. Der Satz ist bei aller Wirksamkeit zudem vorbildlich schlicht und so leicht gehalten, daß er auch mit ganz bescheidenen Fertigkeiten auf den genannten Instrumenten voll bewältigt werden kann.

Alles in allem, die „Bauernmusi" ist eine Großtat auf dem Gebiete der Volksmusik. Wer

sich Sinn und Empfänglichkeit für heimische Art und heimischen Klang bewahrt hat, der wird dieses Wunderhorn echter Volksweisen zur Hand nehmen, er wird daraus spielen und . . . immer wieder spielen.

Dr. Hans Commenda.

Bilder aus Alt-Linz.

Gezeichnet von Franz Ludwig. Begleitworte von Dr. O. Oberwalder. Linz, Fidelis Steurer 1919.

In der Zeit der beginnenden Großstadtentwicklung von Linz, wurde mit rührender Rücksichtslosigkeit an dem alten Stadtbilde derart gerüttelt, daß der Heimatschutz heute vielfach vor traurigen, aber vollzogenen Tatsachen steht. Es steckt aber an schutzbedürftigen Baudenkmale mehr in unserer Stadt, als der achtlos Vorüberhastende vermeint. Dafür gibt Professor Ludwig in 10 ungemein sorgfältigen, dem Stadtbilde glücklich abgelauschten Federzeichnungen, die Baulichkeiten aus glücklichen Zeiten lebendigen Stilgefühls darstellen, Zeugnis. Das knappe Geleitwort unseres Landeskonservators erzieht zum Beobachten und zwingt, über die Betrachtung des Bildes hinaus die dargestellten Gebäudeformen in der Wirklichkeit zu besehen. So vereinigt sich Bild und Wort in der beredten Mahnung, sich um das alte, bodenständige Stadtbild zu kümmern und für eine schonende Anpassung des erforderlichen Neuen einzutreten. Dadurch wird ein wertvolles Stück Heimatarbeit geleistet.

Dy.

Hoamatklang.

Oberösterreichische Volksweisen. Aus den Sammelergebnissen des Arbeitsausschusses für das Volkslied in Oberösterreich. 1. Heft: 25 oberösterreichische Volkslieder und Jodler, gesammelt von Dr. Hans Commenda. Linz, Fidelis Steurer 1920.

Nach langjähriger Sammelarbeit und Vorbereitung hat nun das österreichische Volksliedunternehmen eine wesentlich geänderte Aufgabe. Es kann sich auf das deutsche Lied beschränken, steht aber der leidvollen Absplitterung weiter deutscher Gebiete gegenüber. Durch die Not der Zeit und durch die Hemmungen in der Sammelarbeit ist der Abschluß in die Ferne gerückt. Um nun für das Volkslied und die Ziele des Volksliedunternehmens zu werben, ist der Ausschuß für Oberösterreich darangegangen, aus den Sammelergebnissen Liederheftchen zusammenzustellen. Der dankenswerten Aufgabe hat sich Dr. Hans Commenda unterzogen und als 1. Heftchen neben vier Jodlern 21 der heimischen Überlieferung der Gegenwart entnommene Lieder zusammengestellt. Die besondere Herkunft des aufgenommenen Liedes ist immer beigefügt, weitere Verweise schließt natürlich der Zweck des Büchleins aus. Nicht mißverstanden möge der Ausdruck „oberösterreichische Volksweisen" werden, denn die Lieder sind ja nicht landschaftlich schroff abgegrenzt, eine Anzahl unserer Auswahl z. B. ist auch sonst aus den verschiedensten Landschaften überliefert. Sie wollen nicht als heimisches Sondergut, sondern nur als in der Heimat festgestellt genommen werden.

Hoffentlich gelingt es dem schmucken Bändchen, dessen künstlerische Ausstattung Max Kislinger besorgte, Freude an den Volksweisen zu verbreiten, Ungläubige von ihrem Werte zu überzeugen und zu hilfreicher Sammeltätigkeit anzuregen. Die beste Gewähr für die erstrebte Wirkung wäre die Notwendigkeit einer baldigen Neuauflage, die mühelos Ausfeilungen im kleinen durchführen könnte. So sollte in den erziehlich gedachten Liederheften aus den vielen überlieferten Fassungen stets die künstlerisch beste ausgewählt werden. Im Liede Nr. 4 „Dort droben am Berge . ." ist sicherlich die hochdeutsche Fassung die glücklichste, in dem so verbreiteten Liede von Veitl wohl die Form ohne Sprecheinschub. Der in der Auswahl ja nicht übersehene Grundsatz, nur des Weiterlebens vollauf Wertes zu bieten — ohne einer Einengung des Begriffes Volkslied das Wort zu reden — könnte dann auch leicht restlos durchgeführt werden. Für Lied Nr. 9 „Resel, geh, steh mas ein" ließe sich z. B. ein bodenständigeres Lied einfügen.

Im übrigen ist dem Hefte herzlich zu wünschen, daß es auch wirklich gesungen wird und rasche Nachfolge findet.

Dy.

Heimatkundliche Viertelschriften.

1 Braunauer Heimatkunde. Veröffentlichungen der Vereinigung zur Pflege der Braunauer Heimatkunde. 12. Heft 1919. 13. Heft 1920. — 2. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. Separatabdruck aus den Mühlviertler Nachrichten. 6. Bändchen 1919.

1. Die Vereinigung zur Pflege der Braunauer Heimatkunde hat sich unter werktätigem Einsetzen der Brüder Kriechbaum nach aller Kriegshemmung recht lebendig weiterentwickelt. Die beiden Hefte geben ein erquickliches Bild davon, daß heimatfroher Arbeitswille die Vereinigung beseelt. Das noch 1919 erschienene 12. Heft ist nach einem klaren Plane gearbeitet, der gerade bei heimatkundlichem Schaffen so dringlich ist, und will durch seinen vielseitigen Inhalt anregen, den Fragen der Landschafts- und Volkskunde des Bezirkes nachzugehen. Daß die Anregungen fruchtbaren Boden fanden, zeigt sich schon im 13. Heft, das eben erschien und neue Aufsätze neben dem Abdruck vergriffener Abhandlungen bringt. Was es von Land und Leuten erzählt, ist durchwegs wertvolle Heimatkunde. Die Beiträge zur Landschaftskunde bringen verschiedene Fragen des Landschaftsbildes in Fluß und zeigen, daß Braunau mehr als sonst ein Bezirk eine landschaftliche Einheit bildet. Die Abhandlung über das Kohlenbergwerk zu Wildshut hat auch volkskundliche Bedeutung über den Rahmen des Bezirkes hinaus. Den geschichtlichen Teil des 13. Heftes bestreitet aus der Quellenkenntnis heraus Dr. Berger, indem er die geschichtliche Entwicklung der Pfarre Auerbach, der Gemeinde Mining und des Mosbachtales durch die Flucht

der Jahrhunderte verfolgt. Der reiche, volkskundliche Teil wirbt für eine eingehende Sammeltätigkeit im Bezirke. Die Darlegung von Beispielen ist eine Art, die besonders im heimatkundlich bereits geschulten Innviertel raschere und umfassendere Erfolge zeitigt als der Fragebogen. An der Hand einer Sagenübersicht wird zu Beiträgen zum geplanten Bezirkssagenbuch, dem bereits reiche Sammelergebnisse zur Verfügung stehen, aufgefordert. Sehr beachtenswert ist eine Zusammenstellung der üblichen Volksspiele von Pfarrer Beichtlbauer.

Bei Überlieferung, die aus derselben oder aus naher Gegend bereits veröffentlicht ist, wäre der kurze Vermerk darauf recht günstig und würde auch gleich wieder ein Stück vorwärts führen. Da die Braunauer Hefte über ihre engere Heimat hinaus weit bekannt und benützt sind, wäre vielleicht die Frage nach einem Schlagwortverzeichnisse der bisher erschienenen Hefte und nach dem erwünschten Neudruck der vergriffenen ersten zwei Hefte nicht unlösbar.

Besondere Beachtung verdient der Arbeitsplan der Braunauer Vereinigung, den das 13. Heft an der Spitze bringt. Er geht von der Heimat**forschung** als Grundlage aus, kommt von ihr zum Heimatschutz und zu Fragen der Volksbildung auf heimatlicher Grundlage.

2. Die Mühlviertler Beiträge sind im vergangenen Jahre um ein sechstes Heftchen bereichert worden, das viele Bausteine zur Heimatkunde des Mühlviertels bringt. Ich will nur die von Dr. J. Nößlböck herausgegebene Abhandlung Vielhabers über die mittelalterlichen Grenzen zwischen Böhmen und dem Mühel-Lande, die Mitteilungen Pfarrer Sigls über die Himmelfahrtsfeier und den Abschluß der Geschichte der Pfarre Kirchberg a. d. D. von M. Kaltenbrunner herausgreifen.

Das rüstige Gedeihen der Mühlviertler Beiträge legt die Hoffnung nahe, daß es auch im Mühlviertel zu einem engeren Zusammenschlusse der Heimatfreunde und zum Ausbaue der heimatkundlichen Sammeltätigkeit kommen werde. Die Aufnahme der Volksüberlieferung der Gegenwart, die Feststellung der Hausformen, die Geschichte der Hausindustrie und die Spuren aus vorgeschichtlicher Zeit böten reichlichen Stoff. Fruchtbare Heimatarbeit könnte auch ein Mühlviertler Heimatkalender leisten, wenn er als Seitenstück zum älteren Innviertler Bruder aufträte.

Dy.

Zeitschriften.

1. **Niederbayerische Monatschrift.** Zeitschrift für Kultur- und Kunstgeschichte, Landes- und Volkskunde Niederbayerns und der angrenzenden Gebiete mit Berücksichtigung von wirtschaftlichen und Verkehrsfragen. Passau, Verlag der Waldbauerschen Buchhandlung. 8. Jahrgang 1919; 9. Jahrgang 1920, 1/3. Heft.

2. **Wiener Zeitschrift für Volkskunde.** Organ des Vereines für Volkskunde in Wien. Redigiert von Professor Doktor M. Haberlandt, Wien, 25. Jahrgang 1919.

1. Die von Dr. W. M. Schmid (München) geleitete Niederbayerische Monatsschrift, die ältere Schwester der Heimatgaue, hat ihren 8. Jahrgang abgeschlossen. Da der Inn keine Stammesgrenze bedeutet, hat die Zeitschrift einen weiten Spielraum, ihre Aufsätze sind zum Teil auch in unserer engeren Heimatkunde zu buchen. Aus dem 8. Jahrgang sind in dieser Hinsicht eine Folge von Beiträgen von Dr. Schmid zur Geschichte der Alt-Passauer Zünfte (Schwertfeger, Messerer, Rotschmiede und Glockengießer) hervorzuheben. Da die Meister auch für unsere Gegenden arbeiteten, kommen sie auch für heimische Verhältnisse in Betracht. Dasselbe gilt von den Werken des Barockmalers Götz, über den Dr. Guby (Wien) in Fortsetzung früherer Ausführungen berichtet. Im jüngst erschienenen Eingangsheft 1/3 des 9. Jahrgangs werden die Beiträge zur Passauer Heimatkunde fortgesetzt. Über die Bognerzunft gibt Dr. Schmid Nachweisungen aus dem 14. bis 17. Jahrhundert, über die Zinngießer von 1318 bis ins 18. Jahrhundert. Dazu kommt eine Abhandlung von Dr. Mitterwieser (Trausnitz) über das Passauer Gewerbe vor dem 30jährigen Krieg mit Beiträgen zu der auch für unser Land noch zu wenig erschlossenen Geschichte der Schiffsleute.

2 Die Zeitschrift für österreichische Volkskunde hat für die Volkskunde Oberösterreichs schon eine Reihe von Beiträgen geliefert. Sie hatte aus den Verhältnissen der einstigen Monarchie heraus die vergleichende Volkskunde in den Vordergrund gestellt und das Gesamtgebiet des Kaiserstaates behandelt. Die veränderten politischen Verhältnisse werden nun wohl die Sammlung und Betrachtung der deutschen Volkskunde in den Vordergrund stellen. Auch die heimatkundliche Verbindung mit unseren abgesprengten Volksteilen fällt der Zeitschrift als schöne Aufgabe zu.

Der abgeschlossene Jahrgang bringt eine eingehende Abhandlung von Dr. Geramb und Direktor Zack über das Steyrer Kripperl, der wegen ihrer Bedeutung eine eigene Besprechung vorbehalten bleibt. Nachahmenswert ist eine wiedergegebene Anregung der Kärntener Landesregierung: Maßnahmen der Pfarrämter zur Erhaltung und Wiederaufstellung alter Schmiedeisenkreuze.

Dy.

Vom Verlag der „Heimatgaue", Buchhandlung R. Pirngruber (vorm. E. Mareis) in Linz a. D., Landstraße 34, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Oberösterreichische Volkssagen

gesammelt von Kajetan Alois Gloning

weiland Schulleiter in Peuerbach. — Zweite Auflage.

112 Seiten, enthaltend 12 Elementarsagen, 25 historische, 44 mythische, 38 romantische, 8 naturgeschichtliche und 26 fromme Sagen und Legenden.

Preis: K 6.50 ungeb., K 10.— geb. (nebst 20% Teuerungszuschlag).

„Leider ist ein großer, vielleicht der größte Teil der Sagen im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen," sagt der Verfasser im Vorwort und fährt fort: „Die dem Materialismus huldigende Gegenwart ist der Sage nicht hold, und doch soll Sorge getragen werden, daß die letzten Reste von den Anschauungen unserer Vorfahren erhalten bleiben. Die vorliegende Sammlung strebt die Erhaltung und Fortpflanzung der Sagen an."

Über Anregung der Lehrerschaft des Bezirkes Schärding hat sich der Verfasser die dankbare und verdienstvolle Aufgabe gesetzt, die vorliegende Sammlung der schönsten Sagen aus den oberösterreichischen Gauen, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden, zur Ausgabe zu bringen und späteren Geschlechtern diese Perlen alter lokalgeschichtlicher Volksdichtung aufzubewahren. Die Sammlung soll vorläufig einen Baustein bilden zu einer erschöpfenden oberösterreichischen Sagensammlung, die bisher noch nicht besteht. Macht das Buch auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, so bringt es doch über 150 Sagen aus allen Gegenden Oberösterreichs, und jung und alt wird gern in diesen Überbleibseln aus alter Zeit, die uns das Volk noch treu bewahrt hat, blättern und daraus Nutzen ziehen. Wer immer für die Geschichte und den Sagen unseres Heimatlandes Sinn hat, wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Einfach und schlicht, wie die Volksweise ist, sind auch die in kurzen Umrissen gebrachten Erzählungen aus längst vergangenen Zeiten. In kurzer knapper Form wird uns eine Fülle von Sagen und Mythen vermittelt, die uns einen Blick in die biedere, geheime und doch so urdeutsche Seele unserer Vorfahren im Lande werfen lassen.

Allen Freunden heimatlicher Geschichte aufs wärmste empfohlen!

Verlag von R. Pirngruber, Linz a. D.

Ich besitze noch geringe Restbestände des ehemaligen Quirein'schen Verlages von der

Spezialkarte

des

Erzherzogtumes Oesterreich ob der Enns

nach den neuesten und besten Materialien der Katastral-Aufnahme.

Zusammengestellt

und herausgegeben von **A. Souvent**, Mappen-Archivar.

Vierte revidierte Ausgabe. 21 Blätter, jedes Blatt 3 Kronen. (Die Blätter 4, 15 und 21 sind zurzeit vergriffen, Neudruck ist in Vorbereitung und erscheint voraussichtlich in einigen Wochen.)

Inhalt:

Blatt
1. Titel, Umgebung von Passau.
2. Aigen, Rohrbach, Vichtenstein und Umgebung.
3. Haslach, Leonfelden, Leopoldschlag und Umgebung.
* 4. Windhaag, Liebenau und Umgebung.
5. Schärding, Braunau, Obernberg und Umgebung.
6. Eferding, Raab, Peuerbach, Waizenkirchen, Neufelden, Engelszell und Umgebung.
7. Linz, Mauthausen, Freistadt, Prägarten, Ottensheim und Umgebung.
8. Perg, Waldhausen, Weißenbach und Umgebung.
9. Wildshut, Burghausen, Ostermiething und Umgebung.
10. Ried, Matighofen, Mauerkirchen, Frankenmarkt und Umgebung.
11. Wels, Vöcklabruck, Lambach, Schwanenstadt, Haag und Umgebung.
12. Steyr, Kremsmünster, Enns, Neuhofen, St. Florian und Umgebung.
13. Grein und Umgebung.
14. Mondsee, Wolfgang, St. Georgen und Umgebung.
* 15. Gmunden, Ischl, Ebensee, Kammer und Umgebung.
16. Windischgarsten, Kirchdorf, Grünburg und Umgebung.
17. Waidhofen, Weyer, Altenmarkt und Umgebung.
18. Abtenau und Umgebung.
19. Hallstatt, Gosau, Aussee, Laufen und Umgebung.
20. Spital am Phyrn, Rottenmann und Umgebung.
* 21. Ergänzungsblatt Markt und Umgebung.

* = vergriffen.

Der praktische Wert der großen **Administrativkarte des Kronlandes Oberösterreich**, welche von dem Mappenarchivar A Souvent herausgegeben wurde, ist allgemein so anerkannt daß wir füglich von einer Anpreisung der Vorzüge derselben Umgang nehmen können. Wir heben nur hervor, daß dieses Kartenwerk auf Basis der geometrischen Katastralvermessung und mit Benützung der besten Materialien, sohin nach vollkommen authentischen Quellen bearbeitet ist und auf 21 Blättern im Druckformate von je 53 cm Breite und 42 cm Höhe das ganze Land im Maßstabe von $^1/_{2000}$ der natürlichen Größe mit amtlicher Richtigkeit und mit solcher Detailausführung und Deutlichkeit darstellt, daß darin außer den gewöhnlichen geo- u topographischen Punkten einer guten Landkarte auch die Grenzen der einzelnen Gemeindebezirke **und nicht nur sämtliche Reichs-, Landes- und Bezirksstraßen, sondern auch alle Gemeinde-Verbindungsstraßen und alle anderen gewöhnlichen Fahrwege, selbst jedes einzeln stehende Gehöft mit leichter Mühe gefunden werden können.** — Mehrere angefügte statistische Tabellen und sehr schätzbare Höhenangaben bilden überdies eine höchst instruktive Beigabe.

Wir erlauben uns daher, die Souvent'sche Spezialkarte als ein höchst nützliches und fast unentbehrliches geographisches Hilfsmittel zur Anschaffung zu empfehlen.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D.

empfiehlt:

Alte Lieder und Weisen aus dem steiermärkischen Salzkammergute. Gesammelt und herausgegeben von Konrad Mautner. Gedruckt mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften. Graz 1920. 412 Seiten. Originalband. Preis K 28·60.

Altsteierisches. Volksbilder aus den Alpen. Gesammelte Redensarten, Sprüchel, Sitten usw. Von Karl Reiterer. Graz 1916. 104 Seiten. Mit Abbildungen. Preis K 9·30.

Archiv für die Geschichte der Diözese Linz. Herausgegeben vom bischöflichen Ordinariate, redigiert von Dr. P. Otto Grillnberger und Dr. Konrad Schiffmann. Jahrgang I bis VII (1904 bis 1910). 7 Bände, alles was erschienen ist. Preis K 60·—.

Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung. Eine geschichtliche, topographische und landschaftliche Schilderung von Ludwig Commenda. Mit Beiträgen von Realschuldirektor Hans Commenda, Kanonikus Karl Grienberger, Stadtpfarrer in Eferding, Bürgermeister Karl Schachinger in Eferding u. a. Mit einem farbigen Titelbild, 108 Text-Illustrationen und einer Karte. Linz 1905. 266 Seiten. Preis K 3·—.

Der Astronom Johannes von Gmunden und sein Kalender. Von Gymnasialprofessor Dr. Rudolf Klug. Linz 1912. 35 Seiten mit 1 Tafel. Preis K 2·88.

Aufstand der protestantischen Salzarbeiter und Bauern im Salzkammergute 1601 und 1602. Von Franz Scheichl. Linz 1885. 105 Seiten. Preis K 4.32.

Aus 'n Löbn griffn. Humoristische Prosabilder aus dem Volksleben in oberösterreichischer Mundart. Von Josef Krempl. Linz 1913. Originalband. 159 Seiten. Preis K 24·—.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. Herausgegeben von Johann Sigl und Gottfried Vielhaber. Rohrbach 1912 bis 1919. 6 Bändchen, jedes ungefähr 100 Seiten stark. Preis zusammen K 26·40.

Bilder aus der archäologischen Umgebung von Linz. Von Benesch. Linz 1911. Preis K 1·68.

Bilder aus dem Volksleben. Lustige Geschichten und Betrachtungen in oberösterreichischer Mundart erzählt von unserem oberösterreichischen Landsmanne Josef Krempl. Linz 1914. Originalband, Preis K 7·20.

Bilder aus dem Natur- und Volksleben des Innviertels. Von Josef Reischl. 2. vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. H. Zötl, Dr. A. Matosch und H. Commenda als Mitglied des Stelzhamer-Bundes. Linz 1914 15. 86 Seiten. Original-Leinenband. Preis K 15·—.

Braunauer Heimatkunde. Veröffentlichungen der Vereinigung zur Pflege der „Braunauer Heimatkunde". 12. Heft soeben erschienen; enthaltend über: Landschaftskunde, Prähistorie und Geschichte, Volkskunde, Heimatkundliche Erziehung, Wohlfahrtspflege, Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines. Braunau 1919. 88 Seiten. Preis K 4·32.

Der Bül'haubmteufl. Von P. Leopold Koplhuber. Nach den Original-Handschriften von Sebastian Mayr. Linz 1885. 30 Seiten, broschiert. Preis K 2·20.

Kurze Chronik von Steinerkirchen-Kematen. Verfaßt und verlegt von Martin Kurz, Missarius. Nur in 100 Exemplaren als Manuskript gedruckt und nahezu vergriffen. Kematen 1917. 84 Seiten. Preis K 4·—.

Czerny Albin, Chorherr von St. Florian: **Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525.** Linz 1882. 212 Seiten. Preis K 8·75.

— **Der zweite Bauernaufstand in Oberösterreich 1595—1597.** Linz 1890. 384 Seiten. Preis K 19·20.

— **Kunst und Kunstgewerbe** im Stifte St. Florian von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart Linz 1886. 317 Seiten. Preis K 17·50.

— **Aus dem geistlichen Geschäftsleben** in Oberösterreich im 15. Jahrhundert. Linz 1882. 97 Seiten. Preis K 4·80.

— **Die Bibliothek** des Chorherrenstiftes St. Florian. Geschichte und Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs. Linz 1874. 245 Seiten. Preis 17·50.

— **Ein Tourist in Österreich** während der Schwedenzeit. Aus den Papieren des Pater Reginbald Möhner, Benediktiners von St. Ulrich in Augsburg. Linz 1874. 128 Seiten. Preis K 7·20. Drei österreichische Reisen in den Jahren 1635, 1636 und 1646, sowie ein längerer Aufenthalt in Wien 1648—1649 haben Veranlassung zu diesen Notizen gegeben. Der lebenslustige kaiserliche Feldkaplan Reginbald Möhner liefert in seinen Reiseschilderungen einen mit Humor und feinen Beobachtungen gewürzten, interessanten Beitrag zur Kenntnis des Volkes, Adels und Klerus in Österreich und Bayern. Die Sprache des Originals ist beibehalten und das Ganze durch Anmerkungen erläutert.

Ebelsberg einst und jetzt. Ein ortsgeschichtlicher Versuch von Matthias Rupertsberger, regulierter Chorherr von St. Florian, Ehrenbürger und Pfarrer in Ebelsberg. Linz 1912. 462 Seiten mit 7 Bildern und 9 Karten. Gr. 8°. Preis K 17·60.

Eichenblätter. Eine Sammlung historischer Original-Erzählungen von Franz Isidor Proschko. Linz, Eurich, 1850. 164 Seiten. Preis K 3·60.

Einfall des vom Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich von Kurz. Linz 1897. Preis K 6·—.

Ennstalerisch. Volkstümliches aus der nordwestlichen Steiermark von Karl Reiterer. Graz 1913. 143 Seiten. Preis K 9·30.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D.

empfiehlt:

Geistliche Ehrenhalle, das ist aus Oberösterreich entstammende Geistliche höheren Ranges. Bearbeitet und zusammengestellt von Johann Lamprecht, Benefiziat zu Maria Brünnl bei Raab. 2. Auflage. Linz 1895. 94 Seiten. Preis K 4·80.

Fiedler D., Die weiland Khevenhüllersche Majoratsgrafenschaft **Frankenburg** und deren nächste Umgebung in ihrer Beziehung zur vaterländischen Geschichte. 2 Teile in 1 Band mit 34 Illustrationen. Wien 1860. 8° br. Preis K 14·—.

Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich von Dr. Ferdinand Krackowizer, herausgegeben von der Stadtgemeinde Gmunden. 3 reichillustrierte Originalleinenbände mit Rotschnitt, wie neu! Vergriffen! Gmunden 1888—1900. Preis K 200·—.

Geschichte der oberösterreichischen Landwehr, zusammengestellt von Oberleutnant Friedrich Engel. Linz 1910. 48 Seiten. Preis K 1·20.

Goisern für Einheimische und Fremde geschildert von Anton Rosenauer, Lehrer, mit drei farbigen Bildern, 1 Karte und 47 Illustrationen. Goisern 1910. 104 Seiten. Preis K 2·88.

Neuer illustrierter Führer von **Grein und Umgebung** sowie durch das **Machland** (Bahnstrecke Mauthausen—Grein) mit einem Anhange: Die Donautalbahn Grein—Krems. Eine geschichtliche, topographische und landschaftliche Schilderung, verfaßt von Ludwig Commenda, Schulleiter in Linz. Mit einer Karte von Lehrer Franz Salfer in Linz. Grein 1910. 195 Seiten mit vielen Illustrationen. Preis K 4·20.

Die alten Gletscher der Enns und Steyr von Dr. August Böhm, mit zwei Tafeln. Wien 1885. 182 Seiten. Preis K 10·—.

Hallstatt. Ein Kulturbild aus prähistorischer Zeit von August Aigner, Oberbergrat i. R. 232 Seiten und 8 Tafeln. München 1910. Preis geb. K 30·—.

Die Heimat als Unterrichtsmittelpunkt von Raimund Berndl. Ein Hilfsbuch für den Volksschulunterricht. Prag 1918. 272 Seiten. Preis K 26·40.

Heimatkunde. Veröffentlichung der Gesellschaft zur Pflege der Rieder Heimatkunde, geleitet von Dr. Franz Berger und Dr. Wilhelm Gärtner. 3. und 4. Heft. Ried 1915—1916. Preis je K 2·88.

Hoamatklang. Sammlung oberösterreichischer Volksweisen. Aus den Sammelergebnissen des Arbeitsausschusses für das Volkslied in Oberösterreich. Heft 1: 25 oberösterreichische Volkslieder und Jodler gesammelt von Dr. Hans Commenda. Linz 1920. 64 Seiten. Preis K 4·—.

Höhlen im Dachstein und ihre Bedeutung für die Geologie, Karsthydrographie und die Theorien über die Entstehung des Höhleneises. Herausgegeben von Ing. H. Bock, Gg. Lahner und G. Gaunersdorfer. Graz 1913. 112 Seiten mit Illustrationen, Karten und Tafeln. Preis K 20·40.

Das Jahr und seine Feste. Die Feste und Feiertage des Jahres, ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung in Geschichte, Sage, Sitte und Gebrauch, dargestellt von Dr. J. H. Albers. Stuttgart 1917. 368 Seiten. 3. Auflage. Preis K 24·—.

Johann Ev. Lamprecht, der oberösterreichische Topograph von Dr. Franz Berger. Schärding 1906. 2. Auflage. 48 Seiten. Preis K 2·88.

Lehner, P. Tassilo (Professor in Kremsmünster). **Ein Blatt zur Kulturgeschichte der Heimat.** Linz 1912. 29 Seiten. Preis K 1·76.

Maurus Lindemayrs sämtliche Dichtungen in obderennsischer Volksmundart. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung und einem kurzgefaßten Idiotikon. Herausgegeben von Pius Schmieder. Linz 1875. 418 Seiten. Preis K 4·80. — Hiezu sei auf die größere Arbeit über Maurus Lindemayr von Dr. Alfred Webinger in Heft 1 der „Heimatgaue" besonders verwiesen.

Materialien zur landeskundlichen Bibliographie von Oberösterreich von Professor Commenda. Linz 1891. Preis K 12·—.

Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Deklamationen, mit einer Erklärung der volkstümlichen Ausdrücke. Von Anton Schosser. 2. Auflage. Steyr 1850. Preis K 12·—.

Historisch-topographische Matrikel oder Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes ob der Enns. Als Erläuterung zur Karte des Landes ob der Enns in seiner Gestalt und Einteilung vom 8. bis 14. Jahrhundert. Bearbeitet und zusammengestellt von Johann Lamprecht, Säkularpriester und vom christlichen Kunstvereine der Diözese Linz herausgegeben. Wien 1863. 224 Seiten mit einer dazugehörigen großen Karte in Folio. Preis K 15·—.

Menschen und Bücher. Gesammelte Reden und Aufsätze von Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Kosch. Leipzig 1912. Originalband. 362 Seiten. Preis K 30·—. — Aus dem Inhalt: Stifters Lebens- und Kunstideal. — Klemens Brentano. — Eichendorff und seine Verleger. — Ed. Mörike. — Wilh. Raabe und Österreich. — Enrika von Handel-Mazzetti. — Prinz Emil von Schönaich-Carolath. — Die literarischen Strömungen des 19. Jahrhunderts. — Muttersprache, Mutterlaut usw.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D.

empfiehlt:

Die Münzsammlung des Stiftes St. Florian in Oberösterreich. In einer Auswahl ihrer wichtigsten Stücke beschrieben und erklärt von Dr. F. Kenner nebst einer die Geschichte der Sammlung betreffenden Einleitung von J. Gaisberger. Mit 7 Tafeln und 8 Abbildungen. Wien 1871. Oktav. Preis K 20·—.

Illustrierter Führer durch Oberösterreich und die angrenzenden Teile des Böhmerwaldes, Bayerns und Salzburgs. Fremdenführer für die Städte Linz, Steyr, Wels u. a., sowie für die klimatischen Kurorte, Bäder und Sommerfrischen Bad Ischl, Bad Hall, Gmunden, Hallstatt, Mondsee, St. Wolfgang usw. von Josef Rabl. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. 272 Seiten. Mit 49 Illustrationen, einem Plan und 6 Karten. Wien 1911. Originaleinband. Preis K 8·64.

Oberösterreichs Werdegang. Eine Skizze der historischen Geographie des Erzherzogtums ob der Enns von Dr. Josef Lohninger. Linz 1908. 150 Seiten Preis K 7·20.

Österreichische Kunstbücher. Heft 4: Dr. Rudolf Guby, Das Zisterzienserkloster Wilhering. Heft 7: Dr. Rudolf Guby, Das Benediktinerstift Lambach. Jedes Heft in starker Kartonmappe, 16 Seiten Text und 10 Blatt Kupfertiefdrucke, Aufnahmen der staatlichen Lichtbildstelle Wien. Preis jedes Heftes K 8·—.

Historische Daten und Sagen über Kirchen, Klöster und Burgen im politischen Bezirke Perg mit 27 Abbildungen, zusammengestellt von W. Richter. Herausgegeben vom Bezirksschulrate Perg. 1908. 2. Auflage. Oktav, broschiert. Preis K 8·—.

Pulitzer (J.). Ein Beitrag zur Methodik der Heimatkunde für den Unterricht in der Volksschule. Mit 40 Abbildungen und Kartenskizzen. Linz 1903. Broschiert. Neu. 111 Seiten. Preis K 3·52.

Reliefkarte des Salzkammergutes. Mit Genehmigung des Eisenbahn-Ministeriums, nach dem in dessen Besitze befindlichen Originale. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Oberösterreich. 42×68 cm Farbendruck, Linz 1911. Preis K 2·88.

Robinson der Oberösterreicher oder höchst merkwürdige Schicksale Johann Georg Peyers von Urfahr, nächst Linz gebürtig, ehemaligen Dragoner-Wachtmeisters bei dem Regimente Prinz Eugen von Savoyen, dessen Gefangennehmung von den Türken, dann zehnjähriger Aufenthalt auf einer unbekannten Insel in Amerika und endliche Befreiung. Von ihm selbst beschrieben. Linz. 1848. 283 Seiten. Preis K 12·—.

Sagen aus dem oberen Mühlviertel, von L. Sieß. Bändchen 1, 3 und 4. (Bändchen 2 ist vergriffen.) Rohrbach 1898–1909. Zusammen Preis K 2·20.

Schiffmann, Dr. Konrad (Direktor der Studienbibliothek Linz). **Drama und Theater in Österreich ob der Enns.** Linz 1905. 239 Seiten mit vielen Illustrationen und Tafeln. Preis K 12·—.

— **Das Schulwesen im Lande ob der Enns** bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Linz 1900. 296 Seiten. Preis K 7·20.

— **Die Stationsnamen der Bahn- und Schiffahrtslinien in Oberösterreich.** 4. Auflage. Linz 1919. 40 Seiten. Preis K 2·40.

— **Johannes Reuchlin in Linz.** Eine historische Erzählung. Saarlouis 1914. 55 Seiten gebd. Preis K 5·40.

— **Ein altes Bilderbuch.** Kulturgeschichtliche Skizzen. Linz 1908. 240 Seiten. Preis K 4·80. Interessante Aufsätze zur Kenntnis des Lebens unserer Vorfahren besonders in der Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters.

— **Die mittelalterlichen Stiftsurbare des Erzherzogtums Österreich ob der Enns.** I. Teil: Lambach, Mondsee, Ranshofen und Traunkirchen. Im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Wien 1912. 396 Seiten. Preis K 14·40.

Die Schlacht bei Ebelsberg am 3. Mai 1809. Linz 1902. 32 Seiten mit 4 Vollbildern. Preis K 1·—.

Schosser Anton. **Bilder aus dem Natur- und Volksleben in den oberösterreichischen Alpen.** Neu herausgegeben von Hans Sauer und Hans Fraungruber. Linz 1908. 142 Seiten. Preis K 15·—.

Deutscher Spruchschatz. Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges, In Spruch und Nam', Auf Haus und Kram. Gesammelt und gesichtet von Ernst Tiedt. Stuttgart 1908. 246 Seiten. Preis K 16·—. Reiche Sammlung von Hausinschriften, Glockennamen und -Inschriften, Grabschriften, Inschriften auf öffentlichen Gebäuden, Schulen, Gärten, Denkmälern, Geschäfts- und Wirtshäusern, Brunnen, Hausrat, Waffen u. dgl.

s'steirische Paradies. Volksbilder aus der Weststeiermark, Redensarten, Sprüchel, Sitten, Bräuche usw. Nebst einem Anhang: Eine Fahrt ins steierische Paradies von Karl Reiterer. 142 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen von Grete Dischendorfer, Kuno Radlberger und Franz Pichler. Graz 1919. Preis K 24·—.

Strnadt Julius. **Das Land im Norden der Donau.** (Mühlviertel.) 217 Seiten, mit einer historischen Karte. Wien 1906. Preis K 12·—.

— **Das Gebiet zwischen der Traun und der Enns.** Mit einer Tafel und einer Kartenskizze im Texte. Wien 1907. 197 Seiten. Preis K 12·—.

— **Die Geburt des Landes ob der Enns.** Eine rechtshistorische Untersuchung über die Devolution des Landes ob der Enns an Österreich. Linz 1886. 126 Seiten. Preis K 7·20.

R. Pirngruber, Buchhandlung, Linz a. D.

empfiehlt:

Strnadt Julius. **Die freien Leute der alten Riedmark.** Wenden- und Bajuwarensiedlung. Mit 3 statistischen Tabellen, 2 historischen Karten, 2 Kartenskizzen im Texte. 480 Seiten. Gr. 8°. Wien 1915. Preis K 18·50.

— **Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg — Mythus.** Ein kritischer Beitrag zu „Minnesangs-Frühling", Vortrag. Linz 1889. 60 Seiten. Preis K 3·—.

— **Grenzbeschreibungen von Landgerichten des Innviertels.** Gr. 8°. Wien 1913. Preis K 6·50.

— **Innviertel und Mondseeland.** 642 Seiten. Mit 2 eingedruckten Kartenskizzen und 3 farbigen Karten. Gr. 8°. Wien. 1912. Preis K 26·50.

— **Hausruck und Attergau.** 396 Seiten. Mit 1 Karte und 1 Kartenskizze. Gr. 8°. Wien 1908. Preis K 12·80.

— **Materialien zur Geschichte der Entwicklung der Gerichtsverfassung und des Verfahrens in den alten Vierteln des Landes ob der Enns bis zum Untergang der Patrimonial-Gerichtsbarkeit.** 360 Seiten. Gr. 8°. Wien 1909. Preis K 14.

— **Die einschildigen Ritter im 13. Jahrhundert um Kremsmünster.** 15 Seiten. Gr. 8°. Linz 1905. Preis K 1·50.

— **Peuerbach.** Ein rechtshistorischer Versuch. Herausgegeben auf Kosten des Museums Francisco Carolinum in Linz. Gr. 8°. 636 Seiten. Mit 1 farbigen Karte. Linz 1868. Vergriffen. Preis K 30·—.

Jodok Stülz. Prälat von St. Florian. Ein Lebensbild von Wilhelm Pailler, reg. Chorherr zu St. Florian. Linz 1876. 344 Seiten. Preis K 14·40.

Urkundenbuch des Landes Oberösterreich. 9 Bände und Registerband. Wien und Linz 1852—1906. Preis K 200·—. Nur noch eine kleine Anzahl vollständiger Exemplare vorhanden.

Die Vereinigung des Innviertels mit Österreich in Folge des Friedensschlusses zu Teschen am 13. Mai 1779. Eine geschichtliche Reminiszenz zur hundertjährigen Jubelfeier seinen Landsleuten gewidmet von Konrad Meindl, Chorherr in Reichersberg. Linz 1879. 46 Seiten. Preis K 3·—.

Verkehrsbuch von Oberösterreich. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Oberösterreich. 76 Seiten mit 35 Abbildungen und 1 Karte. Preis K 1·44.

Volkstümliche Kunst aus Oberösterreich. Photographische Aufnahmen von Profanbauten des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Architekt H. Wolfsgruber in Linz. Wien 1906. 30 Tafeln in Lichtdruck. Folioformat. In Mappe. Preis K 34·50.

Waldeck Karl. **Kirchenmusikalische Streiflichter aus Oberösterreich.** Von Franz Gräflinger. Linz 1911. 56 Seiten mit einem Porträt Waldecks. Preis K 2·—.

Waldskizzen aus Oberösterreich. Von Maurice Reinhold v. Stern. Linz. 118 Seiten. Preis K 4·80.

Wallner Susi: **Gestalten aus Oberösterreich.** 2. Auflage. Linz 1912. 160 Seiten. Preis K 3·60.

— **Linzer Skizzen.** Linz 1904. 152 Seiten. Preis K 4·80.

— **Erzählungen.** Linz. 128 Seiten. Preis K 4·80.

Zöhrer Ferdinand: **Oberösterreichische Chronik.** Kurzgefaßte Geschichtsbilder des Landes ob der Enns von der ältesten bis in die neueste Zeit. Für jeden Oberösterreicher und Vaterlandsfreund erzählt. 2 Bände. I. Allgemeine Landeschronik von den Urzeiten bis in die Gegenwart mit Gebiets- und Regententafeln. Mit 5 Illustrationen. II. Spezielle Chronik. (Klosterchronik, Städtebilder, Burgenchronik, Geschichte des oberösterreichischen Bauernkrieges, Geschichte der Franzoseneinfälle, Ehrentafel denkwürdiger Oberösterreicher.) Linz 1909. Gebunden zusammen K 14·40.

❖ ❖ Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich. ❖ ❖

Der Zweck des Vereines ist die Erhaltung und Pflege der natürlichen und kulturellen Eigenart der Heimat. Zur Erreichung dieses Zieles wurden bisher drei Fachgruppen gebildet: Je eine für Bauberatung, für Naturschutz und für Heimatkunde. Die Bauberatungsstelle übernimmt kostenlos Begutachtung und Abänderung von Bauplänen im Sinne des Heimatschutzes. Anschrift: Landeskonservator Dr. O. Oberwalder, Linz, Klammstraße 9. — Der Mitgliedbeitrag beträgt jährlich 6 K.

Ingenieure

Pirkl u. Eysert

beh. autorisiertes Zivil-Ingenieur- und Stadtbaumeister-Bureau.

Bauunternehmung und Projektierung für Straßen-, Brücken- und Hochbauten, Wasserkraftanlagen, landwirtschaftliche Bauten.

Spezialfach: Eisenbetonbau.

Technische Gutachten.

Kanzlei:

Linz a. D., Bürgerstr. 16.

Fernsprecher 144.

Drahtanschrift: Pirkleysert Linz.

Konto bei der Bank für Oberösterreich und Salzburg in Linz.

Von der oberösterr. Landesregierung behördlich konzessioniertes

I. Linzer Privat-Detektivbüro

LINZ

Elisabethstraße Nr. 7, nächst des Museums.

Fernsprecher 964/VIII. Fernsprecher 964 VIII.

Erteilung von Auskünften jeder Art, Charakter, Ruf, Vorleben, Familien- und Vermögens-Verhältnisse.

Beobachtungen und Überwachungen.

Eruierungen Vermißter, Nichtauffindbarer oder sich Verborgenhaltender.

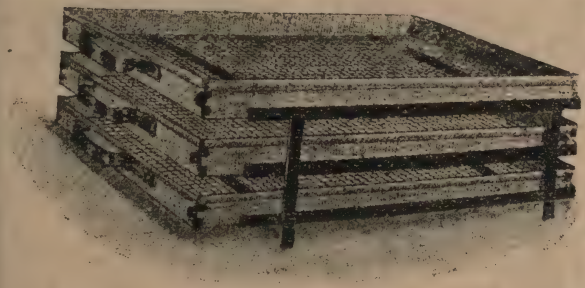
Ermittlung von Verbreitern von Geschäftsgeheimnissen, anonymen Briefschreibern, Verläumdern, Erpressern usw.

Reisebegleitungen.

Reisemissionen.

Strengste Diskretion verbürgt!

Kostenüberschläge und eventuelle Vorbesprechungen gratis!



Unsere vielfach erprobte

Herddörre „Prim"

soll in keinem Haushalte fehlen.

Eignet sich vorzüglich zum Trocknen von Gemüse und Obst für den Winter. Zu haben mit verzinktem und unverzinktem Gewebe. Erhältlich in jeder besseren Eisen- und Küchengeräte-Handlung, wo nicht, wende man sich direkt an die

Siebwaren- u. Drahtgeflechte-Fabrik Joh. Bukowansky

Gesellschaft m. b. H. **Linz, Landstraße 53.** Telephon 443.

Ferner empfehlen wir unsere bestverzinkten Geflechte für Einfriedungen und Geflügelhöfe, Stacheldraht, Legenester für Hühner und sonstige Einrichtungen für die Kleinviehzucht. — Betteinsätze aus bestverkupfertem Stahldraht 2c. — Mit Preisanstellungen dienen wir gern.

Zahntechnisches Atelier

Karl Mühlberger

□□□□ Urfahr □□□□

Hauptstraße 4 Hauptstraße 4

nächst der Brücke, Eingang nur Kirchengasse Nr. 9, gegenüber Gasthof zum „goldenen Ochsen".

Herstellung künstlicher Zähne und Gebisse in Gold, Platin und Kautschuk, Umarbeitung sowie Reparierung gebrochener Stücke.

Solide und dauerhafte Ausführung, schnelle Bedienung, □□□ festgesetzte Preise. □□□

An Sonn- u. Feiertagen geschlossen.

Allgemeine Depositen-Bank

Filiale Linz.

Aktien-Kapital und Reserven K 121,500.000.

Durchführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Einlagen auf Sparbücher und laufender Rechnung.

Gas- u. Wasserleitungs- ❖❖ Unternehmung ❖❖

Karl Ph. Gräfner

Linz a. D., Graben Nr. 25.

Fernsprecher Nr. 375.

Postspark. Nr. 19.320.

Klosette und Bade-Einrichtungen sowie Azetylen-Anlagen.

Ausführung von Dampfheizungen und Warmwasser-Anlagen.

Aufstellung jeglicher Art von Pumpen.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Fabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft f. techn. Bedarfsartikel.

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Möbel

Franz Niedermayr

Linz

Hofgasse 8.

Größtes Lager

Geschäftsbestand seit 1838.

Ing. Oskar Oberhammer, behördlich autorisierter u. beeideter **Zivilgeometer**

Telephon 1184/VIII. **Linz,** Promenade 8. Telephon 1184/VIII.

Übernahme sämtlicher Vermessungsarbeiten, Parzellierungen, Ortsregulierungen, Nivellierungen, Trassierungen, Grenzfeststellungen, Gutachten und Schätzungen.

Mäßige Kostenberechnung! Mäßige Kostenberechnung!

Grab- u. Kriegerdenkmale

Maschinelle Erzeugung von Grabsteinen, Wandverkleidungen und Möbelplatten

Alex. Stellers Nachf. Benno Steller, Linz

konz. Steinmetzmeister (Straßenbahnhaltestelle „Friedhof").

Telephon 1018/VIII. Filiale Wels, Dr. Großstraße Nr. 2.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

A. Winkler, Juwelier

größtes Juwelen-, Gold- und Silberwarenlager.

Hochzeitsgeschenke. Gelegenheitskäufe.

Fernruf 426.

Telegrammadresse:
Juwelier Winkler Linz Donau.

Karl Liedl

Linz a. D.

Landstraße Nr. 16.

Spezialhaus für Präzisionsuhren.

:: Gegründet Anno 1830. ::

Feinste Taschenuhren, moderne Wanduhren.

Klavier-Etablissement und
:: :: Leihanstalt :: ::

Otto Heitzmann

Klavierfabrik

Linz, Promenade Nr. 25.

Telephon Nr. 486 ◆ Telephon Nr. 486.

Größtes Lager in erstklassigsten Flügeln und Pianinos mit feinster ◆◆◆ Repetitionsmechanik. ◆◆◆

Druck von J. Wimmer Gesellschaft m. b. H., Linz.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz

1. Jahrgang 1919/20.

Inhalt.

Seite

Dr. A. Depiny: Wege und Ziele 1
Dr. A. Webinger: Volkskundliches in P. Maurus Lindemayrs Mundartdichtungen . . . 7
Dr. A. Depiny: Ein Schützenscheibenspruch im kulturgeschichtlichen Lichte 22
J. Hufnagl: Das Maiast-Stecken 23
Dr. W. Kriechbaum: Zwei alte Liederbücher der Braunauer Sammlung 24
Dr. O. Oberwalder: Das Hafnerhandwerk im Landgerichte Wartenburg 33
Dr. W. Kriechbaum: Volksglaube und Sympathieheilkunde im Bezirke Braunau am Inn 45
Dr. A. Depiny: Alte Schmiedeisenkunst 55
Dr. W. Kriechbaum: Die Weihnachtslieder der Braunauer Liederbücher 73
Fr. Stroh: Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel 81
Dr. E. Kriechbaum: Die Siedlungen im Landschaftsbilde. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Braunauer Bezirkes 91
Dr. E. K. Blümml: Der Brand in Steyr 1842 und die Wiener Wohltätigkeit 100
G. Lahner: Die Dachsteinhöhlen in Oberösterreich 129
Dr. R. Sieger: Innviertler Fußwege 151
Ing. E. Neweklowsky: Die alte Ennsschiffahrt 160
Dr. E. Straßmayr: Aus dem Wirtschaftsleben der oberösterreichischen Sensenschmiede . 165
Fr. Prillinger: Vom Teufel. Aus der Laakirchener Gegend 175
Dr. A. Depiny: Mühlviertler Nachtwächterrufe 182
Dr. Fr. Morton: Die Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen 233
Dr. Fr. Berger: Über unsere Vornamen 237
K. Adrian: Wie das Volk Geschichte erzählt 246
Dr. O. Oberwalder: Altes Zinn 247
Dr. E. K. Blümml: Historische Lieder aus Oberösterreich 261

Bausteine zur Heimatkunde.

S. 187—194.

Zur Einführung (Dr. A. Depiny). — Das Donnerloch. Ein Beitrag zur Volkskunde des oberen Innviertels (Dr. E. Kriechbaum). — Alte Kalenderreime (Dy.). — Die Unruhnacht (J. Mayrhofer). — Buchstaben gegen die Pest (Fr. Prillinger). — Augensteine (J. Nagl). — Weihnachtslied und Weihnachtsbrauch. 1. Weihnachtsweisen (J. Bernauer). — Heimische Ostergebräuche. 1. Ostergebräuche aus Eidenberg bei Gramastetten (O. Klinger).

S. 276—315.

Vorgeschichtliche Literatur für Oberösterreich (Dr. O. Oberwalder). — Mundartliche Scheidemünzen. Eine Auslese volkskundlicher Redensarten (Dr. Fr. Branky). — Heimische Ostergebräuche 1. Ostergebräuche aus Eidenberg (O. Klinger). 2. Die heimische Überlieferung (Dr. A. Depiny). — Georgi (Dy.). — Zur Unruhnacht. Aus Eidenberg (O. Klinger). — Der Sonnenwendtag. Aus dem mittleren Mühlviertel (O. Klinger). — Der Waldmann (M. Nowak). — Peterlverbrennen. Aus der Laakirchener Gegend (Fr. Prillinger). Sympathie-Mittel. Aus der Gegend von Laakirchen (Fr. Prillinger). — Vom Aufrern (J. Mayrhofer). — Wetterei und Donnerstein (J. Sigl). — Schneidspäne, eine bäuerliche Liebesgabe (K. Adrian). — Die Stadelhenne, ein alter Mühlviertler Brauch. (J. Mayrhofer; A. Öller; R. Köttstorfer; A. Amerstorfer; Dy.) — Die Klage (Fr. Prillinger). — Der Nachtwächterruf in Schörfling (Dy.) — Hausinschriften in Oberösterreich (Dr. A. Depiny). — Volkstümliche Kerbschnitzerei (Fr. Kuna).

Heimatbewegung in den Gauen.

S. 57—64.

Die Stadt Steyr und ihr Heimatschutzverein (Dr. E. Pillewizer). — Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines (Dr. W. K.). — Aus dá Hoamát (Dr. Zötl). — Bund oberösterreichischer Mundartdichter „Hoamátgsang".

S. 126 f.

Tätigkeitsbericht des Braunauer Heimatvereines (Dr. W. K.). — Die Stadt Eferding und ihr Verein „Heimatbund".

S. 195—207.

Unsere Jugend (Dr. Pösinger; M. Khil; W. Priller; Dy.). — Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich (Dr. A. Depiny). — Deutschösterreichisches Volkslied-Unternehmen (Arbeitsausschuß für Oberösterreich). — Unser Landesmuseum (J. Wimmer). — Das „Heimathaus" in Braunau am Inn (Dr. W. Kriechbaum). — Eine Heimsammlung (E. Kyrle).

S. 317—320.

Vertretertagung der oberösterreichischen Heimatvereine in Linz (Dr. A. Depiny). — Mädchen-Ortsgruppe Linz des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich (M. Khil). — Mädchen-Ortsgruppe Vöcklabruck (S. Öttl). — Die Eröffnung des Museums für Volkskunde in Wien (Dy.). — Zusammenschluß (Dr. A. Depiny).

Kleine Mitteilungen.

S. 64—70.

Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich (Dr. O. Oberwalder). — Zu den alten Trachtenbildern aus dem Salzkammergut von Max Chézy (Dr. H. Ubell). — Heimatkundlicher Unterrichtsstoff (Dr. A. Depiny).

S. 110—125.

Bemerkungen zu den Aufgaben des Naturschutzes in Oberösterreich (Dr. Th. Kerschner). — Heimat und Volkstum (Dr. Fr. Berger). — Weihnachtsgebräuche (Dr. A. Depiny).

S. 208—226.

Die Trachtenbilder von Max Chézy (K. Mautner). — Das Stifterdenkmal in Wien (Dr. E. K. Blümml). — Das steierische Volkskundemuseum in Graz (Dr. A. Webinger). — Zu Dr. Webingers Mahnwort (Dy). — Vom Liede „Stille Nacht, Heilige Nacht" (Dr. Fr. Berger). — Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel (Dr. W. M. Schmid). — Die Vereinigung des Archivs der Landesregierung mit dem Landesarchiv (Dr. J. Zibermayr). — Zur Ausbildung der Lehrer in der Heimatkunde (Dr. E. Kriechbaum). — Die Siedlungen im Landschaftsbilde. — Heimat und Wandervogel. — Nachdenkliches aus der Schriftleiterstube (Dy).

S. 321—337, 340.

Staatlicher Denkmalschutz. — Ein heimatkundliches Erziehungsmittel (Dr. O. O.). — Die Lehrerfortbildung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte (Dr. O. Oberwalder). — Fortbildungskurse für Lehrer (Dr. A. Depiny). — Heimatkunde im Unterrichte (Dr. Fr. Berger). — Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich (Dr. O. Oberwalder). — Zum Werden des Linzer Stadtbildes (Dr. O. Oberwalder). — Nach- und Vorwort.

Bücherbesprechungen.

S. 71 f.: Heimatschrifttum (Dy.). — Dr. Fr. Morton, Aus Deutschösterreichs Gauen (Doktor Th. Kerschner).

S. 128, 227 ff. Übersicht über die 1918 erschienene oberösterreichische Geschichts-Literatur (Dr. E. Straßmayr.) — Anleitung zu Ausgrabungen in Höhlen (Dr. Th. Kerschner). — Zoder-Preiß, Bauernmusi (Dr. H. Commenda). — Ludwig-Oberwalder, Bilder aus Alt-Linz (Dy.). — Doktor H. Commenda, Hoamatklang (Dy.). — Heimatkundliche Viertelschriften (Dy.). — Zeitschriften (Dy.).

S. 338 f: K. Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergute (Dr. A. Webinger). — Dr. E. Kriechbaum, Die Stadt Braunau und ihre Umgebung. (Dr. Fr. Berger). — Matosch-Gedenkbuch (Dy.). — Hoamatgsang (Dy.).

Sachverzeichnis S. 341 ff. — Berichtigungen S. 344

Abbildungen.

S. 7, 49, 50, 53, 55—57, 65—68, 83, 85, 87, 89 f., 92—94, 96, 98 f.

18 Tafeln und 3 Farbendruckbeilagen.

Die Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen.

Eine schutzbedürftige Pflanzengesellschaft. — Mit drei Originalabbildungen.[1]

Von Dr. Friedrich Morton (Wien).

Die gegen das Trauntal gekehrten Hänge des Dachsteinstockes sind lange ganz vernachlässigt geblieben. Erst als die Erschließung der Dachsteineishöhle den Fremdenstrom auf die Schönbergalpe gelenkt hatte, begann man auch der umliegenden Bergwelt Aufmerksamkeit zu schenken. Speikberg, Däumel und Krippenstein werden bestiegen und die Wanderung von der Schönbergalm über den Däumel zur Gjajdalpe und Simony-Hütte wird zu den genußreichsten im Salzkammergute gezählt werden.

Auch die botanische Wissenschaft blieb nicht zurück. Bereits im Jahre 1912 untersuchte Lämmermayr die Flora von neun Höhlen des Dachsteines und der Umgebung von Hallstatt und seit 1916 bin ich selbst mit der Erforschung der Dachsteinhöhlenflora beschäftigt.

Die grüne Pflanzenwelt der Höhlen bildet erst seit wenigen Jahren das Ziel des Forschers, was sich aus folgendem erklärt.

In der Höhle spielt das Licht eine ausschlaggebende Rolle. Stolz läßt es die Pflanzen der Reihe nach an sich vorüberziehen und gewährt nur jenen Einlaß, die mit geringen Mengen dieser Himmelsgabe Vorlieb zu nehmen verstehen. Alpenrosen, Enziane, Kohlröschen und wie die Kinder der Höhensonne alle heißen mögen, sie sind in Höhlen nicht zu finden. Nur Schattenpflanzen, Algen, Moose und Farne und die anspruchslosen Ruderalen dringen in Höhlen ein.

Eine ersprießliche Erforschung der Höhlenflora konnte erst einsetzen, als man in der Lage war, die Lichtmengen messen zu können, unter denen die Pflanzen in Höhlen leben. Erst als man an Stelle der nichtssagenden Ausdrücke „sonnig", „hell" usw. genaue zahlenmäßige Angaben machen konnte, war eine wissenschaftliche Höhlenpflanzenkunde möglich. Wir besitzen jetzt Vorrichtungen, die sehr genaue Lichtmessungen gestatten. Zeichnet man sich ein Koordinatensystem und trägt nun auf der Abszisse die Entfernungen der Meßpunkte vom Höhleneingange in Metern, auf der Ordinate aber die Lichtmengen auf, die an diesen Punkten herrschen, so erhält man Kurven, die den Lichtabfall sehr gut veranschaulichen. (Abbildung 1.) Außer Lichtmessungen müssen natürlich auch Beobachtungen über die Feuchtigkeit, über Boden- und Luft-

[1] Zwei davon auf Tafel IX.

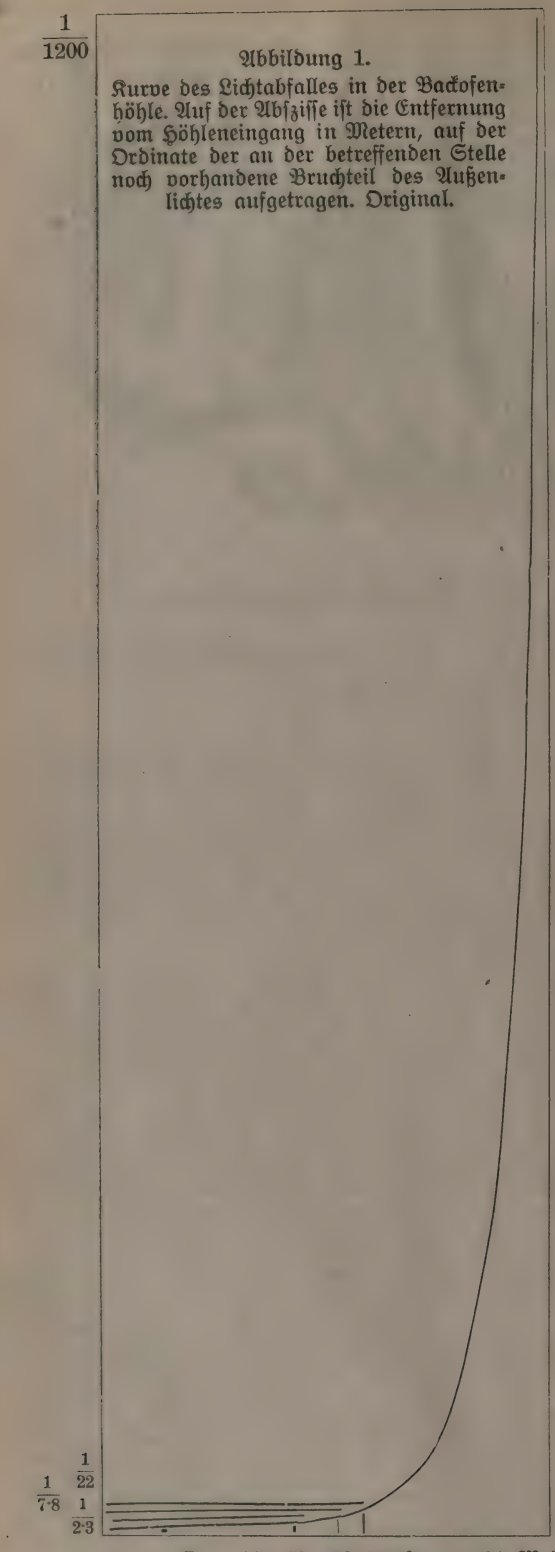


Abbildung 1.

Kurve des Lichtabfalles in der Backofenhöhle. Auf der Abszisse ist die Entfernung vom Höhleneingang in Metern, auf der Ordinate der an der betreffenden Stelle noch vorhandene Bruchteil des Außenlichtes aufgetragen. Original.

wärme usw. gemacht werden, da auch diese Verhältnisse von großer Wichtigkeit sind.

Warum ist nun die Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen (wie der Höhlen überhaupt) schutzbedürftig? Um dies erfassen zu können, müssen wir wenigstens einen kleinen Einblick in die Verhältnisse der Dachsteinhöhlenflora zu gewinnen trachten. Im ganzen wurden bereits 18 Dachsteinhöhlen erforscht. Lämmermayr besuchte 1912 die Dachsteineishöhle, den daneben gelegenen Eissack, den Backofen, die Koppenbrüllerhöhle, den Rabenkeller bei Obertraun, die Höhlen unter und ober der Aualpe, die Höhle oberhalb des Goldloches bei Hallstatt und den Kessel nächst dem Hirschbrunnen bei Hallstatt. Ich besuchte außer dem Eissack und Backofen das Gaisloch (unterhalb des Eissackes), die Mörk-Höhle, die Dr. Lämmermayr-Höhle (am Nordhang des Mittagkogels), die Dr. Morton-Höhle, das Holzknechtloch, die Doktor Gams-Höhle am Westfuß des Hirschberges und mehrere Halbhöhlen, die Teufelshöhle und schließlich die Simony-Höhle (am Osthang des Mittagkogels am Ursprung der großen Schuttriese). Obwohl noch viele Höhlen der Untersuchung harren und auch in den angeführten noch reichlich Kleinarbeit zu leisten ist, können wir trotzdem die Dachsteinhöhlenflora bereits recht gut überblicken.

Die Algen, in ihrer Vorliebe für große Feuchtigkeit und ihrer bespiellosen Anspruchslosigkeit dem Lichte gegenüber, spielen eine sehr große Rolle. Ungefähr 20 Arten dürften in den Dachsteinhöhlen weitere Verbreitung besitzen. Besonders auffallend sind *Nostoc sphaericum*, dessen blaugrüne Kugeln oft große Flächen bedecken und dann *Lyngbia membranacea*, die überall dort, wo Wasser beständig auf Steine herabtropft, sehr bezeichnende schwärzliche Fladen bildet. In letzter Zeit fand ich auch zwei neue Höhlenformen, deren eine am Schmelzwasser von Eis lebt. In allen Dachsteinhöhlen dringen die Algen bis in

die dunkelsten Teile vor, wo man Zeitungsdruck nicht mehr entziffern kann. Sie finden mit Lichtmengen ihr Auslangen, die ungefähr 1:2000 des Außenlichtes entsprechen!

Über die Flechten (fünf Arten) kann ich heute nicht viel berichten. Zwar bedecken „Flechtenanflüge" (besonders schön in der Simony-Höhle) in gelben und weißen Farben oft große Flächen der Höhlenwände. Doch ist es bisher nicht möglich gewesen, sie zu enträtseln. Vollkommen ausgebildete Flechten sind in Höhlen sehr selten. Die von Pilzfäden umsponnenen Algen leben an und für sich wie im Schatten und vertragen keine weitgehenden Lichtverminderungen. Immerhin fand ich am Eingange zu einer Dachsteinhöhle eine Flechte,[1] die erst vor kurzem im Velebit entdeckt und sonst nirgends aufgefunden wurde.

Um so mehr müssen wir uns mit den Moosen beschäftigen. Über die Lebermoose (zehn Arten und Formen) können wir rasch hinweggehen. Sie treten zwar im „Landschaftsbilde" stark hervor. So bildet in den meisten Dachsteinhöhlen *Conocephalum conicum* große, plattenartige Überzüge, die nicht zu übersehen sind. Doch sind alle zehn Arten auch sonst verbreitet.

Eine weit größere Artenzahl weisen die Laubmoose auf. (70 Arten mit mehreren Höhlenformen.) In manchen Höhlen, wie z. B. in der Teufelshöhle spielen sie eine hervorragende Rolle. Neben gewöhnlich aussehenden Arten finden wir in den Dachsteinhöhlen auch solche, die, wohl in Anpassung an die eigentümlichen Lebensverhältnisse in Höhlen, ein anderes Aussehen als im Freien besitzen. Diese Formen, die man wohl gut als Höhlenformen ansehen kann, sind, wie der weitaus größte Teil der höhlenbewohnenden Moose überhaupt, stets unfruchtbar und setzen der Bestimmung oft großen Widerstand entgegen. Auch entstehen durch ständigen Viehtritt oder durch ungünstige Lebensverhältnisse schwer erkennbare Kümmerformen. Zwei Moosfunde aus den Dachsteinhöhlen verdienen hervorgehoben zu werden. Das eine Moos ist im Alpenzuge selten, das zweite ist ausgesprochen süd-, beziehungsweise westeuropäisch.

Die Farnpflanzen sind in den Dachsteinhöhlen mit acht Arten und mehreren Abarten vertreten. Als König unter den höhlenbewohnenden Farnen erscheint auch hier der schwarzstielige Streifenfarn *(Asplenium trichomanes L.)*, der die stärksten Lichtabschwächungen verträgt. Ich fand ihn in Dachsteinhöhlen noch bei Lichtmengen, die weniger als 1:500 des Außenlichtes betrugen. Bei so schlechten Lichtverhältnissen kommt es aber nicht mehr zur Ausbildung gewöhnlicher Formen. Es entstehen Kümmerformen oder sogenannte „stationäre Jugendformen". Der Farn bleibt in einem Jugendzustande jahrelang, ohne sich weiter zu entwickeln. Einzelne dieser Jugendformen sind auf Abbildung 2 zu sehen.

Die meisten Dachsteinhöhlenfarne sind ohne Bedeutung. Neben dem schwarzstieligen Streifenfarn kommt noch der gemeine Blasenfarn *(Cystopteris fragilis)* häufig vor. Von besonderem Interesse ist aber eine Höhlenform der gemeinen Hirschzunge, die von mir in der Lämmermayr-Höhle im Jahre 1917 gefunden wurde. (Tafel IX, Abbildung 1.) Diese Form beansprucht um so mehr Beachtung, als die Hirschzunge nur sehr selten in Höhlen vorkommt. Leider waren nur wenige Pflänzchen vorhanden. Meine Hoffnung, daß sich aus den zahlreichen Vorkeimen, die in dieser Höhle leben, im Laufe der Jahre wieder eine Höhlenform entwickeln würde, erwies sich bisher als vergeblich. Im Jahre 1919 waren auch nur Vorkeime zu finden gewesen.

Die Einkeimblätterigen weichen den Höhlen aus. In den Dachsteinhöhlen fand ich nur sieben, die alle den Gräsern, Seggen und Liliengewächsen angehören. Dafür haben wir gegen 40 Zweikeimblätterige (nebst mehreren unbestimmbaren Keimpflanzen), die natürlich bedeutend weniger in das Höhleninnere vordringen, als die bisher angeführten Pflanzengruppen. Sie zeigen keine besonderen, mit dem Höhlenleben in Zusammenhang stehenden Ausbildungen. Einzelne, wie der Mauerlattich *(Lactuca muralis)* und der stinkende Storchschnabel *(Geranium robertianum)* wagen sich auch

[1] Mit Rücksicht auf gewisse Sammler mit allzuweitem Gewissen verzichte ich hier auf genaue Standortsangaben oder Anführung des Namens seltener Pflanzen.

blühend weiter hinein, während die übrigen schon ziemlich bald das Blühen einstellen und nur Blattrosetten ausbilden. Leider nehmen die Ruderalpflanzen immer mehr überhand. Die Abfallstoffe des Weideviehes düngen den Boden und bereichern ihn mit Ammoniak und schaffen so den Allerweltspflanzen günstige Bedingungen. Sie verdrängen die einheimische Bevölkerung und drücken solchen Höhlen den Stempel der Eintönigkeit auf. So wuchert im vorderen Teile des Gaisloches ein Wald von Brennesseln und gutem Heinrich und auch im Eissack und in der Mörk-Höhle haben Brennesseln im Laufe der letzten zehn Jahre sehr stark überhand genommen.

Im ganzen kennen wir (Sommer 1920) ungefähr 180 Pflanzenarten (mit Formen) aus den Dachsteinhöhlen. Die Forschung der nächsten Jahre dürfte diese Zahl noch beträchtlich vermehren und vielleicht allerhand Überraschungen bringen.

Wenn ich nun beantrage, gewisse Dachsteinhöhlen in öffentlichen Schutz zu nehmen, so geschieht dies aus der Überzeugung heraus, daß die Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen (wie der Höhlen überhaupt) ein ganz eigenartiges Gepräge besitzt und für den Forscher noch eine Reihe ungelöster Fragen bereithält. Das Fehlen des Winterschnees und der Winde, die Kühle im Sommer, die Wärme im Winter, die außerordentliche Feuchtigkeit von Luft und Boden und die absonderlichen Lichtverhältnisse haben zur Bildung von Pflanzengenossenschaften sowie von Höhlenformen und -Rassen geführt, wie sie sonst nicht vorkommen. Das im Gegensatze zur Außenwelt ziemlich ausgeglichene Klima der Höhlen läßt diese auch als Reliktstandorte erscheinen. Es wurden sowohl nordische als auch wärmeliebende Moose in Höhlen gefunden. Sie stammen wohl aus Zeiten, da in Mitteleuropa andere Witterungsverhältnisse herrschten und sind dann, als geänderte Verhältnisse ihren Genossen draußen den Kampf mit den besser an die neue Zeit angepaßten Arten nicht mehr erfolgreich bestehen ließen, in den Höhlen zurückgeblieben.

Dem Schutze wären der Backofen, die Dr. Lämmermayr-Höhle und die Teufelshöhle anzuempfehlen. Der Backofen hat entsprechend seiner, im Vergleich zu den übrigen Höhlen, höheren Temperatur die größte Zahl von Moosarten unter allen Dachsteinhöhlen aufzuweisen. (32 Arten.) Auch ist der „Wald" des gemeinen Blasenkrautes, dessen Wedel wunderhübsch senkrecht aufgestellt sind, um das wagrecht einfallende Licht möglichst auszunützen, ein Musterbeispiel für Wirkung und Auswertung des Lichtes.

Die Dr. Lämmermayr-Höhle beherbergt eine seltene Pflanze und ist die Fundstelle der Höhlenform der gemeinen Hirschzunge. Die Teufelshöhle schließlich zeigt überhaupt die Höhlenflora in voller Entfaltung. Üppige Moosrasen in dunkel- und hellgrünen Farben machen sich breit. Die Wände überziehen rötlich und bläulich schimmernde Algen und eine Eisansammlung im tiefsten Teile der Höhle schafft durch ihre Kälteausstrahlung Isothermen von $0^0 - 6^0$, die auch zum Teil im Pflanzenkleide zum Ausdruck kommen. Im ganzen beherbergt sie 54 Pflanzen, wovon 28 Moose sind.

Der Schutz des Backofens würde in einem Gitter bestehen, das das Weidevieh abzuhalten hätte. Die Lämmermayr-Höhle bedarf keiner eigens durchzuführenden Schutzmaßnahme. Denn sie ist an einer unwegsamen, von Mensch und Tier nicht besuchten Stelle gelegen. Auch die Teufelshöhle liegt zu versteckt, um besonderen Gefahren ausgesetzt zu sein. Doch muß auch an dieser Stelle mit allem Nachdruck gegen den einmal aufgeworfenen Gedanken aufgetreten werden, den Däumelweg durch die Höhle zu führen. Es stehen doch viel zu viel wissenschaftliche Werte auf dem Spiele, als daß sie der Eitelkeit zu opfern wären, die von einem Wege sagen möchte, daß er durch eine Höhle hindurchginge. Übrigens ist die Begehung der Teufelshöhle gar nicht so ungefährlich, da alljährlich große Deckenstürze stattfinden.

Zum Schlusse sei auch hier der Wunsch ausgesprochen, daß bei Erstbegehung von Höhlen doch wenigstens ein Vertreter der vielen an der Höhlenkunde beteiligten Wissenschaften eingeladen werde, damit nicht durch Unverstand Unersetzliches verloren gehe. Schon das Lagern und Feueranmachen kann eine der oft nur in wenigen Stücken wachsenden Höhlenformen vernichten!

Verzeichnis des einschlägigen Schrifttumes.

1. Lämmermayr, L., Studien über die Anpassung der Farne an verschiedene Lichtstärke. IX. Jahresbericht, Staatsgymnasium, Leoben 1907.
2. — Weitere Beiträge zur Kenntnis der Anpassung der Farne an verschiedene Lichtstärke. Ebenda. X. Jahresbericht 1908.
3. — Die grüne Pflanzenwelt der Höhlen. I. Teil. Denkschrift Ak. Wiss. Wien, math.-natw. kl., 90. Bd. 1913.
4. Morton, Friedrich, Über die Auffindung einer Höhlenform der gemeinen Hirschzunge (*Phyllitis scolopendrium* [L.] Newmann) im Dachsteingebiete. Englers Jahrbuch f. wissensch. Botanik, 1917.
5. Morton, Friedrich, Naturschutz in Höhlen. Blätter f. Naturkunde und Naturschutz Niederösterreichs. 6. Jahrgang, 1919.
6. — u. Gams, H., Beiträge zur Kenntnis der europäischen Höhlenvegetation mit besonderer Berücksichtigung alpiner Höhlen. „Die Höhle." Bergverlag, München. In Fortsetzungen ab Juli 1920.
7. Ugolini, U., Forme cavernicole di *Scolopendrium vulgare* Sw. e loro rapporti con *S. hemionitis* Sw.; Bullet. della Soc. bot. ital. 1913.
8. Žmuda, A. J., Über die Vegetation der Tatraer Höhlen. Bullet. de l' Acad. des Sciences de Cracovie. 1915.

Über unsere Vornamen.

Von Dr. Franz Berger (Linz).

Wenn wir die Mitmenschen mit dem Vornamen rufen, kommt uns schon zum Bewußtsein, daß auf den einen Anruf viele hören, auf den anderen aber nur selten geantwortet wird. Das Namengeben erfolgte zwar durch die freie Wahl der Eltern, wir möchten glauben, willkürlich. Aber dem ist nicht so. Die den Namen gaben, ließen sich von bestimmten Gesichtspunkten leiten, wollten persönliche Gedanken und Gefühle mit ihm zum Ausdruck bringen oder folgten dem Gesetze der Gewohnheit. Die Kinder erhalten die Namen der Eltern oder Paten. Die Vornehmen wählen eigenartige Namen, die nicht in aller Munde sind. Andere dagegen lieben die allbekannten Namen, wie die der Kirchenpatrone, die der früheren Zinstermine Georgi, Johanni, Jakobi und Michaeli. Ja, auch die Namen der unmittelbar vorausgehenden Täuflinge wirken auf die der nachfolgenden ein. Die unteren Schichten ahmen die oberen nach, die Bauern übernehmen einen Teil der Vornamen aus den Märkten und Städten.

Kulturströmungen und Zeitereignisse äußern sich auch in der Wahl der Vornamen. Die Reformation bringt die biblischen Namen in die Mode, vor allem die alttestamentlichen; das Zeitalter der Romantiker befördert den Gebrauch der deutschen Namen.

Der Drang nach Neuem läßt das Altgewohnte zurücktreten. Durch die oftmalige Verwendung werden die Namen abgenützt, abgegriffen, sie verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung. Etwas Geringschätziges, ja Verächtliches wird häufig mit der Veränderung, besonders mit der Verkürzung der vollautenden Namensform verbunden, in den Namen hineingetragen. Dadurch wird sein Kurswert geringer. Er wird langsam, aber sicher außer Gebrauch gesetzt. Aus der Ursula wird die Urschl, aus der Margarete die Gredl, der Matthias wird zum Hiasl, der Sebastian zum Wastl, der Georg (Jörg) sinkt zum Schorschl und schließlich zum Schurl. Und wenn man geläufige Namen, wie Lise und Hans, auch Tieren beilegt, so verlieren sie doch für den Menschen an Wert, wenn man ursprünglich auch nur ausdrücken wollte, daß dieses oder jenes Tier uns nahe stehe.

Die Vornamen bilden eine reiche Quelle für die Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes. Wenn nun auch die allgemeinen Richtlinien festgelegt erscheinen, die jeweils für die Wahl der Vornamen bestimmend waren, so gewährt es, wie Gmelin in seinem Aufsatze „Die Verwertung der Kirchenbücher"[1] sich ausdrückt, „doch immer wieder neuen Reiz, einen bestimmten Bezirk auf die Entwicklung der Vornamen über ein paar Jahrhunderte hin zu verfolgen und

[1] In den Deutschen Geschichtsblättern, I. Bd. (1900), S. 157 ff.

darin die geistige Stimmung der bereffenden Landschaft während dieser verschiedenen Zeiträume niedergelegt, gewissermaßen photographiert zu sehen." Aus diesem Grunde sollte auch bei uns die Aufnahme der Vornamen systematisch erfolgen.

Zunächst müßte nach dem Vorbilde Zahns[1] das Urkundenbuch des Landes ob der Enns für die Zeit vom 8. bis zum ausgehenden 14. Jahrhundert ausgewertet werden; dann für die späteren Jahrhunderte die zahlreichen Urkunden-Regesten und schließlich die Matrikenbücher.

Das statistisch gebuchte Material ist in alttestamentliche (z. B. Abraham, Adam, David usw.), neutestamentliche (Namen aus der Zeit und der Umgebung Christi), kirchliche (Heiligen- und Legendennamen) und in deutsche Namengruppen zu sondern. Ferner ist für jeden Namen die Häufigkeit seiner Verwendung in einem Jahrzehnte oder für eine Generation (30 Jahre) in Verhältniszahlen festzustellen. Aus derartig angelegten Übersichten lassen sich dann gesicherte Schlüsse ziehen.

1.

Wenn ich das bisher gewonnene Namenmaterial zusammenstelle, so kann ich freilich nichts Abschließendes bieten, möchte jedoch zur weiteren Arbeit anregen. Zunächst legte ich aus allen derzeit zur Verfügung stehenden Quellen für Ried ein „Bürgerbuch" an, das alle Namen und Daten bis 1600 enthält — im ganzen 498 Familien- und 1102 Taufnamen.

Für das 15. Jahrhundert wurden insgesamt 289 Personen, darunter 208 männliche und 81 weibliche ermittelt. Ihre Vornamen verteilen sich auf 60 verschiedene Namen. Die Zahl der männlichen Vornamen (43) ist mit 72 % gegenüber den 28 % weiblichen (17) bedeutend im Vorsprung.

Unter den männlichen Vornamen überwiegen die deutschen (43·4 %) und die kirchlichen (30·3 %). Hiezu gesellen sich noch 25·6 % neutestamentliche Vornamen, während die alttestamentlichen nur durch den einzigen Namen Michael vertreten sind. Bei den weiblichen Vornamen sind die Verhältniszahlen wesentlich anders. Im Vordergrunde stehen hier die kirchlichen Namen mit 62 %. Ihnen schließen sich die deutschen Vornamen mit 22 % an und dann die neutestamentlichen mit 16 %. Ein alttestamentlicher weiblicher Vorname ist nicht verzeichnet. Doppelnamen waren nicht gebräuchlich.

Die bevorzugtesten männlichen Vornamen waren: Johann (Hans) mit 13 % aller Namen, Wolfgang (8 %), Georg (7·6 %), Leonhard (7·6 %) und Michael (5·5 %). Die beliebtesten Frauennamen des 15. Jahrhunderts waren: Barbara (5·8 %), Margarete (4·8 %), Anna (4 %) und Magdalena (3·4 %).

Die Namen Josef und Maria werden in Ried im 15. Jahrhundert nicht erwähnt, während nach den Ermittlungen Zahns in der Steiermark ihr erstes Auftreten in das Jahr 1429, bezw. 1450 fällt.

Ein Vergleich mit den in der Steiermark im ungefähr gleichen Zeitraume am häufigsten verwendeten Namen ergibt, daß in unserem bayerischen Gebiete Wolfgang und Leonhard anderen Namen vorausgehen, während die steirischen Namen Friedrich, Nikolaus, Ulrich und Jakob in Ried selten (ein- bis dreimal) oder gar nicht vorkamen.

Die Zusammenstellung der Personen im Bürgerbuche Ried bietet für das 16. Jahrhundert eine fast dreifach so große Zahl wie für das vorausgegangene: 813 Personen, darunter 592 männliche und 221 weibliche. Die Auswahl der Vornamen ist um ein Drittel größer geworden; der Namenreichtum ist von 60 auf 88 gestiegen, wovon 59 auf männliche und 29 auf weibliche Vornamen entfallen. Die Zahl der weiblichen Taufnamen ist nicht nur absolut größer geworden, sondern auch im Verhältnis zu den männlichen Taufnamen, — 67 : 33 %.

Für die männlichen Vornamen sind deutsche gegenüber altkirchlichen weniger häufig gewählt worden. Die deutschen Vornamen sind nur mit 28·8 % vertreten, während die kirchlichen Namen die Verhältniszahl 35·7 erreichen. Es sind zwar neue deutsche Namen zu den früheren hinzugekommen, wie Erhard,

[1] Steiermärkische Taufnamen in den Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark, 29. Bd. (1881), S. 3 ff.

Wilbold, Albrecht, Ludwig, Ruprecht und Wendelin, aber ebensoviele sind weggefallen. Auch einige neue altkirchliche Namen tauchen jetzt auf, wie Sebastian, Augustin, Laurenz, Achaz, Ambrosius, Florian. Die Verhältniszahl der neutestamentlichen Namen (23·7 %) hat sich nicht wesentlich geändert. Neu kamen hinzu Melchior, Balthasar, Josef und Lukas. Das 16. Jahrhundert war das Zeitalter der Reformation, der gesteigerten Bibellesung und der Vorliebe für das alte Testament. Das findet seinen Ausdruck auch in der Namengebung, besonders in der Wahl alttestamentlicher Namen. Aus dem größeren oder geringeren Prozentsatz biblischer Namen läßt sich daher auch ein Rückschluß ziehen auf das Erfassen reformatorischer Ansichten durch das Volk. Für Ried sind im 16. Jahrhundert die Verhältniszahlen nicht besonders hoch: 11·8 % alt- und 23·7 % neutestamentliche Namen (= 35·5 %). Biblische und altkirchliche Namen halten einander das Gleichgewicht.[1] Die Wahl alttestamentlicher Namen erfährt aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch eine Steigerung. Dies zeigt uns auch die Liste der Bauerntaufnamen in Taiskirchen um 1600, die 27 % alttestamentliche Namen aufweist. In Ried waren folgende Vornamen der altjüdischen Zeit gebräuchlich: Adam, Abraham, Isak, Daniel, Tobias, Michael und Gabriel.

Die Verhältniszahlen der weiblichen Vornamen, die in Ried im 16. Jahrhundert gewählt wurden, ergeben nachstehendes Bild: 62·5 % altkirchliche, 17 % deutsche, 13·7 % neu- und 6·8 % alttestamentliche Vornamen (insgesamt nur 20·5 % biblische Namen). Die Namenwelt der Frauen weist gegenüber der männlichen eine etwas größere Beständigkeit auf. Neu hinzugekommen sind die Namen Eva, Salome, Maria und der deutsche Name Wandula.

Am häufigsten in Anspruch genommen wurden von den männlichen Vornamen: Hans (14·9 %), Georg (7 %), Wolf (5·2 %), Wolfgang (4·9 %), Leonhard (4·4 %) und Christoph (3·7 %). Gegenüber dem vorigen Jahrhundert ist neu die häufige Verwendung der Abkürzungsform „Wolf" und die Vorliebe für den Namen Christoph. Unter den übrigen männlichen Namen wurden öfter gewählt: Michael (23 mal), Sebastian (21), Siegmund (19), Matthäus (19), Thomas (18), Kaspar (17), Andreas und Valentin. Ganz neu ist der Name Sebastian. Seine Wahl hängt zusammen mit der Gründung der Sebastians-Bruderschaft in Ried im Jahre 1486[2] und dem häufigeren Auftreten epidemischer Krankheiten.

Die Frauen ließen sich auch im 16. Jahrhundert noch gern rufen mit Margarete (4·1 %), Magdalena (4·1 %), Barbara (3·9 %) und Anna (3·9 %). Außerdem kamen noch häufig vor die Namen Katharina, Ursula, Maria (neunmal), Salome und Sabine. Doppelnamen sind erst am Ausgang des 16. Jahrhunderts bezeugt, und zwar dreimal: Wolf Haimeram, Maria Salome und Maria Magdalena. Vornehmere Bürgerfamilien führten die Sitte in Ried ein.

2.

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts setzen fast überall auch auf dem Lande die Matrikenbücher ein. Das Namenmaterial wird ein sehr umfangreiches und gestattet von da ab durch drei Jahrhunderte eine lückenlose Erforschung der Vornamen für einen ein-einen Ort.[3] Für Oberösterreich ist eine derartige vollständige Arbeit bisher nicht geleistet worden. Wohl aber wurden für einzelne Zeiträume Zusammenstellungen angelegt.[4] Auf Grund dieser Statistiken, die drei voneinander entfernt gelegene Ortsgruppen des Innviertels, und zwar Taiskirchen, Moosbach-Weng-Mining und Fe dkirchen bei Mattighofen betreffen, läßt sich für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts nachstehendes Bild entwerfen.

Über den Namenreichtum, der einer bestimmten Zeit zu Gebote steht, geben die Verhältniszahlen der gezählten Personen und ihrer Namen Aufschluß.

[1] In Sachsen war das Verhältnis um 1570 bis 1600: 55 % biblische und 40 % altkirchliche Namen. Mitteilungen des Vereines für sächs. Volkskunde, II. Bd., S. 375.

[2] Vgl. Berger, Das Sebastians-Bruderschaftsbuch des Marktes Ried (1503). Programm des Gymnasiums Ried 1908.

[3] Ueber die Art der Auswertung dieser Quellen vgl. Zinck, Aus den Baalsdorfer Kirchenbüchern in den Mitteilungen des Vereines für sächsische Volkskunde, II. (1902), S. 366 ff.; ferner: Zur Geschichte unserer Vornamen in den Deutschen Geschichtsblättern, VII. (1906), S. 39 ff.

[4] Vgl. Berger, Ueber Taufnamen in der Rieder „Heimatkunde", II. Heft, S. 106 ff. (Moosbach und Mining); Webinger, Taiskirchner Bauerntaufnamen (1600 bis 1900), ebendort, III. Heft, S. 89 ff.

Im 16. Jahrhundert kommt in Ried im Durchschnitt ein Name auf 8 Personen, in Taiskirchen um 1600 auf 11 Personen, in Moosbach-Weng (1625 bis 1634) auf 12 Personen, in Feldkirchen (1622 bis 1628 und 1642 bis 1646) auf 9 bis 10 Personen. Demnach war die Auswahl der Namen, die im Markte Ried getroffen wurde, eine reichere als in den ländlichen Gemeinden. Ferner stand für die Knaben eine größere Zahl von Namen zur Verfügung als für Mädchen. In Taiskirchen trifft 1 Knabenname auf 9, in Feldkirchen auf 7 Personen, dagegen 1 Mädchenname auf 13 und 12 Personen. Bei den Mädchen ist demnach der Kreis der Namen, aus dem die Auswahl vollzogen wird, ein bedeutend kleinerer.

Für Taiskirchen hat Webinger je 300 Knaben- und Mädchennamen, wie sie der Reihenfolge nach um 1600 im Taufbuche verzeichnet stehen, zur Untersuchung herangezogen. Die Leute wählten auch hier sowohl für Knaben als auch für Mädchen in erster Linie altkirchliche und Heiligennamen (30 % männliche und 41 % weibliche.) Bei den biblischen Namen schwanken die Zahlen. Bei den Mädchen stehen die neutestamentlichen Namen mit 37 % gegenüber den alttestamentlichen mit 22 % voran; bei den Knaben überwiegen die alttestamentlichen Namen mit 27 % über die neutestamentlichen mit 23 %. Nur ein einziger deutscher Frauenname (Wandula) steht verzeichnet, während für Knaben 6 Namen deutscher Abkunft Verwendung finden und sich auf 14·3 % der Kinder verteilen.

Nach der Häufigkeit der Verwendung reihen die männlichen Namen in folgender Ordnung:[1] Johann (22·6 %), Georg (13·3 %), Sebastian (11·3 %), Wolf (9·6 %), Abraham (5 %), Salomon (4·6 %), Adam (4·3 %), Stephan (4 %), David (3·6 %) und Christoph (3·3 %); die weiblichen Namen: Susanna (17·6 %), Magdalena (17 %), Barbara (16 %), Maria (9 %), Margareta (9 %). Dagegen kommen die Namen Eva nur mit 3 % und Rosina nur mit 1 % vor.

Bezeichnend ist das häufige Auftreten des Namens Sebastian und der drei alttestamentlichen Namen Abraham, Salomon und Adam. Zum Vergleich möchte ich die Namen heranziehen, die im Taufbuche Feldkirchen im Jahre 1622 für die Erwachsenen genannt werden, die also mindestens aus der Zeit vor 1600 stammen. Erwähnt werden: Hans (17 mal), Sebastian (16), Zacharias (13), Wolf (12) und Georg (11 mal). Die Liste weicht von der obigen nur durch das Hervortreten des Namens Zacharias ab. Die weiblichen Namen, die in Feldkirchen vor 1600 in erster Linie gewählt wurden, sind: Barbara (16 mal), Maria (13) und Magdalena (12 mal). Doch kommen auch die Namen Susanna und Margarete je 3 mal vor. Der Unterschied liegt darin, daß in der Taiskirchener Liste, die zeitlich später ist, bereits der Name Susanna unverhältnismäßig stark hervortritt.

Die Eintragungen in das Taufbuch Feldkirchen[2] im oberen Innviertel beginnen mit dem 17. Juli 1622. Zunächst wurden untersucht 382 Namen aus den Jahren 1622 bis 1628. Für 197 Knaben benötigte man 42 verschiedene Namen, so daß also auf 4 Personen 1 Name entfiel; für 185 Mädchen 24 Namen. Die Zahl der weiblichen Namen ist bedeutend geringer. Ein Name kommt auf 8 Personen. Die Verschiedenheit der männlichen Taufnamen ist daher verhältnismäßig doppelso groß als die der weiblichen Taufnamen.

Unter den männlichen Namen überwiegen die 16 neutestamentlichen (38·4 %) und 11 altkirchlichen (26·3 %); die alttestamentlichen (7) und deutschen (8) halten sich das Gleichgewicht. Unverhältnismäßig stark vertreten sind bei den weiblichen Namen die altkirchlichen (54·3 %), denen die neutestamentlichen (25 %) um mehr als die Hälfte nachstehen. Die alttestamentlichen sind mit 12·5 % und die deutschen mit 8·3 % vertreten.

Auch wenn wir die Zahl der Personen, für die diese Namen gewählt wurden, berücksichtigen, ändert sich das Bild nicht wesentlich. Nur treten hier bei den Knaben die deutschen Namen stärker heraus. 46 Kinder (das sind 23·3 %) erhielten deutsche Taufnamen.

Ein Vergleich mit den Taiskirchener

[1] Webinger hat die Verhältniszahlen nur aus der Summe der männlichen oder der weiblichen Namen errechnet, während in diesem Aufsatze die Summe der männlichen und weiblichen Namen der Berechnung zugrunde gelegt ist.

[2] Hiezu gehörte damals St. Georgen a. Filmsbach, während die Taufen von Gstaig in die Matriken von Eggelsberg eingetragen sind.

Namen zeigt, daß dort, das ist an der Grenze des Landes ob der Enns, wo ja die Reformation tiefere Wurzeln gefaßt hatte als im bayerischen Innviertel, die alttestamentlichen Namen viel häufiger vorkommen. In Taiskirchen erreichen sie bei beiden Geschlechtern die Höhe von 27 % und 22 %, in Feldkirchen bleiben sie mit 14·2 % und 12·5 % weit zurück.

Die Tabelle der Beliebtheit der Namen ergibt für Feldkirchen folgendes Bild: Johann (7 %), Georg (6·2 %), Sebastian (4·2 %), Zacharias (3·6 %), Thomas (3·4 %) und Wolfgang (3·1 %). Erwähnt sei auch Andreas mit 2·6 %. Der Vergleich mit der gleichzeitigen Tabelle für Taiskirchen zeigt die vollständige Übereinstimmung in den ersten drei Namen, während Zacharias und Thomas als für Feldkirchen eigentümlich gebucht werden dürfen.

Unter den Mädchennamen steht in Feldkirchen der Name Maria mit 7·3 % obenan. Ihm folgen: Eva (6 %), Susanna (5·2 %), Magdalena (5 %), Barbara (4·2 %), Rosina (3·1 %) und Christine (2·6 %). Das Bild, das wir hier gewonnen, weicht von dem in Taiskirchen ab. Zum Teil erklärt sich dies aus lokalen Verhältnissen. Unverkennbar treten in Feldkirchen die beiden Schutzheiligen der Pfarrkirche und der nahe gelegenen Filiale Gstaig, die zwar bis 1815 zur Pfarre Eggelsberg gehörte, aber räumlich und daher auch kirchlich immer die nächsten Beziehungen zu Feldkirchen hatte, Andreas (10 mal) und Maria (28 mal), hervor, während die Schutzheiligen der übrigen Nebenkirchen Aschau (Bartholomäus 1 mal), Altheim (Laurenz 2 mal) und Vormoos (Stephan 3 mal) auf die Namengebung keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt haben. Der Name Christine ist für Feldkirchen eigentümlich und durch Familientraditionen bis auf die heutigen Tage fortgepflanzt worden. Vermerkt sei, daß der Name Leonhard ganz fehlt und der Name Josef nur ein einzigesmal gewählt wurde.

Die zweite Gruppe der Feldkirchener Namen (307) stammt aus den Jahren 1642 bis 1646. Auch hier überwiegen bei den Knaben die neutestamentlichen (40 %) und altkirchlichen (37·2 %) Namen, bei den Mädchen dagegen die altkirchlichen (62 %) und neutestamentlichen (20·8 %). Die alttestamentlichen Namen bleiben mit 11·4 % und 12·5 % zurück. Die Namenreihe bietet folgendes Bild: Georg (6·5 %), Wolfgang (3·9 %), Adam (3·9 %), Thomas (3·9 %), Hans (3·2 %), Sebastian (3·2 %). Die Namen Johann und Zacharias — letzterer wird noch achtmal gewählt — erscheinen zurückgedrängt. Im Namenbild tritt dagegen Adam stärker hervor. Die bevorzugtesten Mädchennamen sind: Maria (10·7 %), Eva (7·5 %), Susanna (5·8 %), Magdalena (4·3 %) und Rosina (3·9 %). Dagegen werden Barbara und Christine nur siebenmal und dreimal gewählt. Daran mögen sich anschließen die Ermittlungen über die Vornamen von Moosbach-Weng und Mining. In Moosbach, wozu auch die heutige Pfarre Weng gehörte, beginnt das Taufbuch mit dem Jahre 1625, und zwar mit der Eintragung vom 6. November 1624. Im ganzen zählte ich für das erste Jahrzent (1625 bis 1634) 803 Namen. Die Auswahl der Taufnamen erscheint bei der hohen Geburtenziffer von Moosbach ziemlich beschränkt; sie bewegt sich innerhalb 36 männlichen und 27 weiblichen Namen. Unter diesen 63 Namen fiel die Wahl der meisten Dorfgenossen auf sechs männliche und ebensoviele weibliche Namen, die daher mehr als 20 mal auftreten. Alle übrigen Namen kommen in bedeutend geringerer Zahl vor.

Auch in Moosbach und Weng finden wir die schon mehrmals beobachtete Tatsache, daß Jörg und Hans im 17. Jahrhundert fast durchwegs den Vorrang unter allen männlichen Taufnamen behaupteten. Ersterer wurde in diesem Jahrzent 66 mal (= 8 %), letzterer 44 mal (= 5 %) gewählt. Neben diesen beiden altkirchlichen Namen erscheint auch der deutsche Name Wolfgang stattlich (30 mal) vertreten. Die drei übrigen Namen haben biblischen Charakter: Adam (28 mal), Balthasar und Matthias (je 22 mal). Außerdem waren unter den männlichen Namen die Apostelnamen beliebt, wobei Petrus schon als Kirchenpatron von Moosbach einen Vorzug genoß. Im Zusammenhang damit steht der Name Paul, der 16 mal gewählt wurde. Mit der Sebastians-Bruderschaft, die in Weng seit 1516 bestand und gerade in dem Jahrzent 1625 bis 1634 durch das mehrmalige Auftreten von Seuchen sehr stark in das Gedächtnis

der Leute gerufen wurde, hängt das Vorkommen des Namens Sebastian zusammen, der 16 mal aufscheint. Ferner können wir noch als bevorzugte Namen anführen: Michael (11), Stephan (10), Martin (10) als Kirchenpatron von Weng und Christoph (13), dessen mächtige Gestalt jedem Kirchenbesucher in Weng in dem großen Wandgemälde gegenüber der Kirchentüre, das im Jahre 1598 Hans Hofbauer von Pirat gewidmet hatte, entgegenleuchtete.

Die sechs weiblichen Namen sind sämtlich neutestamentlichen und altkirchlichen Ursprunges. Maria (86 mal), Magdalena (53), Eva (39), Barbara (36), Anna (34) und Margareta (26). Wenn wir uns an die Listen von Taiskirchen und Feldkirchen erinnern, fällt der Ausfall des Namens Susanna auf. An seine Stelle ist in Moosbach der Name Anna getreten. Diesen bevorzugtesten Namen reihen sich noch an: Christine (16), Katharina (14), Ursula (14), Apollonia (13), Martha (12) und Rosina (9).

Als bemerkenswert wäre anzuführen, daß der Name Josef in diesem Jahrzehnt gar nicht vorkommt. Deutsche Namen wurden außer Wolfgang acht gewählt: Ulrich, Ehrentrude, Oswald, ferner Bernhard, Leonhard, Wilhelm, Ottilie und Walpurgis.

Vergleichen wir damit die Taufnamen Minings von 1636 bis 1645, so treffen wir eine große Ähnlichkeit mit den Verhältnissen in Moosbach-Weng. Auch hier schwankt die Auswahl bloß zwischen 39 männlichen und 27 weiblichen Namen. Unter diesen herrschen einerseits Johann und Georg (je 15 mal), anderseits Maria (27), Magdalena (17), Margarete (14), Eva (13) und Barbara (12) vor. Dagegen ist in Mining eine ganze Reihe von Namen gebräuchlich, die den Moosbachern nicht zusagten, wie Ambros, Augustin, Amarilla, Erhard, Gertrude (die Patronin der Sunzinger Kapelle in der Pfarrkirche Mining), Rufina, Sara, Virgil und Veronika.

Aus der Zeit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert liegen zwei Listen vor, die eine aus Feldkirchen über die Jahre 1692 bis 1696, die andere aus Taiskirchen für die Zeit um 1700. Die Richtung, in der sich die Namengebung entwickelt, ist für beide Gegenden gleichlaufend. Die alttestamentlichen Namen sind sehr stark in den Hintergrund gedrängt worden. Vertreten sind in Feldkirchen Adam (3 mal), Michael (7), Gabriel (2) und Tobias (1); ferner Eva (18 mal) und Susanna (2). Die gleichen Namen kommen in Taiskirchen vor. Nur rechnet Webinger noch Jakob und Jakobea zu den altjüdischen Namen. Doch glaube ich, dürfte Jakob der Apostel bei der Namenswahl gemeint gewesen sein. Nach der Zahl der Personen, die benannt wurden, berechnet, überwiegen in Feldkirchen die neutestamentlichen männlichen Namen mit 60 %, während sich bei den weiblichen Namen die altkirchlichen mit 45·4 % und die neutestamentlichen mit 40 % ungefähr die Wagschalen halten. Die deutschen Namen werden immer seltener: vier männliche, die sich auf sieben Personen verteilen, und ein weiblicher (Gertrude), der gleichfalls für sieben Personen gewählt wurde.

Nach der Häufigkeit ihrer Verwendung reihen die männlichen Namen: Johann (15), Josef (15), Georg (12) und Andreas (10); die weiblichen: Maria (43), Eva (18), Katharina (15), Sophia (14) und Rosina (12).

In Taiskirchen werden die Namen Johann und Josef durch häufiges Vorkommen noch von Matthias übertroffen, unter den weiblichen ist Magdalena (13) etwas stärker vertreten. In Feldkirchen wurden in fünf Fällen Doppelnamen gewählt und zwar Zusammensetzungen mit Maria (Anna, Veronika) und mit Johann (Paul, Josef).

3.

Die Gesichtspunkte, welche die Namengebung im 18. Jahrhundert beeinflußt haben, können zunächst abgeleitet werden aus zwei Listen, die sich über je 50 Jahre erstrecken. Für die Zeit von 1710 bis 1759 wurden die Taufnamen in Mörschwang bei Obernberg statistisch ausgewertet, für die Zeit von 1744 bis 1793 die von Mining bei Braunau. Zur Ergänzung dienen die Ergebnisse, welche aus den Taufbüchern in Feldkirchen (1742 bis 1746, 1784) und in St. Georgen am Filmansbach (1785 ff.) gewonnen wurden. Den Abschluß bilden die Untersuchungen Webingers über die in Taiskirchen um 1800 ge-

bräuchlichen Namen. Insgesamt sind dies über 3000 Namen.

In Mörschwang sind die 800 Namen auf 39 männliche und auf 27 weibliche verschiedene Taufnamen verteilt. Es trifft daher auf je 10 männliche und auf je 14 weibliche Personen ein Name. Die Reichhaltigkeit für die Auswahl der Namen ist gegenüber den früheren Jahrhunderten keineswegs größer geworden. Deutsche und alttestamentliche Namen sind selten: einerseits Wolfgang, Leonhard, Leopold und Gertrude, anderseits Michael, Adam sowie Susanna und Eva. Unter diesen Namen tritt nur die Vorliebe für Michael hervor, der innerhalb 50 Jahren zwanzigmal gewählt wurde. Auffallend ist, daß der Name Leonhard trotz der Nähe des Wallfahrtsortes St. Leonard im Aigen nur ein einzigesmal als Taufname aufscheint. Am häufigsten trifft die Wahl bei beiden Geschlechtern die Heiligennamen im eigentlichen Sinne (je 18 Namen), in zweiter Linie stehen die biblischen aus der Zeit Christi. Nach der Häufigkeit der Auslese reihen die Namen in folgender Ordnung: Josef (64 mal), Johann der Täufer (51), Georg (32), Matthias (27), Andreas (22), Jakob (22) und Michael (20); ferner die weiblichen: Maria (145), Katharina (48), Anna (31), Margarete (22), Theresia und Magdalena (je 20 mal). Das Bild ist für die Entwicklung sehr charakteristisch. Die Namen Josef und Maria haben alle übrigen weit zurückgedrängt, während des ganzen halben Jahrhunderts bleibt ihre Beliebtheit gleich. Neu eingetreten ist in die Reihe der bevorzugten Namen Theresia, während wir Matthias schon in der Taiskirchener Liste um 1700 vorgefunden haben. Auch Sebastian (14) kommt noch regelmäßig vor — es waren ja wieder Pestjahre um 1712 — ebenso Kaspar (16) und die Apostelnamen Bartholomäus (11), Philipp (13), Petrus und Simon (je 9 mal).

Ganz ähnlich sind die Verhältnisse in Feldkirchen. Bei den männlichen Namen finden wir die altkirchlichen und neutestamentlichen in gleicher Zahl (je 13), während bei den weiblichen Namen die altkirchlichen gegenüber den neutestamentlichen bevorzugt erscheinen (14 : 8). Bei den deutschen Namen gesellt sich zu Wolfgang und Gertrude noch Kunigunde. Die Häufigkeitsliste ist: Andreas (18), Josef (15), Johann (12) und Georg (8); Maria (50), Katharina (18), Magdalena (13), Annamaria (10). Die Unterschiede liegen in der Bevorzugung des Namens Andreas als Kirchenpatron und in der Vernachlässigung der Namen Theresia (4) und Matthias (5).

Die 115 Taufnamen der Pfarre Mining zeigen uns die Entwicklung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1744 bis 1793). Im Durchschnitte entfällt hier auf 14 Personen ein Name. Die Auswahl der Namen ist also auf einen noch engeren Kreis beschränkt als in Mörschwang. Aus der Reihe der alttestamentlichen Namen wurden gewählt: Michael (38 mal), Tobias, Gabriel und Adam nur je 1 mal; Eva (9) und Susanna (1 mal). Wenn wir von Michael, ein Name, der ja als deutsch empfunden wird, und von Eva absehen, zeigt die Liste, daß ein Zurückgreifen auf die altjüdische Namenwelt zur Ausnahme geworden ist. Ganz ähnlich ist es auch bei den rein deutschen Namen Bernhard, Gotthard, Karl (je 1 mal), Wolfgang (2) und Leopold (4); ferner bei Kunigunde (1) und Walpurgis (2). Nur Gertrude (14) ist bevorzugt. Das hat, abgesehen von der Beliebtheit des Namens in allen Orten, die wir aufgezählt haben, eine lokale Ursache. Der Gedankenkreis der Leute ist gerichtet auf die Persönlichkeiten aus der Umgebung Christi und auf eine bestimmte Gruppe der Heiligen- und Legendenwelt. Die Verhältniszahlen sind bei den männlichen Namen 43·4 % altkirchlich und 34·8 % neutestamentlich; bei den weiblichen Namen 59·4 % altkirchlich und 25 % neutestamentlich.

Der Gebrauch der Doppelnamen war in Mörschwang nicht sehr häufig: Annamaria, Marianne, Maria Magdalena und Johann Georg; häufiger dagegen in Mining. 23 verschiedene Namenzusammensetzungen wurden in 83 Fällen gewählt. Das bestimmende Wort ist entweder Maria, Anna, Johann, Josef und Franz.

Die Beliebtheit der Namen ergibt für Mining folgende Reihe: 1) 1744 bis 1753 Maria (18 %), Josef (10·8 %), Johann (10·5 %), Georg (4·5 %), Theresia (4·5 %) und Katharina (4·1 %). 2) 1754 bis 1763 Maria (16·4 %), Anna (11·5 %), Josef

und Johann (je 9·5 %). 3) 1764 bis 1773 Maria (14·2 %), Josef (13·3 %), Theresia (12·3 %), Johann (9·5 %) und Anna (8·2 %). 4) 1774 bis 1783 Anna (13 %), Theresia und Maria (je 12·5 %), Josef (11 %) und Johann (10 %). 5) 1784 bis 1793 Johann (14·9 %), Theresia (12·2 %), Josef (11·7 %), Maria (9·7 %) und Anna (7·3 %).

Die Tabelle spricht für sich selbst. Nur auf einiges sei hingewiesen. Die Höchstziffer für den Namen Maria wurde im ersten Jahrzehnt erreicht. Sie sinkt dann ganz gleichmäßig von 18 % auf 9·7 %. Dagegen steigt die Verwendungsziffer für den Namen Theresia von 4·5 % im ersten Jahrzehnt gleichmäßig bis zu 12·2 % im fünften Zeitraum. Die Namen Johann und Josef aber werden in allen fünf Jahrzehnten ziemlich gleich oft gewählt. Außerdem erfreuen sich in diesen 50 Jahren folgende Namen einer gewissen Beliebtheit: Jakob (31 mal), Matthias (26), Anton (21) und Sebastian (20); ferner Magdalena (34 mal), Katharina (30) und Ursula (26). Bei den Namenzusammensetzungen überwiegt Annamaria (47 mal), dagegen kommt Marianne nur 13 mal vor. Ein einzigesmal fiel die Wahl auf Alexander, ein Name, der zur Zeit des Humanismus zu den Modenamen gehörte,[1] der aber in denvon mir eingesehenen Matrikenbüchern bis zum 18. Jahrhundert nicht verzeichnet stand.

Bei der Auswertung der Taufnamen aus Mining sind folgende lokale Gesichtspunkte zu beachten: Die Pfarrkirche war Maria geweiht; der linke Seitenaltar war ursprünglich ein Gertruden-Altar, wurde aber im 18. Jahrhundert der Verehrung des heiligen Johannes (Kantius und Nepomuk) gewidmet; die adeligen Familien auf Frauenstein, Mamling und Sunzing liebten den Gebrauch mehrerer Taufnamen. Daraus erklärt sich auch das häufigere Vorkommen von Doppelnamen bei den Bauern dieser Gegend.

Zum Vergleiche seien übersichtlich wiedergegeben zunächst die Listen für St. Georgen am Filmansbach (seit 1785): Anna Maria (35 mal), Josef (24), Theresia (22), Maria (19), Anna und Katharina (je 14 mal), Georg und Jakob (je 12 mal), Andreas (11).

Die 600 Taufnamen für Taiskirchen (um 1800) geben folgendes Bild: Maria (20 %), Johann (18·6 %), Josef und Theresia (je 13·3 %), Anna Maria (10 %), Matthias (9 %), Franz (6·6 %), Jakob (6·3 %) und Jakobe (6 %).

4.

Auf Grund der bisherigen Ausführungen lassen sich für die Namengebung im mittleren und oberen Innviertel folgende allgemeine Gesichtspunkte aufstellen. Die alttestamentlichen Namen standen in besonderem Ansehen um 1600. Im 15. Jahrhundert achtete man so gut wie gar nicht auf sie. Kein einziger weiblicher Taufname wurde damals aus der altjüdischen Namenwelt genommen und nur ein einziger für die Knaben. Aus dem vorhandenen Namenmaterial der Reformationszeit läßt sich jedoch das allmählige Eindringen dieser Namensgattung in unsere Taufnamen nicht ersehen. Wir kennen nur den Durchschnitt durch das ganze Jahrhundert und der ist bei den männlichen Namen immerhin ganz ansehnlich (fast 12 %), wenn er auch hinter den für die übrigen Namengruppen ermittelten Verhältniszahlen zurückbleibt. Auch das ganze 17. Jahrhundert hindurch bleibt diese Vorliebe für die Namen aus der vorchristlichen Zeit, um sich dann um 1700 allmählig zu verlieren, so daß z. B. in Mörschwang in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur mehr je zwei männliche und weibliche Namen aus dem alten Testamente gewählt wurden. Auch die spätere Zeit hat daran nichts mehr geändert.

Eine Sonderstellung in dieser Namengruppe nimmt der Name des Erzengels Michael ein. Er kommt seit dem 15. Jahrhundert immer vor, wird aber im Reformationszeitalter nicht etwa, wie man erwarten könnte, häufiger verwendet. Man hat den Namen eben gar nicht als alttestamentlich empfunden, sondern als deutsch.

Wir fragen unwillkürlich, ob die Verwendung der altjüdischen Namen auch in anderen Ländern in der gleichen Art vor sich gegangen ist. Nur für ein ländliches

[1] Vgl. Zlwolf, Beiträge zur Namenforschung aus Steiermark in „Deutsche Geschichtsblätter", VII. (1906), S. 216.

Gebiet aus der Umgebung von Leipzig liegt eine geschlossene Liste von 1574 bis 1870 vor. Sie zeigt ein anderes Bild der Entwicklung. Die Verhältniszahl für die alttestamentlichen Namen ist für die Zeit von 1574 bis 1630 die gleiche wie bei uns, im Durchschnitte 12·5 %. Von da ab jedoch steigert sie sich und bleibt bis 1810 im Durchschnitte 22 %. Von 1810 ab sinkt sie rasch auf 7 und 4 %, und zwar zugunsten der deutschen Namen, die infolge der Freiheitskämpfe und des erwachten nationalen Gefühles erhöhten Anwert bekamen. Die Gegend ist protestantisch. Daraus ersehen wir sehr deutlich den Einfluß des erstarkenden Katholizismus in unseren Gegenden, der sein Augenmerk den in den Evangelien dargestellten Ereignissen und dem Leben der Kirche zuwendet. Das drückt sich naturgemäß auch bei der Wahl des Taufnamens aus, so daß bei uns seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts eine Hinneigung zu den neutestamentlichen und den eigentlich kirchlichen Heiligennamen stattfindet.

Ein Überblick über die Verwendung der deutschen Namen gestattet gleichfalls einige sichere Schlüsse. Im 15. Jahrhundert stehen sie noch sehr stark im Gebrauch, verlieren sich aber dann allmählig im 16. Jahrhundert; im 17. Jahrhundert wählt man nur mehr zwischen 6 bis 8 männlichen und 1 bis 2 weiblichen deutschen Namen. Das 18. Jahrhundert zeigt einen noch stärkeren Rückgang bei den Knabennamen (durchschnittlich 4). Diese Entwicklungsreihe steht im geraden Gegensatze zu der oben erwähnten in Sachsen, die von 1574 bis 1870 eine immer stärkere Verwendung deutscher Namen von 5 % bis zu 71 % aufweist. Hervorgehoben sei die Verwendung des Namens Gertrude. Vom 14. bis 16. Jahrhundert kommt er in Ried nie vor, auch Taiskirchen kennt ihn um 1600 noch nicht. Wir finden ihn zum erstenmal in Feldkirchen um 1600. Von da ab verschwindet er nicht mehr und scheint dann auch in allen übrigen Orten auf.

Die Namen aus der Heiligen- und Legendenwelt spielten bei den Frauen die größte Rolle (59 bis 75 %), und zwar durch alle Jahrhunderte hindurch. Nur die Zeit um 1600 weist unter dem Einfluß der Reformation einen Rückgang von 62 % auf 41 % (Taiskirchen) und 54 % (Feldkirchen) auf. Aber schon um 1642 ist die alte Höhe (62 %) wieder erreicht. Bei den männlichen Taufnamen stehen sie bis 1700 mit über 30 % in Verwendung, erreichen aber dann im 18. Jahrhundert den Prozentsatz 43 bis 48.

Zinck betrachtet mit Recht die große Zähigkeit, mit der sich die altkirchlichen Namen halten, als ein Erbstück des kirchlichen Mittelalters und bringt die Tatsache, daß vor allem das weibliche Geschlecht bei den kirchlichen Namen beharrt, mit einem tieferen religiösen Gefühlsleben in Zusammenhang. Daß im Gegensatz zu den Beobachtungen Zincks (Sachsen) in Bayern die männlichen altkirchlichen Namen im 18. Jahrhundert bedeutend stärker vertreten sind als in allen früheren Jahrhunderten, hängt wohl mit der in Südostdeutschland vollständig durchgeführten Gegenreformation zusammen.

Die Verwendung neutestamentlicher Namen wird durch die Reformation gefördert und bleibt dann im 17. und 18. Jahrhundert auf ungefähr gleicher Höhe, z. B. in Feldkirchen bei ungefähr 40 %, in Mining und Mörschwang bei 34 %. Der Gebrauch neutestamentlicher Mädchennamen wechselt, bleibt aber fast durchwegs um 10 % hinter den Knabennamen zurück.

Der Name Maria kommt im 15. Jahrhundert in Ried nicht vor, nimmt auch im 16. Jahrhundert noch keine bevorzugte Stellung ein (Ried 4 %, Taiskirchen 9 %). Erst im 17. Jahrhundert überflügelt er alle weiblichen Taufnamen und behält diesen Rang bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bei.

Den Namen Josef treffen wir bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nur ganz vereinzelt, so im 16. Jahrhundert nur zweimal. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tritt er in einen erfolgreichen Wettbewerb mit dem Namen Johann, um dann bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts an erster Stelle zu stehen.

Der Name Georg wird bis 1650 häufiger gewählt, um dann gegenüber anderen Namen zurückzutreten. Von 1400 bis 1650 ist die Verhältniszahl seiner Verwendung 6 bis 8 %. Nur Taiskirchen macht um 1600 mit 13·3 % eine Ausnahme.

Für den Namen Wolfgang läßt sich eine ähnliche Entwicklungsreihe herstellen. Bis 1650 wird er ziemlich gleichmäßig verwendet (3 bis 4 %), um von da ab nur mehr vereinzelt aufzutreten.

Weitere Aufnahmen und Untersuchungen unserer Vornamen werden uns in den Stand setzen, für jeden einzelnen Namen eine genaue Geschichte zu schreiben und für die meisten Fälle auch die Ursachen der Vornamenwahl ausfindig zu machen.

Wie das Volk Geschichte erzählt.

Von Karl Adrian (Salzburg).

Nach der Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 rückte der französische General Moreau gegen Salzburg heran. Am 13. Dezember dieses Jahres fand auf dem Walserfelde, nordwestlich der Stadt Salzburg, zwischen den Franzosen und Österreichern ein ziemlich blutiges Treffen statt, es verlief zwar für die letzteren siegreich, doch konnte Erzherzog Johann die errungene Stellung nicht behaupten, da seine Rückzugslinie durch den Übergang des Feindes über die Salzach bei Laufen sehr gefährdet war. Bei der Gelegenheit wurden die beiden Grenzorte Laufen und Oberndorf wohl schwer heimgesucht, insbesondere hatten die Schiffer, die man zwang, den Feind auf ihren Schiffen über den Fluß zu setzen, unter der rohen Gewalt der Soldaten viel zu leiden. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Erinnerung an jene drangvolle Zeit im Munde der Bewohner bis heute fortlebte. Immer wieder erzählten die Großeltern den Enkeln von den Franzosentagen und entkleideten dabei die Tatsachen allmählich mehr und mehr der Wirklichkeit: So begnügte man sich nicht mehr, Moreau in den Mittelpunkt der Handlung zu setzen, an seiner Stelle erscheint Napoleon, obwohl dieser niemals den salzburgischen Boden betreten hatte.

Eine alte Frau aus einem bekannten Schiffergeschlechte hat nun versucht, ihre Jugenderinnerungen niederzuschreiben und gerade jene Zeit findet durch sie eine lebhafte, anschauliche Schilderung, die nun ohne jede Änderung des Wortlautes, denn dies ist ja das Bemerkenswerteste daran, folgen soll. Sie schreibt:

„Dann kam das achzehnte Jahrhundert mit den Napoleonskriegen. Es ist doch bekannte Tatsache. Zweimal war Napoleon in Laufen mit der ganzen Armee. Napoleon war besonders gern in Laufen. Er hatte da das Standrecht[1] im Winter gehalten. Als Mißjahre waren, war die Not nicht so groß! Die Schöffleut brachten immer etwas von unten herauf. Aber Napoleon sperrte das Wasser. Der Salztransport hing in Bayern, aber der Kordon war gezogen, die Brücke streng bewacht. Der Großvater bat mit weißer Fahne, daß doch zwei Mann den Transport umhängen[2] dürften. Viertausend Gulden gehen der Gemeinde verloren. Nein! Ein Mann, wenn das kann im Schiffe. Die Brücke bleibt geschlossen.

Für einen Mann war es unmöglich bei so hochgehender Salzach. Da entschloß sich der beherzte Mann und schwamm über die Salzach. Und jetzt versteht niemand mehr, was das geheißen! Den ganzen Transport hing er allein um. Eine Fackel zwischen den Zähnen schwamm er dann wieder zurück. Aber er rekognoszierte bei dieser Gelegenheit das Lager der Franzosen. Das Napoleonszelt stand in der Allee, seine Generale um ihn. Die Offiziere waren in der Stadt einquartiert, die Mannschaft auf den Sapplhöfen. Die nutzlosen Mörser waren eingegraben; was damals noch Klostergarten, war jetzt Zopfgarten. Der Oberjäger, wie es in seinem Militariabschied heißt, hatte wohl München und Salzburg um Hilfe gebeten, sich zu befreien. Auf eine bestimmte Zeit sollte der Ausfall sein. Es kam aber niemand. Nicht bloß die Österreicher auch die Münchener nicht. Der Oberjäger blieb aber dabei. Jetzt oder nie. Die Stadtgarde wurde ver-

[1] Standquartier.
[2] Von einem Ufer an das andere hinüberführen.

ständigt. Das bestimmte Zeichen und Stunde. Die Stadt mußte den Brückenkopf frei machen, daß die weniger geübten Schwimmer über die Brücke kamen. Die Taucher aber setzten tollkühn in den Auen über und hatten die Aufgabe auf das Napoleonszelt zu gehen. Die Schiffersbuben mußten mit allen möglichen Schiffen an der Altachlende bereit sein, daß, wenn sie die Flucht im Wasser suchen mußten, Hilfe kommen kann. Die Stadtgarde mußte auf das gegebene Zeichen über die Zugbrücke. So war der Angriff geplant und auch ausgeführt.

Die Fahne, welche am Fronleichnamstage vor dem Allerheiligsten getragen wurde, stand vor dem Napoleonszelt. Es war ein wütender Kampf. Es war hauptsächlich auf die Gefangennehmung Napoleons abgesehen. Aber die Franzosen bemühten sich, ihren vielgeliebten Kaiser zu retten. Der Salzacharm, der an der Stadtmauer damals noch hinaus ging, war rot hinaus und von den dunklen Massen, die da kamen, konnten die Schiffersbuben niemand mehr retten. So ging das achtzehnte Jahrhundert ein. Mit ihm alle Leiden, die uns die Grenze auferlegte."

Der Weltkrieg mit seinen furchtbaren Erscheinungen hat gewiß das Gemüt des Volkes aufs tiefste erregt, aber das Übermaß der Geschehnisse dürfte kaum einen so dauernden Eindruck erzielt haben, als jene Ereignisse, die vom Widerschein des Sagenhaften umwoben sind, es taten.

Altes Zinn.

Von Dr. Oskar Oberwalder (Linz).

Unter diesem Titel veröffentlichte im Vorjahre der Leiter des Dresdener Kunstgewerbemuseums Karl Berling, der bereits mehrere verdienstvolle Sonderarbeiten auf diesem Gebiete für Sachsen geschrieben hat, als Band 16 der bekannten Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler des Berliner Verlages Richard Karl Schmidt & Co. ein Handbuch, in welchen er nach einem Vorworte den Stoff nach folgenden Gesichtspunkten behandelte und in einzelne Abteilungen gliederte: 1. Eigenschaften und Gewinnung des Zinns. 2. Verarbeitung und Verzierung des Zinns. 3. Geschichtliche Entwicklung der Zinnarbeiten. 4. Meisterstücke und Markenwesen. 5. Die Hauptstätten des Zinngießerhandwerks. 6. Zinnbehandlung, Zinnpest, Zinnfälschungen und 7. Zinnliteratur nebst einem Namensregister. Diese Einteilung des Stoffes ist verständlich und es wäre gewiß dagegen nichts einzuwenden, wenn die Durchführung ebenso einwandfrei wäre. Es ist ja gewiß nicht leicht, ein Thema zusammenfassend darzustellen, über das nur so lückenhafte und oft auch unzulängliche Vorarbeiten vorhanden sind wie über dieses. Noch schwieriger wird das Unternehmen, wenn es nicht eigentlich einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, sondern, wie am Schlusse des Textes ausdrücklich betont ist, dem Sammler eine kurze Einführung gegeben werden soll, „eine Grundlage, auf die er sein zum erfreulichen Sammeln nötiges Wissen aufzubauen vermag." Da wir in der deutschen Literatur aber bisher überhaupt keine so breit angelegte zusammenfassende Darstellung des Zinngießerhandwerkes und seiner Erzeugnisse besaßen, der Forscher und der wissenschaftliche Verwaltungsbeamte daher genau so wie der Sammler auf eine solche Darststellung, wie sie Berling unternommen hat, in vielen Fällen, wenigstens zur raschen Orientierung angewiesen ist, so kann die Forderung nicht unberechtigt erscheinen, daß bei der Abfassung des Buches wissenschaftliche Grundsätze mehr, als es geschehen ist, zur Geltung hätten gebracht werden sollen. Ganz abgesehen davon, ob die private Sammeltätigkeit, wie sie sich im letzten halben Jahrhundert entwickelt hat, vom Standpunkte unseres Volkstums und der Wissenschaft aus wirklich als so „erfreulich" bezeichnet werden kann, daß ihr zu Liebe höhere Ansprüche,

wie sie die Wissenschaft stellt, zurücktreten müssen. Dabei können dem Verfasser ohneweiters die von ihm hervorgehobenen Erschwerungen während des Krieges, unter welchen das Buch entstand, zugebilligt werden. Daß aber deshalb „das feindliche, ja auch das neutrale Ausland so gut wie ganz auszuscheiden hatte" und sich die Darstellung „in der Hauptsache auf das in Deutschland gefertigte Zinn" beschränken mußte, wie im Vorwort (S. 4) ausgeführt wird, ist mit Rücksicht auf die vorhandene Literatur nicht einzusehen. Das Programm ließ sich auch praktisch nicht durchführen, weil ja doch, besonders aus früherer Zeit, entsprechende Arbeiten aus Deutschland mangelten. Wenn daher in einzelnen, für die ältere Zeit ziemlich häufigen Fällen französische und italienische Stücke herangezogen werden mußten, so ist es um so weniger zu verstehen, warum das mit Deutschland verbündete Österreich, das doch in der Zeit, als das Zinnhandwerk blühte, ein Teil Deutschlands war, zum überwiegenden Teile deutsche Bevölkerung besaß und in seinem heutigen Umfange allein besitzt, dessen Kultur mit ein Stück der deutschen Gesamtkultur ist und in dessen Hauptstadt die deutschen Kaiser und Könige durch Jahrhunderte ihren Sitz hatten, keine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Darstellung in dem Buche gefunden hat. Lediglich Böhmen, Mähren und Tirol, die unberechtigterweise als selbständige Gruppen behandelt werden, haben unter die Hauptstätten des Zinngießerhandwerkes Aufnahme gefunden, während Wien, das schon im Jahre 1416 eine eigene Zinngießerordnung besaß,[1] nur an fünf Stellen in den 222 Seiten des Buches genannt wird, wobei das Register noch die beiden letzten Erwähnungen auf Seite 197 und 198 unterschlägt, Nieder- und Oberösterreich,[2] Salzburg, Steiermark, Kärnten und Vorarlberg aber überhaupt nicht als Erzeugnisstätten für Zinnarbeiten vom Verfasser in Betracht gezogen werden. Und doch wäre die Feststellung nicht allzu schwierig gewesen, daß gerade in den Alpenländern besonders viele Zinngegenstände verbreitet sind,[3] in den verschiedensten Museen von Wien (beide Staatsmuseen, Österreichisches Museum für Kunst und Industrie, Museum für Volkskunde, Niederösterr. Landesmuseum) und in denen jeder Landeshauptstadt, ja sogar vieler kleinerer Städte zahlreiche Zinnwerke öffentlich ausgestellt sind,[4] das Handwerk auch hier auf eine noch in die gotische Zeit zurückreichende, geschlossene Überlieferung zurückgeht und darüber auch mehr oder minder umfangreiche Veröffentlichungen vorliegen. Wo aber diese für den Verfasser nicht ausgereicht hätten, würde er durch einfache Anfragen bei den Musealvorständen in Wien und den Landeshauptstädten ebenso aufschlußreiche Auskünfte erhalten haben, wie im deutschen Reiche. Die sachlichen Schwierigkeiten wie die Ungunst der Zeitverhältnisse wären also in den vom Verfasser selbst abgesteckten Grenzen der Arbeit schon zu überwinden gewesen.

Bei der nun folgenden kritischen Besprechung der einzelnen Kapitel des Buches möchte ich daher stets auch auf die österreichischen, insbesondere aber die mir besonders geläufigen oberösterreichischen, einschlägigen Zustände auf diesem Gebiete hinweisen und vor allem das berücksichtigen, was literarisch bisher festgelegt ist, während ich mir vorbehalte, die außerdem noch mitgeteilten und von mir durch archivalische Forschung und Autopsie festgestellten Tatsachen zusammenfassend in einer eigenen Abhandlung über das oberösterreichische Zinngießerhandwerk, die ich bald abzuschließen gedenke, darzustellen.

Mit dem technologischen Teil des ersten Kapitels mich zu befassen, ist nicht meine Aufgabe. Gegenüber der Anmerkung 1 auf Seite 9 möchte ich nur feststellen, daß im Kataloge der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung Wien 1915/16 nicht bloß auf Tafel IX „einige der in Österreich (bei der Abgabe während des Weltkrieges) gerettete Zinnarbeiten" abgebildet sind, sondern auf sieben Tafeln, und zwar von Tafel V bis einschließlich IX, XLIII und XLIV,

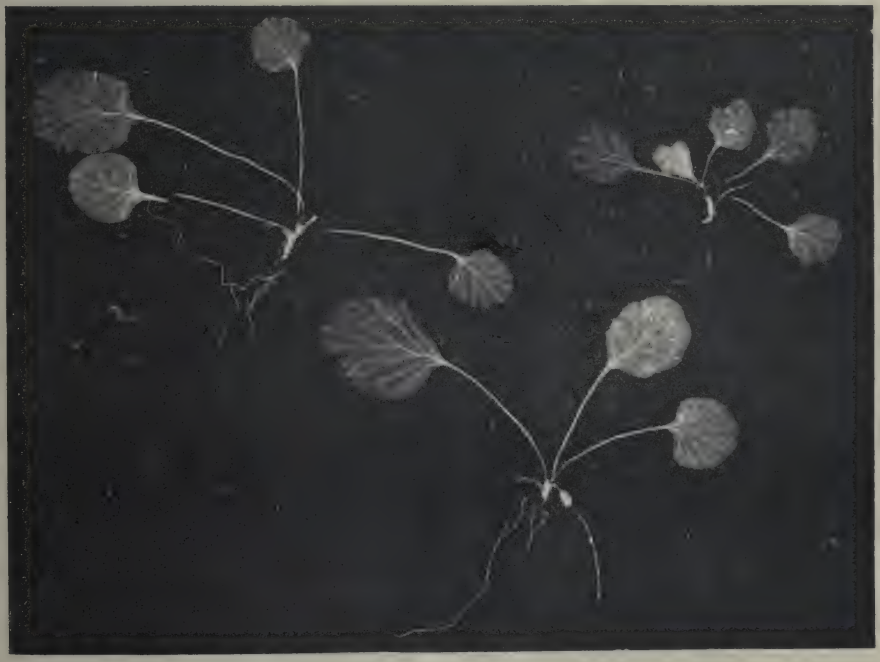
[1] Franz R. v. Ržiha, Böhmische Zinngefäße in den Mitteilungen der k. k. Zentral-Kommission z. E. u. E. d. Kunst- u. hist. Denkmale, n. F. XVIII, Wien 1892, S. 30. Berling nennt auf S. 160 nur die Wiener Ordnung von 1430.

[2] Ausgenommen die sächsische Kanne im Linzer Museum.

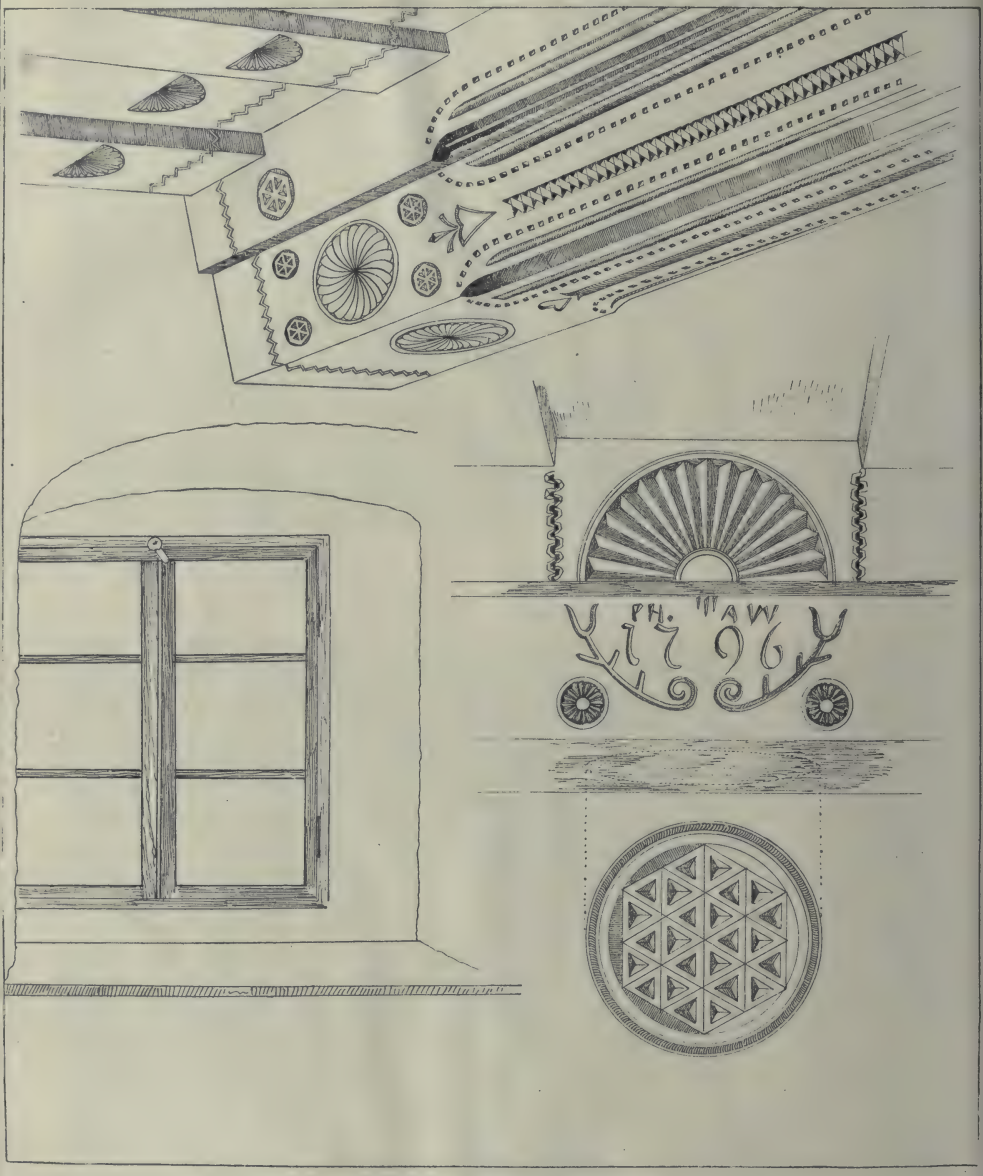
[3] Ržiha a. a. O. S. 32.

[4] Die Zinnsammlung des Linzer Landesmuseums z. B. umfaßt 194 inventarisierte Gegenstände und dazu noch die des Schwanenstädter Fundes, die des Salzburger städtischen Museums 433 Stücke.

Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen, Abb. 2: Jugendformen von Farnen. Oben und links unten von **Asplenium trichomanes** L., rechts unten von **Cystopteris fragilis** (L.) Bernh. Original-Naturselbstdruck; ebenso Abb. 3.



Pflanzenwelt der Dachsteinhöhlen, Abb. 3: Höhlenform der gemeinen Hirschzunge **(Phyllitis scolopendrium,** forma **cavernarum).** Links oben: $32^1/_2$ m (L = unmeßbar); rechts oben: 29 m. Unten: $27^1/_2$m (L = 1/386).



Stubendecke in einer Bauernstube in Schweinbach bei Gallneukirchen.
Zeichnung von Professor Franz Kuna (Linz).

133 Zinngeräte zur Wiedergabe gelangten und außerdem auf zwei einzeln herausgegebenen, photographischen Tafeln, Bilder von der Aufstellung eines Teiles dieses Materials und fünf photographischen Karten, welche von der Leitung dieser Ausstellung ausgegeben wurden, weitere 126 Stück wiedergegeben werden. Diese Ausstellung, die weit mehr als 1500 Zinngegenstände vorwiegend österreichischen Ursprunges und darunter nicht wenige von sehr hoher Qualität enthielt, kann meines Erachtens bei einer Gesamtdarstellung der deutschen Zinnarbeiten überhaupt nicht mit einer Anmerkung abgetan werden. Hätte Berling den Ausstellungskatalog wirklich benützt, so würde er vermutlich manche Mängel seines Buches vermieden haben. — Daß auf der deutschböhmischen Seite des Erzgebirges auch heute noch Zinn abgebaut wird, sei gegenüber Seite 11 nur beiläufig erwähnt, ebenso daß als Hauptstapelplatz für den Zinnhandel auf der Donau das in diesem Zusammenhange von Berling übergangene Regensburg schon im 12. Jahrhundert von besonderer Bedeutung war.[1]

Im zweiten Kapitel „Verarbeitung und Verzierung des Zinn" weist der Verfasser den „geschlagenen Zinnwerken" nur eine nebensächliche Rolle zu (Seite 19). Außer den dort erfolgten Hinweisen auf die Berliner und Freiburger Zinngießerordnung sprechen aber für die weite Verbreitung der „geschlagenen Arbeit" auch in deutschen Landen die Ausführungen des Verfassers selbst auf Seite 160 (Nachweis für Wien und Leipzig) und auf Seite 185 (Gegenüberstellung des „geschlagenen" und „erhabenen" Werkes, das, nach Württemberger Ordnung, aus reinem Zinn ohne jeglichen Bleizusatz gemacht werden mußte) wie u. a. Hans Sachsens Kandelgießerspruech von 1542/3, Zeile 19, „Schußl geschlagenn und vngeschlagenn".[2] Also Belege aus den verschiedensten Teilen Deutschlands. Dieses „Schlagen" ist auch nach der ganz richtigen Definition Berlings nichts anderes als ein „Treiben" der Zinnbleche. Das scheint aber dem Verfasser selbst nicht ganz klar geworden zu sein, denn sonst könnte er nicht auf Seite 26 behaupten, daß der alte Zinngießer „aus richtig empfundener stilistischer Erkenntnis heraus es vermieden habe", seinem Zinn in dieser Weise Gewalt anzutun und daran die Bemerkung knüpfen: „Mir ist eine wirklich getriebene Zinnarbeit nicht zu Gesicht gekommen". Nun hat Berling aber gewiß eine nicht geringe Anzahl von Zinngegenständen im Laufe der Zeit unter den Händen gehabt und es scheint der tatsächliche Befund mit der unbezweifelbaren urkundlichen Überlieferung im unerklärlichen Widerspruche zu stehen. Des Rätsels Lösung dürfte darin zu suchen sein, daß wir die meisten geschlagenen (getriebenen) Zinnarbeiten, soweit sich solche überhaupt erhalten haben, nicht oder nur sehr schwer mehr erkennen oder doch bisher zu wenig genau beobachtet haben. Denn wir dürfen, wie ich glaube, bei diesen geschlagenen Arbeiten nicht so sehr an kunstvoll verzierte Stücke denken (der früher erwähnte Gegensatz in der Württemberger Zinngießerordnung deutet es bereits an) als vielmehr an Gebrauchsgegenstände, deren einfache Formen selbst durch Schlagen mit dem Hammer auf kaltem Wege hergestellt und allenfalls nur mit Buckeln und dergleichen einfachen Verzierungen versehen wurden. Der Einfachheit halber scheinen sich nur wenige Stücke davon erhalten, diese wenigen vor dem Einschmelzen verschonten aber durch ständiges Putzen die Spuren ihrer Herstellung vollkommen verloren zu haben. Sie dürften sich durch sehr weiche, das heißt wenig scharfe Kanten auszeichnen. Etwas Ähnliches können wir ja noch bei den kupfernen Vorsatzblechen unserer Küchenherdschiffe („Wandeln") beobachten. Infolge des häufigen Blankputzens kann man es nach kaum einem Jahrzehnt einem solchen Bleche von vorn nicht ansehen, ob es durch Treiben hergestellt wurde oder nicht. Und nun gar bei dem viel weicheren Zinn! Dieses bisherige Nichterkennen geschlagener Zinnarbeiten erscheint mir daher möglich. Übrigens sind darüber, soweit ich es überblicke, noch so wenig Beobachtungen veröffentlicht worden, daß erst auf Grund solcher in

[1] Rziha, a. a. O., S. 29, nach Franz Kurz: Oesterreichs Handel, Linz 1822.

[2] Hans Sachs Spruchgedichte von den Nürnberger Kandelgießern in den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums, Band II (1889), S. 74. Für die frühe Anwendung dieser Technik siehe Moritz Heyne: „Das altdeutsche Handwerk", Straßburg 1908, S. 181 (Theophilus percute in stagno).

größerer Menge sichere Schlüsse werden gezogen können. Aber einfach die historisch überlieferte Tatsache in Abrede zu stellen, daß Zinnarbeiten auch durch „Schlagen", und das kann nichts anderes als Treibarbeit sein, in Deutschland hergestellt wurden, geht meiner Meinung nach nicht an. Es scheint auch, daß die Herstellung von Zinngeräten durch „Schlagen" im 17. Jahrhundert immer mehr in Abnahme kam und im fortgeschrittenen 18. vielleicht überhaupt nicht mehr geübt wurde, weil die uns überlieferten Nachrichten über das „Schlagen" der Zinngeräte hauptsächlichst aus früherer Zeit (vereinzelt — Leipziger und Berliner Zinngießerordnung — auch noch aus dem 17. Jahrhundert stammen, während sich gerade aus der späteren Zeit (17. und 18. Jahrhundert) die Hauptmasse aller alten Zinnarbeiten erhalten hat. Ich komme damit gerade zur gegenteiligen Meinung Demianis, der geschlagene Arbeiten besonders in Belgien, aber nicht vor 1700 entstanden wissen wollte, während ich sie in Deutschland auf Grund der urkundlichen Belege hauptsächlichst für die ältere Zeit in Anspruch nehmen möchte. Über das belgische Material kann ich nichts sagen, weil ich es nicht kenne.

Sehr zu bedauern ist, daß auch hier wie überall in der Kunstgeschichte die Terminologie keine einheitliche ist. So bezeichnet Berling (S. 23) als „Fleckeln" die Verzierung mit gravierten Zickzacklinien, während Ržiha[1] unter „Fleckeln" wie er es nennt, die Anbringung von langgezogenen Punkten mit spitzem Auslauf in Reihen versteht, dagegen die „Ornamente in Zickzackform" mit dem jedenfalls von Zinngießern erhaltenen Ausdruck „girigari" (auch „böhmische Musik") bezeichnet. Diese Fleckeltechnik wurde besonders häufig bei uns in Österreich geübt, wo Gravierungen überhaupt die am häufigsten angewendete Verzierungsart bei Zinnarbeiten darstellen, wie unsere großen Bestände beweisen. Zwei besonders reich und geschmackvoll mit figürlichen wie ornamentalen Darstellungen gravierte Stücke sind der Humpen (Deckelkrug) und die „Pitsche" (prismatische Flasche mit Schraubenverschluß und Traghenkel auf diesem) aus dem Schwanenstädter Fund des Linzer Landesmuseums,[2] welche laut Stadt- und Meistermarke[3] von dem Welser Zinngießer Hieronymus Ledermayr (auf sein Handwerk als Bürger der Stadt aufgenommen am 30. Juli 1627)[4] verfertigt wurden[5]. Dieser dürfte die Stücke auch selbst graviert haben, da zu gleicher Zeit ein Kupferstecher oder Graveur im Handwerks- und Bürgerbuche von Wels nicht aufscheint. Das gleiche trifft wohl hierzulande in den meisten Fällen zu, da derartige Arbeiten oft in sehr kleinen Orten ausgeführt wurden.

Die Holzstockmanier wurde in Österreich noch im 18. Jahrhundert geübt, wie zahlreiche Wandplatten von Weihbrunngefäßen, ein Typus von Zinnarbeiten, den Berling in seinem Buche überhaupt nicht erwähnt, in der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung zeigten. Auch das Überziehen einzelner Reliefverzierungen an Zinnwerken mit Lack (?) wurde bei uns geübt. Ein Beispiel dafür bieten die drei gehenkelten Ratskannen mit hohem Hals und zweimal eingezogenem Bauch auf rundem Fuß (45 cm hoch) im städtischen Museum von Wels, deren reliefiertes Palmettenornament wie das Wappenschild mit eingravierter Jahreszahl 1577 der Deckelknauf (sitzender Löwe), der Rosettendrücker und der Drachenkopf am Henkelende mattgelb gefärbt sind. Die Kannen, welche zweimal die Welser Stadtmarke mit der Zahl 69 und die Meistermarke[6] tragen, sind Werke des Zinngießers Jakob Ruepp, der am 19. Jänner 1560 in Wels „wie ein andere Handtwerchsmann aufgenommen worden" ist.[7]

[1] A. a. O., S. 31.

[2] Abbildungen: Werke der Volkskunst, 1. Jhg. 191 3. Heft, Tafel XXI, Abb. links oben und rechts unten.

[3] Geteilter Schild; oben wachsender Steinbock zwische den Buchstaben H und L, unten ein Sparren mit einer fünfzackigen Stern in jedem der drei Felder.

[4] Handwerkerbuch von Wels, Bd. I S. 188 (Stadtarchi Wels). Für die wiederholte Unterstützung bei Benützun des Archivs schulde ich Herrn Stadtrat und Konservato Ferdinand Wiesinger vielen Dank, den ich ihm auch hie abstatten möchte.

[5] Museumsdirektor Dr. H. Ubell: „Der Fund vo Schwanenstadt", Werke der Volkskunst, 1. Jhg., 3. He (Oktober 1913), S. 61, weist dieses wie die anderen gleic bezeichneten Stücke irrtümlich einem anonymen Linzer Meist H. L. zu. Von dem gleichen Meister rühren auch noch zwö schwere tiefe Teller, sechs Deckelkrüge, das Nachtgeschirr un die vierseitige prismatische Büchse mit Schraubenverschlu aus dem Schwanenstädter Fund und die kleine Kanne de Zinnsammlung (Inv. Nr. 84) des Linzer Landesmuseums he

[6] Eine Rübe mit drei aufstehenden Blättern zwische den Buchstaben J. R.

[7] Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. I, S. 20 (Stad archiv Wels).

Ob im Linzer Landesmuseum der Holzhumpen mit den aufgelegten und durchbrochenen Zinnornamenten, die unter anderem zwei Hirsche darstellen, wodurch eine ähnliche Wirkung erzielt wird, wie bei der bei Berling in Abb. 20 wiedergegebenen Holzkanne, einheimischer Herkunft ist, läßt sich infolge mangelnder Markierung nicht feststellen.

Das umfangreichste und dabei doch vielleicht schwächste Kapitel in Berlings Buch bildet „III. Die geschichtliche Entwicklung der Zinnarbeiten". Für die ältere Zeit, die als „Altertum" auf kaum vier Textseiten, die vorgeschichtliche[1] zusammen mit der klassisch antiken behandelt, schließt es sich eng dem französischen Zinnwerke von Babst aus dem Jahre 1884 an, wie es später nach und nach einigen wenigen anderen zusammenfassenden Arbeiten hauptsächlichst von Demiani, Walcher-Molthein usw. folgt, ohne jedoch die Spezialliteratur entsprechend zu berücksichtigen. Ein vollkommen geschlossenes Bild von der Entwicklung der Zinnarbeit bis ins späte Mittelalter hinein würde sich zwar auch dann nicht gewinnen lassen, weil das Material eben zugrunde gegangen ist. Daher ist es aber um so notwendiger, alles zusammen zu tragen, was sich uns aus dieser Zeit erhalten hat. Von etwa 1400 an können wir aber die Entwicklung schon recht gut verfolgen, doch hat Berling auch für die Darstellung dieser wie der späteren Zeit die Aufzählung und die Beschreibung einzelner Stücke beibehalten, wodurch kein leitender Gedanke aufkommen kann und nur ein unübersichtliches stilistisches Durcheinander entsteht. Vielfach gewinnt man den Eindruck, als wäre beabsichtigt, nur die Abbildungen der Reihe nach mit Einzelbemerkungen zu versehen. Das ist aber doch keine entwicklungsgeschichtliche Darstellung. Wir erwarten vielmehr von einer solchen, daß gewisse Gruppen von Werken auf ihre Stilmerkmale hin untersucht und zergliedert, dann aber nach zeitlichen oder örtlichen Gesichtspunkten zusammenfassend charakterisiert und in ihrer gegenseitigen Bedingtheit erschlossen werden. Davon merken wir aber in diesem Kapitel fast gar nichts; wo aber eine solche stilistische Charakterisierung einer bestimmten Kunstperiode versucht wird, wie auf S. 118/119 der Barocke, ist sie unzulänglich. Denn nicht nur durch die größere Anhäufung — wie wäre das gegenüber dem Reliefzinn der Renaissance noch möglich — und die reichere wie „schwülstigere" Durchbildung der Ornamente zeichnet sich diese Stilepoche aus, sondern die Ornamente wurden an und für sich auch andere und, was das Wichtigere ist, auch die Formengebung, die eine Massenwirkung anstrebt, wird eine viel reichere und von künstlerischen Absichten erfüllt, welche keine der früheren Stilperioden kannte. Hieher gehört z. B. die beabsichtigte Licht- und Schattenwirkung der einzelnen Formen dieser Zeit. Man versuche nur einmal über die Verschiedenheit der Wirkung einer brennenden Kerze in einem Renaissance- und einem Barockleuchter sich Rechenschaft zu geben, um auch an einem so geringfügigen Beispiele den Unterschied in den Problemen jener Stilrichtungen kennen zu lernen. Freilich gehen sowohl die Renaissance wie die Barocke auf die gleichen Ursprungsformen zurück, die bei beiden aus der durch die inzwischen erfolgte Stilentwicklung umgebildete Antike herüber genommen sind. Aber außer diesem gemeinsamen Ursprunge haben die ausgebildeten Formen der Renaissance und der Barocke nichts miteinander gemein. Berling hat den Unterschied zwischen beiden aber statt hervorgehoben, eher verwischt und daher ist es ihm auch unterlaufen, daß er noch eine Reihe von ausgesprochenen Renaissancearbeiten (Abb. 82 bis 98 seines Buches) unter der Barocke behandelte. Die spätere zeitliche Entstehung besagt dabei nichts, weil sich im Kunstgewerbe überhaupt die Stilformen viel zäher erhalten wie in der großen Kunst. Tatsächlich treffen wir ja auch im 17. Jahrhundert noch gotische, im 18. Jahrhundert noch ausgesprochene Renaissanceformen an, wobei auch die Weiterverwendung in der Werkstätte noch vorhandener Model von einem nicht geringen Einflusse gewesen sein wird. Aus diesem Grunde kann auch bei der Schraubflasche (Abb. 95 des

[1] Das Linzer Landesmuseum verwahrt aus dem Inhalte des hallstättischen Grabes Nr. 9 (Prähistorische Abteilung, Aufsatzkasten VII) kleine durchbrochene und schwach reliefierte Zinnblättchen, welche von Dr. Ad. Mahr (U.-B. der Linzer „Tages-Post" 1914, Nr. 22) als Gewandbesätze angesprochen werden. Weitere Nachrichten über hallstättisches Zinn in Ed. v. Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt usw. Wien 1868, Seite 119.

Buches) nicht von einem Zurückgreifen auf gotische Grundformen, sondern nur von einer Fortverwendung solcher gesprochen werden. Für wen allerdings der durch die stete Veränderung des Verhältnisses des Menschen zur Umwelt bedingte Stilwandel in der Kunst nichts anderes bedeutet als einen Wechsel in der Geschmacksrichtung, wie es bei Berling anscheinend der Fall ist (S. 146), der kann darüber auch zu keiner gefestigten Anschauung kommen.

Um nun diese „geschichtliche Entwicklung" klar herauszuarbeiten, wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn Berling das dafür herangezogene Material auf die wirklich stilistisch bedeutenderen Arbeiten beschränkt und alles übrige, das nur Variationen in Form und Ausführung darstellt, in dem Abschnitt „Die Hauptstätten des Zinngießerhandwerks", verwiesen hätte. So würde statt der Anführung und Besprechung dreier oder noch mehrerer Beispiele gleicher Typen wie der Ampullen (Abb. 27 — 30 des Buches), der Kannen (Abb. 40, 41, 43, 81 und 88 — 90), der französischen Schalen (Abb. 58 — 60) und der gravierten Platten (Abb. 11, 12, 108, 118 und 119) je eines vollständig genügt haben, wodurch die Übersicht der Entwicklung nur verständlicher geworden wäre. Allenfalls wäre noch die Einfügung eines Abschnittes über die Typologie der Zinnarbeiten zu erwägen gewesen. Dadurch hätte es auch dem Verfasser nicht zustoßen können, daß er einige in Süddeutschland und besonders in Österreich häufig vorkommende Typen, wie z. B. die Kirchenstandleuchter, die schon erwähnten Weihbrunngefäße und die Standkruzifixe, welche für das Privathaus bestimmt waren, oder die Zunfttrinkgefäße in Form von Handwerkzeugen und Erzeugnissen (Binderschlägel, Pantoffel, Schuhe vollkommen unerwähnt gelassen hätte[1]. Eine solche knappere Fassung dieses Abschnittes hätte auch den Vorteil einer gleichmäßigeren Verteilung des Stoffes über die einzelnen Stilperioden gebracht, während in der Darstellung Berlings wieder nur die Renaissance einseitig bevorzugt wird und das Barock- oder gar das hochwertige Rokokozinn (kaum drei Textseiten) zu kurz kommen, obwohl uns gerade aus diesen Epochen die meisten Zinnarbeiten erhalten sind, demgemäß auch am häufigsten in den Handel gelangen und daher für den Großteil der Sammler auch von Wichtigkeit sind. Louis XVI. Empire und Biedermeier werden zusammen unter „Klassizismus" überhaupt nur mit einigen an die Abbildungen sich anlehnenden Worten abgetan. Zum Teil scheint dafür auch die Erklärung verantwortlich zu sein, welche Demiani von dem Begriffe des „Edelzinns" gab. Denn in der von Demiani gegebenen Form paßt sie wirklich nur auf das Edelzinn der Renaissance, weil man nur in dieser eine so tiefgreifende Unterscheidung zwischen Gebrauchs- und Schau- wie Prunkstücken machen kann, während in der früheren wie späteren Zeit auch das Edelzinn, das ist das zu künstlerischer Form veredelte und möglichst rein verwendete Zinn, wirklich in Gebrauch genommen hat. Ein ständiges Hinüberschielen von der Form zum Ornament, wie es immer geschieht, muß dabei unterlassen werden, weil dadurch der Begriff des Edelzinns so eingeschränkt würde, daß wieder nur hauptsächlich die verzierungsfreudigen Renaissancearbeiten, dabei sogar mit Vernachlässigung der Materialqualität, darunter fallen würden.

Nach dieser mir notwendig erschienenen grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Berlings „entwicklungsgeschichtlicher" Darstellung möchte ich meine weiteren Ausführungen über diesen Abschnitt des Buches in der schon früher angedeuteten Art und Absicht fortsetzen. Für das frühere Mittelalter verweise ich auf ein Zitat bei Heyne[2], nach dem um 810 eine „ampulla stagnea" (kleines Zinngefäß) erwähnt wird. Wie kritiklos Berling dem jeweilig benützten Werke nachschrieb, geht aus seiner auf S. 42 im Anschlusse an Bapst aufgestellten Behauptung hervor,

[1] Zahlreiche derartige Stücke z. B. über 200 Standleuchter, etwa 18 verschiedene Weihbrunngefäße waren in der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung von Wien vorhanden und sind in jedem größeren Museum (so auch in Linz) noch zu finden, ganz abgesehen davon, daß viele heute noch in Verwendung stehen. Abbildungen davon geben u. a.: Der Katalog der patriotischen Kriegsmetallsammlung Tafel V (Standleuchter), Tafel IX, XLIII und XLIV (Weihbrunngefäße), ferner die zwei photographischen Einzeltafeln und vier photographische Ansichtskarten der Zinnsammlung dieser Ausstellung und Walcher-Molthein-Radinger, „Das Zinngießerhandwerk der Stadt Salzburg" im Jahresberichte 1909 des städt. Museums in Salzburg (auch S. A. 1910), Abb. 16 (Binderschlägel).

[2] A. a. O., S. 61, Anm. 205.

daß das Zinngießerhandwerk im 14. und 15. Jahrhundert „wohl noch ausschließlich" in den Klöstern ausgeübt wurde, während er auf S. 180 auf die früheste Erwähnung der Nürnberger Zinngießer im Jahre 1285 selbst hinweist, auf S. 153 bereits einen Verband der Zinngießer in Stettin, Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund im Jahre 1354 erwähnt und Zinngießerordnungen von Hamburg für das Jahr 1375 (S. 153), Nürnberg 1363, bezw. 1485 (S. 181), Würzburg 1463 (S. 183), Ulm 1445, die noch auf eine ältere zurückgeht (S. 184), Köln 1397 (S. 185) usw. anführt. Es erübrigt sich daher für mich, noch auf die mehrfachen bis ins 14. Jahrhundert zurückgehenden Meisterlisten, die bereits veröffentlicht wurden, hinzuweisen. Die ausschließlich klösterliche Ausübung des Zinngießerhandwerkes lag eben damals bereits etwa 200 bis 300 Jahre zurück. Durch den Hinweis auf die zahlreichen Zinngießerordnungen und Meisternamen des 14. und 15. Jahrhunderts bin ich auch in einer weiteren Zurückweisung des Berlingschen „nach dem heutigen (geringen) Bestande" von Zinngeräten aus der Zeit vor 1500 gebildeten Ansicht (S. 51) überhoben, daß sie damals nur „vereinzelt vorgekommen sein müssen", was auch mit seiner eigenen Angabe auf S. 41 im Widerspruche steht, da er dort schreibt: „In der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts muß sich die Verwendung von Zinn schon wesentlich gesteigert haben". Was sollten denn auch die vielen Zinngießer überall gemacht haben? Übrigens ist unsere Kenntnis des erhaltenen Bestandes keineswegs eine so geringe. Denn kaum hat Berling seine Ansicht von dem schon ursprünglich vereinzelten Vorkommen der Zinnarbeiten vor 1500 ausgesprochen, so muß er (auf S. 54) feststellen, daß die böhmischen Taufbecken aus Zinn „noch in Mengen" vorhanden sind. Und diese, die seinerzeit „in allen Teilen des deutschen Reiches hergestellt worden sein sollen", entstammen durchwegs einer früheren Zeit als der Wende zum 16. Jahrhundert.[1] Berling selbst erwähnt auf S. 57 die Taufbecken von Siegelsum in Hannover und aus der Domkirche in Mainz, die beide aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts (von 1317 und 1323) herrühren, während Dr. Hermann Lüer für zwei weitere, und zwar in der Dom- und in der Teynkirche von Prag die Jahre 1406, bezw. 1414 als Entstehungszeit angibt und noch eine Reihe anderer vor 1500 entstandener ähnlicher Zinnwerke nennt[2]. Es berührt übrigens auch merkwürdig, daß Berling zuerst den Aufschwung der Zinngießerkunst am Ausgange des 15. Jahrhunderts begeistert, wenn auch nicht immer mit richtigen Beziehungen, schildert und hernach erst eine Anzahl Arbeiten bespricht, die alle der früheren Zeit, der Zeit ihres nach seiner Meinung vereinzelten Vorkommens entstammen[3]. Anderseits hat er aber wieder beim ausgehenden Mittelalter Werke besprochen, die schon der Renaissance angehören und daher im Zusammenhange mit den anderen Arbeiten dieser Stilperiode zu behandeln gewesen wären, wie die Renaissancekannen in Abb. 37, 39 und 47, der Form halber auch Abb. 45 und 46 trotz ihrer gotischen Gravierungen und der Wasserbehälter in Abb. 49.

Von gotischen Arbeiten aus Oberösterreich kann ich hier nur zwei nennen. Die eine ist der Zinnbelag auf der eisernen Türumrahmung des Sakramentshäuschens in der 1472 laut Pfarrchronik zum erstenmal urkundlich erwähnten Pfarrkirche in Zell am Pettenfürst[4]. Er bildet eine fortlaufende, nach innen zu mit Krabben besetzte Ranke, die in ihren runden Einrollungen abwechselnd zwei Motive, ein dreiteiliges Blatt mit spitzen Enden und eine stilisierte Blume (Huflattich?) immer wiederholt und dürfte, nach den Formen des Sakramentshäuschens auch zu schließen, dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammen. Die Erzeugungsstätte dieses Stückes ist unbekannt. Die andere ist der Zunftkrug der Linzer Riemer aus dem Jahre 1512 im oberösterreichischen Landesmuseum zu Linz. (Aufgestellt im Renaissancezimmer, Inv. Nr. 54). Durch die Zerlegung seiner Wandung in lauter kleine Flächen, die kantig oder in gewölbten Zwickeln aneinanderstoßen, trägt er noch

[1] Dr. Hermann Lüer: Geschichte der Metallkunst, Stuttgart 1904, Bd. I, S. 609. Das Buch zitiert Berling nur einmal (S. 56); in sein Verzeichnis der Zinnliteratur hat er es überhaupt nicht aufgenommen.

[2] A. a. O. S. 610 f.

[3] S. 546 ff. mit den Abb. 34, 35, 36 und 38.

[4] Diese Arbeit ist bisher nicht beachtet worden und in der Literatur unbekannt; ich berichte über sie auf Grund eigener Anschauung. Eine Abbildung davon werde ich in meiner beabsichtigten oberösterreichischen Zinnarbeit bringen.

vollkommen gotisches Gepräge. Laut gravierter Inschrift auf dem Schildchen am Deckel wurde er im Jahre 1659 renoviert und von 1660 bis 1825 mit den Namen der Zechmeister und einzelner Mitglieder der Linzer Riemerzunft graviert. Die am Henkel eingeschlagene Linzer Stadtmarke liefert uns den Nachweis seiner einheimischen Herkunft.

Wie für die ältere Zeit Bapst der Führer Berlings war, so wurde es für den Abschnitt „Renaissance" naturgemäß Demiani, durch dessen grundlegende Abhandlungen[1] erst den kunstgewerblichen Zinnarbeiten in der neueren Kunstgeschichte die gebührende Stellung eingeräumt wurde. Da Berling weiter auch durch die reichen Bestände des Dresdener Museums das erforderliche Material stets zur Hand hatte und durch eigene Studien über die sächsischen Zinngießer[1] besondere Vertrautheit damit besitzt, so wurde dieser Abschnitt sicherlich der beste des ganzen Buches. Wenn etwas einzuwenden wäre, so könnte es, abgesehen von den schon vorgebrachten grundsätzlichen Bedenken gegen die ganze Anlage der sogenannten Entwicklungsgeschichte höchstens das sein, daß die sächsischen Arbeiten vielleicht etwas gar zu breit behandelt wurden, was aber menschlich begreiflich und sachlich nicht ganz ungerechtfertigt ist. Einer modernen historischen Darstellung widerspricht nur vollkommen, wenn die künstlerische Rückständigkeit Augsburgs in jener Zeit durch ein Zitat aus dem Jahre 1779 belegt wird. Um nicht kleinlich zu erscheinen, möchte ich aber, wie schon bei den früheren Teilen dieses Kapitels, Einzelbemerkungen lieber unterdrücken, obwohl ich sie keineswegs für unwesentlich halte, weshalb ich vielleicht noch bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkomme. Dagegen will ich hier darauf hinweisen, daß sich von einschlägigen Werken im Linzer Landesmuseum außer der auf Seite 105 angeführten und in Abb. 74 des Buches wiedergegebenen sächsischen Kanne und einer Reihe der bekannten Nürnberger Teller mit Darstellungen der römisch-deutschen Kaiser, der Kurfürsten, Gustav Adolfs, der Leidenswerkzeuge Christi, der Verkündigung Mariä, der Apostel und des Sündenfalles, für die Berling leider nicht die genauen Entstehungsdaten, soweit sie bekannt sind, in sein Buch aufgenommen hat, auch noch eine Temparantiaschale von Kaspar Enderlein (Modell II) und ein späterer Nachguß nach einer solchen befinden, die in der bei Berling auf Seite 92, Anm. 2, abgedruckten Zusammenstellung nicht aufscheinen. Von den übrigen in Oberösterreich befindlichen Arbeiten dieser Zeit möchte ich außer den bereits genannten Welser Ratskannen nur noch auf die Taufsteinverkleidung der Stadtpfarrkirche in Steyr aufmerksam machen, für welche Pillwein[2] das Jahr 1569 als Entstehungszeit wohl nach Prevenhubers Annalen angibt. Ich habe zwar ein Datum oder eine Marke auf dieser Arbeit noch nicht finden können, doch läßt sich der stilistische Befund mit diesem Datum sehr gut in Einklang bringen. Die vierzehnseitige Kelchschale des im Aufbau noch ganz gotischen Taufsteines ist mit zahlreichen figürlichen Reliefs und Friesen mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente verziert, während der nach oben jonisch verjüngte Fuß wie der hohe kegelförmige Deckel, der in einem zierlich geschwungenen Blätterwulst endigt, außer zahlreichen reliefierten Engelköpfchen hauptsächlichst pfeifenartige Rippen und typische Renaissanceornamente (Rosetten und Rollwerk) aufweisen. Nur die Ränder zeigen auch hier figürliche Friese. Nach der Art, wie die Engelköpfchen über das ganze Werk verteilt sind und ganz unvermittelt aus der Fläche vorspringen, muß die Arbeit als unter böhmischem Einflusse stehend bezeichnet werden, wenn sie vielleicht auch ein Steyrer Meister geschaffen hat.[3] Über die späteren Epochen, von der Barocke bis zum Biedermeier, habe ich nach dem, was ich bereits in grundsätzlicher Hinsicht früher gesagt habe, nur noch darauf hinzuweis n, daß gerade sie, wie im übrigen Kunstleben, so auch in der Zinnarbeit, den größten Aufschwung ganz Süddeutschland und daher auch den österreichischen Alpenländern gebracht haben, weshalb mir die summarische Darstellung gerade dieser Epochen in Berlings Buche ungerechtfertigt erscheint. Aus dieser

[1] Die bibliographischen Daten darüber bringt Berling in seinem Buche auf S. 217.

[2] B. Pillwein: Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogtums Oesterreich o. d. Enns. 2. Teil: Der Traunkreis, Linz 1828, S. 446. — Führer durch Oesterreichs Kunststätten: Die Stadt Steyr bei Julius Bard, Berlin, Wien, Bild 35. S. 95.

[3] Vgl. das Taufbecken Nr. 895 aus der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung, im Katalog abgebildet auf Tafel VIII, sowie Rziha, a. a. O., Tafel I und II.

Zeit, von beiläufig der Mitte des 17. Jahrhunderts an, besitzen wir nicht nur die größte Anzahl der erhaltenen Werke, sondern auch viele äußerst hochwertige Arbeiten und ist uns auch über ihre Verfertiger das meiste bekannt. Das lehren nicht nur unsere öffentlichen wie privaten Zinnsammlungen allerorten, sondern gibt uns auch der Kunsthandel tagtäglich zu erkennen. Das Gleiche erfahren wir ferner auch aus der nunmehr viel reicheren Lokalliteratur über unseren Gegenstand, die Berling allerdings für Österreich nahezu gar nicht herangezogen hat. Ebensowenig hat er auf die auffallende Steigerung der Qualität des für die Arbeiten dieser Zeit verwendeten Materials und die ganz plötzlich einsetzende, in ihren Ursachen noch nicht völlig aufgeklärte bedeutende Verschlechterung desselben bei den Empiregegenständen aus Zinn hingewiesen, die im Biedermeier endlich einen nicht mehr zu überbietenden Tiefstand erreicht. Besonders erkenntnisreich war dieser Prozeß an der Tischleuchtersammlung der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung zu beobachten.

Im nächsten Abschnitte „Meisterstücke und Markenwesen" behandelt Berling unter den Meisterstücken das Zunftwesen der Zinngießer im allgemeinen. Allerdings auch wieder nur so kursorisch, daß man den ganzen Absatz neu schreiben müßte, um sich von der Entstehung und weiteren Entwicklung unseres Handwerks in allen seinen Teilen Rechenschaft geben zu können. Nur das sei zu Seite 150 vermerkt, daß nicht nur in kleinen, sondern auch in größeren Städten die Zinngießer meist in kombinierten Innungen mit anderen Handwerkern vereinigt waren, wie Berling selbst später mehrfach angibt (S. 180 ff). Aus stilistischen Gründen möge auch noch der Anschauung Ausdruck verliehen sein, daß unter den „drey Rüngen" beim vierten Meisterstück der Dresdener Zinngießerordnung von 1609 wirklich Ringe und nicht „Ausbauchungen", wie Berling meint, zu verstehen sind, da mir gerade bei den sächsischen, schlesischen, böhmischen und mährischen Renaissancekannen und Krügen die Gliederung durch verschieden geformte, meist breite Ringe besonders auffällt.[1]

[1] Siehe die Abb. 45, 69, 73, 74, 76, 77, 88 und 91 und die Tafel bei Ržiha a. a. O. nach S. 136.

Daß Meistermarken wirklich früher als Ort-(Stadt- und Beschau-)Marken auf den Zinnarbeiten angebracht wurden (S. 162), erscheint mir noch keineswegs einwandfrei sichergestellt zu sein. Wenigstens habe ich auf einer Reihe von älteren Arbeiten nur Stadt- aber keine Meistermarken gefunden. Als ein freilich sehr spätes Beispiel führe ich den bereits früher genannten Zunftkrug des Linzer Museums von 1512 an; andere — aus Wien — habe ich nur in der Erinnerung, aber leider nicht in meinen Notizen vermerkt. Diese Aufeinanderfolge — erst Stadtmarke und später Meistermarke — wäre ja auch nur logisch, wenn die Markierung hauptsächlichst aus Gründen der Kontrolle entstanden ist. Denn durch die Stadtmarke erhielt die Kontrolle erst ein amtliches Gepräge. Darauf geht ja auch hinaus, was Lauffer (siehe Berling, S. 189) über die ältere Markierung in Hamburg berichtet, wo ursprünglich Hohlpfennige mit dem Stadtwappen auf die Zinnarbeiten gelötet wurden. Endlich waren in älterer Zeit, soweit wir bisher darüber unterrichtet sind, weniger Zinngießer in ein und derselben Stadt tätig als später, so daß sie leichter kontrolliert werden konnten und individuelle Zeichen auf den Waren, die hauptsächlichst für den Erzeugungsort bestimmt waren, noch nicht notwendig erschienen. Die Meistermarke selbst aber hat ihre Ursache gewiß nicht nur darin, ein Hilfsmittel für die Zinnprobe zu sein, sondern entsprang wohl auch einem gesteigerten Selbstgefühl des Handwerkers. Später, im 18. Jahrhunderte, als die redenden Marken aufkamen, — nicht erst im 19. Jahrhunderte wie Berling (S. 174) will[2] — mag sie wohl auch einem geschäftsnotwendigen Reklamebedürfnisse entsprochen haben. Ich möchte hier auch auf eine Art der Urheberbezeichnung von Zinnarbeiten hinweisen, die zwar gewiß nicht sehr häufig vorgekommen sein dürfte, aber bisher anscheinend überhaupt nicht beachtet wurde, weshalb sie auch Berling in seinem Buche, da er auch hier wieder hauptsächlich auf sächsische Verhältnisse Rücksicht nimmt, gar

[2] Zahlreiche redende Marken, die der Katalog der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung anführt, gehören dem 18. Jahrhundert an. Auch sonst findet man auf Zinngeräten genug Belege dafür. Siehe auch die später folgende Linzer Meisterliste.

nicht anführt. Es ist dies der Ersatz der Meistermarke durch eine Namensgravierung, was vermutlich erst ganz am Ende des 18. oder im 19. Jahrhunderte aufgekommen ist. Ich fand solche Gravierungen im städtischen Museum von Wels auf dem Deckelpokal der Welser Schlosserinnung vom Jahre 1802, der am unteren Teile des Deckels die gravierte Inschrift trägt: „Aloys Geilhofer Zinngießer Meister" (in Wels nachweisbar seit 1801)[1] und im oberösterreichischen Landesmuseum zu Linz auf dem Zunftthumpen der Welser Lederer, der die gravierte Jahreszahl 1850 und den Namen J. Humer trägt, womit sich der Zinngießer Ignaz Huemer selbst genannt hat, der im Jahre 1854 in Wels Bürger wurde, nachdem er dort wohl schon längere Zeit als „Inwohner" gelebt und gearbeitet hatte, was damals bereits möglich war.[2]

Der Vorgang bei der Markierung scheint nicht an allen Orten und nicht zu allen Zeiten der gleiche gewesen zu sein. Für Berlings Ansicht (S. 164), die auch die Unterstützung Demianis gefunden hat, daß nämlich der Zinngießer die Zinnmarken alle selbst in seine Ware einschlug, sprechen unter andern auch Hans Sachsens Kandelgießerspruch:[3] „auf jedes Zin schlagen wir ein Zeichen der Statt wapenn, Ein halben Adler" usw. wie auch die Lüneburger Zinngießerordnung vom Jahre 1597.[4] Doch finden wir auch die andere Vorgangsweise, Markierung durch die Beschaumeister belegt, z. B. in der Salzburger Ordnung von 1507.[5] Vermutlich wird dies die ältere Art gewesen sein.

Da für die Bestimmung der Herstellungsorte der Zinnarbeiten die Kenntnis der Ortswappen von wesentlicher Bedeutung ist, so möchte ich gegenüber den von Berling auf Seite 166 erwähnten Mangel entsprechender Vorarbeiten darauf verweisen, daß wir für Österreich in Hugo Gerard Ströhls Städte-Wappen von Österreich-Ungarn, 2. Aufl., Wien 1904, ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Erkenntnis der Stadtzeichen auf den Zinngegenständen besitzen. Das Werk gibt nicht nur alle Städte-Wappen der ehemaligen Monarchie farbig wieder, sondern auch die zahlreicher größerer Märkte, zum Teil auf Tafeln, zum Teil auch im Text. Das Hervorheben einzelner Stadtmarken, wie es Berling hier und auch später in den „Hauptstätten des Zinngießerhandwerks" macht, mußte naturgemäß zu Halbheiten führen, wie nicht minder die Besprechung von einzelnen Zahlen in Meister- und Stadtmarken, die übrigens in letzteren keineswegs so selten sind, als Berling S. 168 angibt.[6] Hier hätte ein allgemeiner Hinweis genügt.

Für die Qualitätsmarken des bei ihren Arbeiten von den Zinngießern verwendeten Materials will ich in Ergänzung der Berlingschen Ausführungen auf S. 159 ff auf eine Verordnung der k. k. Landeshauptmannschaft in Österreich ob der Enns vom 12. November 1770 hinweisen, die ich im Anhange wörtlich zum Abdrucke bringe, weil sie bisher, soweit ich es überblicke, unbeachtet geblieben ist, aber mir doch in mehrfacher Richtung von Bedeutung erscheint. Darin wird nämlich auf eine kaiserliche Verordnung vom 26. Oktober des gleichen Jahres Bezug genommen, die jedenfalls zu mindestens für alle österreichischen und böhmischen Länder erlassen worden war. Diese schuf drei Qualitätsstufen des gewerbsmäßig zu verarbeitenden Zinns:

1. Pures und reines Zinn ohne Vermischung oder einen Zusatz von Blei, das entweder mit diesem Ausdrucke, also als „pures Zinn" oder „reines Zinn", oder aber als „Schlackenwalder Feinzinn" nach der Fundstätte im böhmischen Erzgebirge zu bezeichnen war. Durch diese Bezeichnung wurde aus einer ursprünglichen Herkunfts-(Gruben-)Marke (siehe Berling, S. 14) eine Qualitätsmarke, da sie ja auf jedes neu zu verarbeitende, reine Zinn ohne Unterschied der Herkunft Anwendung finden sollte. Dadurch wird auch das in Österreich wie im übrigen Süddeutschland so überaus häufige Vorkommen der Schlackenwalder (Feinzinn-) Marke erklärt, die oft in Verbindung mit Stadt-

[1] Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. III., 7. August 1801 (Stadtarchiv Wels).
[2] Handwerkerbuch der Stadt Wels, Bd. III., 1854, Gemeindeausschußbeschluß vom 5. (bzw. 22. und 23.) Mai.
[3] A. a. O., Zeile 64 ff.
[4] M. Bendiner: Eine Ordnung der Kannengießer zu Lüneburg in den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg Bd. II., (1889) S. 224 „zum achten" usw.
[5] Walcher-Molthein-Radinger, a. a. O., S. 2.
[6] Siehe hiezu die Markentafeln bei Walcher-Molthein-Radinger, a. a. O.

und Meistermarken weitab von Böhmen gelegener Gebiete auftritt. Die Verordnung scheint damit hauptsächlichst beabsichtigt zu haben, aus den allgemein wirtschaftlichen Tendenzen ihrer Zeit heraus das englische Zinn aus den österreichisch-böhmischen Ländern zu Nutzen des inländischen Materials zu verdrängen und der Öffentlichkeit durch die Bezeichnung des reinen Zinns nach dem Hauptorte der inländischen Produktion eine Gewähr für die beste Qualität der Ware zu bieten.

2. Ein mit „Feinzinn" und den Vorbuchstaben des Meisternamens zu bezeichnendes Material, das sehr allgemein als das „übrige böhmische Zinn" angeführt wird, womit aber im Hinblicke auf die erste Qualitätsstufe wohl nicht ganz reines Zinn zu verstehen ist, ohne daß ein genaues Mischungsverhältnis angegeben würde.

3. „Vermischtes Zinn", das auch mit diesem Ausdrucke zu markieren war, unter dem alles alte, auf Verlangen des Eigentümers umgegossene Zinn das aber nicht mit neuem Materiale vermengt werden sollte, zusammengefaßt wurde.

Auffällig ist dabei, daß die Verordnung nur beim gewöhnlichen „Feinzinn" zur Kontrolle Wert auf die Bezeichnung der Ware mit dem Meisterzeichen (Vorbuchstaben) legt. Das entspringt wohl auch der im kleinen ersichtlichen Regierungstendenz von damals, die Zünfte als bedeutungslos zu behandeln. Denn nach den Zunftvorschriften waren die Meister verpflichtet, ihre Ware zu markieren. Wenn nun die Regierungsverordnung mit einer einzigen Ausnahme sich über dieses verbriefte Zunftherkommen hinwegsetzt, so kann dies gar keine andere Bedeutung haben, als erkennen zu geben, daß sie auf dieses von ihrem Standpunkte aus keinen Wert legt.

Die Hauptstätten des Zinnhandwerks verteilt Berling (S. 180 bis 207) auf eine 1. süddeutsche, 2. westdeutsche, 3. norddeutsche oder Hansagruppe, 4. eine sächsische, 5. schlesische, 6. böhmische, 7. mährische, 8. Tiroler und 9. eine Schweizer Gruppe. Schon diese Anordnung gibt zu Bedenken Anlaß, weil sie aus sachlichen Gründen nicht gerechtfertigt ist. Denn wie schon früher erwähnt, gehören Sachsen, Schlesien, Böhmen und auch Mähren stilistisch zu einer Gruppe zusammen. Wir finden hier im großen und ganzen die gleichen Formen (z. B. runde Kannen mit geringer Profilierung und ringförmiger Unterteilung) wie auch die gleiche Verzierungsart (in der Renaissance z. B. die weitgehende Benützung von Plaketten meist Nürnberger Herkunft). Ebenso erscheint die Aufstellung einer eigenen Tiroler Gruppe nicht gerechtfertigt, denn in Tirol finden wir wieder die gleichen Formen (z. B. die prismatischen Flaschen „Pitschen" mit Schraubenverschluß und Traghenkel ohne Ausgußrohr und Schnabel und ohne Erweiterung am Fuße wie in der Schweiz, meist aber reich graviert) und Verzierungen wie in den übrigen deutsch-österreichischen Ländern, die daher entweder insgesamt zu einer alpenländischen Gruppe oder mit dem übrigen Süddeutschland zu vereinigen gewesen wären, da sie sich erst von Nürnberg, dann von Augsburg stark beeinflußt zeigen. Das hätte aber für Berling die Aufgabe beinhaltet, sich mit dem österreichischen Zinngießer-Handwerk auseinanderzusetzen. Warum er dies nicht getan hat, ist aus seinem Buch nicht ersichtlich. Vielleicht würde er aber diese Unterlassung damit begründen, daß er das Material zu wenig kenne und Literatur darüber nicht vorhanden wäre. Letztere Behauptung erschiene mir schon deshalb möglich, weil auch unter der Zinnliteratur bei Berling nichts auf Deutsch-Österreich Bezügliches angeführt wird. Nun ist es zwar richtig, daß es eine ausgesprochene Zinnliteratur über die österreichischen Alpenländer nur in geringem Umfange gibt. Aber dafür finden wir in den Geschichtswerken unserer Städte, von der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien angefangen bis zu ganz kleinen Landstädten, genug Hinweise auf Zunftordnungen, Meisternamen und einzelne Werke unserer Zinngießer bieten die Kataloge unserer Museen, wie Gelegenheitsschriften anläßlich temporärer Ausstellungen, z. B. Graz 1883, Steyr 1884, Bregenz 1886, Linz 1909[1] zahlreiche Hinweise auf die großen Zinnbestände in unseren Ländern

[1] Separatabdruck aus dem amtlichen Handbuche dieser in Linz veranstalteten ob.-öst. Handwerker-Ausstellung: Vom Hausrat der Zünfte vom Museumsdirektor Dr. Hermann Ubell.

und endlich besitzen wir außer einzelnen verstreuten Hinweisen in zahlreichen landeskundlichen Zeitschriften und kunstgewerblichen Werken allgemeinerer Natur doch auch einige Einzeldarstellungen, wie z. B. „Das Zinngießerhandwerk der Stadt Salzburg" von A. Walcher von Molthein mit einem Verzeichnisse der (433) Zinngegenstände des städtischen Museums von Dr. K. v. Radinger, Salzburg 1910,[1] „Rieder Zinngießer" von Dr. Franz Berger in der Rieder Heimatkunde (gr.), Ried 1909, 1. Heft, S. 15 oder „Schärdinger Zinn" (mit 3 Abb.) von Eduard Kyrle im Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1917, Braunau am Inn, S. 40 ff. Wenn sich aus diesen Behelfen auch kein vollkommen erschöpfendes Bild von der Entwicklung und Bedeutung des Zinngießerhandwerks in den einzelnen Orten hätte gewinnen lassen, so aber doch so viel, als für eine zusammenfassende Darstellung notwendig gewesen wäre. Dadurch hätte auch vielleicht ein halbwegs entsprechender Eindruck von der Breite gegeben werden können, in der sich das Zinngießerhandwerk bei uns erging. Denn in dem einzigen Lande unseres Staates — Oberösterreich allein, lassen sich Zinngießer in den Städten Linz, Wels, Steyr, Freistadt, Gmunden, Enns, Grein, Schwanenstadt, Ried i. I., Schärding, Braunau am Inn, aber auch in Märkten wie Mauerkirchen, Mattighofen, Lambach, Timelkam und vielleicht, nach noch nicht überprüften Anhaltspunkten, auch in Eferding, Vöcklabruck, Vöcklamarkt und Leonfelden nachweisen, wobei es möglich ist, daß diese Liste noch die eine oder andere Bereicherung erfährt. Und Gleiches ließe sich auch in jedem anderen unserer Alpenländer feststellen. Aber natürlich nicht nur die Produktionsorte, sondern auch eine nicht geringe Anzahl von Meisternamen können aus diesen gedruckten Quellen ermittelt werden, wie ich an dem Beispiele von Linz zeigen möchte, wo sich auch allein von den genannten Orten in Oberösterreich bisher eine Zunft der Zinngießer nachweisen ließ.[2] In den anderen Städten werden diese entweder in kombinierten Zünften mit anderen Handwerkern vereinigt gewesen sein oder sie waren in die Linzer Zunft „inkorporiert". Für Linz nun habe ich, aus der Literatur allein, folgende Namen feststellen können:

Isaak Widemann, 1625, 1627.[3]

Sabina Widemann, dessen Witwe 1633.[3]

Hans Heinr. Walter, 1633—1651.[3]

Georg Haimbl, 1644.[4]

Andreas Böck, 1735, 1737.[5]

Johann Bamberger, um die Wende zum 18. Jahrhundert bis (1768?).[6]

Christian Koch, vor 1771.[7]

Josef Winkler, 1771[8] (Redende Marke nach 1765).

F. J. Maschauer, nach 1773, aber vor 1818[9] (Redende Marke).

Jakob Nickmüller (Marke: Osterlamm mit Fahne nach 1773), 1790 und 1837.[10]

Anton Lachner, 1818, 1834[11] (Marke: Guter Hirt).

M. Berc, 2. Viertel des 19. Jahrhunderts[12] (Redende Marke).

Diese Liste wird sich durch archivalische Forschungen noch sehr erweitern lassen, wodurch auch die verschiedenen, bisher noch nicht auf den Meister bestimmbaren, bekannten Linzer Marken eine richtige Deutung finden werden. Um aber auch eine auf Grund archivalischer Nachforschungen ermittelte Meisterliste einer oberösterreichischen Stadt vorzubringen, möchte ich die folgende der Zinngießer der Stadt Wels anreihen, welche ich aus dem dreibändigen, mit dem Jahre 1540 beginnenden Manuskripte des Handwerkerbuches dieser Stadt im dortigen Stadtarchive zusammengestellt habe. Für die frühere Zeit kann sie durch archivalische Zufallsfunde vielleicht noch eine Erweiterung erfahren. Die beigesetzten Zahlen geben die Jahre an, in welchen die Genannten auf

[1] Mit 21 Abbildungen und 7 Markentafeln.

[2] Siehe Walcher-Molthein-Radinger, a. a. O., S. 14.

[3] Albin Czerny: Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian, Linz 1886, S. 106.

[4] Benedikt Pillwein: Linz. Einst und Jetzt. Linz 1846, Bd. II., S. 54.

[5] Dr. Franz Berger, a. a. O., S. 17.

[6] Czerny, a. a. O., S. 212.

[7] Pillwein, a. a. O., S. 68.

[8] Pillwein, a. a. O., S. 72.

[9] Katalog der Ausstellung der patriotischen Kriegsmetallsammlung Wien 1915/16, S. 20. Im Häuserverzeichnis von Linz von 1818 nicht mehr genannt.

[10] Benedikt Pillwein: Neuester Wegweiser durch Linz und seine nächste Umgebung, Linz 1837, S. 133.

[11] Häuserverzeichnisse der Stadt Linz dieser Jahre S. 10, bezw. 8.

[12] Walcher-Molthein-Radinger, Tafel III, Nr. 5.

ihr Handwerk als Bürger der Stadt aufgenommen wurden:

Jakob Perger von Eferding, 1558.

Jakob Ruepp, 1560 (Marke beschrieben auf S. 250, Anm. 6).

Jakob Stenger[1] von Naumburg, 1584.

David Engelhart aus Johannstal, 1587.

Wolf Eckl von Pogen in Bayern, 1598.

Hans Ainbeck, 1609.

Martin Müller, von Lahr in Preußen gebürtig, 1618.

Hieronymus Ledermayr, 1627 (Marke beschrieben S. 250, Anm. 3).

Caspar Leedmayr, Sohn des vorigen, 1677.

Josef Reimer, von Gmunden gebürtig, 1705.

Thomas Lägler, von Steyr gebürtig, 1710.

Franz Gailhofer, von Lambach gebürtig, 1753.

Alois Gailhofer, Sohn des vorigen, 1801.

Franz Fleischhacker, 1541.

Ignaz Huemer, 1854 (vorher bereits als Inwohner in Wels ansässig).

So wie für Linz und Wels lassen sich selbstverständlich auch für die anderen genannten Orte zahlreiche dort ansässig gewesene Zinngießer namhaft machen, wie z. B. für Steyr: Sigmund Pergh aus den Jahren 1622 und 1625,[2] Franz Xaver Bolzani,[3] Ambrosius Zamponi;[4] Vater und Sohn, für Freistadt: Martin Prickl aus „Reithamb" (Roitham?),[5] welcher im Jahre 1595 zu einem „Inwohner" und Johann Volzschuher,[5] der 1627 zu einem „Meister und Mitwohner" in dieser Stadt aufgenommen wurde; für Ried i. J.: Johann Häring, in den Jahren 1684 und 1717;[6] für Gmunden, wo bereits in den Jahren 1654 und 1746 Zinngießer nachweisbar sind,[7] Meister Gordon;[4] für Lambach: M. Geilhoffer, nach 1772;[3] für Schwanenstadt: Johann Neubauer;[3] für Timelkam: Johann Puchhardt, der von 1755 bis 1780 dort tätig war[8] u. v. a. Daß es Söhne unseres Landes auch außerhalb ihrer Heimat im Zinngießerhandwerke zu Ehren brachten, beweisen u. a. Paulus Berger aus Wels, der im Jahre 1584 in der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. Meister wurde und Hans Neuhäuser aus Steyr, welcher im nächsten Jahre seinem Beispiele folgte;[9] oder die beiden in Passau tätigen Meister, der dort von 1742 bis 1777 nachweisbare Adam Dorner, wieder aus Steyr und der Zinngießersohn Franz Höfler aus Mattighofen, welcher die erheiratete Dornersche Zinngießerei-Gerechtigkeit ausübte.[10] Wenn auch die angeführten Beispiele nicht über das 16. Jahrhundert zurückreichen und noch ziemlich willkürlich herausgegriffen sind, so dürften sie doch genügen, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie wenig gerechtfertigt es ist, wenn in einem Buche, das sich hauptsächlich mit dem Zinngießerhandwerke in Deutschland befaßt, eine ganze Ländergruppe mit einer so zahlreichen Vertretung dieses Zweiges kunsthandwerklicher Tätigkeit ganz übergangen wird. Dabei habe ich, wie schon bemerkt, zur Beweisführung nur ein Land herangezogen, das noch dazu in dieser Richtung keineswegs erschöpfend durchforscht ist.

Vielleicht darf uns das aber doch um so weniger wundern, als der Verfasser selbst das Zinngießerhandwerk der seinerzeit überhaupt und für unser Land ganz besonders bedeutenden deutschen Stadt Passau ganz unberücksichtigt gelassen hat, für die erst jüngst nicht weniger als 39 Meisternamen von 1318 an, festgestellt wurden.[11] Daß daher die deutschen Zinngießer in den entfernteren Ländern wie Siebenbürgen, aus den Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz und Schäsburg ganz vergessen wurden, erscheint demnach

[1] Der Verfasser des Inderes des Bd. I liest „Sennger", was ich für einen Irrtum halte.

[2] Walcher-Molthein: Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den österr. Ländern Oesterreich ob der Enns und Salzburg, Wien 1906, S. 9.

[3] Redende Marke in meinem Besitz.

[4] Marke abgebildet bei Walcher-Molthein-Radinger, a. a. O., Tafel III, Nr. 1–3.

[5] Register darin beschriben die Bürger, Mitwonner, Hanndtwerkher und innwoner der Stat Freistat Anngefangen Im Jahr 1552. (Manuskript, Stadtarchiv Freistadt in Oberöst.)

[6] Rieder Heimatkunde, Ried i. J. 1916, Bd. IX, S. 70.

[7] Dr. Ferd. Krackowitzer: Geschichte der Stadt Gmunden, Bd. III, S. 17 f.

[8] Nach dem Landgerichtsprotokolle der Herrschaft Wartenburg laut einer freundlichen Mitteilung des Herrn Konservators Josef Berlinger in Timelkam, für die ich ihm bestens danke.

[9] Dr. Alex. Dietz: Das Frankfurter Zinngewerbe usw. in der Festschrift des städt. histor. Museums in Frankfurt am Main, Frankfurt 1903, S. 176 (Nr. 59 und 60).

[10] Dr. W. M. Schmid: Alt-Passauer Zünfte IV, in der niederbayrischen Monatsschrift, Passau 1920, Jhg. 9, Heft 1/3, S. 33.

[11] Dr. W. M. Schmid, a. a. O., S. 30 ff.

fast selbstverständlich, so bedauerlich es auch ist.

Die Behandlung der einzelnen „Hauptstätten" selbst ist durchwegs mangelhaft und fördert vor allem nicht die stilistische Erkenntnis der in ihnen hergestellten Zinnwerke, was doch für alle, die sich für diese interessieren, so auch für alle Sammler, von besonderer Wichtigkeit wäre. Dafür gibt es wieder so viel Nebensächliches oder willkürlich Herausgegriffenes nebst zahlreichen Schiefheiten, daß darauf nicht näher eingegangen werden kann. Warum sollen z. B., um nur eines hervorzuheben, die Wochenschüsseln gerade eine Straßburger Sonderheit sein (S. 188). Wir finden sie in ganz Süddeutschland verbreitet und Hans Sachsens Kandelgießerspruch erwähnt sie bereits in Nürnberg:[1]

„— und schussel mit Oren
So für kindtpetterin gehörenn"

Sehr anerkennenswert ist es dagegen, daß Berling seine Ausführungen über „Zinnbehandlung" und „Zinnfälschungen" im nächsten Kapitel seines Buches so vorsichtig und mit offensichtlicher Zurückhaltung niedergelegt hat. Dadurch wurde gewiß viel Schaden verhütet. Nicht um diese Intentionen zu stören, die mir als Denkmalpfleger natürlich sehr sympathisch sind, sondern um auch hier mit der Zeit zu einem Vergleichsmaterial zu kommen, möchte ich eine Reinigungsarbeit für Zinnarbeiten erwähnen, die mir von einem noch lebenden weiblichen Mitgliede der seinerzeit in Österreich weit verzweigten, jedesfalls aus Italien eingewanderten Zinngießerfamilie Zamponi[2] mitgeteilt wurde, zumal sie unschädlich ist. Demnach seien in ihrer Familie die Zinnwaren mit den zarten Teilen des Zinnkrautes und Regenwasser vorsichtig gereinigt und in der Sonne getrocknet geworden. Ich halte es aber, wie Berling, für gut, auch solche Arbeiten nur bei einfachen, glatten Zinnwerken vorzuehmen, während man bei irgendwie verzierten Stücken am besten beim einfachen Waschen bleibt. Eine vorsichtige Reinigung mittelst Petroleum hat, wie ich durch längere Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte, nichts geschadet.

Nach den zahlreichen Literaturhinweisen, die ich im Laufe meiner Ausführungen vorgebracht habe und die Berling entweder nicht oder nicht im entsprechenden Umfange herangezogen hat, müßte ich zu überflüssigen Wiederholungen gelangen, wenn ich das letzte Kapitel seiner Buches, die „Zinnliteratur" entsprechend ergänzen wollte. Um das zu vermeiden, verweise ich hier nur kurz auf sie und möchte nur nebenbei erwähnen, daß es befremdlich erscheint, wenn in einem derartigen Buche z. B. die Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg mit ihrem reichen, einschlägigen Material nicht ein einziges Mal benützt erscheinen, kein Katalog irgend eines Kunstgewerbemuseums angeführt oder eine so grundlegende Arbeit wie Doktor Gustav Bossards Studie: „Schweizer Zinnkannen" in der Beilage zum Jahrbuche des Schweizer Alpenklubs, Band XIII, ganz übergangen wird. Für die Schweiz käme auch noch in Betracht der Katalog der 40. Auktion der Kunsthandlung Albert Kende, Wien 1918. Das Vorgebrachte dürfte jedoch wieder hinreichen, um auch diesen Abschnitt des Buches nicht gerade als ein Meisterstück erscheinen zu lassen. Doch war es mir, wie ich am Schlusse noch ausdrücklich betonen will, keinesfalls darum zu tun, gerade Berlings Buch als besonders mangelhaft hinzustellen. Denn leider werden ja überhaupt viel mehr schlechte Bücher geschrieben als gute und gerade die Kunstgeschichte ist mit solchen der ersten Art überreich gesegnet. Wenn ich mir daher gerade dieses Werk für eine ausführlichere Besprechung ausgewählt habe, so geschah es aus dem Bedürfnisse heraus, das nach einem guten zusammenfassenden Werke über unser Thema weithin vorhanden ist und weil ich hoffe, daß bei dem großen Absatze, den die Bücher dieser „Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler" finden, der Verlag bald in der Lage sein wird, Berling mit der Herausgabe einer Neuauflage zu betrauen. Diese soll aber kein Neuabdruck der vorhandenen werden, sondern deren Lücken, Unrichtigkeiten und andere Nachteile zu vermeiden suchen. Wenn es mir gelungen ist, für eine Umarbeitung mein Scherflein beigetragen zu haben so ist

[1] A. a. O., Zeile 21 und 22.
[2] Zinngießer dieses Namens ließen sich bisher in Leoben, Wiener-Neustadt, Steyr und Grein feststellen.

mein vornehmlich beabsichtigter Zweck vollkommen erfüllt.

Anhang.[1]

Von der Kaiserl. Königl. Landes-Hauptmannschaft in dem Erzherzogthum Österreich ob der Enns

wegen; denen sammentlich-hierländigen Landgerichtern unter deren Jurisdiction sich einige Zinngüsser befinden, hiemit anzufügen: Demnach allerhöchst Ihre Kaiserl. Königl. Apostolische Majestät in Rücksicht (daß bekannter Dingen der in dem unter die Zinn-Arbeit vermischt werdenden Zusatz an Bley durch den Gebrauch des Geschirrs sich auflösende, und unter die Speisen mengende sogenannte Crystalinene Bleyzucker der menschlichen Gesundheit äusserst schädlich, und ganz ohnvermerkt verschiedene widrige Zufälle verursachet, hiernächst auch sothane Vermischung die äußerliche schöne Gestalt des Zinn vermindert, und schwarzfärbig machet) unterm 26ten des verflossenen Monats Oktobris allergnädigst anbefohlen haben:

Daß sammentliche inländische Zinngüsser dahin angewiesen und verhalten werden sollen, die neue Zinn-Arbeit aus puren und reinen Zinn ohne Vermischung oder Zusatz, von Bley mit dem Ausdruck oder der Bezeichnung **Schlagkwalderfeinzinn**, das übrige böhmische Zinn, hingegen nur mit der gemeinen Benennung **fein Zinn** zu bezeichnen, und mit dem Vorbuchstaben des Meisters Namen zu punzieren, wo im Gegentheil, daferne ein altes allschon mit Bley vermischtes Zinn auf Verlangen des Eigenthümers umgegossen, und verarbeitet werden wolte, der Zinngüsser gehalten seyn solle, solches nicht mit neuen Zinn zu vermischen, sondern dasselbe besonders zu verarbeiten, und kennbar zu punzieren, mit dem Ausdrucke, **vermischtes Zinn;** wo übrigens der Vorrath an alten Zinn sich um vieles vermindern dörfte, wann die Eigenthümer derley altes Zinn nur blos zum Stuck-, Glocken- und Röhrengüssen vorbehalten, und verwenden wolten.

Als wird euch Eingangs benannten Landgerichtern diese allerhöchste Verordnung zur gehörigen Verständigung deren unter eurer Jurisdiction befindlichen Zinngüssern und genauesten Darobhaltung hiemit erinnert. Linz, den 12ten Novembris 1770. Christoph Graf und Herr v. Thürheim, Landes-Hauptmann.

Pr. K. K. Landeshauptmannschaft
in Österreich ob der Enns.
Karl Joseph v. Orenghy.
Secretarius.

[1] Ein gedrucktes Exemplar der nachstehenden Verordnung erliegt in der Registratur der oberösterreichischen Landesregierung in Linz. Faszikel 8, Nr. 49.

Historische Lieder aus Oberösterreich.

Von Dr. Emil Karl Blümml (Wien).

1. Jakobiner-Lieder aus Oberösterreich (1794).

Mit dem Tode Kaiser Josefs II. war die freie Geistesentwicklung in Österreich zu Grabe gegangen. Die Furcht vor den Folgen der französischen Revolution hemmte allen Aufstieg und die Regierenden schufen künstliche Widerstände und Hemmnisse, um die Staatsgewalt zu verstärken und das Ansehen des Herrschers zu heben. War schon unter Kaiser Leopold II. der Abstieg von geistiger Höhe merklich, so wurde es unter Kaiser Franz II., der 1792 in jungen Jahren den Thron seiner Väter bestieg, in dieser Hinsicht schier unerträglich. Von Ministern umgeben, die sich unentbehrlich machen wollten, selbst noch zu jung, um die nötigen Erfahrungen zu haben und auch gerade geistig nicht hervorragend begabt, war der junge Herrscher ein willenloses Werkzeug in den Händen gewissenloser Ratgeber, die ihren Einfluß und ihre Macht zu erhöhen suchten.

Das beste Mittel dazu schien ihnen die Erfindung einer Verschwörung zu sein, die sowohl der Bevölkerung als dem Kaiser vor Augen zu führen hatte, welchem Abgrund Österreich entgegenging, wenn nicht alle freiheitlichen Ideen ausgemerzt, die starre und strenge Polizeimacht mit aller Kraft eingesetzt und die Bevölkerung in feste Zügel genommen würde. Und so kam das Schlagwort von den Jakobinern auf, das in Wien und in einigen Ländern als Steiermark und Tirol grimme Verheerungen anrichtete. Ein Jakobiner war jeder, der in freier Entwicklung der Gedanken und des Wortes, der im Fortschreiten des Staates das Heil erblickte oder wie der Dichter J. B. von Alxinger es zu Ende des Jahres 1792 in einem Briefe an Martin Wieland ausdrückte:[2] „Sie (die Minister) möchten gern so regieren, wie vor hundert Jahren Mode

[2] Gustav Wilhelm, Briefe des Dichters Joh. Bapt. von Alxinger. Wien 1898, S. 71.

war, schelten alles Jakobiner, was die alte Mode mißbilliget und sind entschlossen, es auf ihre Art durchzusetzen, es koste, was es wolle."

Die Jakobinerfurcht, die besonders in Wien, dem Mittelpunkte des Reiches, die wunderlichsten Blüten trieb,[1] ergriff die Bevölkerung derart, daß der Freund dem Freunde nicht mehr traute,[2] da auf Schritt und Tritt die geheime Polizei lauerte und schnüffelte, um endlich die große Verschwörung zu entdecken, welche die Regierenden brauchten, um ihre Unentbehrlichkeit und ihre Umsicht dem Kaiser deutlich vor Augen zu führen. Der Feldzug des Jahres 1792 gegen Frankreich, der unglücklich endete und Geldnot und Teuerung in den österreichischen Landen im Gefolge hatte, kam der Polizei dabei zu Hilfe, denn dadurch gab es allenthalben eine Menge Unzufriedener, die zwar keine Empörung anzetteln wollten, aber ihre Meinung über die Verhältnisse im Staate an öffentlichen und anderen Orten ungescheut vortrugen und so schweres Unheil auf ihr Haupt luden. Anfangs August 1794 begann man diese Kritiker und Bierhauspolitiker in Wien auszuheben, machte ein großes Aufheben davon, führte eine umständliche, höchst parteiische und ungerechte Untersuchung ab und verurteilte schließlich alle diese Unglücklichen, die vielfach gar keine Beziehungen zu einander gehabt hatten, zu mehr oder minder schweren und langdauernden Strafen, deren Ende einige nicht erlebten. Es waren durchwegs Justizverbrechen, die man an diesen Leuten, die den verschiedensten Ständen angehörten, verübte.[3]

Österreich bot damals gar keinen geeigneten Untergrund für eine Revolution, denn die Herrscher Josef II. und Leopold II. hatten ja das Volk nie bedrückt, sondern ihm mancherlei Freiheiten gewährt, die dieses dankbar angenommen hatte. Das Volk fühlte sich wohl und war im Grunde seines Herzens, wenn es auch über manche Einrichtung schimpfte und aufgebracht war, jedem Umsturze abgeneigt. Und selbst jene, welche den Drang nach Freiheit in sich fühlten und ihrem Unmut offen Ausdruck gaben, waren keine richtigen Verschwörer, denn ihnen fehlte alle Umsicht und jedes Talent dazu. Die Polizei sah dort, wo es gar keine gab, Gespenster, und zwar deshalb, weil sie solche brauchte. Und als die große „Verschwörung" in Wien endlich aufgedeckt war, da ließ man sie auch auf die Länder übergreifen und verhaftete in Steiermark[4] und Tirol,[5] in welch letzterem Lande die Sache aber eine irredentistische Färbung hatte, eine größere Anzahl Männer, die ebenfalls nichts anderes getan hatten, als über verschiedene Zustände ihres Vaterlandes zu schimpfen, ohne dabei im geringsten an eine blutige Verschwörung zu denken.

Von allen damaligen innerösterreichischen Ländern war nur Oberösterreich von der sogenannten Seuche des Jakobinismus verschont geblieben und hatte daher auch keine Opfer zu beklagen. Wohl hatte man auch hier im Mai 1792 einen Franzosen, der im Regimente Stein diente, dingfest gemacht, der eine Anzahl Soldaten zum Übertritt ins französische Heer verlocken wollte,[6] aber dies hatte keine weiteren Folgen und der Freiheitsmann bekam keine Nachfolger. Die Oberösterreicher hielten sich klug zurück und vor allem hatten sie einen Landespräsidenten, der klug und vornehm war und sich nicht die Gunst der Wiener Mächtigen durch Jakobinermärchen erringen wollte. Es war dies Wolfgang Augustin Christian Graf Auersperg zu Neuschloß-Purgstall (1741 bis 1821), der zunächst beim Militär gedient hatte, dann 1764 als Hauptmann den Abschied nahm und in den Zivilstaatsdienst übertrat, wo er 1770 als Kreisamtssubstitut im Viertel ob dem Wienerwald wirkte, 1771 Kreishauptmann des gleichen Viertels in St. Pölten wurde, 1775 als Regierungsrat zur Landesregierung in Wien einrückte und hier im April 1782 Stadthauptmann von Wien wurde. 1789 erhielt er die Würde eines Geheimen Rates und wurde Ende 1790 Nachfolger des Grafen Heinrich Franz

[1] Vgl. Gustav Gugitz, Die Jakobinerfurcht in Wien (1791 bis 1793). In: Blümml-Gugitz, Altwienerisches. Wien 1920, S. 326 ff.

[2] Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Hg. von E. K. Blümml, I. (München 1914), S. 179 ff., 184.

[3] Darüber wird das Buch „Die Wiener Jakobinerverschwörung" von E. K. Blümml und Gustav Gugitz, das erstmalig nach den Akten gearbeitet ist, eingehende Aufklärungen geben.

[4] Vgl. Franz Martin Mayer, Jakobiner in Steiermark. Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. IV. (Stuttgart 1887), S. 368 ff.

[5] Ludwig Rapp, Eine Jakobiner-Verschwörung in Tirol. Innsbruck 1876, S. 7 ff.

[6] Gugitz, a. a. O., S. 331.

von Rottenhan als Präsident der Landesregierung und als Landeshauptmann in Oberösterreich. Als solcher erwarb er sich durch sein gewinnendes Wesen und sein Entgegenkommen gar bald die Liebe und Zuneigung aller und bemühte sich, allenthalben fördernd einzugreifen. Ein trefflicher Landwirt, welcher der Bewirtschaftung seiner Güter Alt- und Neuschloß zu Purgstall in Niederösterreich die größte Aufmerksamkeit zuwandte, führte er in Oberösterreich, wobei ihn die Stände kräftigst unterstützten, 1801 die Landespferdezucht ein. Als er 1804 von seinem Amte schied, zog er sich nach Purgstall zurück, lebte nur mehr der Landwirtschaft und gestaltete seinen Besitz zu einer Musterwirtschaft. Mit scharfem Urteil und praktischem Sinn begabt, hatte er sich erhebliche Verdienste um den Staat erworben, die Kaiser Franz, der ihn oft in Purgstall besuchte, auch dankbarst anerkannte. Ursprünglich Protestant, war er 1763 zur katholischen Kirche zurückgekehrt, doch behielt er seine freie Gesinnung und sein freies Urteil stets bei. Er war der Hervorragendste der Purgstaller Linie der Auersperge, die mit ihm ihren Höhepunkt erreicht hatte.[1]

Die Bevölkerung schätzte am Grafen Auersperg die Redlichkeit. Das Wohlgefallen an dieser äußerte sich besonders im Jahre 1795, als der Linzer Theaterunternehmer Franz Xaver Glöggl am 27. August im Stadttheater zur Feier des Namensfestes des Landespräsidenten das Singspiel „Redlichkeit ist lieb und achtungswerth" eines unbekannten Verfassers[2] über die Bretter gehen ließ, das zu diesem Namensfeste eigens verfaßt worden war und, soweit die Liedeinlagen in Betracht kommen, diese bekannten Singspielweisen unterlegte. Die vom ungenannten Verfasser dazu in der Buchausgabe geschriebene Vorrede[3] kann sich in der Hervorhebung der Tugenden des Grafen gar nicht genug tun und die Redlichkeit steht dabei in erster Linie. Ja, der Schlußchor (S. 22) versichert feierlich:

Der Graf, der baut zu unsrer Freud
Sein Ansehn auf die Redlichkeit,
Die leucht bei seiner Würde vor,
Auch da geht er mit Beispiel vor.

Der Graf ist lieb und achtungswert,
Weil er von Redlichkeit bewährt,
Sein Name soll auch allgemein
Durch diesen Ruf gefeiert sein.

Bei der Seltenheit des Büchleins sei die Vorrede, soweit sie sich auf den Grafen Auersperg bezieht, um so mehr hier zur Gänze mitgeteilt, als die darin ausgedrückte Stimmung schon im „Kassations-Lied" des Jahres 1794 vorherrschte:

„Redlichkeit ist lieb und achtungswert, heißt das Stück; und dieses heißt eben so viel, als das obderennsische Publikum, welches redlich ist, will den Namenstag seines würdigsten Chefs feiern; und es ist überzeuget, diese Feier auf das treffendste zu veranstalten, wenn ein erhabenst redlicher Charakter dargestellt wird, wovon der Verehrte das Original ist.

Der redlichste Chef will keine Schmeicheleien hören und das redliche Publikum will keine Schmeicheleien zur Feier bringen.

Redlichkeit, diese erhabenste und vorzüglichste Eigenschaft, begreift alles in sich auf das verläßlichste, was nach Religions- und Staatsgesetzen, was zum allgemeinen Besten und zum Wohl der einzelnen gefordert werden kann, weil nur derjenige wahrhaft redlich ist, der die Rechtschaffenheit in Erfüllung aller Pflichten gründet.

Die allgemeine Stimme: unser Chef ist redlich, ist hiemit ein von Schmeichelei ebenso entfernter als zur heutigen Feier hinlänglicher Stoff dieses Stückes.

Nur um neben diesen Charakter den Schatten hinzustellen, der zur Heraushebung desselben beiträgt, sind gegenseitige Nebencharakters angebracht.

Und auch das Belustigende ist deswegen in Verbindung genommen worden, weil diese Feier dem Publikum wirklich eine Lust ist, so wie es dem verehrten Chef gewiß die angenehmste Lust macht, daß er seinen Untergebenen lieb und achtungswert ist.

Aus der Ursache wurde auch ein Singspiel, welches sich aber durch eine zusammenhangende

[1] Ueber diesen Mann vgl. man: Josef Karl Kindermann, Beiträge zur Vaterlandskunde für Innerösterreichs Einwohner. II. (Graz 1790), S. 141 mit Anm. 3; Franz Karl Wißgrill, Schauplatz des landsässigen Nieder-Oesterreichischen Adels vom Herren- und Ritterstande. I. (Wien 1794), S. 279; Moritz Bermann, Oesterreichisches biographisches Lexikon. Wien 1852, S. 331 (die Angabe des Todestages mit 3. Oktober 1795 ist falsch); Franz X. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Oesterreich ob der Enns. Linz 1884, S. 408; A. Starzer, Beiträge zur Geschichte der niederösterreichischen Statthalterei. Wien 1897, S. 469; Cölestin Schachinger, Geschichte des Marktes Purgstall an der Erlauf in Niederösterreich. Purgstall 1913, S. 17, 20; Schematismus des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns. Linz 1790, S. 50; 1791 S. 47; 1804, S. 29; Wiener Taschenbuch für 1805, S. 120 (Josef Graf Wratislaw).

[2] Jakob von Zepharovich ist keineswegs der Verfasser, wie Konrad Schiffmann (Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. Linz 1905, S. 213) annimmt, denn Karl Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl., V. [Dresden 1893], S. 339, Nr. 137), Schiffmanns Quelle, brachte das Stück richtig unter den Anonymen.

[3] Arien aus Redlichkeit ist lieb und achtungswerth. Linz 1795, S. 2—4 (im Besitze von Max von Portheim in Wien).

Handlung von andern Singspielen unterscheiden sollte, gewählet, und in dasselbe aus mehrern Singspielen die Musik mit jenen nur dem Texte nach geänderten Arien gebracht, welche hierorts vorzüglichen Beifall schon erhalten haben.

Gesänge und Gespräche werden größtenteils sich mit Ausdrückung dessen beschäftigen, was uns der innerste Beweggrund ist, den Namen unsers würdigsten Chefs zu feiern, nämlich mit Ausdrückung des einstimmigen Ehrfurchtsvollen Zeugnisses: Seine Redlichkeit ist lieb und achtungswert."

Wenn die Tugenden des Landespräsidenten hier im Mittelpunkte des Singspieles stehen, so ist sicherlich ein wenig Speichelleckerei und Schmeichelei mitunterlaufen, als der Ungenannte dieses Stück dichtete, doch ist anderseits nicht zu übersehen, daß doch vieles der Überzeugung entfloß und Graf Auersperg es verstanden hatte, nach kurzer Amtszeit volkstümlich zu werden. Es scheint besonders die Jakobinersache gewesen zu sein, die ihm diese Volkstümlichkeit verschaffte, da gerade aus den Jahren 1794 und 1795 die entsprechenden Zeugnisse dafür vorhanden sind. Wenn auch noch in späteren Jahren, so 1799,[1] zu Ehren seines Namensfestes im Linzer Theater jeweils am 27. August Festvorstellungen stattfanden, so bot doch keine dieser Veranstaltungen mehr ein eigens auf ihn, seine Redlichkeit oder sonstige Tugenden gedichtetes Stück, wie es 1795 mit „Redlichkeit ist lieb und achtungswerth" der Fall gewesen ist.

Im Jahre 1794 hingegen, knapp nach Aufdeckung der sogenannten Jakobinerverschwörung in Wien, erscholl am 27. August zu Ehren des Landespräsidenten sicherlich im Theater zu Linz, auf dem an diesem Tage „Der alte Niklas" von B. D. A. Cremeri zur Aufführung gelangte,[2] ein bei Franz Auinger in Linz als Flugblatt gedrucktes Lied, das in überschwenglicher Weise den oberösterreichischen Landeschef (vgl. Strophe 2 und 9), der Name Graf Auersperg als solcher ist aber im ganzen Liede nicht genannt, als Erretter vor dem Jakobinismus preist und ihm schließlich ein Vivat bringt. Es lautet:[3]

[1] Schiffmann, a. a. O., S. 151, Anm. 1.
[2] Schiffmann, a. a. O., S. 211.
[3] 2 Bll., 8°. — Wiener Stadtbibliothek, Volksliedschachtel (39.976 C). Am Schlusse (Bl. 2b): Vignette (Blumengirlande). ||Linz, gedruckt bei Franz Auinger. — Im Abdrucke ist die Interpunktion etwas geregelt. Siehe S. 268. Anm. 1.

Kassations-Lied,

gesungen am 27ten August 1794.

[1a] 1.

Wenn fuer Vaterlandes Vaeter
Und fuer ihre Stellvertreter
Noch ein Lohn zu finden ist,
Der ihr schweres Loos versuesst:
Ists der Trost nur, der ihn giebt,
Daß ein edles Volk sie liebt.

2.

Und auf allen Deinen Wegen
Blueht Dir dieser Lohn entgegen,
Windet Kraenze um Dein Bild,
Chef des Landes! — jeder fuehlt:
Daß Dein Sinn dem Kaiser treu,
Volkesglück Dein Endzweck sey.

[1b] 3.

Denn, daß wir auf unsern Gruenden
Ungestoert das Glueck empfinden,
Buerger Oesterreichs zu seyn
Und daraeber hoch uns freu'n:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

4.

Daß gedungne Aufruhrsknechte
Uns die klaren Menschenrechte,
Die wir gut genug verstehn,
Nicht durch boesen Witz verdreh'n:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

5.

Daß die Jakobinerseuche
Unsre Grenzen nicht erreiche,
Daß ihr Anhang schuechtern wird,
Seine Schuerze halb verliert:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

[2a] 6.

Daß noch wohnen deutsche Sitten,
Deutscher Sinn in unsern Huetten,
Deutsche Treue, deutscher Muth,
Deutsche Unschuld, deutsches Blut:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

7.

Daß die Lehrer es nicht wagen,
Unsern Kindern vorzusagen:
Christenthum sey Vorurtheil,
Dummen nur ein Narrenseil:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

8.

Daß kein Geld in eine Schaale
Des bestochnen Richters falle,
Gleiche Satzung gleiches Recht
Fuer den Herrn und fuer den Knecht:
Dieses Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

Linz, Hauptplatz am Ende des 18. Jahrhunderts.
Nach einer kolorierten Radierung von Th. Dialer. (Unterhaltungsbeilage der Linzer „Tages-Post", 1913, Nr. 4.)

Linz, Taubenmarkt vor Erbauung des Union-Bankgebäudes. — (U., T.-P., 1913, Nr. 10.)

[2b] 9.

Wenn die Menschheit sagen solle:
Wo sie Buergerinn seyn wolle?
O! sie waehlte sicherlich
Oestreich ob der Enns fuer sich:
Und dieß Glueck verdanken wir
Unserm Kaiser und dann — Dir.

10.

Vorsicht! dir sey uebergeben
Ihr — der Menschheit theures Leben:
Lange soll durch ihr Bemuehn
Laendern Heil und Wohlfahrt bluehn!
Jeder gute Unterthan
Stimme froh das Vivat an![1]

Die Jakobiner kommen hier als Aufruhrsknechte (Str. 4) böse weg und die „Jakobinerseuche" (Str. 5) wird tadelnd hervorgehoben. Es ist dies der Ton, wie ihn eine Anzahl von Liedern zeigen, die ebenfalls bei Franz Auinger in Linz gedruckt wurden und die sich mit großer Schärfe und oftmals erzwungenem Witz gegen alles, was Jakobiner heißt oder heißen könnte, wenden. Sicherlich im Auftrage der Regierung verfaßt, sind sie demnach als offizielle Stimmen zu werten, welche das Volk und besonders die Aufgeklärten zu beeinflussen hatten. Sie kehren sich zwar gegen die Jakobiner in Frankreich, meinen aber die Unzufriedenen im Lande und schildern daher mit mancher Übertreibung die Greueltaten, die jene anrichteten, und die Unordnung, die aus der Befolgung ihrer Lehren und Gesetze entstehen würde. Demgegenüber wird die heilsame Ordnung gelobt, welche in einem gesitteten Staate unter einem Landesfürsten herrscht, und deren Beachtung dringend empfohlen. Die Lieder selbst gehören den Jahren 1793 und 1794 an und bedienen sich volkstümlicher Mittel, um ihr Ziel zu erreichen. Die Gestalt des Würstelbuben (Nr. I) und seine Volksphilosophie muß herhalten, die Tierfabel samt dem beliebten Esel (Nr. II) tritt in Erscheinung und sogar das liebende Mädchen erhält eine entsprechende Warnung in Form eines weltlichen Kontrafakts eines damals beliebten Liedes (Nr. IV). Alles wird im Kampfe gegen die Jakobiner, vielmehr ihre freiheitlichen Gedanken aufgeboten, deren Gedanken von Gleichheit (Nr. II) und Freiheit (Nr. III) lächerlich gemacht und das Spießertum verherrlicht.

[1] Druck: I, 2, Ihre Stellvertretter; 4, Ihr; 6, Sie. — II, 2, dir. — IV, 4, verdraeh'n. — V, 2, Graenzen; 4, verliehrt.

Lied eines Wuerstelbubens gegen die Jakobiner.[2]

Im Thone: Es seynd einmal drey Schneider gwest, o je. ꝛc.[3]

[1a] 1.

Gehts! Kaufts mir meine Wuerstel ab, Hessa,
Wißts ja, daß ich die besten hab, Tralla,
Seynd warm und recht saftig gmacht;
Ein Jakobiner, ders veracht.
Tralla, Tralla, Tralla.

2.

Fuer Jakobiner hab ich keins, Hessa,
Dann die und Lumpen seynd alls eins, Tralla,
Ihr Moerder- und ihr Rauber-Gsicht
Ertragt der Wuerstelbub auch nicht.
Tralla, Tralla, Tralla.

[1b] 3.

So arm ein Wuerstelbub auch ist, Hessa,
So ist er doch ein guter Christ, Tralla,
Und machet keinen Bubenstreich
Der Jakobiner Gleichheit gleich.
Tralla, Tralla, Tralla.

4.

Ihr Freyheit, o die Eseley, Hessa,
Macht sie noch alle vogelfrey, Tralla,
Zusammgehakt und eingefuellt
Ist ihr tyrannisch Freyheits Bild.
Tralla, Tralla, Tralla.

5.

Ein Wuerstelbub hat mehr Vernunft, Hessa,
Als jede Jakobiner Zunft, Tralla;
Der Wuerstelbub sieht jetzt schon ein,
Daß er dem Landsherrn treu muß seyn.
Tralla, Tralla, Tralla.

6.

Ihr Hirn ist von Tollheit zrissen, Hessa,
Der Teufel selbst hat auch drein gschmissen, Tralla;
Wuerstelbubns Philosophie
Heißt: Mensch! du werde nicht ein Vieh.
Tralla, Tralla, Tralla.

[2a] 7.

Gehoern wir gleich zur mindern Klaß, Hessa,
Seynd doch kein Jakobiner Gfraß, Tralla,
Wir schaemten uns zu leben auch
Nach Jakobiner Sittenbrauch.
Tralla, Tralla, Tralla.

8.

Wir seynd nur lustig beim Verkauf, Hessa,
Beim redlich gloesten Geld wohlauf, Tralla,
Und die ihr Jakobiner seyd,
Steht unterm Wuerstelbuben weit.
Tralla, Tralla, Tralla.

[2] 2 Bll., 8°. Am Schlusse (Bl. 2b): Blattmuster. ||Linz,| gedruckt und zu haben bei Franz Auinger. — Wiener Stadtbibliothek, Volksliedschachtel (39.976 C). — Im Abdrucke ist die Interpunktion etwas geregelt.

[3] Ueber die Weise vgl. man Erk-Böhme, Deutscher Liederhort. III. (Leipzig 1894), S. 448, Nr. 1633.

9.

Wir schlieffen nicht in Winkeln zsamm, Hessa,
Mit gheimen Jakobiner Kram, Tralla.
Uns kennt der Staat und jedes Haus,
Bei uns bricht stille Wuth nicht aus.
Tralla, Tralla, Tralla.

10.

Ein Wuerstelbub ist lieb und werth, Hessa,
Dort wo man Wuerstel hinbegehrt, Tralla,
Aber ein Jakobiner Bruder
Wird schon geschien wie ein Luder.
Tralla, Tralla, Tralla.

[2b] 11.

Das Trum wird ihnen bald zu kurz, Hessa,
Bald folgt gewiß ihr ganzer Sturz, Tralla,
Die Menschheit selbst ist ganz beglueckt,
Wenn sie der Teufel alle schlueckt.
Tralla, Tralla, Tralla.

12.

Zu viel! daß sie so lang regiert, Hessa,
Und alls hochmuethig despotirt, Tralla,
Was nicht der boesen Gaukler Schaar
Mit Leib und Seel verbruedert war.
Tralla, Tralla, Tralla.

13.

Gottlob! daß man von Klubbs Geschmeiß, Hessa,
In unsern guten Land nichts weiß, Tralla,
Drum geh ich sicher auf und ab
Und schrey! kaufts mir doch Wuerstel ab.
Tralla, Tralla, Tralla.[1]

Lied gegen die Jakobinische Gleichheit.[2]

Im Thone: Es seynd einmal drey Schneider gweſt, o je. ꝛc.[3]

[1a] 1.

Einsmal fiel einem Esel ein, J on,
Das durchaus alles gleich soll seyn, J on,
Er trug es allen Eseln vor;
Die Esel spitzten alle 's Ohr.
J on, J on, J on.

2.

Der Loew soll nicht mehr seyn am Brett, J on,
War gleich der Eingang seiner Red, J on,
Wir brauchen keinen Koenig mehr,
Gleichheit sey unser Gott und Herr.
J on, J on, J on.

[1b] 3.

Die Esel kaemen nie empor, J on,
Es gieng uns jeder andre vor, J on,
Das Pferd, der Hund, sogar die Katz
Steht jedes auf weit besserm Platz.
J on, J on, J on.

4.

Mit der Ehr, die der Hund genoß, J on,
Nehm kuenftig uns die Dam auf d' Schoß, J on,
Statt daß wir immer unten stehn,
Wolln wir auf Katzen Daecher gehn.
J on, J on, J on.

5.

Zum Haber und zur Equipasch, J on,
Habn wir so gut wies Pferd Gurasch, J on,
Und kommt es auf Parade an,
So hoeret, was der Esel kann.
J on, J on, J on.

6.

Am ersten muß seyn dekretirt, J on,
Daß keiner reit und uns regiert, J on,
Sodann hoert schon das Schulrecht auf
Und alles bleibt im Esellauf.
J on, J on, J on.

7.

Gar nichts von einer Wissenschaft, J on,
Muß leiden unsre Bruderschaft, J on,
Wir bleiben nur bei der Natur
Uud da auch bloß beim Namen nur.
J on, J on, J on.

[2a] 8.

Vom Zuegel und vom Zaume los, J on,
Muß sich vermehren unser Troß, J on,
Bei solcher Menge gieb sich gleich
Ein jakobinisch Gleichheits-Reich.
J on, J on, J on.

9.

Der Loew sammt Anhang sey gemordt, J on
Von uns geh sogleich einer fort, J on,
Der hiezu viele Tyger wirbt;
Dann seynd wir frey, wenn jener stirbt.
J on, J on, J on.

10.

Auch Fuchs und Woelf solln Helfer seyn, J on
Die wird gewiß die Gleichheit freun, J on,
Wenn jeder gleich stiehlt ungestoert
Und ohne Gfahr den Raub verzehrt.
J on, J on, J on.

11.

Damit wir sicher dieß ausfuehrn, J on,
Muß man dieß weiter propagirn, J on,
Sind d' Voegl auch darauf verpicht,
So stoert uns Adlers Macht dann nicht.
J on, J on, J on.

12.

Hier trat ein andrer Esel vor, J on,
Und schuettelte stark Kopf und Ohr, J on,
Das wohl gefedert Reich, sprach er,
Haelt z'viel auf Ordnung, Ruh und Ehr.
J on, J on, J on.

[2b] 13.

Ich kenn es, sagt er, nur zu gut, J on,
Fuer Adler gebens Leib und Blut, J on,
Sie fliegen immer Himmel an;
Der Himmel selbst richt ihre Bahn.
J on, J on, J on.

---

[1] Druck I, 2, beßten. — II, 2, als eins. — IV., 2, Vogelfrey; 3, eingefühlt. — XII, 3. Gaugler.

[2] 2 Bll., 8°. Am Schlusse (Bl. 2b): Strichmuster. || Linz, | gedruckt und zu haben bei Franz Auinger. — Wiener Stadtbibliothek, Volksliedschachtel (39.976 C). — Im Abdrucke ist die Interpunktion etwas geregelt.

[3] Siehe Anmerkung [3] auf Seite 265.

14.

Ich fuerchte, fuhr er weiter fort, J on,
Auch wir verfehlen Ziel und Ort, J on,
Wir kommen gwiß um Haut und Haar
Durch Tyger, Fuchs und Woelfe gar.
J on, J on, J on.

15.

Freylich, sprach er, wird Gleichheit seyn, J on,
Wenn alle haben gleiche Pein, J on,
Mein Last mir immer lieber ist,
Als wenn man mich gar schindt und frißt.
J on, J on, J on.[1]

Lied ueber die Freyheit.[2]

Im Thone: Schon fesselt Lieb und Ehre mich, ꝛc.[3]

[1a] 1.

Es fesselt Pflicht und Ehre mich,
Die Fesseln will ich tragen;
Mit diesen Fesseln wandre ich
Sehr gut auf allen Pfaden.

2.

Religions- und Landsgesetz
Sind ganz heilsame Bande,
Sonst wuerde alles nur zu letz,
Es waer ein Spott und Schande.

[1b] 3.

Das heiß ich in der Freyheit seyn,
Wenn frey ist mein Gewissen!
Da trink ich froehlich meinen Wein,
Dann schmeckt mir jeder Bissen.

4.

Das, was der Landesfuerst befiehlt,
Sind keine Sklaven Ketten.
Bei Jakobinern nur mans fuehlt,
Daß dort wird alls zertreten.

5.

Ein Herr muß seyn, sonst ist es gschehn,
Um sichers ruhigs Leben;
Sonst kann auch nichts in Ordnung gehn,
Alls muß in Schrecken schweben.

6.

Dem Kaiser gebt, was Kaisers ist,
Seyd ghorsam Vorgesetzten;
Die Lehre, die weiß jeder Christ,
Weh denen, die's verletzten.

7.

Das Weh empfindet Frankreich schon,
Von Freyheits Sinn berauschet,
Dem geht der Kopf, dem 's Geld davon,
Worauf der Moerder lauschet.

[2a] 8.

Erfaeuft, erschossen und gekoepft
Und das, was so verschwindet,
Ist so viel, daß das Land erschoepft,
Von Leuten frey sich findet.

9.

Von solcher Freyheit bhuet uns Gott,
Wo alls ist ohne Zuegel,
Wo dann regiert die groeßte Noth
Und der Tyrannen Striegel.

10.

Der gute Koenig wurd gemordt,[4]
Jetzt seynd viel hundert Lumpen
In dem geraubten Koenigs Ort,
Die 's ganze Land auspumpen.

11.

Erfuell ich meine Pflicht hierlands,
So darf mich niemand kraenken;
Das ist die Freyheit jedes Stands,
So muß der Gute denken.[5]

Warnungslied fuer Maedchen gegen Jakobiner.[6]

Im Thone: Maedchen mit den blauen Augen ꝛc.[7]

[1a] 1.

Maedchen mit den blauen Augen,
Glaube mir,
Dein Geliebter kann nichts taugen;
Ich sag' dir:
Er ist bei der wilden Truppe,
Bei dem Jakobiner Klubbe,
Ein Unthier.

2.

Willst du denn an deiner Seite
Einen Dieb?
Willst, daß dich mit ihm begleite
Moerders Trieb?
Morden, Stehlen sind die Sachen,
Die die Jakobiner machen,
Pfuy! der Lieb!

[1b] 3.

Faecher, Handschuh und Praesenten,
Die er gab,
Mußt ihm wieder zurueck senden,
Leg sie ab,
Hier ist keine reine Quelle,
Schwarz ist seine ganze Seele
Wie ein Rab.

---

[1] Druck: VI., 2, Das keiner. — VIII., 1, loß. — X., 3, stihlt; 4, verzöhrt. — XV., 4, frist.

[2] 2 Bll., 8°, wovon Bl. 2b weiß. Am Schlusse (Bl. 2a): Strichmuster. ||Linz,| gedruckt und zu haben bei Franz Auinger. — Wiener Stadtbibliothek, Volksliedschachtel (39.976 C). — Im Abdrucke ist die Interpunktion geregelt.

[3] Die Weise läßt sich in den gebräuchlichen Sammelwerken (Erk-Böhme, F. M. Böhme, M. Friedländer, Hoffmann-Prahl) nicht nachweisen.

[4] König Ludwig XVI. von Frankreich wurde am 21. Jänner 1793 hingerichtet.

[5] Druck: III., 4, schmekt. — IV., 4 zertretten. — IX. 4, Tyranen.

[6] 2 Bll., 8°. Am Schlusse (Bl. 2b): Blumenmuster. ||Linz,| gedruckt únd zu haben bei Franz Auinger. — Wiener Stadtbibliothek, Volksliedschachtel (39.976 C). — Die Interpunktion ist im Abdrucke geregelt.

[7] Ueber die Weise vgl. Franz M. Böhme, Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig 1895, S. 324 f. Nr. 427a, b.

4.

Hier kannst keine Treue hoffen,
Hier ist Lug,
Alles gheim und gar nichts offen,
Nur Betrug;
Wie wird er die Hand dir reichen,
Die gewohnt auf falsche Zeichen?
Nur mit Trug.

5.

Du wirst haben einen Gatten
Ohne Gfuehl,
Ist, daß du gehst hin zum Schatten,
Ordens Will,
Mußt samt Kindern ohn Entzuecken
Unter [d'] Guillotin dich druecken;
Das ist z'viel.

[2a] 6.

An ihm sind nur geile Triebe
Wie beim Vieh;
Er kennt nur die Ordens Liebe,
Hierauf sieh!
Opfern kann er all's dem Orden,
Viel sind schon getoedtet worden;
Diesen flieh.

7.

Seine Weisheit ist das Traeumen
Von Natur,
Doch von wahren Menschheits Keimen
Keine Spur.
Hier verspricht ein Licht der Blinde,
Schwoert, zerreisset jede Binde,
Auch des Schwur.

8.

Selbst mit Gott, statt Ihn zu ehren,
treibt er Spiel;
Land und Leute zu verheeren,
Ist sein Ziel.
Landesherrn sind ihm zuwider,
Gegen die ist ihm zu nieder
Kein Pasquill.

[2b] 9.

Gottesdienste und Vertraege
Haelt er nicht,
Kurz! er hat durch alle Wege
Keine Pflicht;
Er liebt nichts als seinen Orden.
Maedchen, waerst du gluecklich worden
Mit dem Wicht?

10.

Maedchen mit den blauen Augen
Sehe hin!
Es wart schon ein scharfe Laugen
Auch auf ihn.
Mach dich los von diesem Lumpen,
Sonst koenntst, Maedchen, selbst noch plumpen
Auch dahin.[1]

[1] Druck: X., 1, Auge; 3 Lauge. — Für die Umlaute steht im Original der Grundvokal mit übergesetztem e, der Abdruck bietet dafür ae, oe, ue; das gleiche gilt für die folgenden Lieder.

2. Ein Jagdabenteuer des Kaisers Franz Josef.

Die österreichische Jägerschaft hatte als weithin sichtbares Zeichen der Verehrung anläßlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des greisen Herrschers von Österreich, Kaiser Franz Josef I., beschlossen, in der Nähe von Ischl ein Denkmal dieses Mannes zu errichten, das ihn als Jäger zeigen sollte. Der Plan kam zur Ausführung und heute erhebt sich das trefflich gelungene Standbild in friedlicher Waldbeschaulichkeit inmitten stämmiger Fichten, an felsige Bergeshöhe angelehnt, auf halbem Wege zwischen Ischl und Laufen dort, wo das schöngepflegte Sträßchen neben der Soolenleitung einen weiten Bogen beschreibt, um den engenden Bergen auszuweichen. Es hätte wohl keine schönere Stelle, mit dem Ausblicke auf die hohe Schrott und deren vorgelagerte Berghügel gegeben als diese, welche den Wanderer unwillkürlich zu beschaulichem Verweilen einladet und ihm von der Größe und Erhabenheit dieses schönen Erdenwinkels kündet.

Daß man gerade hier dem Kaiser Franz Josef ein Denkmal als Jäger errichtete, ist wohl begründet. Lange Jahre weilte der Herrscher alljährlich in den Sommermonaten in Ischl, dessen Weltruhm er schuf und von hier aus oblag er in den wildreichen Revieren des Salzkammergutes bis in seine letzten Lebensjahre gar eifrig der Jagd auf Hochwild. Kaiser Franz Josef war ein leidenschaftlicher Jäger. Mit dreizehn Jahren schon erlegte er im September des Jahres 1843 auf der „Hohen Schrott" bei Ischl seinen ersten Gemsbock, worüber er selbst eine begeisterte Schilderung verfaßte,[2] und seit dieser Zeit gehörte die Jagd zu seiner Erholung, der er in vielen freien Stunden oblag und die ihn immer wieder mit Lebensmut und Lebenskraft erfüllte, wenn er unter der Last der Geschäfte schier zusammenbrach. Er selbst hatte ja am 25. Juni 1898 den im Schloßparke zu Schönbrunn versammelten Jägern zugerufen: „Im Weidwerk habe ich Frieden, Erholung und Stärke gefunden!"[3]

[2] Franz Schnürer, Unser Kaiser als Weidmann. Wien (1910), S. 56 ff.

[3] Schnürer, Unser Kaiser, S. 128.

Wenn Kaiser Franz Josef auf die Jagd ging, dann war er nicht Herrscher, nicht Militär, sondern ein freier Mensch, was schon äußerlich in der Steirertracht zum Ausdrucke kam, in der verschabten Joppe und den kniefreien Hosen. Er scheute als Jäger keine körperlichen Anstrengungen und Mühen und kein Wetter, wäre es noch so schlecht gewesen, konnte ihn von der Jagd abhalten. Als Jäger war er stets gut gelaunt, selbst dann, wenn er Schützenpech hatte und darob seine Begleiter und das Jagdpersonal verstimmt waren. Immer fand er auf der Jagd scherzhafte Worte, die von seinem innerlichen Frohsinn Zeugnis ablegten. Er war einer der besten Kugelschützen, der nur im Stehen und freihändig schoß und große Treffsicherheit hatte. Die Anzahl des von ihm zur Strecke gebrachten Wildes war groß, so zählte man vom Dezember 1848 bis zum Dezember 1908 etwa 50.600 Stück, die seinen Schüssen erlagen. Daß ein so hervorragender Jäger sich besonders die Hebung des Weidwerkes und der Hochgebirgsjagd angelegen sein ließ, ist wohl selbstverständlich.[1]

Der Frohsinn, welchen die Jagd in ihm erzeugte, löste eine gewisse Leutseligkeit aus und im Kreise der Jäger, Treiber und Landesbewohner zeigte sich dann der Kaiser als Mensch dem Menschen gegenüber. Und so kommt es, daß die meisten Anekdoten, die vom Kaiser Franz Josef erzählt werden, ihn als Jäger betreffen.[2] Besonders beziehen sich diese auf den Verkehr mit den Älplern, von denen manche ihn nicht erkannten, von ihm Feuer verlangten, denen er eine verendete Kuh bezahlte u. a., die ihm aber dafür gute Ratschläge gaben, wie der Holzknecht, der Feuer wollte und ihm dann mitteilte, er möge nicht so laut sprechen, sonst fliege der Hahn ab u. a.

Nebst der wildreichen Gegend des oberösterreichischen Salzkammergutes war es besonders das Neuberger Hofjagdgebiet in der Nordsteiermark, das Kaiser Franz Josef gern besuchte. Hier oblag er mit Vorliebe der aufregenden Auerhahnjagd,[3] aber auch hier war es hauptsächlich die Gemsenjagd, die ihn anzog. Am 19. Oktober 1870 hatte er hier die tausendste Gemse zur Strecke gebracht.[3] Waren die Jagden im Salzkammergute mehr intimerer Art, an denen nur wenige teilnahmen, so sah das Mürzsteger Jagdschloß, das 1870 erbaut worden war,[3] mächtige und hohe Gäste in Hülle und Fülle, die sich den Jagdfreuden hingaben.

Besonders König Albert von Sachsen († 1902) und Prinz Leopold von Bayern, der Schwiegersohn des Kaisers, nahmen an diesen Jagden im Neuberger Revier oft teil und anläßlich einer solchen Jagd spielte sich ein Schützenerlebnis ab, das der bekannte Schriftsteller Artur Achleitner erstmalig 1896 in launiger Weise an die Öffentlichkeit brachte.[4] Da er keine Quelle, aus der er schöpfte, angibt, so liegt die Annahme nahe, daß er mündlicher Überlieferung folgte und tatsächlich teilte Geheimrat Artur Achleitner auf eine Anfrage hin unterm 10. Juni 1920 mit, daß ihm der Sachverhalt anfangs der Neunzigerjahre des 19. Jahrhunderts vom damaligen Bezirkskommissär der Bezirkshauptmannschaft Gröbming, dessen Name ihm entfallen sei, mitgeteilt wurde. Ein im August 1908 in Laufen bei Ischl in Oberösterreich aufgezeichnetes Lied, das der Jula Poldl Micherl rekte Michael Laimer unter manch anderen wertvollen Liedern zu Gehör brachte, ergibt, daß Achleitners Prosadarstellung, beziehungsweise der zugrundeliegende mündliche Bericht nichts anderes als eine Umschreibung dieses Liedes sei, mithin dieses, das wohl bald nach Ereignung des Vorfalles auf eine Ländlerweise von einem Unbekannten gedichtet wurde, die mittelbare Quelle vorstellt. Dies beweisen einzelne Wendungen, die bei Achleitner wortwörtlich vorkommen, deutlich.

Das Erlebnis selbst sei kurz nach Achleitner, aber ohne die verschiedenen Ausschmückungen, wiedererzählt.[4] Nach einer Hofjagd im Mürzrevier gingen Kaiser Franz Josef, König Albert von Sachsen und Prinz Leopold von Bayern im verwetzten Berglerkostüm zur Bahnstation. König Albert von Sachsen sah ein beladenes Holzkohlenfuhrwerk vor ihnen langsam des Weges ziehen und machte

[1] Vgl. Schnürer, Unser Kaiser, S. 10, 29, 45, 68, 71 f., 79, 83, 116, 122.

[2] Franz Schnürer, Habsburger Anekdoten. 2. Auflage, Stuttgart 1906, S. 184—192.

[3] Schnürer, Unser Kaiser, S. 88, 95.

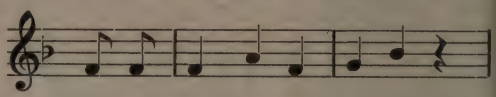
[4] In froher Laune. Eine Episode nach vollbrachtem Weidwerk. Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung. XIV. (Wien 1896), S. 49 f. (Feuilleton).

den Vorschlag, damit zur Bahnstation zu fahren, welchem Vorschlage seine beiden Begleiter zustimmten. Zum Vermittler wurde Prinz Leopold von Bayern ausersehen, der den Kutscher zweimal anpfiff und nach kurzem Unterhandeln, wobei ein entsprechendes Trinkgeld eine Rolle spielte, lagen alle drei auf dem Fuhrwerk und hielten sich gegenseitig, damit sie, der Wagen stieß stark, nicht herabkollerten. Feiner Kohlenstaub drang aus den Säcken, die Lage der drei Jäger war keine allzu bequeme, doch waren sie guter Laune und König Albert von Sachsen machte über seine Lederne Witze. Der Kutscher aber saß stumm wie das Grab vor ihnen, was den König von Sachsen sehr verdroß. Prinz Leopold von Bayern erhielt den Auftrag, den Lenker des Fuhrwerkes zum Reden zu bringen, was ihm auch durch die Frage, wie lange sie noch zur Bahnstation hätten, gelang. Diese Frage machte den Stummen, der ob des nicht erhaltenen Trinkgeldes verstimmt war, beredt und grob polterte er heraus, daß sie ja, falls ihnen die Fahrt zu lange dauere, zu Fuß gehen könnten. Diese Grobheit gefiel den Jägern und sie beschlossen, die Unterhaltung fortzusetzen. Prinz Leopold richtete nun die Frage an den Kutscher, ob er wüßte, wer sie seien. Rasch kam die Antwort, daß sie Wiener Bergkraxler und Stadtfexen seien, die den Kühen den Weg vertreten und die Gemsen versprengen. Nicht zufrieden damit, forschte Prinz Leopold weiter und stellte sich als Jäger und königlicher Prinz vor, was den Kutscher veranlaßte, ihn als Lügner hinzustellen. Nunmehr versuchte König Albert sein Glück. Er wollte dem Knecht beibringen, daß er ein König sei, was diesen noch mehr in ungläubige Erregung brachte und derbe Äußerungen veranlaßte. Prinz Leopold und König Albert, die beide abgeblitzt und als Lügner gekennzeichnet waren, veranlaßten nun Kaiser Franz Josef, sich seine Abfuhr zu holen. Dieser stellte sich als der Jagdherr der Gegend und als Kaiser vor. Das war aber dem Fuhrknecht zu viel, die Geduld riß ihm und er schrie heraus: „Himmelsakra! Oes Pflanzmacher! Oes kennts mi scho glei gern haben, alle drei!" Seinen Zorn ließ er an den Pferden aus, hieb auf sie wütend ein und raste dahin, aber nicht allzu lange. Unterdessen war man nach Mürzzuschlag gekommen, wo die drei Jäger noch vor der Bahnstation abstiegen. Die Mürzzuschlager grüßten die drei ehrerbietig und der Kutscher des nachkommenden Kohlenwagens riß Augen und Mund auf und frug: „Sein's lei do was?" Der Kaiser und seine Gäste aber fuhren in guter Laune nach Wien.

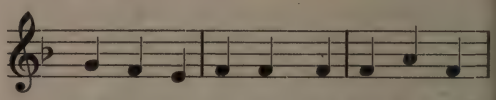
So weit Achleitner, dessen Darstellung mit dem nachfolgenden Liede im großen und ganzen übereinstimmt und nur insofern eine Erweiterung hat, als er auch König Albert mit dem Fuhrknecht ein Gespräch abführen läßt und den Schlußeffekt, die Ankunft in Mürzzuschlag und das Staunen des Knechtes weiter ausführt. Vielleicht spielt hier eine zweite mündliche Überlieferung herein, die diese Züge aufwies. Nun das Lied selbst:

Neuer Landler-Tanz.

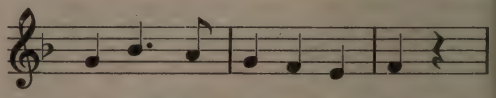
Die kaiserliche Hofjagd von Österreich.



1. Mei-ne Herrn, därf i bitt-n,



merkt's a weng auf, denn dö Hof-jágd von



Öst-rei(ch), dö leg i enk aus.

2. Es is a wunderbáre Jágd gwen
An da Mürza Revier,
Dá kemman lauta große Herrn,
's Wetta stimmt grád dafür.

3. Kini Albert von Sáchsen
Kimmt áls Jágdfreund dahe(r)
Und Prinz Leopold von Baiern
Schenkt üns a wohl dö Eh(r).

4. Kaum is d' Hofjágd vorüba,
Mit den Fröhlichen dánn
Wolln s' d' Roas z' Fuaß máchn
Bis zur Báhnstation.

5. Seine Majestät, ünser Kaisa
Stimmt a glei fröhli zua;
A so segn s' dá vor eahna
A Kohlbrennafuhr.

6. Dö drei Jagan wern begrüaßt åft
Von dö Holzknecht und Bau'n,
Das da Kaisa selm dabei is,
Dös will koana nit glaubn.

7. Dö verschåmbt Ledahosn
Håt eahn d' Augn voblendt,
Denn erst ohne Bixnspånna
Håbn s' ön Kaisa nit kennt.

8. Und da Kini von Såchsn
Is voll Fraidn entzückt,
Wiar a glei då vor eahm
Dö Kohlfuhr dablickt.

9. Sågt da Kini: „Meine Herrn,
Geh, toan ma's haint amål wogn,
Auf dem Kohlbrennafuhrwerk
Möcht i haint a weng foh(r)n."

10. Uensa Kaisa Fränz Josef
Stimmt hålt richti(g) ein
Und da Prinz Leopold von Baiern
Der tuat schnell bereit sein.

11. Der håt in Fuhrmån glei pfiffn,
Er soll d' Roß glei aufhåltn.
Då siacht da Fuhrmån drei Jagan,
Håbn eahm åba nit gfålln.

12. Der draht si um und fåhrt weita,
Schaut dö drei neammer ån,
A so håt da Prinz Leopold
Den zweitn Pfiff tån.

13. Endling hålt do da Fuhrmån,
Schaut dö drei so gschreckt ån,
Såg(t) da Prinz: „Geh, leg üns auf,
A poor Sechserl kriagst schon."

14. Dö drei miaßn se håltn,
Da Fuhrmån is fest gfoh(r)n,
Sö håbn gniaßt durchanånda,
Weil s' den Staub einzogn hobn.

15. Und da Kini von Såchsn
Håt so scheinheili tån,
Er sågt: „Auweh, mein Hosn,
Volla Staub wird s' ma schon."

16. „A schöns Fuhrwerk," såg(t) da Kaisa,
„So geht d' Hofjågd z' End". —
Und da Fuhrmån is dahingfoh(r)n,
Håt koan oanzing nit kennt.

17. Da Prinz Leopold von Baiern
Redt an Kohlbrenner ån:
„Hörst, wia lång håst denn z' foh(r)n
Bis auf d' Båhnstation?"

18. Såg(t) da Kohlbrenna schnippi:
„Tuat's di vielleicht pressiern,
Steigt's hålt å(b) und geht's nåcha,
Derft's koan Trinkgeld riskiern."

19. Då låcht da Kini,
Uensa Kaisa dabei
Und Prinz Leopold sågt zun Kutscha:
„Hörst, so friß mi nit glei!"

20. Und da Prinz von Baiern
Frågt an Fuhrmån gånz frei:
„Schau üns ån do a bisserl,
Wås san ma für drei?"

21. „Na, ös drei," såg(t) da Fuhrmån,
„Des seid's recht leicht darotn,
A poor Weana Bergfexn,
Dö üns d' Gams gråd vajogn."

22. An Prinz Leopold und an Albert
Håt da Fuhrmån recht gfålln,
Sågn zun Kaisa, er soll si
A seine Grobheitn holn.

23. „Wer bin i," såg(t) da Kaisa
Zun Fuhrmån schön stad. —
„Bist du a wer," såg(t) da Fuhrmån,
Daß's eahm frei an Riß gab.

24. „I moan a," såg(t) da Kohlbrenna,
„Håb di schon öfters gsegn." —
„Is leicht mögli," såg(t) da Kaisa,
„Es is gwiß öfters gschegn."

25. „Schau mi ån," såg(t) da Kaisa,
„Alle Jågdgründ ghörn mein,
Denn i wir do da Kaisa
Von Oesterrei(ch) sein."

26. „Des sakrischen Pflånzreißa,
Kinnt's mi gern hobn åll drei,
Wart's gern Kini oda Kaisa,
Foppt's mi netta ållwei(l)."

27. Da Fuhrmån haut's Roß für's Lo(ch)
Und schaut dö drei neammer ån.
Endling kemman s' volla Ruaß
Bei da Båhnstation ån.

28. Då kriagt da Fuhrmån sein Trinkgeld
Für sein Ungläubi(g)keit,
Dö drei großn Herrn san nåch Wean gfoh(r)n,
Denkan zruck a långe Zeit.

3. Der Tod des Wildschützen Johann Klackl (1891).

Eines konnte der biedere Sohn der Alpen nie und nimmer begreifen, daß ihm das flüchtige Wild seiner Heimat, die Gemsen, Hirsche und Rehe, nicht zu eigen sein, sondern daß diese nur dem Jagdherrn zur Beute fallen sollten. Und war es auch der Landesfürst selbst, dem das Jagdregale zustand, und mochte dieser von den Älplern noch so sehr geschätzt und verehrt werden, in dieser Sache war der Sohn der Berge stets für den Kommunismus und unnachgiebig. Freilich, das Gesetz stand drohend hinter ihm und verbot jeden Eingriff in die Rechte des Jagdherrn. Aber was offen nicht geschehen konnte, das wurde eben heimlich aus-

geführt, wodurch der Anreiz um so größer wurde.

Und wie mit den Abruzzen das Räuberunwesen unzertrennlich verbunden ist und die Räuberromantik eines Rinaldo Rinaldini gebar, so gehörte und gehört zu den österreichischen Alpen das Wilderertum in allen seinen Spielarten. Und aus ihm heraus kommt die Wildererromantik, die in unzähligen Romanen ihren Abklatsch fand, aber auch in zahlreichen Liedern der Bergler selbst ihren Niederschlag nahm. Von der freudigen, tollen Lust des Aufbruches zur verbotenen Jagd, vom Anpirschen und vom Zusammenbrechen des getroffenen Wildes bis zum grauenvollen Ende, wo Wilderer und Jäger als Feinde sich entgegenstehen und Arrest oder Tod den Abschluß bilden, umfassen sie die ganze Fülle von Empfindungen und Gefühlen, die einen getreuen Sohn der Alpen in bezug auf sein heißgeliebtes Wild durchglühen und erfüllen. Heiße Jagdleidenschaft strömen sie aus und allumfassende Naturliebe atmen sie. Kampfeslust, ja heiße Kampfesgier durchtobt sie, wenn sie den Kampf mit den Jägern schildern, wo man sich Aug um Aug in einsamer Bergesherrlichkeit gegenübersteht und einer auf dem Platze bleibt als stummer Zeuge eines gräßlichen, nervenaufpeitschenden Ringens.

Wenn es ein Genosse, ein Wilderer selbst ist, der als Opfer fällt, dann verherrlichen sehr oft Lieder seinen Tod, die ihn als Helden preisen, der im Kampfe gegen Mörder, denn die Jäger sind immer Mörder, wenn sie auch nur ihre Pflicht erfüllen, auf dem Platze blieb. Eine leuchtende Gloriole umgibt das Haupt eines solchen Volkshelden, zu dem seine Genossen begeistert aufsehen und dessen sie in schwermütiger Weise gedenken. Eine Reihe Lieder vom Wildererтod, wenn man sie so nennen darf, zeigen die Art dieser Heldenverehrung, wenn es auch oft nicht mehr gelingt, den Helden selbst festzustellen. Denn im Laufe der Jahre verblaßt die Erinnerung, der Name des Getöteten wird farblos und verschwindet und die allgemeine Vorstellung von „einem" Wilderer tritt in das ursprüngliche Individuallied ein.

Noch tragischer aber wird die Sache empfunden, wenn der Wilderer auf heimtückische, hinterlistige Art zugrunde geht, ohne daß man weiß, wer ihn fällte. Ein solcher Fall liegt beim Tode des Wildschützen Johann Klackl vor, den ein geheimnisvolles Dunkel umschwebt, das heute, nach beinahe 30 Jahren noch nicht gelichtet ist. Die ganze Gegend um Ischl war Ende Juli und anfangs August 1891 von diesem Ereignisse erfüllt und der geschäftige Volksgeist versuchte vergebens, Klärung zu schaffen.

Am 26. Juli 1891 hatte sich oben auf einsamer Höhe des Kattergebirges das Unglück ereignet, über das schon am 29. Juli eine Zeitung folgenden Bericht enthielt:[1]

„Erschossen. Aus Ischl wird uns berichtet: Sonntag den 26. d. M. nachmittags meldeten sich im hiesigen Bezirksgerichte die bei dem Besitzer der Rettenbachmühle bediensteten U. Wimmer und F. Kefer mit der Anzeige, daß sie mit ihrem Kameraden J. Klackl in die Ahornfeldalpe gegangen seien, auf dem Heimwege unterhalb der genannten Alpe gerastet und Brot gegessen haben; währenddem sei von der rückwärtigen Seite ein Schuß gefallen und J. Klackl, zu Tode getroffen, zusammengesunken. Sie behaupten, niemanden gesehen zu haben, der geschossen hätte oder auf den ein Verdacht, die Tat verübt zu haben, fallen könnte. Wimmer und Kefer wurden vorläufig in Verwahrungshaft behalten, da der Sachverhalt wahrscheinlich ein anderer sein dürfte, da alle drei als Wilderer bekannt sind, Wimmer und Kefer auch tatsächlich, als sie ihren Kameraden herabschafften, Gewehre im Gasthause „zur Wacht" abgaben. Der Fall erregt hier ob seiner großen Seltenheit, namentlich unter der Landbevölkerung, ungeheures Aufsehen und merkwürdigerweise bezeichnet der Volksmund bereits ungescheut eine vierte Persönlichkeit als Täter. Die gerichtliche Untersuchung wird übrigens Licht in die dunkle Angelegenheit bringen."

Soweit die erste Veröffentlichung über das Geschehnis, welche aber manche Einzelheit noch nicht klar überblicken läßt und unter dem ersten Eindrucke abgefaßt wurde. Bedeutend mehr weiß eine zweite,

[1] Linzer „Tages-Post", Nr. 171 vom 29. Juli 1891, S. 4 f.

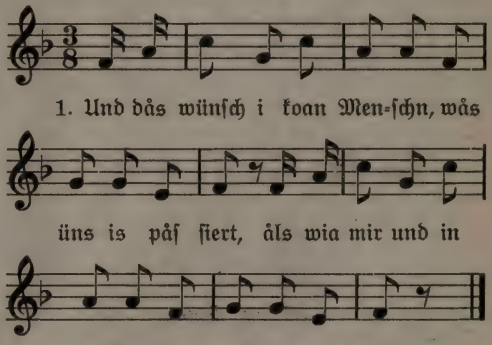
um einige Tage jüngere Nachricht zu bieten:[1]

„Beim Wildern erschossen. Sonntag den 26. Juli, nach sicherer Angabe um 1/2 11 Uhr vormittags, ereignete sich beim sogenannten Feichterbrunn unter der Ahornfeld-Alpe ein höchst trauriger, bis heute noch nicht aufgeklärter Vorfall, der den unmittelbaren Tod des im 60. Lebensjahre gestandenen Zimmermannes Franz (so!) Klackl zur Folge hatte. Der genannte, hinter dem Hundskogel wohnhafte Klackl, ferner der Sägeknecht F. (richtig Josef) Kefer und der Meierknecht Urban Wimmer, beide in der Rettenbachmühle bedienstet, begaben sich Sonntag morgens auf das Kattergebirge, um dort der verpönten Leidenschaft des Wilderns nachzugehen. Sie kamen zu der erwähnten Stelle unterm Ahornfeld und saßen, nachdem sie bereits zwei Rehe erlegt hatten, beisammen, um zu rasten und einen Imbiß einzunehmen. Da fiel plötzlich ein Schuß von oben herab, welcher den, zwischen seinen Komplicen sitzenden Klackl rückwärts in den Hals traf und zur Folge hatte, daß derselbe bald darauf seinen Geist aufgab. Nachdem Wimmer und Kefer den toten Kameraden zu Tal gebracht hatten, gaben sie im Gasthause „zur Wacht" ihre Gewehre ab, verfügten sich unverweilt nach Ischl und stellten sich selbst dem hiesigen Bezirksgericht, den Vorgang auf die besagte Weise schildernd. Sie behaupteten auch, niemanden gesehen zu haben, der geschossen hätte oder auf den ein Verdacht, die Tat verübt zu haben, fallen könnte und beharren, in Untersuchungshaft befindlich, bis zur Stunde auf ihren ursprünglichen Aussagen. Der Tote wurde Sonntag abends unter Gendarmerie-Begleitung in die Totenkammer am hiesigen Friedhofe überführt und am Dienstag früh zur Erde bestattet. Der Sektionsbefund ergab, daß die Kugel Hals, Lunge, Zwerchfell und Herzbeutel durchbohrte und durch das Gesäß wieder nach außen in die Erde ging. Der traurige Fall erregte hier ob seiner Seltenheit großes Aufsehen, namentlich aber unter der Landbevölkerung, und der Volksmund wußte auch bald eine vierte Person mit Stand und Namen der Tat zu zeihen. Die weitere gerichtliche Untersuchung wird hoffentlich bald Aufklärung über diesen so mysteriösen Todesfall bringen; bis dahin aber bleibt der erregten Phantasie ein weiter Spielraum offen. Der verunglückte Franz (!) Klackl war verheiratet und hinterläßt eine Witwe und einen bereits erwachsenen Sohn; er war ein arbeitsamer, fleißiger Mann und hätte niemand die Leidenschaft des Wilderns bei ihm geahnt."

Die Aufklärung blieb aber aus. Die beiden Wilderer Josef Kefer und Urban Wimmer erhielten in der Verhandlung beim Kreisgerichte Wels am 26. August 1891 empfindliche Strafen wegen Verbrechen des Wilddiebstahls und Übertretung des Waffenpatents. Ersterer wurde zu vier Monaten, letzterer zu fünf Monaten schweren und verschärften Kerkers verurteilt.[2] Während der Kerkerhaft zu Wels (vgl. Lied 3, Strophe 8) versuchte Josef Kefer die Gefühle, welche der Tod seines Kameraden Johann Klackl in ihm hervorgerufen hatte, in Verse zu fassen und dichtete, wie aus dem Eingang des ersten Liedes (Strophe 1, 2) hervorgeht nnd wie die mündliche Überlieferung bestätigt, folgenden Liederkranz auf Klackl, der mir im August des Jahres 1908 zu Laufen im Salzkammergut durch den Bergarbeiter Michael Laimer vulgo Jula Poldl Micherl vorgesungen wurde:

Lieder vom Tode des Wildschützen Johann Klakl.

1.



[1] „Ischler Wochenblatt", 19. Jahrgang, Nr. 31 vom 2. August 1891, S. 4.

[2] „Ischler Wochenblatt", 19. Jhg., Nr. 35 vom 30. August 1891, S. 4; „Welser Anzeiger", 37. Jhg., Nr. 37 vom Samstag den 12. September 1891, S. 7 (unter Strafchronik).

[3] Josef Kefer und Urban Wimmer.

2. Es is so wås traurigs,
Jå zun singa is 's nit,
Und i hån 's zun Åndenka
Jå in Klakl dadicht.

3. Mir drei Schützn san gånga,
Gehn mar aus in d' Revier
Und oba da Låcka
Då råstn hålt mir.

4. Mir landtn[1] üns dö Stutzerl
Und ruaßign üns ån,
Denn es wird jå schon schußliacht,
Mir richtn üns zsåmm.

5. Und drauf hât eahm da Klakl
In Rock übadraht
Und so schaut 'a gråd aus
Wiar in Summa 's Wildbrat.

6. Und drauf såg i zun Klakl:
Bua, då kunnt nu wås gschegn!
Und er sågt jå dlei drauf:
Dås wird 's jå denna nit gebn.

7. Und so toan ma hålt birschtn
Schön långsåm in Wåld,
Denn es hât a weng grengelt
Und da Nebel is kålt.

8. Åft gehn ma vonanånna,
Då krâcht dlei a Schuß,
Då hât hålt da Urban
A Rehgoaß dapufft.

9. Hiazt gehn ma schön långsåm
Und steign auf ra Wând,
Då is a kloans Platzerl,
Då sitzn mar üns zsåmm.

10. Und i schaur a so hin,
Daweil kimmt mar a Bock,
I spånn ma mein Stutzerl
Und schiaßn dlei tot.

11. So hât hålt in Klakl
Dås Ding a so gfreut,
Er sågt jå dlei drauf:
So lusti wâr 's nia åls wia heut.

12. Hiazt gehn ma hålt umi
In Feichtinga[2] Wåld,
Då sitzn mar üns nieda
Und måchan a Hålt.

13. Mir hâm neamând gseha
Den gånzn hålbn Tåg,
Daweil hât hinter üns
A Jagaschuß krâcht.

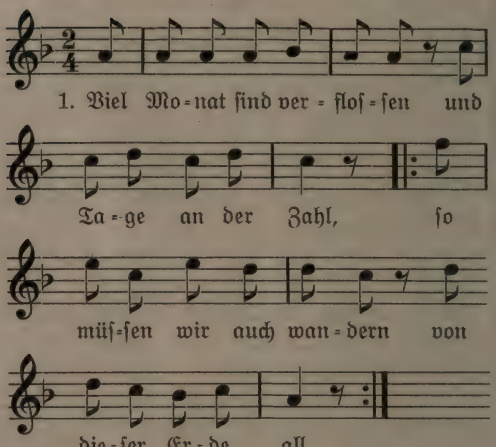
14. Da Klakl schreit: Aus is 's,
Jå, Buam, troffn hât 's mi!
Und mir springan dlei zuawi,
Sein Lebn wâr dahin.

15. Mir hâm üns selwa åndlågt
Und hâm eahn ållas schön gsågt
Und i glaub jå dås sicha,
Daß koan Mensch drüba lâcht.

16. Åwa den möcht i wissn,
Der dås Ding hât tån,
Der muaß go(r) koan Dwissn hâm,
Sünst sågat a's schon.

17 Jå, wånn ar a bisserl
A Menschngfühl hât
Und so hätt er 's schon bståndn
Dö traurige Tât.

2.



2. Am 26. Juli
Im Ischler Gebirg
|: Da wurd der Johann Klakl
Erschossen meuchlings schier. :|

3. Der Mörder hat geschossen
Aus einer Waldesschlucht
|: Dem ahnungslosen Schützen
Die Kugel durch die Brust. :|

4. Die Schützen standen da
Mit tränenvollem Blick
|: Und schauten ihrem Kameraden
In 's bleiche Angesicht. :|

5. Aus is 's, mich hat 's getroffen,
Das war sein letztes Wort,
|: So wandert er hinüber
In 's neue Heimatsort. :|

6. Sie brachten dann den Schützen
In ein bekanntes Ort,
|: Worinn ihn jeder findet,
Mit Gras deckt man ihn dort. :|

7. Wir gingen dann zum Bruder
In 's tiefe Tal hinab
|: Und brachten ihm die Kunde,
Was sich begeben hat. :|

8. Der Bruder voller Schrecken
Von dieser Schauertat. —
|: Sie brachten ihn nach Hause,
Dort wurd er aufgebahrt. :|

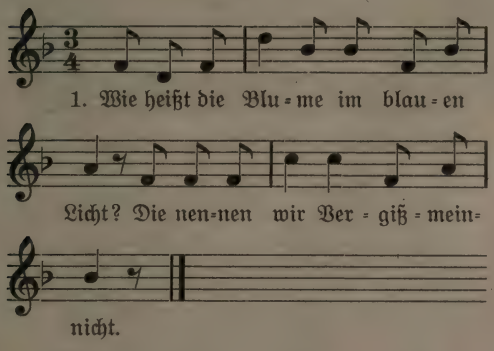
9. Am 28. Juli
Hört man den Trommelschlag,
|: Da senkte man den Schützen
Hinab in 's kühle Grab. :|

[1] laden.
[2] auf der Katrein, gegen Ischl zu.

10. Drei Schüsse sind gefallen
Zu Ehren in sein Grab,
|: Weil er als tapfrer Krieger
Zwei Feldzüg mitgmacht hat. :|

11. Nun ruht er jetzt im Stillen,
In Erd und kühlem Grab,
|: Bis er wird auferstehen
Wohl an dem jüngsten Tag. :|

3.



2. Aber wenn den Menschen ein Unglück trifft,
So denkt er an die Zeit zurück.

3. Das Schicksal, das an Menschen trifft,
Das weiß man ja im Voraus nicht.

4. Drum sag ich 's euch und zweifle nicht,
Der Mörder ist ein schlechter Christ.

5. Er ist ein Mensch so hart wie Stein,
Sonst könnt er nicht so tierisch sein.

6. Er ist ein Auswurf von der Erd
Und ist sein Leben gar nicht wert.

7. Und der ihn halt erschossen hat,
Der soll auch kommen an den Tag.

8. Aber daß er auch die Straf empfind,
Als wie wir jetzt in Zwangvest drinn.

Vom dichterisch-ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, sind es keine besonderen dichterischen Leistungen, welche der Sagknecht Josef Kefer vollbrachte, aber als Äußerungen eines „Naturdichters", wenn dieser Ausdruck angewendet werden darf, gewähren sie doch Einblick in Volksempfinden und Volksart und zeigen, wie in einem kindlich-naiven Gemüt sich das Schillersche Wort „Jäh tritt der Tod den Menschen an" spiegelt. Der Unterton des ganzen ist immer wieder die Klage, daß der Mörder, den er in Jägerkreisen sucht, nicht den Mut findet, hervorzutreten und seine Tat einzubekennen. Dieses Nichtwissen und Nichterkennen lastet schwer auf Kefers Seele, die seit dem 26. Juli, wo sie beim Feichterbrunn unter der Ahornfeldalpe saßen und das Gräßliche eintrat, in ihren Tiefen aufgepeitscht war.

Für das Geschehnis selbst ergeben sich aus den Liedern noch einige Einzelheiten. So schildert das erste Lied den nächtlichen Aufbruch zur Jagd, das feuchtnebelige Wetter, das Erlegen zweier Rehe, Klackls Verkleidung, die Vorahnung eines kommenden Unglücks, das Rasten nach der Jagd, den verhängnisvollen Schuß, Klackls letzte Worte und die Selbstanklage der beiden Kameraden. Das zweite Lied geht vom verhängnisvollen Schuß und den letzten Worten Klackls aus, schildert den Abstieg mit dem Toten, die Benachrichtigung des Bruders, die Aufbahrung, die aber fälschlich zu Hause anstatt in der Totenkammer des Friedhofes durchgeführt erscheint und das Leichenbegängnis. Das dritte Lied richtet sich nur gegen den Mörder und ist in der Zwangsfeste (Strophe 8), also im Gefängnis entstanden. Reim und Ausdruck aller drei Lieder sind oft unbehilflich, wie denn alle drei rohen Holzschnitten ähneln, die noch der Durcharbeitung und Verbesserung bedürfen.

Vorgeschichtliche Literatur für Oberösterreich.

Landeskonservator Dr. Oskar Oberwalder stellte anläßlich mehrerer Führungen oberer Klassen der Linzer Mittelschulen in der vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums ein Verzeichnis der wichtigsten vorgeschichtlichen Landesliteratur zusammen. Wir veröffentlichen es in der Annahme, damit allen Freunden landeskundlicher Urgeschichtsforschung eine erwünschte Übersicht zu bieten und zugleich der Sammlung bodenständigen Unterrichtsstoffes zu dienen.

August Aigner: „Hallstatt." Ein Kulturbild aus prähistorischer Zeit. München 1910.

Ludwig Benesch: „Zur Lösung des Kürnberg-Rätsels." Beiträge zur Landeskunde 1910, Bd. 62.

— „Bilder aus der archäologischen Umgebung von Linz." Beiträge zur Landeskunde 1920, Bd. 64.

Josef Gaisberger: „Die Gräber bei Hallstatt im oberösterreichischen Salzkammergut 1848." Beiträge zur Landeskunde 1848, Bd. 6.

— „Archäologische Nachlese." I. Beiträge zur Landeskunde 1864, Bd. 19. II. 1865, Bd. 20. III. 1870, Bd. 24.

Dr. Moritz Hoernes: „Die Urzeit" in „Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Oesterreich-Ungarn", Wien 1893, S. 3—18.

Dr. Georg Kyrle: „Jungsteinzeitliche Funde aus dem untern Flußgebiete der Enns" in der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift" 1918.

— „Urgeschichte des Landes Salzburg." Wien 1918.

Dr. Adolf Mahr: „Zur Neuaufstellung der prähistorischen Abteilung im Museum Francisco Carolinum in Linz" in der Unterhaltungsbeilage der Linzer „Tages-Post" 1914, Nr. 21 und 22. Darüber von demselben in der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift" 1914 (auch S. A.).

Dr. Adolf Mahr: „Die älteste Besiedlung des Linzer Bodens" in der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift" 1914, S. 278 ff. (auch S. A.).

— „Die älteste Besiedlung des Ennser Bodens" in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" 1916, Bd. 46 (auch S. A.).

— „Die La Téneperiode in Oberösterreich" in den „Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" 1915, Bd. 2, Nr. 3, S. 307 ff. (auch S. A.).

— „Gegenstände auswärtigen Fundortes in der prähistorischen Abteilung des oberösterreichischen Landesmuseums in Linz" in der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift" 1914, 3. und 4. Heft.

— „Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt" in „Materialien zur Urgeschichte Oesterreichs". 1. Serie, 1. Heft, Wien 1914. (Herausgegeben von der Wiener Prähistorischen Gesellschaft.)

Dr. M. Much: „Die Kupferzeit in Europa" 1893, 2. Auflage.

Hugo v. Preen: „Keramik der Hügelgräber am Gamsfuß und in Nöfing" in den „Mitteilungen der Zentralkommission für Kunst und historische Denkmäler", Wien 1895.

— „Notizen über alten Ackerbau und sogenannte Tennen am Holznerzipf bei Rotenbuch und Sage vom goldenen Sarg" in Dr. Naues „Prähistorischen Blättern", München 1883.

— „Das Fürstengrab am Gamsfuß" in Doktor Naues „Prähistorischen Blättern", München 1889.

— „Wohnstättenartige Erscheinungen im Weilhart- und Laachforst" in Dr. Naues „Prähistorischen Blättern", München 1897.

— „Gräber am Ochsenweg" in Dr. Naues „Prähistorischen Blättern", München 1899 und 1900.

— „Ausgrabung in Roiderholz bei Ranshofen" im „Jahrbuch für Altertumskunde", Wien 1908, und Dr. Naues „Prähistorischen Blättern", München 1905.

— „Uttendorfer Goldfund" im „Deutschen Wochenblatt für das obere Innviertel", Braunau 1898, Nr. 40, 41 und 42 (auch S. A.)

Hugo v. Preen: „Josef Straberger und seine Forschungen im Bezirke Braunau am Inn" in der Unterhaltungsbeilage der „Tages-Post", Linz 1908 (auch S. A. 1910).
Ed. v. Sacken: „Das Grabfeld von Hallstatt" in „Oberösterreich und dessen Altertümer", Wien 1868.
Josef Straberger: „Vorläufiger Bericht über die Durchforschung prähistorischer Hügelgräber bei Uttendorf." Beiträge zur Landeskunde 1886, Bd. 38.
Franz Stroh: „Vorgeschichtliche Funde im Mühlviertel" in den „Heimatgauen", Linz 1919/20, S. 81.
Josef Szombathy und Graf Gundacker Wurmbrand: „Die Pfahlbauten" und die „Hallstätter Funde" in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Bd. Oberösterreich und Salzburg 1889, S. 55 ff.
— „Die Ausgrabungen am Salzberg bei Hallstatt 1886" in den „Mitteilungen der prähistorischen Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften" 1887.
Josef Wimmer: „Die Aufdeckung des altbronzezeitlichen Gräberfeldes von Gmunden" im 17. Jahresberichte des Staats-Realgymnasiums in Gmunden 1913.
— „Gmunden in vorgeschichtlicher Zeit" im 3. Jahresberichte des katholischen Privat-Mädchenlyzeums in Ort bei Gmunden 1914.

Ferner sind noch zahlreiche kleinere Mitteilungen, Fundnotizen usw. in folgenden Zeitschriften zu berücksichtigen:

„Jahrbuch für Altertumskunde", Wien 1907 bis 1918, 7 Bde.
„Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", seit 1871.
„Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Wien", seit 1888, 2 Bde.
„Mitteilungen der Zentralkommission für Kunst und historische Denkmäler" jetzt für Denkmalpflege, seit 1856, Wien.
Dr. Naue: „Prähistorische Blätter", München, seit 1882.
„Wiener Prähistorische Zeitschrift", seit 1914.
„Jahresberichte des Museums Francisco Carolinum in Linz" (nebst Beiträgen zur Landeskunde), seit 1837.

Mundartliche Scheidemünzen.

Eine Auslese volkskundlicher Redensarten.

Man hat die Sprache das Herz des Volkes und die Sprichwörter die Adern genannt, die das Blut nach allen Teilen des Körpers leiten, um dadurch ihre Wichtigkeit in dem Geistesleben eines Volkes zu bezeichnen.[1] Es ist wohl heute jedem die hohe Bedeutung dieses noch vielfach unbehobenen Volksschatzes für die wissenschaftliche Volkskunde klar. Die Sprüche und Sprichwörter und ihre leicht beschwingten Abarten, die Gemeingut gewordenen Redensarten und Redewendungen, die Schimpf- und Scheltausdrücke, die Gemein- und Gasselnamen, sie alle sind ein wertvolles Erzeugnis des nie ruhenden, immer schaffenden Volksgeistes, sie geben in gewissem Sinne der Bewohnerschaft eines Landstriches das Gepräge und da dieser immer lebendige Geist nie zu schaffen aufhört, so muß die Literatur, wenn sie nicht absterben und die Volkskunde, wenn sie wissenschaftliche Daseinsberechtigung haben soll, mit dem Volksmunde in steter Verbindung bleiben.

Der große Sammler und Meister auf dem Gebiete der deutschen Sprichwörter-Forschung, Karl Friedrich Wilhelm Wander, hat uns mit seinem fünfbändigen deutschen Sprichwörter-Lexikon[2] einen unermeßlichen Schatz, ein unbewertbares Volksgut hinterlassen. In seiner Vorrede zu diesem Monumentalwerk deutschen Sammelfleißes nimmt er Stellung gegen eine zu weit gefaßte Definition des Begriffes Sprichwort und zeigt uns den Weg auf dem wir diese geistigen Edelsteine unseres Volkstums finden und sammeln können. Wie verschieden das Gepräge und die Form dieser leichtgeflügelten Poesie auch sein mögen, die Entstehung bleibt dieselbe. „Irgend eine Bemerkung, ein Gedanke, ja eine Geste verbunden mit einem Ruf oder einem Wort, wird bei einem bestimmten Anlaß im volkstümlichen Tone gesprochen, wobei es vollkommen gleichgültig ist, ob dies durch die Schreibfinger oder durch den Mund geschieht; dieser Ausspruch hat das Glück, zu gefallen; er wird bei einem ähnlichen Anlaß wiederholt, gleichviel ob durch den Mund, durch die Schreibfinger oder den Preßbengel." Je öfter dies geschieht, desto „sprichwörtlicher" wird der Ausdruck, in je weiteren Kreisen er aufscheint, desto verbreiteter und volkstümlicher wird er. Eine eigenartige Auslese von Sprichwörtern über den „Wind" veröffentlichte ich in der österreichischen Zeit-

[1] Benedey, Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprichwörter. Heidelberg 1842.

[2] Deutsches Sprichwörter-Lexikon I. — V. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1867 u. f.

schrift für Lehrerbildung.[1] Die folgende bescheidene Auslese aus meiner Sammelmappe über Redensarten allgemeiner Art des täglichen Lebens möge ein Hinweis auf die volkskundliche Bedeutung derartiger Sammeltätigkeit sein. Eine mit dem zu einer solchen Forschung geeigneten und einigermaßen geübten „Sprichwörterohr" erhascht und lautlich, wie sie Besitztum der Mundart sind, verzeichneten Sammlung derartiger Äußerungen der Volksseele wäre bei planvoller Durchführung nicht nur ein wichtiger Beitrag zum bayerischen Wörterbuch, sondern auch zu tieferer Volkskenntnis. Derbheiten einer Volksschicht, wie sie bei allen Völkern ohne Ausnahme aufleuchten, können dabei aus kulturgeschichtlichen, volkskundlichen Gründen nicht ausgeschaltet werden. Es hieße einen Volksstamm schlecht kennen, wenn man nicht in dessen Sittenbuch blättern dürfte, in dieser Fundgrube eines urwüchsigen, allerdings oft derben Humors. Der bekannte Humanist Agricola[2] sagt so trefflich: „Dieweil ich Sprichwortter schreibe, so kan ich nicht alle Wege Seyden spinnen, es muß auch grob mit vnter gehen."

Bei der Zusammenstellung meiner Sammlung, aus der eine Auswahl folgt, wurde ich mit Eifer und Verständnis besonders aus dem Kreise meiner Schüler unterstützt. Ihnen gebührt herzlicher Dank! Im besonderen waren meine Helfer: Frl. Amerstorfer Amalie (Lembach); Auhuber Max, Student (Gmunden); Hofbauer Raimund, Bezirksschulinspektor (Wien); die Studenten Hofer Hermann, Lang Rudolf und Lamezan Adrian (Gmunden) und Frl. Schleussing Klara, Fachlehrerin (Wien).

Die Redewendungen sind stets der lebenden Volkssprache entnommen, der Aufzeichnungsort ist gebucht. Sie mögen ein aufmunternder Ansporn sein zu regem Sammelfleiß, ein Beitrag, der unsere Volksgenossen die Bahn zu tieferen Ergründung der Volksseele weisen möge.[3] Besonders wichtig wäre zunächst die Aufnahme der Redensarten einzelner Orte, ferner der Berufsausdrücke: Fuhrmannssprache, Schifferwörter usw.[4]

Alraune (Mandragora officinalis L.). Der muaß a Darauul in Sàk hàbn, sagt man in der Ennsgegend von einem, der im Spiel auffällig gewinnt. (Vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908, 1. Band, S. 17. — Braunauer Heimatkunde XIII, 117 f.)

Anbeulen. Hiatz hàmbs mi åba ànbeult, ànmackert (zum besten gehalten). — Spital a. P., Lembach, Linz.

Art. Aus da Art grådn, schon zur hochdeutschen Redewendung geworden. (Lipperheide, Sprichwörterbuch. Berlin 1907, S. 32.) Nd. dafür: Aus der Art schlagen. (Borchardt W., die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund. Leipzig 1888, S. 36.) — O.-Oe.

Auffsitzen. Mit den Hendeln auffsitzen, sich beizeiten zur Nachtruhe begeben. — Inn.

Ausrede A Ausred und a Rudlbred is in an iedn Haus. — (Gmunden und N.-Oe.) — . . . . is a guots Hausgerät; braucht a jede Bäurin; is an Täler wert. — (Linz.) Die letzte Rede lenkt schon zur allgemeinen Wendung: Eine gute Ausrede ist drei Batzen (einen Taler) wert. (Lipperheide, a. a. O., S. 41.)

Aussehen. Vom schlechten Aussehen der Menschen heißt es: Dünn und schmål wia a Beichtzedl; wia d' sibm teuern Zeiten; wia sibm Täg Regenwetter; wia wàn a ålle Kårfreitåg a Grilln kriagat; wia 'n Tod sei Spion. — Scheibbs, Linz.

Ausziehen. Ausziagn dama uns erscht, wàn ma uns niedalegn. — Erst nach unserm Tode, sagen die Eltern zu den Kindern, sollt ihr all unser Hab und Gut bekommen. — Mondsee.

Bad. Der muaß 's Bàd ausgiaßn, sagt man von einem Menschen, der für andere, die Streiche verübten, die Zeche bezahlen muß. Gleichbedeutend der von Lipperheide, a. a. O., S. 42 gebuchten Wendung: Das Bad austragen. — O.-Ö.

Bauernbraut. Dåsitzn wia a Bauernbraut. (Wer sich übermäßig putzt.) — Mühlkreis.

Bank. Zuwikaut zuir da Beng. Der Sinn dieser sonderbar nur in abgeschlossenen Tälern noch zu hörenden Redensart ist: Da gings mir schlecht. — Traunkirchen.

Besen. A Lehrbua und a Besen is an Wesen. Im Sinne des alten Spruches: Der niuwe beseme kêrt vil wol, ê daz er stoubes werde vol. (Seiler, a. a. O., S. 36.) — Linz u. s.

Bizl. Då steigt ma da Bizl, ich beginne mich zu ärgern, gleich dem Wiener Redewort: Da steigt mir die Gall. — (Linz, Gmunden.) Da Bizl rent eam aufi. — (Lembach.)

Bock. Der Bock steßt 'n, sagt man von einem, der von vielem und heftigem Weinen Schluchzen bekommt. (Vgl. Die Kreuzelschreiber. L. Anzengrubers gesammelte Werke in zehn

[1] Jahrgang 1915.

[2] Agricola J. — dreyhundert Gemeyner Sprichwörter ꝛc. durch Joh. Agricolam von Ißleben. Ohne Druckort. Eißleben am Tage Bartholomei ym 1728. Jare.

[3] Literatur: Seiler Friedrich, Das deutsche Sprichwort. Trübners Bibliothek, Band 10. Straßburg 1918 mit zahlreicheren weiteren Quellenangaben). — Für Oberösterreich vgl.: P Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. Museumsbericht Linz 1864, S. 100 ff u. s. — Braunauer Heimatkunde: I , 26 ff; XIII., 107 ff. — Rieder Heimatkunde: III., 82 (kl.); V., 61. (gr.). — Mühlviertler Beiträge: VI., 21 f., 29 f. — Schärdinger Heimat 1911, 172 ff, 184; 1912, 105 ff; 1913, 13 ff, 18 ff.

[4] Ing. Newetlowsky Ernst, Linz, Steingasse, bereitet eine Samlung von Schiffmannsausdrücken vor. Beiträge mögen an ihn oder an die Schriftleitung gerichtet werden.

Bänden. Stuttgart 1898, 3. Auflage, 6. Band, S. 295.) — Gmunden u. s.

Brot. Schneid's Brot gleich, dänn wirst reich. — (Wels.) Wer si 's Brot net schneidn kån, kån si 's a no net verdina. — (O.-Oe.) Von verredt'n Brot schneit ma großi Bißn. — Großalm.

Bülen, burn. Es bült schon!, wenn das Nebelhorn oder die Pfeife der Dampfmaschine zu blasen beginnt. — Linz, Wels, Steyr u. s.

Butter. Hiaz stehst då, wia da Buda in da Sun. — Vorchdorf.

Dradiwaberl. 's Glick is a Dradiwaberl. Unter Dradiwaberl als einfachstes Spielgerät der Kinder ein Scheibchen, durch dessen Mittelpunkt ein zylinderförmiges Hölzchen gesteckt wird, so daß es nach beiden Seiten etwa in der Breite des kleinen Fingers über die Scheibenflächen hinausragt. Stellt man nun dieses Spielgerät mit dem einen Ende des Stäbchens auf eine ziemlich glatte Fläche und gibt mit Daumen und Zeigefinger dem anderen Ende rotierenden Schwung, so läuft das Dradiwaberl kreiselförmig einige Zeit herum. Der Name ist ein Befehlsname. dra-di = drehe dich; waberl = Wetti, Wettl, Babett, Barbara. Die ob.-öst., auch die Wiener Mundart kennt eine Begriffserweiterung dieses Namens, wie der Name Mülliwaberl zeigt, mit dem häufig die Bauernmädchen, die die Milch in die Stadt bringen, angerufen werden, wenn sie auch nicht „Wetti" heißen. Der Zuruf „Dra di Waberl" gilt auch jemandem, der sich zu wenig rührt. — N.-Oe. und Traunviertel.

Einkauf. Nåch da rotn Kiachn einka(u)fn. (Einkäufe machen ohne Maß und Ziel.) — Ried im Innkreis.

Essen. Vorn Essn hängt an 's Maul, nachn Essn is ma faul. — Roitham. Vgl. die Egerländer Bauernstubeninschrift: Vor dem Essen bin ich faul, nach dem Essen häng ich's Maul. (Josef Hofmann, 1400 deutsche Hausinschriften. Eger. S. 110a.)

Faul. Wer Bier trinkt, is z' faul zum Wåssa schöpfen. — Inn.

Feanzen. Feanzen und heanzen, sticheln, zum besten halten. — (Reindlmühl u. s.); in der Lembacher Gegend: fleantschen. (Vergleiche Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, I², Sp. 736.)

Gäu. Geh ma net ins Gäu, sunst gibt 's Hieb. Wenn einer von den „Gasselgehern" dem andern in die Quere kommt. Ueber den Ausdruck Gäu (Gau), ins gai gehn vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV/1, 1. Hälfte, Sp. 1521.

Gesetz. 's Gsetz hât a wåchsene Nåsn, die kån ma drahn, wia ma will. — Gmunden.

Glauben. Wånst das net glauben wülst, so läß da 's reitern. Hier wird glauben rasch im Gedanken mit klauben, ausklauben verknüpft. — (Salzkammergut.) Wenn du 's nicht glauben willst, mußt du 's brocken. — Linz, Lembach.

Grab. Von rechtschaffenen Leuten sagt der Volksmund: Es regnet ihnen ins Grab. — Gmunden u. s.

Größe. Der is so lång wia da Tåg um Sunnawendn. — (Lembach.) Großmächti: vergleiche dazu: broat-, toif-, lång-, schwar-, weit-, dikmächti. — Haslach. [1]

[1] Aus den Aufzeichnungen von J. Mayrhofer (Haslach).

Gruß: Gsundheit sågn d' Fuhrleit, wer stad fåhrt, kimmt a weit. Vöcklabruck. — Nim da Zeit hoam, Zeit gnuma. Welser Heide, Lembach. — Nix für unguat. (Lembach.)

Gugaschecken. So nennt der Volksmund in Nieder- und Oberösterreich die Sommersprossen. (Vgl. Schmeller, a. a. O., I., Sp. 886.) Mannhardt, Germ. Mythol., 31 kennt diese Erscheinung der menschlichen Haut unter dem Namen „Roßmucken". In Schwaben heißen sie „Sommervögel". Die derbere Bezeichnung „Judasdreck", Craw de Judas, findet sich auch bei Mannhardt, S. 135, wo zugleich angemerkt ist, daß der Kuckuck, Thunars heiliger Vogel, die Macht habe, diesen Ausschlag wegzunehmen. Wäscht man sich, während die Osterglocken kommen, so vergehen die Guckerschecken. — Linz.

Häslnußfålb'n, ein Scherzwort für Prügel. (Siehe auch Hofer und Kronfeld, die Volksnamen der n.-ö. Pflanzen. Verlag des Ver. f. Landeskunde v. Niederösterreich. 1889, Nr. 467.)

Hemd. An Hemad håts ån, ans håts åm Zaun. So wird die Notdurft einer Person, die bloß zwei Hemden besitzt, dargestellt. — Hallstatt.

Himmel. 's muaß ållweil wås sein, wås 'n Himmel hålt, daß er net åbafållt. — (Mosham.) Es muaß wås gebn, wås in Himmel herhålt. — Lembach.

Hut. Du kumst a zum Hiadl auffetzen, das ist zum Schluß des Gottesdienstes. — Ebensee.

Kirche. Kirifachtl, Ausdruck für Begräbnis; kirifachtln, einem Begräbnis beiwohnen. — (Lambach.) Sonst Kirfart, Wallfahrt. (Schmeller, a. a. O., I., Sp. 1288.)

Kraut. I håb schon Kraut gessen, sagt man zu einem, der verspätet seinen Glückwunsch vorbringen will. Nach dem Krautessen gilt das Wünschen nicht mehr. — Lembach u. s.

Kuh. Wånn d' Kua aus 'm Ståll is, mächt ma 's Tor zua. — Gmunden u. s.

Last. Is dås a schiache Låst. Ein mürrischer, unzufriedener Mensch verdrießlicher Natur, den alles und jedes in Aerger versetzt. — Braunau, Ried.

Lüge. In da Weidn is guat liagn. In der Weite ist es gut zu lügen, d. h. man erfährt nicht so leicht Berichtigung, wie das in der Heimat der Fall ist. A Lug mit Händn z' greifen. Vgl. lügen, daß sich die Balken biegen. (Richter A., Deutsche Redensarten. 3. Auflage v. Weise O., Leipzig 1910, S. 10.) — Grein.

Mahlen. Zwa hårti Stoana måln net guat. — Gschwandt. In Luthers Brief vom 20. Oktober 1529 an Conr. Cordatus in Zwickau: „Duos duros mols nihil boni molere." In der Anmerkung dort heißt es dann: „Zwei harte Steine mahlen selten rein." (M. Luthers sämtliche Werke, VII., S. 175, Stuttgart 1897.)

Mette. Liachte Mettn — finstre Ståbl; finstre Mettn — liachte Ståbl. — (Lembach.) (Vgl. dazu Schärdinger Heimat 1910, S. 178.) Metten ausschütten sagt man, wenn jemand in der Mettennacht niederfällt. — Lambach.

Quaken. Du quakst wia a Frosch. Am Quaken und an der Gosch kient ma 'n Frosch.

Vgl. dazu: „Man sieht an Quacken vnnd der Gosch, daß du bist ein Frosch." (Wander, Sprichwörterlexikon, III., 1434.) — Laakirchen.

Reutern. D' Engerln reutern heit, wia wäns zählt kriagatn. (Besonders starker Schneefall.) — Reindlmühl.

Rinnen. Dä wird no vül Wässa d' Mühl äwirinna. — (Aigen.) Verwandt dem Wiener Spruch: Da wird noch viel Wasser die Donau nunterrinna. Sinn: Es wird noch lange Zeit dauern, bis dies oder jenes geschehen wird. In Luthers Brief vom 31. August 1529 an den Rat zu Riga heißt es: „Es wird viel Wassers diese sechs Jahr verlaufen; kumpt Tag, so kumpt auch Rat . . . ." (M. Luthers sämtl. Werke, VII., Calw. i. Stuttgart 1897, S. 156.)

Schlaf. Sinnspruch, geschnitzt auf einer Bettwand: Ich schlaffe hier wie ein Kind, Biß ich erwach und straf die Sünd. 1838. — (Gmunden.) Auf an guaten Schläf ghört a guats Fruahstuck. Im Schläf fängst kane Mäus. In der Schweiz: Wer schläft, fängt keine Fische. Vgl. das italienische Seemannssprichwort: Chi dorme, non piglia pesci. (Lipperheide, a. a. O., S. 765.) — Des fällat mir net in Schläf ein. Läß 'n Schläf då. (Aufforderung zum Niedersetzen.) — Gmunden.

Schmeichler. So a Weinberl. Is dås a siebensiaßa Zöger. Sich einweinberln oder sich eintegeln, d. i. sich bei jemandem in gutes Licht setzen. A Blåsbålg um Liab und Trei, die Schmeichelei. — Ob. Trauntal.

Schneuzen. Mån muaß net höher schneizen, åls d' Näsn is. Man muß nicht mehr verlangen, als seine Verhältnisse einem erlauben. — Altmünster.

Simandl. Simandl-Strohbandl neckt man den Pantoffelhelden. (Vgl. Zeitschrift f. Deutsche Philol. XI., 152: „So doch bey euch Doctor Sieman die Herberg hat lassen bestan.") — (Gmunden u. s.) Dås is a Vorbeta von da Simandlbruadaschäft. — Enns.

Socher. Ausdruck für kranker Mensch. Der Socher überlebt den Pocher. Sinn: Der kränkliche Mensch überlebt oft den kerngesunden. (Schmeller, a. a. O., II., Sp. 215.) — Grünau.

Stad. Sei gånz stad, du bist da Letzti, im Kalender kimmst erst nåch 'n Sylvesta. Mit diesen Worten wird man zum Schweigen verwiesen, wenn man ungebeten jemand seine Meinung aufdrängen will. — Gmunden u. s.

Tod. Der håt a in Dod a pår Schuach gebn. Wird von einem Menschen gesagt, der aus einer Todeskrankheit wieder heil davonkommt. Vergleiche die von F. Holzinger gesammelten Redensarten über Tod und Sterben. (Schärdinger Heimat 1911, S. 172 ff.)

Verständnis. Wer nicht gleich versteht und begreift, wenn man ihm zuredet — der is vernågelt; dem derf ma a mit da Scheibtruchn üba d' Näsn fåhrn. — Innviertel.

Zunge. I läß ma enda die Zunga außaschneidn, åls daß i a nur a Sterbenswertl varådn tet. Versicherung der Verschwiegenheit. — Almtal.

Prof. Dr. Franz Branky (Gmunden).

Heimische Ostergebräuche.

1. Ostergebräuche aus Eidenberg bei Gramastetten.

(Schluß.)

Kommt nun der Palmträger nach Hause, so soll er mit dem Palm dreimal um das Haus laufen, dann sind die Hühner vor dem Fuchs sicher.

Die alten Palmen werden von Bildern und Kreuzen abgenommen, die frischen aufgesteckt und auch auf die Felder gesteckt, ausgenommen das Haarfeld (Flachsfeld). Die alten Palmen werden teilweise bei Gewittern verbrannt, der Rest aber — jedoch ohne Ruten — dazu benützt, um am Florianitag damit das erste Feuer im Ofen anzuzünden.

Nach den Preisen der Palmbuschen richten sich im kommenden Jahre auch die Preise von Getreide und Vieh (Ochsen).

Geht in der Kreuzwoche der Wind, so geht er bis Pfingsten. Der Gründonnerstag heißt bei uns auch Antlåspfingsta. Ein besonderes Gericht ist bei uns nicht üblich, etwas häufiger kommen auf den Tisch geschnittene Nudeln und Vogerlsalat oder Brunnkreß. Die Eier, die an diesem Tage von den Hühnern gelegt werden, heißen „Antlås"eier, werden gefärbt und geweiht. Ein geweihtes Antlasei wird auf dem Boden aufgehoben (oft auch nur die Eischalen) und bildet ein Schutzmittel gegen Blitzschlag. Droht im Sommer einmal ein Hagelschlag, so kann man ihn abwenden, indem man ein Antlasei auf dem Felde hoch in die Luft wirft.

Der folgende Karfreitag ist strenger Fasttag. Es wird bis Mittag nichts gegessen und da nur eine Einbrennsuppe. Man erinnert sich noch an alte Leute, die auch am Karsamstag sich vollkommen des Essens enthielten, bis am Himmel die Sterne standen. In der Pfarrkirche zu Gramastetten wird das heilige Grab besucht. Auch geht man scharenweise unter Abbetung der Kreuzwegstationen zum Kirchlein auf dem Kalvarienberg (früher Galgenbühlkirchlein). In unserer Zukirche Eidenberg wird die Grablegung dadurch angedeutet, daß das Allerheiligste vom Hochaltar auf einen Seitenaltar übertragen wird. Durch die Grablegung des Herrn wird die Erde geweiht und deshalb sollen die Kinder vor Ostern nicht barfuß gehen.

Linz, Schwibbogen in der Hofgasse, abgebrochen 1908.
(U., T.-P., 1908, Nr. 25.)

Tafel XIV.

Linz, Trainkaserne an der Landstraße, abgebrochen 1909. — (U., T.-P., 1909, Nr. 21.)

Wenn es am Karfreitag gefriert, so schadet die Gefrier das ganze Jahr nicht. Man soll auch nichts trinken, sonst hat man das ganze Jahr Durst. Den Jochriemen soll man am Karfreitag mit Schweineschmalz schmieren, dann werden die Ochsen nicht „wierflat" (schwindlig).

Am Karsamstag findet die Feuerweihe statt. Das Feuer wird in der Nähe des Friedhofes gemacht und als Holz werden dazu die umgefallenen, halb vermoderten Grabkreuze verwendet. Die Buben bringen von zu Hause auch die Ruten der vorjährigen Palmen mit und lassen sie ankohlen. Zu Hause werden „die Brand" an den First gesteckt als Schutz gegen Blitz und später bei Gewittern verbrannt.

Am Ostersonntag findet beim Frühgottesdienst die Speisenweihe statt. Es werden geweiht: Eier (vom Gründonnerstag), Fleisch (Geselchtes), Salz, Brot und Kren. Diejenigen, die damit betraut wurden, müssen sich nach Hause beeilen, damit die Amtleute (die in das Amt gehen) noch vorher etwas Geweihtes essen können. Früher (einige Jahre vor dem Kriege) war bei den Wirten in Gramastetten auf jedem Tisch eine Schüssel mit aufgeschnittenem, geweihtem Geselchten gestellt, von dem jeder unentgeltlich essen konnte. Doch wurde es mißbraucht, indem an diesem Tage viele im Wirtshaus zu sehen waren, die sich sonst das ganze Jahr über nicht sehen ließen. Je nachdem, ob am Ostersonntag die Buben oder die Mädchen früher vom Amte heimkommen, gibt es in diesem Jahre mehr Hähne oder Hühner. Die Eier, die die Hühner an dem Tage legen, bekommen die Buben und mancher Schlaue versteht es so einzurichten, daß an diesem Tage in den Hühnernestern viele Eier gefunden werden. Dann weiß aber auch die Bäuerin die Ursache, warum in den vorhergehenden Tagen die Hühner nicht legten. Jedes soll fünf Eier bekommen, vier ungefärbte und ungeweihte und ein geweihtes. Die Schale des Eies bedeutet das Grab Christi, das Eiweiß das Linnen, in das der Leib des Herrn gehüllt war, der Dotter den Leib des Herrn selbst.

Die Eier vom Ostermontag bekommen die Mädchen. An diesem Tage soll man „ebmaus" gehen (eben aus, Gang nach Emmaus). Man geht vor Sonnenaufgang unter Gebet zu einer entfernteren Kapelle, die womöglich nach Osten liegt. Auch geht man aus diesem Grunde gern zu Verwandten. Vom Ostermontag an wird mit den Eiern gepeckt. Während vor dem Kriege die Buben vor der Kirche schon riefen: „Wer wül begga?", hat der Krieg diese Sitte ziemlich eingeschränkt.

Nachmittags und die folgenden Tage gehen die Buben zu den Menschern in die Häuser pecken. Sind die Mädchen Töchter des Bauern, so hat die Bäuerin schon für diesen Zweck ein Körbchen Eier zurechtgelegt, sind die Mädchen aber nur Dienstboten, so müssen sie sich die Eier selbst zusammensparen. Kommen die Buben, dann werden nach einleitenden Gesprächen die Mädchen aufgefordert zu pecken. Sie bringen die Eier und nachdem man sich überzeugt hat, daß kein Holzei oder Pechei, ein ausgeblasenes Ei, in das an der Spitze Pech eingegossen ist, in den Händen des Buben ist, wird begonnen. Dabei gibt es viel zu lachen und oft derbe Reden. „Du häst åwa an festn Spitz" u. dgl.

Sind die Eier zusammengeschlagen, werden sie geschält, aufgeschnitten, mit Essig, Salz und Pfeffer hergerichtet und gemeinsam gegessen. Die Buben betreiben auch noch das Kreuzereinwerfen, auch Eierstucken und Eiertuschen genannt. Häufig folgt an diesem Tage die Familie der Einladung des Gödn oder der Godn. Alle Kinder bis zum 12. Lebensjahre gehen mit und auch die Eltern. Man hat nämlich zu allen Kindern den gleichen Paten oder die gleiche Patin. Da gibt es ein gutes Essen: Suppe, Fleisch mit Kren und Grießschmarren, kaltes Koch (Mehlkoch mit Weinbeeren); vorm Fortgehen noch Kaffee mit Krapfen und auf den Heimweg vier Eier und einen Osterfleck.

Der Weiße Sonntag ist ein Freudentag der Kleinen, die als Erstkommunikanten um den Altar stehen, die weißen Mädchen links, die Buben rechts. Der Weiße Sonntag ist der letzte „Beckertåg". Wer auch an diesem Tage nicht peckt, der soll nach Kåpäüln (Kapellen in Böhmen) gehen. Warum, konnte ich nicht erfragen.

Lehrer O. Klinger (Eidenberg).

2. Die heimische Überlieferung.

Lehrer Klingers Darstellung der Überlieferung in Eidenberg sollte Nachprüfung in allen Bezirken unseres Landes finden, es sind die nötigen Vorarbeiten zu einer abschließenden Darstellung unserer Ostergebräuche.[1]

Zu gleicher Anregung sei die Summe dessen gezogen, was bisher über Ostern in Oberösterreich veröffentlicht wurde. Es findet sich in folgenden Darstellungen und Anregungen:

Aichberger Julius, Die Schulsprengel von Perg. Grein 1904, S. 12.

Baumgarten Amand P., Das Jahr und seine Tage. Jb. 1860, S. 20 ff.

— Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. Museumsbericht 1862, S. 25, 32, 63 f., 65, 76, 135, 143, 150, 154 ff.

Blümlinger Floridus, Guckkastenbilder, 2. Auflage von Zallinger Bertrand. Linz, o. J., S. 70 ff.

Pasch Konrad, Erster Beitrag zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Jb. Ried i. J. 1873, S. 10 f.

Rolleder Anton, Heimatkunde von Steyr. Steyr (1894), S. 77.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Oberösterreich, S. 151 ff.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde: 1. Jhg., S. 287 f.; 3. Jhg., S. 279, 369; 14. Jhg., S. 37.

Braunauer Heimatkunde: 1. H., S. 136; 4. H., S. 48 ff.; 6. H., S. 88; 8. H., S. 73 f.; 12 H., S. 58; 13. H., S. 86.

Rieder Heimatkunde: 3. H. (kl.), S. 86 f.

Schärdinger Heimat: 1911, S. 181 f.

Innviertler Heimatkalender 1915, S. 75.

Eferdinger Jahrbuch 1910, S. 67 f.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 57 f., 92, 94 f.; 6. Bändchen, S. 106; 107.

Linzer „Tages-Post", Unterhaltungsbeilage: 1904, Nr. 14; 1911, Nr. 15; 1913, Nr. 11.

Der Palmsonntag, der die Osterwoche einleitet, hebt mit der verklingenden Spur eines einstigen Osterbrauches an. Der Langschläfer an diesem Tage wird Palmesel genannt. In dem Scherzausdruck ist die Erinnerung an den volkstümlichen Palmeselumzug, den noch Nork ausführlich schildert, verblaßt. Er lebt auch noch in der Redewendung: aufgeputzter Palmesel.[2]

Den Namen trägt der Tag von der in Stadt und Land gleich beliebten Palmweihe in der Kirche.

Die Bestandteile und die Größe des Palmbuschens, Palmbaumes wechseln nach Landschaften und nach der Verwendung des Palms. Bei großen Palmbuschen bildet ein bis zum Wipfel entastetes Fichtenstämmchen den Träger.

Die Palme des südlichen Brauches tritt natürlich bei uns zurück; ein unerläßlicher und überall zu findender Bestandteil des „Palmes" dagegen sind die Palmkätzchen: Palmmul. Sie werden oft schon im Winter abgebrochen. An ihre Beliebtheit knüpft die Scherzfrage, welcher Festtag der heiligste sei. Der Palmsonntag, weil da auch die Katzen zur Kirche kommen.[3]

Neben der Palmweide, der man besondere Kräfte zuschreibt,[4] kommen die sagenumwobenen Haselzweige in Verwendung.[5] Sie werden schon lange vorher ins Wasser gestellt, damit sie lange Sprößlinge treiben.

Zum Palm gehört der Sebenbaum (juniperus sabina L.), im Volksmunde umgedeutet und erklärt als Segenbaum,[6] und gewöhnlich der Wacholderstrauch, der Machandelbaum des Grimmschen Märchens, in der Volksheilkunde als Kranewetten bekannt und zu Räucherungen gegen Seuche, beim Wenden und zur Abwehr von Hexerei gebraucht.[7]

Häufig werden auch Seidelbast (Zwülinden), von dem die Volkssage erzählt, daß er aus dem Leidensholz Christi zum Strauch zusammengeschrumpft sei,[8] und Wintergrün (Immergrün, Vinca) hinzugegeben. „Welcher diß krut by ym trat, über den hat der teüffel kein gewalt", heißt es von ihm im 16. Jahrhundert.[9]

---

[1] Ich bitte meine Mitarbeiter, die sich zum Heimatwerk gemeldet haben, die Aufgabe für ihren Kreis zu übernehmen, ermuntere die arbeitsfreudigen Mitglieder unserer Mädchenortsgruppen und Studentenarbeitsgemeinschaft zur heimatfrohen Mithilfe in den Sommersonnentagen und wende mich nochmals an alle Heimatfreunde, die mithelfen können und wollen, um ihr Mitwirken.

[2] Nork F., Der Festkalender. Stuttgart 1847 (Scheibles Kloster, 7. Band.), S. 864 ff. — Sartori P., Sitte und Brauch. Leipzig 1914, 3. Teil, S. 137 f. — Wiepen E., Palmsonntagsprozession und Palmesel. Bonn 1903.

[3] Braunauer Heimatkunde. 4. Heft, S. 48 f.

[4] Vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908. 1. Band, S. 446 ff.

[5] Vgl. Heimatgaue, 1. Jhg., S. 23, dazu Hovorka-Kronfeld, a. a. O., 1. Band, S. 200 ff.

[6] Hovorka-Kronfeld, a. a. O., 1. Band, S. 365 ff. — Söhns Franz, Unsere Pflanzen. 5. Auflage, Leipzig 1912, S. 69. — Ein Beleg über den Sebenbaum aus dem 16. Jahrhundert: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 24. Jhg., S. 9 f; dazu 8. Jhg. S. 226 f.

[7] Hovorka-Kronfeld, a. a. O., S. 437 ff. — Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausgabe, 1. Band, Sp. 1370 f., 2. Band, Sp. 1054.

[8] Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung, Museumsbericht 1862, S. 147. — Dähnhardt Oskar, Natursagen. Leipzig 1909. 2. Band, S. 208.

[9] Gart der Gesundheit (1507). Siehe Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 24. Jhg., S. 7.

Die Stecheiche kommt besonders in Büschel, die für den Stall bestimmt sind, sie wehrt Teufelswerk. Von ihr sagt schon ein Kräuterbuch des 16. Jahrhunderts: „Der gemein verfüret hauff stecket disen palmen / Wann er geweihet würt / über die thürschwellen des hauß / und der vihe ställe / der zuuersicht / es sol das wetter nit dahin schlagen / wo diser Stechpalmen gefunden werde".[1]

Die sonstigen Bestandteile — im Volksglauben durchwegs bedeutsame Pflanzen — wechseln sehr stark.[2] Als Beispiel diene der Steinerkirchner Palmbusch:[3] 1. Palmzweige mit Kätzchen, 2. Felberschößlinge, 3. Haseltriebe, 4. Segenbaum, 5. Zwülinde, 6. Eichenzweige, 7. Schradl (Stecheiche), 8. Albarazweige, 9. Kranewittwipfel, 10. Wintergrün, 11. Buchsbaum.

Auch christbaumartig geschmückt werden die Palmbäume: Zwetschken, getrocknete Früchte und zu diesem Anlaß noch aufbewahrte Äpfel und Osterbretzel. Sie haben ursprünglich auch ihre besondere Bedeutung, am klarsten ist sie bei den angebundenen roten Seitenbändern, deren Rot eine Schutzfarbe ist.[4]

Zum Hochamte wird der Palm zur Kirche getragen, in vielen Gegenden wird gewetteifert, den längsten Palm zu haben. Nach der Messe muß der Palmbaum unversehrt heimgebracht werden, was bei seiner Länge und den Neckereien der Buben nicht immer leicht ist. Palmzweigumzüge erwähnt die Überlieferung bei uns nicht.[5]

Den schönen Brauch der Palmenweihe und -Freude umgibt ein Gewirr von Aberglauben. Der Palm selbst wird vom Bauer in so weitem Umkreis um den Hof getragen, als die Hühner laufen. Dies „Fuchsausweihen" ist ein Abwehrzauber gegen den Fuchs.

Palmbäume werden in die Felder gesteckt und schirmen, soweit sie gesehen werden — genau so wie das Osterfeuer — die keimende Saat. Man gibt auch eine Abschrift des Johannes-Evangeliums hinzu. Treibt das Palmstäblein bis zum Schnitt, so bedeutet es für die Person, die den Palm gesteckt hat, baldige Hochzeit. Im bayerischen Gebiet entspricht dem ins Feld gesteckten Palm das Palmkreuz.[6]

Palmbuschen kommen auch zum Stubenkreuz als Ablösung der vorjährigen, die am Ostersonntag im Herdfeuer verbrannt werden.

Ein Palmstück kommt als Wetterschutz unter den Dachfirst. Bei Nahen eines Gewitters werden Zweige — besonders Haselzweige herabgeholt und auf dem Herde verbrannt, der Rauch soll den Blitz ableiten. Auch ins Fenster steckt man den Palm.

Eine große Rolle spielen die Palmkätzchen (Mul). Als Sinnbild der durchringenden Frühlingsgewalt haben sie unverwüstliche Kraft. Nach der Weihe verschluckt man drei Stück und ist vor Halsweh geschützt.[7] Drei Mul kommen in den Brunnen, damit niemand ertrinkt, drei werden auch dem Vieh gegeben, Palmkätzchen werden übrigens auch mit Segenbaum als Rauhnachtsfutter aufbewahrt.[8] Drei Mul kommen in den Weihwasserkessel, drei in das Feuer. Die roten Palmbänder heilen aufgelegt den Rotlauf.

All die Vorstellungen zeigen klar, daß der Palmbrauch Träger alten, im Wesen stets gleichen Abwehr- und Segenzaubers geworden ist.[9] Zum segnen steckt man in den Palm antreibendes Korn und setzt es am Tage nach der Weihe wieder ein. Neugekauftes Vieh bekommt vor der Stalltür mit Salz und Brot Palmkatzeln.

Dem düsteren Karfreitag geht der Gründonnerstag voraus, den sowohl der kirchliche Inhalt als auch der Bezug auf das Frühlingserwachen der Natur

---

[1] Ebenda, S. 10.

[2] Auch in anderen Gegenden. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 15. Jhg., S. 153.

[3] Baumgarten, a. a. O., S. 154. — Vgl. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 6. Bändchen, S. 107.

[4] Rote Bänder bekommt das Jungvieh um den Hals, damit es nicht verneidet wird.

[5] Vgl. Sartori, a. a. O., S. 136. Anm. 6. Diese Palmumzüge wie der Palm selbst sind ungemein verbreitet. Vgl. das nordniederländische Palmspröchlein:

Palm, Palmpaschen! hei, koerei!
Nog maar eene zondag, dan krijgen wij een ei;
Een ei is geen ei, Twee ei een half ei,
Drie ei een Paaschei!

Siehe Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 11. Jhg., S. 215 f.

[6] Panzer Friedrich, Bayerische Sagen und Bräuche. München 1855. 2. Band, S. 534. Zum Palm vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 10. Jhg., S. 227.

[7] Das Verschlucken von drei Palmkätzchen auch schon in Wintlers Pluemen der Tugent, V. 7787 f.:

So seind etlich, die do schlinden
Drey Palmen an dem Palmtag.

Siehe Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 23. Jhg. S. 116 f.

[8] Vgl. Heimatgaue, S. 120.

[9] Palmen und Palmenholz als Mittel gegen Krankheit schon im tractatus de superstitionibus et miraculis des Johannis Wuschilburgk. Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 11. Jhg., S. 273.

in freundlichem Lichte verklärt. Als Tag der Einsetzung des Altarsakraments heißt er Speispfinstag, als Frühlingstag Gründonnerstag. Sein Name Antlastag wird als (Sünder-)entlaßtag gedeutet.

Der Genuß einer Grünspeise am Gründonnerstag ist althergebracht, auch in der Stadt bekannt. Wer im Hause als erster die Grünspeise kostet, wird am Ohr gezupft.

Die eigentliche Oster- und Frühlingsspeise ist das Ei. Wer heute am Gründonnerstag Spinat mit Spiegelei ißt, denkt wohl kaum mehr daran, daß er sich an Urväter Speisenfolge hält.

Ein besonderes Bewandtnis hat es mit dem am Gründonnerstag gelegten Ei, dem Antlasei. Gleich dem Palm kommt es unter den Dachfirst und bildet einen Wetterschutz, über das Dach geworfen schirmt es vor Hexen. Es darf aber nicht gefärbt sein und muß am Ostersonntag geweiht werden. Gegen den Blitz, „das wild Feuer" hilft es auch, wenn man es bei Wetteranzug auf der Broteinschubschüssel auf den Mist legt. Die Wirkung des als Gewittersinnbild angesehenen Gründonnerstageies ist auch sonst verbreiteter Aberglaube.[1] Das Antlasei hilft überhaupt gegen Feuer, hineingeworfen hemmt es seine Ausbreitung. Es paßte sich dem Wandel der Zeiten an — und wanderte auch bei Arbeitsbeginn in den Kessel der Dreschmaschine. Zu dem Palmbusch auf das Feld kommt ein Antlasei nebst einem Fläschchen Taufwasser, wer dieses findet, heiratet noch im selben Jahr. Ein Stück Antlasei, am Ostersonntag mit der Schale gegessen, ist ein Mittel gegen Bruchheben.[2] Wird die Schale nicht mitgegessen, dann muß sie ins Feuer geworfen werden. In der Passauer Gegend wird ein Antlasei am Sonnenwendtag mit sogenannten Fingernudeln dem Vieh in den Barn gelegt.[3]

Antlaseier faulen nicht, aus Antlaseiern gebrütete Hennen wechseln jährlich die Farbe.

Nach verbreiteter Sitte gehören die am Gründonnerstag gelegten Eier den Burschen, die am Ostersonntag und Ostermontag gelegten Eier den Dirnen; außerdem erhalten sie von der Bäuerin an diesem Tage ein Feitageld. Genau bestimmt ist die Folge in der Tölzer Gegend des bayerischen Isartales: Die Ostersonntageier gehören der Oberdirn, die Ostermontageier der Unterdirn.[4] Vereinfacht hat die Sache der Steyrer Brauch: Jeder Knecht bekommt ein hartgesottenes Karfreitagei, jede Magd ein solches vom Karsamstag. Mit der Schale gegessen, machen diese Eier gefeit gegen Beilverwundung.[5]

Nach dem Gloria am Gründonnerstag verstummen die Glocken, sie fliegen nach Rom. An die Stelle der Glocke tritt nun die Ratsche, die den sie bedienenden „Ratscherbuben" große Freude bereitet und deren ausgiebige Benützung zum Ausdruck „Karfreitagratsche" geführt hat. Den Umzug der Ratscherbuben schildert 1860 Baumgarten nach dem Windischgarstener Brauch.[6] Sie scharen sich unter eigenen Anführern, den „Hohen", zu geordnetem Zug und rufen im Umzug — am Karfreitag schon von fünf Uhr früh an — tagsüber die Stunden aus. Sie singen dabei mit dreimaliger Wiederholung den bekannten Nachtwächterruf:

Meine lieben Herrn und Frauen
laßt's euch sagn,
Der Hammer hat 10 Uhr gschlagn.

An die Stelle des Hornstoßes tritt eine Ratschensalve. Um 12 Uhr mittags und um 7 Uhr abends tritt zum gewöhnlichen Ruf der Beisatz:

Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß,
Damit ein jeder Christ beten muß.
Fallet nieder, fallet nieder auf eure Knie,
Betet ein Vaterunser und drei Ave Marie.
Hat 12 Uhr gschlagn!

Das Lied ist auch aus Moosbach belegt.[7]

Fräulein Herma Schalberger hat es 1920 in etwas verderbter Textfassung in Klamm bei Grein mit der Weise festgestellt.

Sie lautet:

[1] Vgl. das Kärntner Antlasei. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 1. Jhg., S. 13.

[2] Kreuzhub, Gemeinde Hohenzell bei Ried i. J., mitgeteilt von Wilhelm Priller (Ried i. J.).

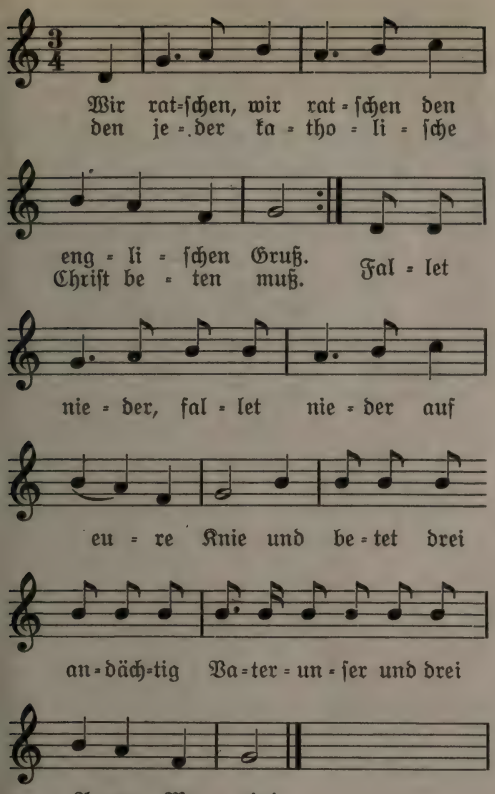
[3] Panzer Friedrich, Bayerische Sagen und Bräuche. München 1855. 2. Band, S. 494 f., 213.

[4] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 20. Jhg., S. 258 f.

[5] Rolleder Anton, Heimatkunde von Steyr. Steyr, S. 77.

[6] Das Jahr und seine Tage, S. 22. — Danach: Die österr.-ung. Monarchie, Oberösterreich, S. 152 f.

[7] Braunauer Heimatkunde, 8. Heft, S. 28.



Um fünf Uhr früh wird auch vor Häusern gesungen, aus denen sich Ratscherbuben verspätet haben. Dabei wird der Zusatz gemacht:

N. N., steh auf, es ist schon Zeit,
Der Vogel singt schon auf der Weit,
Der Fuhrmann fahrt schon auf der Straßn,
Gott wird uns nicht verlaßn.[1]

Das Stundenausrufen endet mit der Wiederkehr der Glocken, also mit dem Hochamte am Karsamstag. Nach dem Hochamte fordern die Ratscherbuben von Haus zu Haus das „Ratschoar" ein.

Der ernsteste Trauertag im Kirchenjahr, der Karfreitag, beeinflußt in der Stimmung auch Sitte und Brauch. Vom Gloria am Gründonnerstag bis zum Gloria am Karfreitag ruht die Feldarbeit, während der frohe Glockenton schweigt und der Leichnam des Herrn im Grabe liegt. Man singt nicht, selbst der Schmied macht am Karfreitag kein Feuer. Ein alter Spruch ist aus dem Mühlviertel überliefert:

[1] Vgl. Heimatgaue, S 186.

Wer am Karfreitag singt,
Am Karsamstag spinnt,
Am Ostersonntag d' Sonn verschlaft,
Der hat sein Seel in d' Höll verkaft.[2]

Die Entheiligung des Karfreitags hat schlechte Ernte oder Unglück in Haus und Hof zur Folge.[3]

Auch für die Witterung wird der Tag für bedeutsam erachtet:

Karfreitag Regen,
Gedeiht kein Regen!

Wenn es dem Herrgott ins Grab regnet, ist es ein schlechtes Erntevorzeichen.[7]

Der Karfreitag ist der strengste Fasttag, die erste Mahlzeit ist bisweilen das Mittagessen. Es gibt Weizenschlägl, Erbsensuppe oder Beigelsuppe. Beigel, Bretzel sind ein Fastengebäck. Das heimische Fasten- und Festgebäck nach Art, Form und Namen festzustellen, ist auch noch eine offene Aufgabe.[4]

Die Nacht auf den Karfreitag ist den Rauhnächten gleich. Wer in ihr von einer Haselstaude ein Reis abbricht und in einem gegen Sonnenaufgang gelegenen Brunnen „tauft", schafft sich dadurch eine Wünschelrute. Wird der Rauchfang vor Sonnenaufgang mit einem Größling von oben nach unten gekehrt, so bleibt man vor Feuer sicher. Vor Sonnenaufgang wird auch von einem noch nicht sieben Jahre alten Mädchen das Moadlgarn gesponnen. Aus ihm webt man das Nothemd, das „fest" macht, und ein Tuch zum Schwundwenden. Auf ein aus solchem Garn von einem siebenjährigen Knaben hergestelltes Gewebe legt die Natternkönigin ihr Goldkrönlein. Ein Rest dämonenvertreibender Flurumzüge ist das „Abjagen", das Baumgarten schon 1860 als erloschen bezeichnet.[5] Unter Peitschenschnalzen und Schießen ging der Bauer mit seinen Leuten seinen Grund ab.

Der Karfreitag selbst ist natürlich auch der Träger mancherlei Brauches und spielt gleich Weihnachten in die Sagenüberlieferung hinein, eine erschöpfende Zusammenstellung fehlt. Den Hühnern werden die Schwänze gestutzt, verkehrt werden sie in den Stall getrieben, dann

[2] Mühlviertler Beiträge. 1. Bändchen, S. 94.
[3] Kreuzhub, Gemeinde Hohenzell bei Ried i. J., mitgeteilt von Wilhelm Priller (Ried i. J.).
[4] Vgl. dazu Max Höfler: Ostergebäcke. Wien 1906. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Ergänzungsheft 4.
[5] Das Jahr und seine Tage, S. 21.

findet sie der Fuchs nicht.[1] Die Pferde bekommen zwischen zwei Brotschnitten drei rote und drei schwarze Ameisen[2], die der Knecht am Gründonnerstag gesucht hat, es ist ein Mittel gegen Harnwinde.[1] Wer am Karfreitag ein frisches Hemd anzieht, fällt sich darin zu Tod.[3] Besonders heilkräftig ist das Blut eines während der Passion gestochenen schwarzen Lammes. Den Rindern wurde es einst mit Brot am Ostersonntag als Schutz gegen Wölfe gegeben, den Hühnern in den Hafer gemengt, schützt es vor dem Fuchs. Das rohe, am Karfreitag gegessene Ei einer schwarzen Henne bewahrt vor dem Überheben.[4] Bisweilen werden dem Karfreitagei überhaupt die Kräfte des Antlaseies zugeschrieben. Das Abschneiden der Fingernägel am Karfreitag hilft gegen Zahnweh.

An die Weihe des aus Stein geschlagenen Feuers schließt sich ein weiter Kreis von Überlieferung an. Als Weiheholz wird die Haselstaude genannt. Am geweihten Feuer werden Holzscheite angezündet und im Laufe nach Hause gebracht, mit ihnen wird das Herdfeuer entfacht. Auch schreitet man mit dem Brande um das Gehöft und die nächsten Felder. Die am Weihefeuer angebrannten Holzstücke werden gespalten und noch am Tage selbst oder am Kreuzfindungstage kreuzweise in die Felder gesteckt. Dazu kommen Ostereierschalen. Späne werden auch bis zum Florianitag aufbewahrt.

Der Tag des Auferstehungsjubels ist ein segenbringender Tag überhaupt. Das an diesem Tag geborene Vieh gedeiht und stand darum einst höher im Werte. Roh getrunkene Karsamstageier machen stark.

Zeitig erfolgt der Arbeitsschluß. Nach der Auferstehungsfeier fand im Schärdinger Gebiete ein Pferdeumritt statt, der Bauer mußte durch drei Pfarrgebiete reiten und dabei drei Rosenkränze beten. Es galt dies als Schutz gegen Pferdekrankheit.

In der Osternacht leuchteten bei uns wie überall in deutschen Landen einst die Osterfeuer auf, die auf Leuchtweite die Saat schützen. In manchen Gegenden lodern sie allerdings schon am Karsamstag.[5] Der schöne, alte Brauch ist in seinem Bestande bedroht, mehr und mehr schwindet er.[6] Um 1, 2 und 3 Uhr wird im Freien Feuer gemacht und von der Bäuerin mitgegebenes Fleisch gesotten und gegessen. Tau, der auf das Fleisch fällt, kündet ein reiches Erntejahr. Der Ostertau gilt gleich dem Osterwasser überhaupt als heil- und zauberkräftig.[7] Wie zur Mettennacht quillt in der Osternacht Wein aus den Brunnen. Ein Bad im Osternachtswasser bringt Gesundung. Osterwasser muß man sich schweigend holen, wie überhaupt das Schweigen bei derartigen Handlungen häufig gefordert wird und uns als Motiv von Sitte und Brauch zur Schatzsage leitet.

In ihrer Ursprünglichkeit kaum mehr zu erkennen sind die stark zurücktretenden Flurumritte in der Osternacht.

Um Mitternacht oder doch vor Sonnenaufgang ritten Burschen in Scharen durch die Felder. Wo drei Pfarren aneinander grenzten, ließen sie die Pferde zum Schutz gegen Krankheit junge Saat fressen. Aus Taufkirchen an der Pram wird der Flurumritt noch 1913 angeführt: Von einem Vorreiter geleitet ritten die Burschen nach einem Sprüchlein unter Gebet, aber auch Scherz durch drei Pfarrgebiete. Ein Reiter setzte Rosen in die Felder, ein anderer schnitt Kornpflanzen, die Pferde bekamen drei Pflänzlein zur Verhütung der Kolik. Getreideschößlinge wurden mit den Wurzeln mitgenommen, kamen in das Weihekörblein, das zur Ostersonntagsmesse getragen wurde, und wurden dann dem Vieh zu Krankheitsabwehr gegeben. Auch bei der Feuerweihe am Karsamstag angebrannte Scheite werden bei solchen Umritten mitgenommen und kreuzweise in die Felder gesteckt. Findet kein Umritt mehr statt, besorgt dies der Knecht allein zugleich mit dem Stecken des Palmbusches und wird dafür gut bewirtet.[8]

---

[1] Kematen bei Grieskirchen. Mitgeteilt von Fräulein Marianne Nowak (Linz).

[2] In den Haufen der großen, schwarzen Ameisen werden auch Krankheiten vergraben, besonders die Auszehrung. Baumgarten: Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. Museumsbericht 1862, S. 108.

[3] Wenn man an einem Freitag ein frisches Hemd anzieht und es kommt zufällig ein Donnerwetter, so kann dieses nicht vorbei. Baumgarten, ebenda, S. 59.

[4] Der schwarze Hahn und die schwarze Henne stehen in bezug zum Bösen. Verfolgt werden sie vom Hühnergeist. Den schwarzen Hahn braucht man zum Kreisstehen. Baumgarten, ebenda, S. 92f.

[5] Bei den Heanzen auf den Feldern während der Auferstehung. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 16. Jahrgang, S. 37.

[6] Vgl. Heinrich Sohnrey, Osterfeuer. Berlin 1917.

[7] Sartori, a. a. O., 3. Teil, S. 151.

[8] Kematen bei Grieskirchen, mitgeteilt von Fräulein Marianne Nowak (Linz).

Als Mitternachtsritt hat sich der Ritt von Raab nach Maria Bründl erhalten. Die Burschen lassen die Pferde in die Kirche sehen und kehren nach Umkreisung der nächsten Felder heim.[1] Die Umritte werden auch auf die Ostertage selbst verlegt. Hieher gehört es, wenn z. B. im Kuhländchen Burschen nach dem Gottesdienste mit den Kirchenfahnen unter Osterliedern die Fluren umreiten und wenn dabei die „Saatreiterfanfaren" ertönen.[2]

An die Stelle der Flurumritte ist das noch übliche erste Kornbeten getreten, das zweite findet am Georgitag statt. Der Bauer zieht dabei mit seinem Gesinde unter Gebeten um die Felder.[3] Bisweilen sind die Männer zu Pferd, die Frauen zu Fuß. Das Kornbeten hebt schon um 2 Uhr früh an. Es wird dabei auch eine Scholle Erde oder Getreidepflänzlein mit den Wurzeln ausgehoben, am Ostertag geweiht und sodann wieder eingesetzt.

In einer Osternacht, die auf den Neumond fällt, kann man vor Sonnenaufgang, wenn man nach Osten sieht und drei Vaterunser betet, ein silberglänzendes Lamm sehen und hat Glück fürs ganze Jahr. Es ist wohl ein jüngeres Seitenstück aus christlicher Zeit zum goldenen Rössel der Weihnachtszeit.

Eine vor Sonnenaufgang mit Brot gegessene Einbeere, die zwischen Maria Himmelfahrt und Geburt gepflückt sein muß, schützt vor Krankheiten.

Die Ostersonne wird mit Freudenschüssen begrüßt. Zur Feier der Frühlingssonne ist der christliche Brauch der Begrüßung des Ostertages getreten, den Glockengeläute einleitet.[4] Die aufgehende Sonne selbst macht Freudensprünge.

Am Ostertage werden in der Kirche die Ostereier geweiht, aber auch noch andere Dinge werden zur Weihe gebracht, so Salz, Brot, Geselchtes, Schnittlauch und junge Saat. Zum „Gweichtn" gehört auch Kren.[5] Mitgeweiht werden drei Haselzweige, drei Karfreitageier und etwas Chrisam und dann in den Feldern vergraben.

Kommen vom Hochamt die Mädchen früher heim, gibt es im Jahr mehr Hennen, ein dem Weihnachtsaberglauben verwandter Zug. Es wird deshalb auch oft den Männern das Tor versperrt. Der Ostersonntag zeigt sich auch in der Kost als Fest- und Freudentag. Im Mittelpunkt stehen Eier im Schmalz und Ostergebäck, landschaftlich verschieden: Schiffeln, Krapfen u. dgl. Aus Ostergebäck und Eiern wird das Osterbinkerl zusammengestellt, das man den Paten und Achtungspersonen überbringt.

Blumen oder die Spitzen der jungen Saat werden geweiht und auf den mit einem Tuch bedeckten Tisch im Kreise gelegt, die Speisen kommen in den Kreis. In einer Schale wird eine aus geweihten Eiern bereitete Eierspeise aufgetragen und von den Hausleuten gemeinsam gegessen.[6]

Vom Mittagessen wird ein Teil für den Fuchs beiseite gegeben, damit er die Hühner verschont.

Zur Osterfreude gehört das Schenken und Sammeln der Ostereier. Sie sind gefärbt, Rot ist dabei vorherrschend. Seltener als bei den slawischen Alpen-, Sudeten- und Karpatenbewohnern sind besondere Ziermuster.[7] Auch Ostereiersprüche, die mit dem Wesen der sonstigen volkstümlichen Inschriftenliteratur im Einklang stehen, finden sich. Sie stehen entweder auf der Schale des gekochten Eies oder auf einem Papierstreifen im Innern des leeren Eies. Die Verse, die für unser Gebiet noch nicht gesammelt sind, enthalten meistens Liebesgrüße. Mit den Eiern werden die Burschen von den Mädchen beschenkt.[8] Die Ostereier sind heute überhaupt durchwegs Geschenke, während sie früher auch die Rolle einer Art Abgabe oder Entlohnung spielten.

---

[1] Auch beim Pfingstmontagritt ließen die Bauern ihre Pferde zur Kirchentür hineinsehen. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, S. 26.

[2] Das deutsche Volkslied, 3. Jhg., S. 71. — Zeitschrift für österr. Volkskunde. 9. Jhg., S. 246. — Vgl. Sartori, a. a. O., S. 164.

[3] Kreuzhub, Gemeinde Hohenzell bei Ried i. J., mitgeteilt von Wilhelm Priller (Ried i. J.).

[4] Abers J. H., Das Jahr und seine Feste. 3. Auflage. Stuttgart 1917, S. 179. — Vgl. Sartori, a. a. O., S. 153.

[5] Wenn man zu Ostern drei Radl-Kren ißt, fällt einem keine Ohnmacht an. Gegen die „Dörr" hängt man neun Radl an den nackten Leib an. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. Museumsbericht 1862, S. 143.

[6] Kreuzhub, Mitteilung von W. Priller. Vgl. Anmerkung 3.

[7] Vgl. M. Haberlandt, Oesterreichische Volkskunst. Wien 1911. Textband, S. 159 ff.; Tafelband, Tafel 117 ff. Zum Vergleich eignet sich auch die hübsche Sammlung moderner slawischer Ostereier im Landesmuseum in Linz.

[8] Vgl. Andree-Eysn, Volkskundliches. Braunschweig 1910, S. 202 ff.

Ein Überrest ist der geschilderte Brauch, daß die Donnerstageier den Knechten, die Feiertagseier den Dirnen gehören.[1]

Die junge Vorstellung vom Osterhasen und ihre Verbreitung — oft in ihrer Art ein Seitenstück zur Nikolobescherung — ist in der aufgezeichneten Überlieferung ebensowenig berücksichtigt wie die Ausbreitung des Christbaums.[2]

Das Osterfest führte in der Stadt zur besonderen Entwicklung der Osterwünsche, zum glückverheißenden Ei tritt die Osterkarte. Einst waren es mit Reimen gezierte Kupferstiche, die Ausdehnung der Sitte in jüngerer Zeit hat zur öden, kunst- und volksfremden Massenerzeugung geführt.[3]

Der Nachmittag des Ostersonntags gehört der Festesfreude. Das Plattenwerfen und andere Spiele werden getrieben. Der Tag steht aber im Zeichen der Eierspiele, vor allem des Eierpeckens, das als Spiel geübt, aber auch als Zukunftsdeutung verwendet wird. Es ist ein allgemein deutscher Brauch, im Niederdeutschen und Friesischen als Bicken oder Njotjrin bekannt, selbst bei den fernen deutschen Pflanzsiedlern in Galizien geübt, nicht minder jedoch anderen Völkern geläufig.[4]

Ein Zeugnis für die leidenschaftliche Pflege des Eierpeckens in früherer Zeit ist die Ratsverordnung der nachbarlichen Stadt Eger vom Jahre 1615, die sich gegen das „Dippen der Jugent mit Roten eyer" zur Messezeit wendet: „wer sich umb gehörte Zeit entweder mit dem ayerspiel oder sonst wird betretten lassen, der soll durch die Stadtwacht, er sey Jung oder alt, zu gefenglicher verhafft vernommen werden auch fernerer straff gewerttig sein.[5]

Zu den Eierspielen gehört auch das Herabrollenlassen der Ostereier über zwei zusammengelegte Rechen. Auf dies Spiel bezieht sich das Innviertler Volksrätsel:

Runklte, bunklte übar dö Bân,
Runklte, bunklte auf dar Bân,
Wenn Runklte, bunklte brecha tat,
Wer Runklte, bunklte mâcha tat?[6]

Am Ostersonntag beginnt das Bockhäuteln und kann bis Georgi ausgedehnt werden. Es wird mit Stäben auf einen Wiesbaum losgetrommelt. Bisweilen ist dies Burschenrache für einen von einem Mädchen erhaltenen Korb, was als „Bockshaut" bekommen umschrieben wird.

Vorwiegend dem Ostermontag gehört der „Osterspaziergang" an, der freilich in letzter Linie im Wirtshaus endet. Die Godenkinder gehen ebm aus, nach Emmaus — zu den Gödenleuten, von denen sie bewirtet werden, ähnlich wie am Weißen Sonntag, am Anlsonntag, die Großeltern den Enkeln auftischen.

In leiser Erinnerung leben auch noch die einst von den Predigern gepflegten Ostermärlein.[7]

Der Bedeutung des Weihnachtsfestkreises für die Volksdichtung steht Ostern zur Seite. Trotz ihrer ergreifenden Tiefe haben die heimischen Osterlieder nicht die sorgsame Sammelpflege erfahren, wie sie Pailler den Weihnachtsliedern angedeihen ließ. Das Stubenberger Liederbuch enthält auch aus dieser Gruppe herrliche Schätze der Volkskunst, sie werden im nächsten Jahrgang der Heimatgaue mitgeteilt werden. Das auch bei uns einst lebhaft gepflegte Osterspiel verlor sich allmählich im 19. Jahrhundert, mit ihm sind unwiderbringliche Werte aus der Tiefe der Volksseele dahin. Baumgarten bezeichnet das Volksschauspiel als bereits verschwundenen Brauch und führt selbst ein Passionsspiel aus dem Jahre 1765 an. Eine „Action von H. Floriano mitt sambt dem Passion vermengt" wurde noch 1770 im Mühlviertel aufgeführt, über sie will ich im nächsten Jahrgang berichten.[8]

Dies ist der Überblick über die in unserer Heimatliteratur veröffentlichte Osterüberlieferung. Es sind darin weite Gebiete unseres Landes überhaupt nicht

[1] Sartori, Sitte und Brauch, 3. Teil, S. 159. — Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 3. Jhg., S. 38 ff.; 4. Jhg., S. 226 ff.; 25. Jhg., S. 215 ff.

[2] Sartori, a. a. O., S. 159 f.

[3] Pachinger A. M., Osterkarten. Unterhaltungsbeilage der Linzer „Tages-Post", 1907, Nr 13.

[4] Siehe: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 3. Jhg., S. 160. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 14. Jhg., S. 183. — Ebenda, 11. Jhg., S. 128. — Vgl. Sartori, a. a. O., S. 160 f.

[5] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 7. Jhg., S. 392.

[6] Ebenda, 20. Jhg., S. 84.

[7] Ostergelächter: Sartori, a. a. O., S. 167.

[8] Vgl. Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, 1. Bd., 1899, S. 353 f. — Schiffmann K., Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns. Linz 1905, S. 16 u. f. — Rößlböck J., Ueber Schauspiele im 17. und 18. Jahrhundert zu Rohrbach. Unterhaltungsbeilage der „Tages-Post", 1909, Nr. 45.

vertreten, weil sie eben volkskundlich noch völlig unerforscht sind. Wohl zu beachten ist auch, daß die Quellen vielfach erst gründlicher Nachprüfung und Ergänzung bedürfen. Mancher beachtenswerte Zug ist bei der Zufälligkeit bisheriger Beobachtung nicht oder ganz ungenügend zu Wort gekommen. Auf das Sonderwesen unserer einzelnen Viertel einzugehen, gestattet die bisher festgestellte Überlieferung nicht. Leider sind die grundlegenden Darstellungen Baumgartens,[1] der Heimat- und Volkskenntnis mit gewissenhaftem Forscherdrang verband, Jahrzehnte lang ohne gleichwertige Nachfolge geblieben und auch die erstarkende Heimatbewegung, die nun etwa auf ein Jahrzehnt zurückblicken kann, hat es zu fruchtbarer, aber nur zersplitterter Sammeltätigkeit gebracht, die noch keine abschließende Zusammenfassung erlaubt. Wissenschaft, Schule und Heimatschutz brauchen aber dringend ein Heimatbuch über Sitte und Brauch, das auf umfassendere Grundlagen aufgebaut ist. Zur vorhandenen Literatur muß in reger Sammelarbeit die Feststellung dessen kommen, was noch und wie es im Volke weiterlebt. Erst dann kann die nötige Anknüpfung an das gesamte deutsche Volksgut erfolgen, dem es doch nur als — freilich uns nächster und liebster Teil angehört. Die Heimatüberlieferung ist ja ein Stück Geschichte, ist Herzblut unseres deutschen Volkes. Sie führt im Ausschnitt der Landschaft und des Stammes seine Art und Sonderheit vor und bedeutet darum für Heimatsammler und Heimatleser ein Stück deutschen Selbstbesinnens.

Dr. A. Depiny.

Georgi.

Dem ersten Kornbeten am Ostermontag[2] folgt in der Rieder Gegend am Georgitag vor Sonnenaufgang das zweite Kornbeten. Es werden auch Späne von den Holzstücken, die am Karsamstag am hl. Feuer angebrannt wurden, ausgesteckt.[3]

In der Gegend von Grieskirchen werden die Pferde vor Sonnenaufgang aufs Feld geführt und bleiben im Frühtau stehen. Sie sind dadurch gegen Kehlkopfkrankheiten gefeit.[4] Man denke auch an die einstigen Flurumritte vor Sonnenaufgang am Georgitag, wie sie für Kimpling bezeugt sind.[5]

Dy.

Zur Unruhnacht.

Aus Eidenberg.

Die Buben trieben es früher in der Unruhnacht wirklich toll. Einem Bauern versteckten sie den Wiesbaum. Der suchte und suchte und konnte ihn lange nicht finden, da ihn die Buben in den Rauchfang gesteckt hatten.

Bei einem anderen Hause waren Holzbürdel aufgeschlichtet. Am Pfingstmontag hingen sie aber alle gleich Äpfeln an den Bäumen des Hausgartens, denn es hatte bei Nacht „g'unruht". Vor Wirtshaustüren türmte man gern die Tische auf, während man in anderen Häusern die Leute dadurch gern einsperrte, daß man vor den Türen Holz aufschlichtete.

Zur Zeit als noch der Flachsbau und damit die Weberei in Blüte stand, die Bauern viel Leinwand auf der Bleiche hatten und sich eigene Bleichhüter (Bläachhierta) hielten, sollen die Buben in der Unruhnacht die Bleichhütte samt dem schlafenden Hüter weggetragen und auf den Kirchplatz gestellt haben. Das machte unter den Kirchgängern großes Aufsehen. Der erwachte Hüter aber zog unter Gelächter ab und überließ die Hütte ihrem Schicksal.

Daß die Unruhnacht der letzte Überrest eines Dämonenumzuges ist, zeigt vielleicht das früher in Opping[6] übliche Schnalzen

[1] P. Amand Baumgartens (1819 bis 1882) in den Heimatgauen schon oft herangezogene Arbeiten:
1. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Jhb. Kremsmünster 1860.
2. Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns (Museumsberichte Linz). I. 1862; II.—VIII. 1864. IX. 1869.

[2] Heimatgaue, S. 287.

[3] Kreuzhub, Pfarre Hohenzell bei Ried i. J., mitgeteilt von Wilhelm Priller (Ried i. J.).

[4] Kematen bei Grieskirchen; mitgeteilt von Fräulein Marianne Nowak (Linz).

[5] Schärdinger Heimat 1911, S. 182 — Ueber Georgi vgl. Sartori, Sitte und Brauch, III, S. 167 ff. — Oberösterreichische Ueberlieferung: Baumgarten, Das Jahr und seine Tage. Jb. 1860, S. 23 f. — Derselbe, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung, Museumsbericht 1862, S. 32, 61, 156. Die öst.-ung. Monarchie, Band Oberösterreich, S. 151. — Braunauer Heimatkunde, 12. Heft, S. 59. — Schärdinger Heimat, a. a. O.

[6] Mitgeteilt von Frau Katharina Mayer, Bäurin in Eidenberg.

am Pfingstmontag. Die Schulbuben zogen zeitlich in der Früh, mit Geißeln schnalzend, im Orte auf und ab. Wurde das letzte Mal geschnalzt, so hieß der, der den letzten Schnalzer machte, das ganze Jahr der Pfingstlümmel.

Otto Klinger (Eidenberg.)

Lehrer Klingers Ausführungen, die aus der Überlieferung von Eidenberg bei Gramastetten geschöpft sind, ergänzen abrundend die Mitteilungen von P. Amand Baumgarten, Johannes Winkler und Johann Mayrhofer über die Unruh- oder Bosheitsnacht.[1]

Das Austollen des Übermutes in der Pfingstnacht ist ein auch sonst beobachteter Brauch. Baumgarten belegt ihn im angeführten Zusammenhang; aus dem Innviertel berichtet er das von Mayrhofer erwähnte Zerlegen eines Wagens und Zusammensetzen auf dem Dachfirst. Aber auch in der Überlieferung anderer Stammesgebiete können wir Ähnliches beobachten.[2] Hörmann z. B. teilt derartige Stücklein aus Tirol mit und im norddeutschen Marschland wird in dieser Nacht verschleppt, was los und ledig ist. Handwerksschilder werden vertauscht, Bänke versetzt, Wagen zerlegt und auf den Dachfirst des Besitzers gebracht und häufig sodann mit Dünger beladen.[3]

In den verschiedensten Gegenden gesellt sich oft zu dem launigen Unfug das Lärmmachen, das Peitschenknallen.[4] Es zeigt uns, daß der zumeist erloschene oder erlöschende Pfingstnachtbrauch auf uralter Überlieferung fußt und das letzte Ausklingen einstiger Dämonenabwehr ist. So führt uns ein Brauch unserer engeren Heimat in seinen Zusammenhängen in die fernsten Striche deutschen Landes und in die früheste, nur von derartigen Quellen erhellte Vergangenheit unseres Volkes, wie ja überhaupt die Heimatkunde immer wieder in den weiteren Gedanken der Deutschkunde mündet.

[1] P. A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage. Jb. 1860, S. 26. — J. Winkler, Das Jahr und seine Tage. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 58. — J. Mayrhofer, Die Unruhnacht. Heimatgaue, 1. Jahrgang, S. 190 f.

[2] Sartori, „Sitte und Brauch." 3. Teil, S. 190 f. Literatur: S. 191, Anmerkung 2.

[3] L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben. Stuttgart 1909, S. 95 f. — L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. Aufl. Oldenburg 1909. 2. Bd., S. 79 f.

[4] Literatur: Sartori, a. a. O., S. 190, Anmerkung 1.

Auch der Pfingstlümmel ist ein weit bekannter Geselle. Sonst wird der Name häufig dem zuerkannt, der zuletzt aufsteht.[5] Ähnlich wird in Niederbayern der Knecht, der zuletzt austreibt, Wasservogel genannt[6] und in Mecklenburg der am Pfingstmontagsmorgen ertappte Langschläfer Pfingststoaß.[7] Dy.

Der Sonnwendtag.

Aus dem mittleren Mühlviertel.

Na, sein tuts do wås, ma kann mäla (melken) wås ma wül, es geht håelt kåan Müli her. Wer dås net mitmåcht, der glaubts net; åwa netta wiar vahext is in ganzn Ståll und i måan di is ganz bestimmt. So sagte der alte Huemer (Bauer in Puchenau) und mit dem Worte „die" meinte er seine Nachbarin, die Edholzerin, die im Rufe einer Hexe stand.

Es schien auch so zu sein. War das Vieh des Huemer abgemagert und gab es statt Milch Blut, so war das Vieh der Edholzerin um so schöner und Milch und Butter waren im Hause in Überfluß.

Der Huemer ließ einen Mann kommen, der gegen die Hexen „anbrauchen" konnte. Der Mann geht in den Stall, läßt sich Milch bringen und taucht etliche Male ein Eisenstäbchen ein, das er vorher glühend gemacht. Dabei meint er zum Bauern: Wirst sehn, wenn sis is, wirds volla Krätzn. Einige Tage später sah man die Edholzerin voll Ausschlag im Gesichte. Sie ist es also gewesen, die die Kühe verhext hatte.[8]

Die alte P. von Eidenberg war einmal in jungen Jahren am Tage vor Sonnenwende in St. Veit auf einem Tanz. Erst gegen drei Uhr früh machte sie sich in Begleitung mehrerer Burschen und Mädchen auf den Heimweg. Da führte der Weg die Gesellschaft an einem Hause

[5] Sartori, a. a. O., S. 191. — Innviertel: Konrad Pasch, Erster Beitrag zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Jb. Ried 1873, S. 11.

[6] Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. München 1855. 2. Bd., S. 83. Als Frühlingsbrauch mit bedeutsamem Hintergrunde: daselbst, S. 83 f und bei Anton Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874. 2. Band, S. 106 ff. Vgl. die Verschmelzung des Spottrufes und des Frühlingsbrauches: J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. 2. Ausgabe, 1. Bd., Sp. 436 f.

[7] Strackerjan, a. a. O., S. 80.

[8] Mitgeteilt v. Michael Kaar, Häusler in Ebengasse, Gem. Pöstlingberg.

vorbei, in dem eine angebliche Hexe wohnen sollte. Es war noch finster und als sie an dem Garten, der in der Nähe des Hauses war, vorübergingen, sagte einer der Buben: Dâ schauts, dâ knozt di Hex. Richtig kauerte das Weib in einer Gartenecke und jetzt waren alle überzeugt, daß sie eine Hexe sei, denn am Sonnwendtag vor Sonnenaufgang holen sich die Hexen von Wiesen und Gärten die teuflischen Kräuter und schöpfen wieder neue Kraft.

Im Besitze dieser Hexenkräuter gehen die Hexen nach Hause und fahren auf einem Besen reitend und nackt zum Rauchfang oder zum Dach hinaus. Kein Mensch sieht sie, nur ein Kind, das an einem „neuen" Sonntag geboren wurde, kann die Hexen sehen. Andere aber behaupten, man könne die Hexen sehen, wenn man am Sonnwendtag während des Gebetläutens auf einem Kreuzweg stehend durch ein Astloch schaut.

Alles mögliche „bausieren"[1] die Hexen an diesem Tage. Besonders abgesehen haben sie's auf das Futter für die Tiere. Darum soll man an diesem Tage kein Grünfutter in das Haus bringen und sollte es unbedingt notwendig sein, so muß es schon am Vortage gemäht werden.

Auch die Milchkrüge darf man nicht über Nacht im Freien lassen, da sonst die Milch verhext wird. Sollte es an diesem Tage die Mutter übersehen und die Kinderwäsche über Nacht im Freien hängen lassen, so bekommt das Kleine das „Nâchtgschrâa". Früher war es üblich, das Schweinefutter im Sautrog mit Hagedorn (gemeint sind Dornen der Hundsrose) zu schlagen, ehe die Schweine davon fraßen.

Ganz besonders abgesehen haben es die Hexen auch auf die Felder und ganz besonders auf das Haarfeld. Es werden deshalb am Sonnwendtag die geweihten Kränzlein vom Kranzl-(Fronleichnams-)tag in das Flachsfeld gesteckt und schon vor Sonnenaufgang der Haar grün gemacht, was man das „Hâargren" nennt. Steckt in der Mitte des Feldes das Kranzl, so werden um das Feld herum noch grüne Fichten-, Hasel- oder Erlenzweige zum Schutze gegen die Hexen gesteckt.

[1] bausieren = mundartlich soviel wie Hexenkunst treiben.

Von den Getreidefeldern verschaffen sich die Hexen den dritten Teil durch den „Durchschnitt" (Bilmesschnitt). Da schreitet bei Nacht die Hexe mit Sicheln oder Sensen an den Füßen „überecks" durch die Felder der ihr mißliebigen Bauern und schneidet einen Streifen Korn ab. Leute, die solche Durchschnitte gesehen haben, behaupten, die Durchschnitte hätten eine ganz verschiedene Breite, sind oft nur fingerbreit und manchmal so breit wie ein Fußsteig. Begnügt sich die Hexe mit weniger als einem Drittel, so zieht sie den Durchschnitt nur durch einige Acker des Feldes, soviel sie eben haben will. Sieht der Bauer in seinem Felde den Durchschnitt, so erschrickt er, denn er weiß, es mag das Korn noch so schön sein, vom Ertrag hat er nicht viel; bringt er das Getreide in den Kasten, so wandert ein Drittel davon ungesehen in den Kasten der Hexe.

Manche Bauern sind ratlos und bringen das Getreide lieber nicht heim; bei uns weiß man sich aber davor zu schützen. Ein Teil der abgeschnittenen Halme wird in ein Bündel gebunden, mit Weihwasser besprengt und verbrannt. Außerdem muß man armen Leuten ein Stümpfel (kleiner Sack) Mehl, ein paar Laibe Brot und einige Renken Fleisch schenken.

In Rudersbach (bei Hellmonsödt) führt man ruhig das Getreide ein, nur eines darf man nicht vergessen. Mit der Fuhre darf man nur rücklings in den Stadel fahren und vorwärts heraus. Auch muß man im Stadel vorher „grüne" Fichtenzweige auflegen. Hat man dies alles beobachtet, dann ist die Hexe um den Ertrag gebracht.

Die Durchschnitte treten gerade in den Tagen um die Sonnenwende häufig auf.

Noch ein anderes Mittel hat das Volk, um sich vor den Hexen zu schützen: die Sonnwendfeuer.

König Herodes sandte einst seine Kriegsleute aus, nach dem hl. Johannes zu fahnden. Ein auflohderndes Feuer sollte dem König Nachricht geben von der Gefangennahme. Da loderten auf einmal nach allen Seiten Feuer auf und verwirrten die ausgesandten Krieger und auch den König. Johannes war für diesmal der Gefangennahme entgangen.

Daran erinnern nach dem Volksmund bei uns die Feuer.

So lodern auch bei uns die Johannesfeuer, aber — und das verdanken wir dem Krieg — nur wenig konnte man heuer sehen, während man vor dem Kriege vom Lichtenberg aus über 200 zählen konnte.

Alt und jung umsteht die Feuer, zu einer Ziehharmonika wird gesungen und gejodelt. Die Buben laufen mit brennenden Besen und sie müssen weit laufen, denn soweit sie laufen, soweit können auch die Hexen nicht schaden. Ist das Feuer niedergebrannt, wird gesprungen, einzeln und zu Paaren. So hoch die Mädchen springen, so hoch wird der Haar; versengt sich aber ein Mädchen die Haare, so wird der Haar kurz und schlecht. Lassen die Paare beim Sprung durch das Feuer nicht aus, so gilt das als Zeichen der baldigen Heirat. Springt aber jemand zu kurz, also in die Glut, so kündet dies nahendes Unglück an. Die Mütter gehen mit den Kindern Feuer schauen, denn neun soll man sehen, um noch ein Jahr zu leben. Sind die Brände erloschen, versammelt man sich in einem Haus und huldigt dem Tanze.

An den heidnischen Feuerbrauch erinnert noch eine Art Speiseopfer, wie alte Leute zu erzählen wissen. Die Bäuerinnen pflegten früher alle Reste von Mehl, Schmalz und Milch zusammenzusuchen, rührten davon einen Teig an und darein getunkte Brotschnitten wurden im Feuer des Herdes verbrannt. An die Stelle der Speisenverbrennung mag das Essen getreten sein. Überall werden Krapfen gebacken, von denen man neunerlei essen soll: Germ-(Bauern-), Holler-, Brennessel- und Kleekrapfen, Schneidafleck, Schneeballen, Semmelkrapfen, Gebackene Mäuse und Butterkrapfen. In keinem Hause gibt es alle, jetzt oft nicht einmal eine Art.

Am Sonnwendtag bringt man auch vor Sonnenaufgang den „Daura" (Katzenpfötchen) heim und steckt ihn hinter Kreuz und Bilder; er schützt das Haus vor allem Unheil.[1]

Lehrer Otto Klinger (Eidenberg).

Der Waldmann.

In der Gegend von Kematen bei Grieskirchen tragen Buben heute noch am Sonnwendtag eine mit Bändern und Papier gezierte Stange vor einem geschmückten Schubkarren, auf dem ein mit Tannenreisig geschmückter und durch Ruß unkenntlich gemachter Junge, der Waldmann sitzt, einher. Buben und Mädel laufen nach und rufen:

Waldmann, Waldmann, Birbam, Büli,
Trinkt der Waldmann saure Müli,
Saure Müli, Bier und Wein,
Wird der Waldmann lustig sein.

Dabei werden Krapfen und Äpfel verteilt.

Der Spruch wurde ursprünglich beim Einsammeln des Holzes für das Sonnwendfeuer vom Waldmann selbst, einem in „Tångrassat" gekleideten Knaben, hergesagt und nimmt in der von Baumgarten aus Wolfseck mitgeteilten Fassung[2] auf das Einsammeln klaren Bezug:

Wäldbam, Wäldbam wüli,
Trink a saure Müli,
Bier und Wein, Bier und Wein,
Kån da Wäldmann scho brav lustig sein.

Marianne Nowak (Linz).

Peterlverbrennen.

Aus der Laakirchener Gegend mitgeteilt.

Der Peter- und Paultag, der 29. Juni, einer der Unglückstage des Jahres, hat viel von Johannisbrauch und Sonnenwende übernommen.[3] Hiezu gehört das auch über unser Stammesgebiet hinaus bekannte Verbrennen einer Strohpuppe.[4]

In der Johannisnacht sprüht überall auf allen Höhen der Johanniszauber auf.

[1] O.-ö. Literatur: P. A. Baumgarten, das Jahr und seine Tage. Jb. 1860. S. 26 ff. — Derselbe, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. Museumsbericht 1862, S 25 ff., 50, 59, 143, 156. — Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859, S. 308. — K. Pasch, Erster Beitrag zur Kunde der Sagen, Mythen und Bräuche im Innviertel. Jb. 1873, S. 11 f. — J. Aichberger, Die Schulsprengel des Bezirkes Perg. Grein 1904 S. 12 f. — Die öst.-ung. Monarchie, Band Oberösterreich, S. 154 ff. — Rolleder A., Heimatkunde von Steyr. Steyr (1894), S. 78. — Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 6. Jhg. S. 135. — Mühlviertler Beiträge: I, 58, 92. — Schärdinger Heimat: 1910, 101; 1911, 182 f. — Braunauer Heimatkunde: VI, 88; VIII, 28. — Rieder Heimatkunde (kl.): VIII, 202. — Eferdinger Jahrb. 1910, S. 67 f. — Im allg. vgl. Sartori, Sitte und Brauch, III, 224 ff. Dy.

[2] Aus der volksmäßigen Ueberliefernng. 1862, S. 27.

[3] Peter und Paul in Oberösterreich: P. Amand Baumgarten, Das Jahr und seine Tage. Jb. 1860, S. 28. — Derselbe, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. Museumsbericht 1862, S. 29. — Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 95. — Rolleder Anton, Heimatkunde von Steyr (1884), S. 78.

[4] Vgl. Paul Sartori, Sitte und Brauch. 3. Teil, S. 237.

Kaum ist er erloschen, rüsten sich die Burschen, die Peterlfeuer zu richten. Mit diesen hat es seine eigene Bewandtnis. „Peterstag, Magdaleni und Dreifaltigkeitssunta ghern zsäm, weil gern a Unglück gschiacht",[1] sagt der alte Bauer und setzt mit nachdenklichem, erfahrungsreichem Nicken fort: „Da Peta is a Lump, weil ällmäl a Feua is." (Es entspricht tatsächlich der Erfahrung, daß um diese Zeit viele Hausbrände vorkommen.) Dem „Petalumpen" will man die Bosheit austreiben, das Feuer kommt ihm bei.

Am Vorabend des Tages St. Peter und Paul (29. Juni) kommen nach getaner Arbeit die „Gsellschaften" (Zöchn, Passn), lauter Burschen, zu Scherz und Lust aufgelegt, zusammen und schlichten auf einem günstig gelegenen, weithin sichtbaren Platze unter Johlen und Späßen einen hohen Holzstoß auf bis zu 3—4 m Höhe. Es ist der Stolz jeder „Gsellschaft", den höchsten Feuerstoß errichtet zu haben. Unterdessen wird in einem Bauernhause von einigen Burschen der „Peterl" hergerichtet. Dieser Peterl — das verkörperte Unheil — ist eine mannsgroße Strohpuppe, angetan mit alten Kleidern. In seinem Innern birgt er ein großes Holzscheit, das mit Pulver gefüllt ist. So die Vorbereitung.

Der Peterstag ist ein großer Feiertag. Von den Hausleuten versäumt keines den Kirchgang, nur die Bäuerin bleibt daheim und bäckt große, fette, braune Peterskrapfen. Vor dem Essen schon prüft der Bauer mit sorgendem Blicke die noch lichten Wolken, die sich über dem Höllengebirge zusammenballen und die eine unsichtbare Hand in der zitternden Mittagshitze des Juni langsam heraufschiebt. Da gibt's ein altes Wetterspröchlein, das der Bauer — die Pfeife im rechten Mundwinkel — halblaut murmelt: „Entweder kimt da Pederl mitn Schifferl oder er fährt mitn Schifferl. Wäns äm Pederltäg regnt, wird da Schnitt spät, bleibt's schön, is da Schnitt bäld!"[2] Daher sein sorgsam beobachtender Blick zum Himmel.

Heute beeilt sich die Bäuerin sonderlich mit dem Krapfenbacken. Denn diese guten Dinge, der Festschmaus muß vor 12 Uhr gegessen sein. Beim 12 Uhr-Läuten läuft alles hinaus, kniet unter die Bäume, betet den englischen Gruß, denn am Tage Sankt Peter und Paul gibt der Papst in Rom seinen Segen nach allen vier Himmelsgegenden allem Volke, das ihn empfangen will.

Spät am Nachmittag wird der „Peterl" in einer lustigen Prozession unter Jauchzen und Jubeln von klein und groß zum Scheiterhaufen getragen, dort wird er auf den Holzstoß gestellt und es wird unter viel Späßen und Gesang die anbrechende Dunkelheit erwartet.

Nach Sonnenuntergang zünden die Burschen den Stoß an allen vier Ecken an. Wenn dann das Feuer hoch auflodert, ertönen Jauchzer und Freudenschüsse durch die Stille des Feierabends. Plötzlich verstummt alles und mit Spannung erwarten alle die „Explusion" des Peterl. Bum — tschin! Ein Knall — sprühende Holzstücke im weiten Umkreis und sofort stimmt der Freudenjubel des Volkes mächtig ein; es ist als sei mit dem „Peterl" alles Unheil in die Luft geflogen.

Wenn das Feuer niedriger wird, nimmt der Bursch sein Mädl an der Hand und beide springen mit einem hellen Jauchzer unter dem frohen Klatschen der Zuschauer übers Feuer. Immer mehr sinkt der Holzstoß zusammen, die Flammen flackern schon müde, das Feuer erlischt, da zieht Bursch und Mädl in ein befreundetes Bauernhaus, wo unter Gesang und Tanz die Gastlichkeit des Bauers bis zum frühen Morgen genützt wird.

Aus dem Austragstüberl sieht Großvater und Großmutter hinaus und zählt die Feuer, denn wer neun Petersfeuer sieht, lebt noch lange.

Im „Peterlverbrennen" steckt ein frohes Stück deutschen Volkstums, das wert ist, erhalten zu bleiben.

Lehrer Franz Prillinger
(Laakirchen.)

---

[1] Vgl. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. I. Museumsbericht Linz 1862, S. 50.

[2] „Wenn's am Peterstag regnet, so regnet es Dieb und Mäus", Baumgarten, ebenda. Auch sonst bekannt. Vgl. z. B. Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien. I. Leipzig 1903, S. 134. Peter und Paul gelten auch als Schutzpatrone gegen Blitz und Hagel. Vgl. J. H. Albers, Das Jahr und seine Feste. 3. Auflage. Stuttgart 1917, S. 261 f. — D. H. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 158. — In diesem Zusammenhang beachtenswert ist die Sage, die Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung, a. a. O., S. 60, vom Rachebliz erzählt.

Bauernregeln vom Peterstag: Schärdinger Heimat, 1901, S. 101. Dy.

Sympathie-Mittel.

Aus der Gegend von Laakirchen.

Obwohl das Vertrauen zur heilkundlichen Wissenschaft des Arztes immer tiefer bis in die letzten Kreise des Volkes gedrungen, so nistet doch dort und da und nicht allzu selten ein naiver, fester Glaube an die zahlreichen, oft recht wunderlichen Sympathie-Mittel. Hier und dort lebt ein grauhaariges Weiblein oder ein Mann, von dem sich die Wissenden zuflüstern: „Der kann's!" Was kann er? Ein- ums andremal sieht man auf tunlichst unbelauschten Pfaden Menschen in sein Haus kommen, die einen mit festem Vertrauen, die anderen mit Zweifel in Blick und Gebaren — doch alle wollen dasselbe — Heilung von einem Übel.

Es ist schwer, diesen Heilkundigen ihre Mittel abzulauschen. Sie bewahren sie geheim wie einen Schatz, der auch vererbt wird von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter. Man muß diesen Menschen, die vom Volksvertrauen getragen sind, und sich ihrer Wichtigkeit als Helfer in allen Anliegen bewußt sind, einen felsenfesten Glauben zeigen und eine hohe Achtung vor ihrem Wissen. Das gilt von den „Anbrauchern" (Wenderinnen) und Kurpfuschern.

Doch es gibt auch Sympathie-Mittel, die allgemein bekannt und gegen Übel an Mensch und Haustier gebraucht werden. Mancher, der über sie lacht, versucht sie insgeheim. Vielfach sind diese Mittel herübergekommen aus alter Zeit und sie haben sich größtenteils durch Überlieferungen, doch auch in schriftlichen Aufzeichnungen erhalten.

Es sollen nun eine Reihe solcher Sympathie-Mittel angeführt werden:

1. Blutstillen. Hat sich jemand bei einer Arbeit oder Rauferei derart verletzt, daß er durch die starke Blutung der Wunde in Gefahr kommt, so kann das Blut auf folgende Art gestillt werden. Ein fraunbildleder Zehner, 's Kindl muß rechts sein, wird auf die Wunde gelegt und dabei gesprochen:

„Glückselige Wund,
Glückseli e Stund,
Glückselig der Tag,
Wo Jesus Christus geboren war.
Vater, Sohn und heiliger Geist."

(Amen darf nicht gesprochen werden.) Dann drei Vaterunser — bis auf „also auch auf Erden".

Das ganze ist dreimal zu wiederholen.

2. Fingerwurm oder Beißer. Den Beißer kann man nicht „dadrucka, net mit da Beißzäng". Man muß zwischen zwei Frauentagen (Marienfesten) drei lebende Maulwürfe mit dem Daumen und Zeigefinger erdrücken; der das kann, ist fähig, den Beißer zu heilen.[1] — Es geht nun ganz leicht. Man nimmt den kranken Finger ganz leicht mit Daumen und Zeigefinger und spricht:

„I dadruck di — im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes wie 72 Beißer und Würmer."

Geht der Finger auf, so ist gesalzener Eidotter (Salz zweimal soviel als Dotter) aufzulegen.

3. Fieber. Das Hemd des Kranken wird umgekehrt und diesem wieder angezogen. Hernach wird dem Kranken die Hand aufgelegt, sein Taufname genannt und folgender Spruch gesprochen:

„Fieber i dra di,
Fieber i wend di,
Hilf ma Gott Våta,
Hilf ma Gott Sohn,
Hilf ma Gott heiliger Geist!"

Dann werden dreimal sieben Vaterunser und das Glaubensbekenntnis gebetet.

Manchmal wurde auch bei Fieber dem Kranken mit einem Rasiermesser eine kleine Wunde geritzt — bis etwas Blut kam. Hierauf wurden ihm die Fingernägel geschnitten und diese in einen Leinwandflecken eingenäht. Nun wird mit diesem Präparat der Körper gestrichen und dabei der Taufname des Fiebernden gesprochen mit dem Zusatz:

„I nimm alle 72 Fieber . . ."

Die Fortsetzung konnte ich leider nicht erfahren.

4. Ohrenschmerz. Hat man Schmerz in der „Orgel" (Ohr) nimmt man eine Schlöglhacke und hält das Ohr derselben dreimal auf die „Orgel" und spricht:

„Im Namen des Vaters, geh Orgl, geh weg,
Im Namen des Sohnes, i jåg di, jåg di
Im Namen des heiligen Geistes mit der
Håcken weg!"

[1] Beiser, Beisad: Vgl. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. 1862, S. 82 f. Vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. 1. Band, S. 292 f. (Maulwurfspfote gegen Halsweh, Oberösterreich.)

Hierauf wird die Schlöglhacke unter das Bett gelegt.

5. Überbein. Man nimmt einen Stein, umreißt damit dreimal das Bein und spricht:

„Ich habe diesen Stein,
auswend ich dieses Bein,
daß das Bein nicht mehr sticht und nicht mehr schwürt,
solange unsere liebe Frau keinen anderen Sohn gebürt.
Glückselige Wund,
Glückselige Stund,
Glückselig ist der Tag,
an dem Jesus Christus geboren war.
Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes." (Ohne Amen.)

Der Stein muß nun wieder auf seinen alten Platz gelegt werden. Alles das muß bei abnehmendem Mond vor Sonnenaufgang geschehen.

6. Markauszehrung. Man macht mit einer Schnur einen bestimmt geschlungenen Knopf. Mit dem Knopfe streicht man nun vom Scheitel des Kranken angefangen über den Rücken hinunter und spricht:

„Mark ich treibe dich aus
aus deinem Haus.
Im Namen des Vaters . . ."

Man muß dies dreimal hintereinander durch neun Tage hindurch machen.

7. Kropf. Der mit diesem Leiden behaftete geht in einer Vollmondnacht in den Garten und läßt dem Mond den Kropf ansehen, dabei spricht er:

„Lieba Mån,
schau ma mein Kropf ån.
Is a schön,
laßt man stehn.
Is a wild,
nimmst'n mit."

Nachher werden drei Vaterunser . . . gebetet.

Dies muß man in neun Vollmondnächten wiederholen und jedesmal nimmt der Kropf etwas ab.

8. Warzen. Das Warzenwenden geht nur, wenn der Mond „schlupft". Es wird auf vielerlei Art betrieben.

a) Die Warzen sind bei abnehmendem Mond mit der Hand verkehrt zu umreißen und dabei die Worte zu sagen: „Herr Mond, nimm ma meine Warzen ån, bist wieda kimmst, daß is nimma hån. Im Namen . . ." (Ohne Amen.)

Dreimal hintereinander.

Der Mond muß unbedingt auf die Warzen scheinen.

b) Hat man eine Warze, soll dieselbe mit einem weißen Seidenfaden abgebunden werden. Der Faden wird bei abnehmendem Mond unter eine Dachtropf gelegt und muß verfaulen, dann schwindet die Warze.

c) Man nimmt einen Faden, der beim Essen geschmiert wurde, bindet ihn über die Warze, spricht dazu: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" und macht nach jeder Namennennung einen Knopf. Auch dieser Faden muß unter eine Dachtropf eingegraben werden.

d) Eine hierortige Anbraucherin und Wenderin fuhr mit einem warzenbehafteten Mädel über die Traun, suchte dort im Walde Schößlinge ohne Zusatz. Die Schößlinge wurden ausgezogen und damit die Warzen dreimal umrissen, Hierauf wurden die Schößlinge drei an der Zahl, verkehrt in die Erde gesetzt. Als nun die Schößlinge dürr geworden, fielen die Warzen ab.

9. Würmer. (Spulwurm, Bandwurm.) Der Kranke wird mit der Hand berührt, beim Taufnamen genannt und folgendes Sprüchlein geleiert:

„Petrus und Johannes fuhren aus die Acker,
ackerten drei Furchen, ackerten auf drei Würmer,
der eine weiß, der zweite schwarz, der dritte rot,
waren alle Würmer tot, alle Würmer tot.
Im Namen des Vaters . . .". (Ohne Amen.)

Der Spruch wird dreimal wiederholt.

10. Leibschaden. Es wurde eine junge Eiche gespalten und der Leidende durchgezogen, natürlich wurde die Eiche auseinandergehalten. Gesundet die Eiche, die wieder fest zusammengebunden wurde, so heilt der Leibschaden; wird der Baum dürr, stirbt der Kranke.

11. Brüche wurden geheilt, indem man in eine junge Eiche Nägel einschlug und ein Sprüchlein sprach. (Konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.)

12. Fraisen. Ein geradezu sicheres Heilmittel gegen die Krankheit ist das

Kunigundewasser. Es wurden daher am Kunigundetag, falls es regnete, viele Schüsseln ins Freie gestellt, das Regenwasser aufgefangen und gut aufbewahrt.

13. Geschwulst. Hat man eine geschwollene Hand, so nimmt man eine Waldschnecke und macht mit derselben dreimal das Kreuz über die Hand und die Geschwulst verschwindet.

14. Zahnweh. Bei heftigem Zahnweh soll man sich waschen, zuerst die Hände und dann das Gesicht abtrocknen.

Auch soll es helfen, wenn man einer lebendigen Maus den Kopf abbeißt.

15. Gelbsucht. Man soll zum Mesner gehen und in den Kelch schauen, oder gelbe Rüben aushöhlen und in den Rauchfang hängen, sich drei Dukaten anhängen und am Leibe tragen wird ebenso Hilfe bringen.

16. Talgdrüsen. Wenn man fett gegessen hat, reibt man mit dem Finger die Teller ab und schmiert sich die kranke Stelle ein.

Der Wohlstand eines Bauernhauses hängt hier an erster Stelle vom Gedeihen des Viehes ab. Deshalb wird über die Gesundheit der Haustiere ängstlich gewacht. Ebenso zahlreich als die Mittel, die den Menschen helfen, sind die Arten des Anbrauchens beim Vieh.

17. Hat eine Kuh ein geschwollenes Euter, so nimmt man Rahm und Branntwein, rührt beides gut durcheinander und streicht damit das Euter ein, auch linder Straßenkot ist ein vortreffliches Mittel.

18. Wenn sich ein Stück Vieh „ausroadelt" (Glied auskegelt), treibt man das Tier auf die Wiese. Den Wasen, worauf das kranke Bein steht, schneidet man aus der Erde, trocknet ihn und verbrennt ihn dann.[1]

Wenn sich ein Stück Vieh einen Fuß auskegelte oder ausbog (änroadln), ging der Bauer mit der Kette, an der das Vieh im Stalle hing, zum Anbraucher. Dieser poadelte (band) die Kette an eine Säule des Stadels, und zwar an jener Seite, wo sich das Vieh verletzte und „poadelte" solange, bis die Glieder der Kette krachten. Beim „Anroadln" wurde gesprochen: „Im Namen des Vaters ...." (Amen nicht). Die Kette wurde zwei bis drei Tage an der Säule gelassen.

Oft waren 100 Ketten beim Anbraucher beisammen. War das „Weh" gut, wurde die Kette durch den Bauer abgeholt und dem Anbraucher ein Trinkgeld verabreicht.

19. Unangenehm ist's für die Landwirte, wenn die Kuh bei Nacht das Kalb wirft. Um dies zu verhüten, soll man die Kuh, bei welcher ein Kalb erwartet wird, an einem „Pfingsta" (Donnerstag) zeitlich früh melken, dann kälbert die Kuh untertags.

Neid und Mißgunst eines Menschen können dem Nächsten durch den bösen Blick und das Verneiden (den bösen Wunsch) Schaden bringen. Das „Schadn" ist im Volke sehr gefürchtet. Die junge Mutter gibt ihrem Kindlein etwas Rotes ans Körperlein, ein Korallenarm- oder Halsbändlein, ein rotes Kreuzlein oder Ringlein, oder ein rotes Band, damit ihm niemand „schaden" kann.

Der Arbeiter, der ein gutes Mittagessen in dem Eßkorbe findet, gibt seinem Genossen ein „Neidsbröcklein", daß ihm dieser die Kost nicht verneide. Hat er's übersehen und den Neidsbrocken nicht gegeben, so verneidet der mißgünstige Geselle ihm die Speise derart, daß ihm vor ihr ekelt und er sie lange nicht essen mag oder sie erbrechen muß. Hat der Esser Angst, daß ihm jemand schadet, so kann er sich auf ganz einfache Weise helfen: er schlägt beim Essen die Füße übers Kreuz.

Böswillige können einem sogar an der Gesundheit „schadn" und einem dadurch eine bestimmte Krankheit an den Hals schicken.

Man erkennt es, daß einem geschadet wurde, indem man sich die Stirne belecken läßt. Ist sie sauer, so muß man „wenden" gehen, weil man einen „Schaden" hat. „Da Wenda" bedient sich verschiedener Sprüche, Gebete, Gegenstände, Grimmassen bei seinem geheimnisvollen Tun. So ist ihm z. B. der erste Hufnagel von einem Pferd, das zum erstenmal beschlagen wird, von großem Wert. Daher zieht der Schmied diesen Nagel, nachdem er ihn eingeschlagen hat, wieder heraus und behält ihn für den „Wenda" auf, der ihn zum Kurieren der verschiedensten Übel gebraucht. Wenn Kindern geschadet wird, bringt man sie zum „Wenda".

[1] Vgl. Braunauer Heimatkunde. 3. Heft, S. 50. — Zeitschrift für österr. Volkskunde, 3. Jhg., S. 5 f.

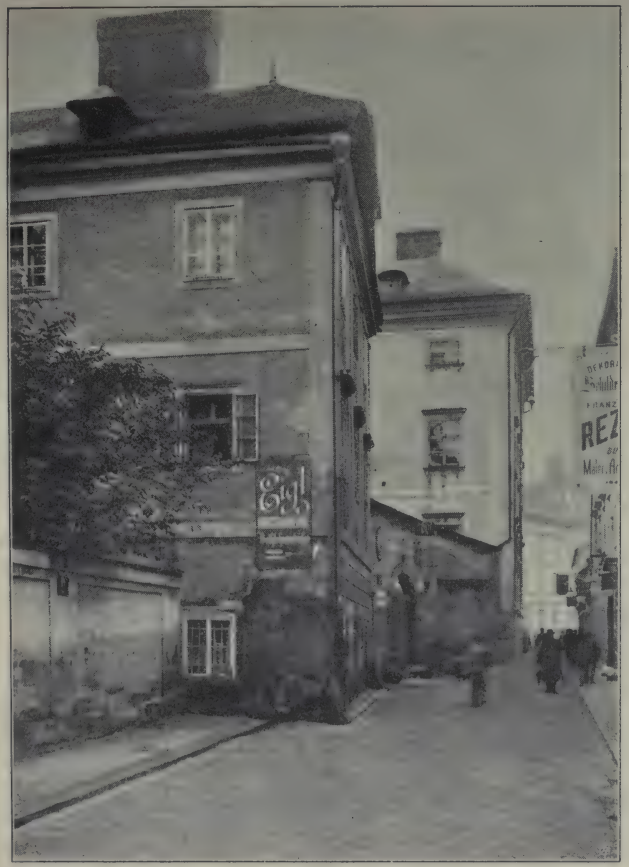


Abb. 1. Linz, Bethlehemstraße Nr. 7, „Nordico“ mit Abschlußmauer.
(U., T.-P., 1910, Nr. 10. — Abb. 2 U., T.-P., 1911, Nr. 2.)

Abb. 2. Obernberg a. J., Haus Nr. 57 vor 1914.

Abb. 2. Dasselbe nach der Restaurierung.

Abb. 1. Dasselbe vor der Restaurierung.

Abb. 1 u. 2 Aufnahmen von Franz Scheiblhuber, Obernberg a. J.

Dieser nimmt das Kind, stellt sich mit ihm zur Tür, so daß es in die Stube sieht. Nun kehrt er mit einem Besen den Rücken des Kindes ab und spricht dabei: „Ich kehre Dich ab im Namen des Vaters ....“ (ohne Amen), wiederholt es dreimal und spuckt zum Schluß bei der Tür hinaus.

Ein Wendemittel gegen Schaden ist folgendes: der „Wenda“ legt die Hand auf den Kopf des Betroffenen, nennt ihn mit dem Taufnamen und spricht:

„Drei falsche Zungen haben dich geschlossen,
drei heilige Zungen haben für dich gesprochen.
Die erste ist Gott Vater, die zweite ist
Gott Sohn, die dritte ist Gott der
heilige Geist.
Es geben dir dein Fleisch und Blut,
Blut und Fleisch, Fleisch und Blut sei
an dich gewachsen, sei an dich geboren,
sei an dir verloren.
Hat dich überritten ein Mann,
Segne dich Gott und der heilige Cyprian;
Hat dich überschritten ein Weib,
So segne dich Gott und Maria Leib;
Hat dich überschritten ein Knecht oder Dirn,
So segne dich Gott und das Himmelsgestirn.
Der Himmel ist ober dir, die Erde ist unter
dir, du bist in der Mitten, Gott segne
dich vor dem Beritten (Schaden) im
Namen des Vaters .... Amen.“

Wenns erstemal nicht hilft, muß dreimal gewendet werden. (Der „Wenda“ muß einen Vaterunser ... und einen Glaube an Gott ... beten.)

Nicht nur dem Menschen kann geschadet werden, sondern auch dem Vieh. Einem Bauern in Stockham wurde z. B. eine schöne Kuh derart verneidet, daß sich dieselbe das Fleisch vom eigenen Fuße fraß (Wundfressen.)

In diesen Sympathiemitteln, deren es in unserem Heimatlande eine Unzahl gibt, die man aber wegen der angstvollen Verschwiegenheit ihrer Besitzer schwer erfahren kann — ist ein gutes Stück Volkstum enthalten. Es sind Überreste heidnischer Gebräuche. Die Gebetformeln sind nur scheinbar christliches Gewand. Mögen diese angeführten Beispiele vielen Anregung zur Sammlung auf diesem nicht leicht erschöpfbaren Gebiete werden und so unsere oberösterreichische Volkskunde bereichern.

Franz Prillinger (Laakirchen).

Zur Kenntnis der Volksmedizin und Sympathie-Heilkunde enthalten unsere öffentlichen und privaten Sammlungen reiche Belege. In dem umfassenden Werke von Hovorka und Kronfeld[1] z. B. sind die Schätze des Stadtmuseums in Steyr verwertet. Die reiche Braunauer Sammlung wurde bereits in den Heimatgauen[2] behandelt. Ein klarer, buchungsmäßiger Überblick über unsere Museumsbestände wäre eine wichtige Vorarbeit für die Verwertung durch die Forschung. Wegen der Mannigfaltigkeit der Gegenstände bedürfen gerade diese Abteilungen unserer Ortssammlungen der Erweiterung und Ordnung nach grundsätzlichen Gesichtspunkten. Leider fehlt unserem Landesmuseum eine einschlägige Sammlung, die in der Aufstellung ein Muster bieten könnte.

Neben der Sammlung der Gegenstände bedarf es auch noch der Aufzeichnung der Überlieferung und Volksmeinung selbst. Unsere Heimatliteratur enthält bereits Vorarbeiten:

Baumgarten Amand P., Aus der volksmäßigen Überlieferung. Museumsbericht 1862, 1864, 1869 (verstreut).

Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, S. 63 ff.

Zeitschrift für österr. Volkskunde. 3. Jhg., 4 ff.

Braunauer Heimatkunde: 1. Heft, S. 39, 81 ff; 4. Heft, S. 50; 7. Heft, S. 13; 12. Heft, S. 59.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels: 2. Bändchen, S. 45; 3. Bändchen, S. 75; 6. Bändchen, S. 59.

Rieder Heimatkunde, 5. Heft (gr.), S. 20.

Innviertler Kalender auf das Jahr 1912, S. 127.

Dy.

Vom Angfrern.

Im oberen Mühlviertel glauben heute noch viele Leute, daß man in früheren Zeiten jemanden „ångfrern“[3] konnte. Durch Zaubersprüche konnte man angeblich aus Bosheit, Mutwillen oder zum eigenen Vortei jemanden auf der Stelle steif und fest angfrern. Aus den verschiedenen Erzählungen über das Angfrern erkennt man auch, daß sich manche Personen da-

[1] Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908 f. 2 Bände.

[2] S. 45 ff, 203 ff.

[3] Vgl. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 2 Bändchen, S. 45 f.

durch vor Einbrüchen und Diebstählen bei der großen Unsicherheit früherer Zeiten auf dem Lande schützen wollten. Selbst die Diebe hüteten sich vor einem, der im Geruche stand, daß er 's Angfrern könne.

So wurde aus Vorderweißenbach erzählt, daß ein witziger Bleichermeister sich gegen Leinwanddiebstähle dadurch half, daß er einen ortsfremden Mann bezahlte, der dann als scheinbar angefrerter Dieb am Wege stehen mußte, wo gerade Sonntags die Leute aus der Kirche vorbeigingen. Diesem Bleicher wurde nichts mehr gestohlen.

Es gab viele Personen, denen man verschiedene Zaubereien zutraute. Der kann was, den is nöt zan trau, der is nöt laar, solche Redensarten hörte man noch vor 50 Jahren.

So konnten angeblich manche Müller das Angfrern. Wenn man bedenkt, daß viele Mühlen wegen des Wasserfalles als Einzelgehöfte in ganz entlegenen, versteckten Gräben gebaut wurden und bei der großen Unsicherheit früherer Zeiten keine Hilfe zu erwarten war, so war doch die verbreitete Meinung, daß dieser oder jener Müller das Angfrern könne, gewiß ein wünschenswerter Schutz.

Von der Unsicherheit erzählt eine Sage von der Leitenmühle, dreiviertel Stunden von Haslach entfernt in einem wildromantischen Tale. Es mag zur Zeit nach dem 30jährigen Kriege gewesen sein, wo sich Banden von Wegelagerern bildeten und sogenannte Gartknechte ihr Unwesen trieben. Eine solche Bande lagerte unweit der Mühle und sang aus Übermut:

Wia wird hålt da Müllna in da Leitn dakema,
Wån ma eam heut Nåcht sei Türl einrenna.[1]

Ein Hirtenmädel hatte dies gehört, schlich auf Umwegen zur Mühle und erzählte dieses Trutzlied. Die Mühle wurde verschanzt, aus den nächsten Ortschaften Hörleinsöd und Hinternberg wurden Männer geholt, welche die Bande bei ihrer Annäherung mit Flintenschüssen abwehrten.

Eine andere Sage erzählt, daß in eine Mühle im Gesichte geschwärzte Diebe kamen und ungestüm von dem Müller Geld verlangten. Der Müller aber, nicht furchtsam, lud sie ein, sich an den Tisch zu setzen, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen und seinen Schnaps zu kosten. Nach einer Weile waren alle angfrert, der Müller wusch ihnen die Gesichter, wobei er sofort erkannte, daß die Diebe lauter bekannte Männer waren. Nach Lösung des Bannes mußten sie beschämt abziehen.

Auch die Fuhrleute hatten mit dem Angfrern viel zu schaffen, plötzlich stand einer mit Roß und Wagen wie angenagelt und konnte nicht von der Stelle — besonders beim Wegfahren von einem Wirtshause — oft nur aus Bosheit. Doch die alten, erfahrenen Fuhrleute wußten ein Gegenmittel, nahmen die Wagenhacke, schlugen damit vorn an die Deichselstange oder auch an die Speichen des vorderen rechten Rades, auf einmal hört man jemanden jammern, denn durch das Schlagen und die Zaubersprüche des Fuhrmannes wurde der Täter getroffen.

Johann Mayrhofer (Haslach).

[1] Vgl. L. Sieß, Sagen aus dem oberen Mühlviertel, 2. Bchn., 2. Auflage. Rohrbach 1905, S. 39.

Wetterei und Donnerstein.

Die heidnischen Deutschen hingen ungemein zähe an verschiedenen ihnen heiligen Gegenständen, von denen sie Schutz gegen mehrfaches Unglück erwarteten. Die christlichen Sendboten glaubten da oft, diesen Aberglauben nur dadurch beseitigen zu können, daß sie dieselben oder ganz ähnliche Gegenstände weihten, und zwar unter Gebeten, in denen der allmächtige Gott um Hilfe angerufen wurde gegen die Gefahren, vor denen nach Ansicht der Heiden die betreffenden Sachen sicheren Schutz boten. Diese geweihten Gegenstände wurden nun den Neubekehrten gegeben mit der Unterweisung, daß man bei frommem Gebrauche derselben und würdigem christlichen Wandel wegen der über sie gesprochenen Weihegebete von Gott denselben Schutz gegen diese und jene Gefahren erwarten müsse, wie vom Gebete überhaupt. Das waren und sind die kirchlich geweihten Gegenstände, durch welche bei Einführung des Christentums viel Aberglaube in christliches Vertrauen umgewandelt und über-

haupt viel heidnische Sitte christianisiert wurde. Freilich war dabei oft nicht zu verhindern und ist es wiederholt auch heute noch nicht, daß das Volk mit diesen christlichen Dingen wieder den alten Aberglauben verband und verbindet, daß z. B. diese geweihten Gegenstände für sich allein eine helfende Kraft hätten, oder daß da ganz sicher und ohne Bedingung Hilfe eintrete. Gegen solchen Aberglauben haben die Priester aufzutreten und zwar sowohl in der Kirche als in der Schule und es hat sich tatsächlich der Aberglaube unter dem Volke merklich vermindert seit Einführung des Schulzwanges, da durch diesen eine allgemeinere und gründlichere religiöse Unterweisung der Jugend ermöglicht wird.

Zu dem angedeuteten Erbe aus vorchristlicher Zeit gehört auch das heute noch verwendete geweihte Wetterei, das gegen Blitz und Ungewitter gebraucht wird. In älterer Zeit mag wohl bei mancher Eierweihe ein Gebet gesprochen worden sein, was heute nicht mehr der Fall ist. Vielleicht hat nun auch der Donnerstein, von dem in der Anmerkung auf S. 189 der Heimatgaue die Rede ist, die Form des Wettereies. Dies ist um so leichter erklärlich, als sich oft die schwersten Gewitter aus einer kleinen schwarzen Wolke, gleichsam einem Unglücksei, entwickeln. Zu dieser Ansicht stimmt auch ein vor kurzem durch den hiesigen Kaufmann und Postmeister Franz Blumberger gemachter Fund beim Abbruch einer sehr alten Hausmauer, ein künstliches schwarzes Steinei in Form und Größe eines Hühnereies. Das Ei ist unstreitig aus Syenit, der hier in einzelnen Findlingen vorkommt. [1]

Johann Sigl, Pfarrer i. R.
(Kleinzell.)

[1] Der Donnerstein deckt sich wohl mit dem verbreiteten Donnerkeil, der auch den Blitz abhält. Es handelt sich dabei, wie Schmieder im Idiotikon zu Lindemayrs sämtlichen Dichtungen, S. 397, meint, um Meteorsteine oder auch um vorgeschichtliche Gerätefunde, auf die wieder der Syenit weist. (Vgl. Sartori, Sitte und Brauch, II., 13.) Sicherlich haftet aber dem Donnerstein und dem Wetterei gemeinsam die uralte Vorstellung der Blitzabwehr an. Besonders das Ei spielt ja im Volksglauben nicht nur eine uralte, sondern auch eine recht umfassende Rolle. (Vgl. Sartori, a. a. O., III., 142, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, III., 39; IV., 227 ff; VIII., 339; XXV, 115 ff.) — Vgl. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. Museumsbericht 862, S. 58 (Donnerkeil) und S. 64, Anm. 1 (Ei als Gewitterbild), ferner S. 157 (Donnerstein). Dy.

Schneidspäne, eine bäuerliche Liebesgabe.

Eine ganz merkwürdige Liebesgabe, die nur in einem ganz kleinen Bezirke des Salzburger Landes zu Hause ist, sind die sogenannten „Schneidspäne". Man findet diese Sitte in der Gegend von Unken und Lofer und es ist bemerkenswert, daß sie südlich von Lofer wie abgeschnitten aufhört. Der Spende können verschiedene Ursachen zugrunde liegen, am meisten sollen sie wohl zur Anbahnung eines Herzensverhältnisses dienen.

Ein junger Holzknecht sieht eine Sennerin gern und sucht sich ihr zu nähern. Er schneidet mit viel Mühe und Liebe Späne, je breiter, desto schöner. Dazu kann er aber nur das beste Holz benützen, das ihm in diesem Falle der Staat, hier der bayrische, zu dem Zwecke kostenlos zu liefern hat. Ist der Span gelungen, so wird er mit Wasser und Farbstift, in neuerer Zeit auch mit Abziehbildern in einfachster Weise verziert.

Meist gehören fünf Späne zusammen, sie bilden den sogenannten Fünfer und dienen als äußere Hülle der eigentlichen, in einem Bündel gebundenen Brennspäne. Manchmal wird die Zahl der Hüllspäne auch auf sieben oder neun erhöht. Ältere Späne wurden fast durchwegs mit dem Messer hergestellt und selbst Figuren in das Holz geschnitten.

Ist das Bündel fertig, dann überbringt es der Bursche heimlich seiner Erkorenen, wird es von ihr angenommen, so fühlt er sich glücklich. Bei der Verfertigung geht es sehr heimlich zu, denn würde er von anderen gesehen, so erwartete ihn eine höchst unangenehme Hänselei und die Späne wanderten in den Ofen. Der Holzknecht fertigt sie deshalb nicht in der Hütte an, sondern weit draußen im Walde an irgend einem versteckten Plätzchen.

Hat der Werbende Erhörung gefunden, so erwächst für ihn die Pflicht, die Späne nicht mehr ausgehen zu lassen und jedem Bündel neue Zierspäne zu geben.

Diese werden von der Sennerin über dem Herde auf Stangen mit den Bildern nach unten gelegt, sodaß man sie immer sehen kann. Querüber kommen darauf dann die Gebrauchsspäne zu liegen.

Alte Späne werden von der Hitze und dem Rauch ganz braun und schwärzlich und erhalten damit ein ehrwürdiges Aussehen. Wechselt die Sennerin ihren Posten, so nimmt sie auch die verzierten Späne mit. Wird sie aber älter und für die Liebe weniger empfänglich, so läßt sie dieselben auch liegen und sie werden dann von der Nachfolgerin, für die sie keinen Wert besitzen, gefühllos verbrannt.

Endlich werden aber auch solche Späne von einzelnen „Passen", das sind Holzknechtgruppen, die zusammen arbeiten, an Sennerinnen verschenkt, die für sie kochen. Das geschieht besonders dann, wenn sie in größerer Entfernung von ihrer Hütte arbeiten. In dem Falle sorgt die Sennerin in der nächsten Hütte für ihre Kost und zum Danke schnitzt man ihr Späne, die ja in jeder Hütte notwendig gebraucht werden. Immer bilden dann die Zierspäne die Hülle des Bündels.

K. Adrian (Salzburg).

Volkstümliche Spiele.

In Geiersberg und Umgebung waren vor dem Krieg in den ersten Frühlingstagen folgende Spiele beliebt:

1. Das Taubenschießen. Auf einer freien Wiese wurde ein Taubenschlag aufgestellt. Eine Anzahl Schützen versammelten sich und nun wurden alle Tauben aus dem Schlage ausgelassen und verscheucht. Die Schützen trachteten die Tiere zu erlegen, die Beute diente dann zu einem Gasthausschmause.

2. Das Gänsereiten. Eine der Federn beraubte Gans wurde an einer Stange aufgehängt. Burschen ritten zu Pferde vorbei und trachteten, die Gans beim Kragen zu erfassen und sie herabzureißen. Der Hals der Gans war eingefettet, so daß es schwer war, ihn festzuhalten. Außerdem stand vor der aufgehängten Gans noch einer mit einer Peitsche und scheuchte das herannahende Pferd. Hatte endlich einer das Glück, die Gans herabzuziehen, so wurde ins Gasthaus gegangen und die Gans gebraten.

3. Kleestöckerlführen. Auf einen „Radlbock" wurden eine Anzahl Kleestöckerl aufgeladen. 6—8 Burschen fuhren nun um die Wette. Jeder war mit Holzschuhen ausgerüstet und gewöhnlich wurde eine sehr unebene und steinige Bahn gewählt. Derjenige, der mit seiner Last am frühesten am Ziele war, bekam gewöhnlich eine „Lisl" Bier (einen Doppelliter). Bei diesem Spiele kam auch oft ein Schwindel vor, indem sich einer die Kleestöckerl mit Pech bestrich, so daß sie nicht so leicht rollten. (Obernau bei Geiersberg.)

4. Das Holzschuhlaufen war einfacher. Burschen liefen in Holzschuhen um die Wette.

5. Baumkraxeln. Ein Baum, welcher von Ästen und Rinde gereinigt war, wurde aufgestellt. In den Wipfel hängte man verschiedene Sachen, so z. B. Würste, Bretzen, Zuckerwerk. Die Dorfjungen versuchten nun, sich die Sachen zu holen. Der Baumstamm war aber eingefettet, so daß es nicht leicht war hinaufzuklettern. Einer nach dem andern versuchte sein Glück. Doch oft mit Tränen in den Augen mußte er wieder herunter, er hatte keine Kraft mehr. (1912 in Eberschwang abehalten.)

6. Hafenzerschlagen. Ein Tongefäß wurde auf einem Stocke aufgehängt. Einem Buben wurden die Augen verbunden und ein Stock in die Hand gegeben. Er wurde dann einigemal herumgedreht und hatte nun die Aufgabe, mit dem Stocke das Gefäß zu zerschlagen. Infolge des Drehens kannte er sich nicht mehr aus und schlug gewöhnlich eine ganz falsche Richtung ein, worüber die Zuschauer natürlich in ein Gelächter ausbrachen.

7. Bunkelessen. Ein mit süßem Schaum gefüllter Kuchen wurde auf einen kleinen Tisch gelegt. Jungen Buben wurden die Hände rückwärts zusammengebunden, sie stellten sich rund um den Tisch und verzehrten das Gebäck. Den weißen Schaum brachten sie natürlich ins ganze Gesicht, was den Zuschauern Vergnügen machte.[1]

Josef Speil (Geiersberg).

---

[1] Ueber heimische Volksspiele vgl.: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 2. Bändchen, S. 93 f. — Braunauer Heimatkunde. 13. Heft, S. 91 ff. — Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1913, S. 50 ff. — Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 14. Jahrgang, S. 361 ff. und 24. Jahrgang, S. 402 f., 404. — Vgl. auch: Karl Adrian, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Salzburg 1908. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 15. Jahrgang, S. 161 ff. (Gößl).

Das Kleestöckerlführen entspricht dem Salzburger Schubkarrenrennen (Adrian, S. 20). Das Baumkraxeln ist eine verbreitete Maibaumsitte. Vgl. Sartori, Sitte und Brauch. 3. Teil, S. 177. Sie setzt natürlich eine vom Sprossenmaibaum, wie ihn Andree-Eysn, Volkskundliches, Braunschweig 1910, S. 188 f., abbildet, abweichende, einfache Form voraus. Vgl. Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, Band Oberösterreich, S. 143 ff. Dy.

Die Stadelhenne.

Ein alter Mühlviertler Brauch.

1.

Von Nikolaus bis Weihnachten ist gewöhnlich die Zeit des Ausdreschens in solchen Dörfern und Bauerngehöften, wo noch mit der Handdrischel gearbeitet und noch keine Dreschmaschine angewendet wird. Der große Knecht oder Oberknecht fertigt zu dieser Zeit die Stadelhenne an und hält sie in Bereitschaft für den, der beim Dreschen den letzten Schlag tut.

Die Stadelhenne ist eine einfache Schnitzerei aus einer Krautruam (Kohlrübe) oder Halmruam (Wasserrübe), geziert mit Hühner- und Taubenfedern, um den Hals ein Kranzl von alten Hochzeitsbuschen, statt der Füße werden Hölzchen eingesteckt, auf dem Kopf wird ein roter Wollappen als Kamm angebracht und von jeder Getreideart wird eine Ähre befestigt. In manchen Orten wird Drischel, Gabel und Rechen in Verkleinerung in die Henne gesteckt.

Kommt nun der Augenblick des Ausdreschens, des letzten Schlages fürs ganze Jahr, bis wieder das Getreide im Stadel ist, so sind die älteren Dienstboten schlau genug, den Besitz der Henne einem Jüngeren — meist der kleinen Dirn oder dem Hüterbuben — in die Hände zu spielen.

Der Bauer erhebt zum letztenmal die Drischel und hängt sie auf; da nun im Viertakt oder Sechstakt gedroschen wird, gehört eine Aufmerksamkeit dazu, diesen Schlußaugenblick zu erraten und nicht mehr nachzuschlagen. In manchen Orten sagt der Bauer zum Schluß: „Hiazt is gär!" Trotzdem kann noch einer einen Schlag zu viel machen und so der Besitzer der Stadelhenne werden.

Dieses Geschenk ist aber ein Spott für die Unachtsamkeit, der Besitzer wird so lange ausgelacht und getadelt, bis er die Henne an ein Nachbarhaus weitergibt, wo noch nicht ausgedroschen ist. Dort bildet sie wieder Tadel und Spott für das ganze Haus. Das Überbringen einer Stadelhenne ist aber sehr gefährlich, man ist allgemein vor dem Geschenke auf der Hut.

Der Überbringer soll die Henne während des Dreschens mit den Worten in den Stadel hineinwerfen: „Dà hâbts a Stâdlhenn, bràts engs guat und lâßs engs guat schmöcka!" Ist es ganz unmöglich, dies zu tun, so wird die Stadelhenne an einen Ort gelegt, wo sie die Nachbarsleute leicht finden. Der Überbringer muß sodann eiligst heimlaufen, denn es wird von allen Seiten auf ihn Jagd gemacht und wehe ihm, wenn er erwischt wird, es wird ihm derb mitgespielt: In die Bauernstube geschleppt, muß er sich zum Tisch setzen, die Knechte sitzen rechts und links von ihm und lassen ihn nicht mehr aus.

Zuerst kommt die Bewirtung, ist die Bäuerin nicht geizig, so bäckt sie geschwind Eierkuchen. In manchen Orten muß aber der Gefangene eine große Schüssel voll Sälpern (saure, gestockte, geronnene Milch) oder eine Schüssel voll abgrürte Suppen (Säuersuppen) oder eine Schüssel voll Schmalzkoch auseſſen und darf nicht eher aufhören, als bis die Schüssel voll ausgegessen ist und wenn es stundenlang dauert.

Nach dem Essen wird dem Gefangenen durch beide Rockärmel ein langer Stecken durchgesteckt, so daß die Arme wagrecht stehen; das Gesicht wird mit Ofenruß und Wagenschmier angestrichen. Ist es eine Magd, bekommt sie einen niedlichen Schnurrbart, ihr Kopf wird mit Hühnerfedern voll angesteckt, dann folgt der Abmarsch zum Bauernhause, wo der Gefangene bedienstet ist. Vorn wird ihm die Stadelhenne und ein Stück Speck angebunden, auf dem Rücken ein altes Blechgeschirr, Rein und Pfanne, darauf wird getrommelt und Lärm gemacht, daß die Dorfbewohner zusammenlaufen. Sie begleiten den Gefangenen bis zum Hause, vor dem dieser Aufzug endet. Es kommt auch vor, daß der Gefangene auf einem Wagen angebunden und von der Menge nach Hause geführt wird.

Durch das Erwischen des Überbringers der Stadelhenne ist auch der Tadel und Spott wieder vom Hause genommen.

Der Brauch hatte leider oft nachbarliche Feindseligkeiten und Streitigkeiten zur Folge, weil das Maß des Erlaubten bisweilen überschritten wurde.

Im Mühlviertel wird an vielen Orten auch mit der Maschine gedroschen, der Dreschmaschinen-Verleiher fährt von Haus

zu Haus oder die Bauern haben eine gemeinsame, genossenschaftliche Dreschmaschine. Auch da wird manchmal der Brauch der Stadelhenne in der Weise angewendet, daß man eine solche beim Abfahren der Dreschmaschine mitsendet. Wenn der Maschinist die Maschine im Nachbarorte instand setzt und in Gang bringt, kommt er gewiß darauf und sagt: „Då schauts her, då håms eng a Städlhenn gschickt."

An das Ausdreschen schließt sich im deutschen Südböhmen, an der Grenze des Mühlviertels, auch ein Festessen an; nur zum Teil ist es im Mühlviertel unter dem Namen Tendlbois bekannt. Auch bei diesem Festessen muß der verunglückte Stadelhennwerfer wieder Spott erdulden. Während alle Hausgenossen beim großen Tisch fröhlich ihr Mahl verzehren, muß er bei der Stubentürbank essen. Bekanntlich geht um die ganze Bauernstube eine festgemachte Bank, der Teil links von der Stubentür bis zur Mauerecke ist die Stubentürbank, auf ihr sitzen gewöhnlich die Bettler und warten auf ein Almosen; unter dieser Bank ist in manchen Häusern eine Hühnersteige angebracht.

Der Stadelhennwerfer genießt aber doch wieder manche Vorrechte, er bekommt die doppelte Menge Krapfen (acht große, runde Bauernkrapfen) und auch vom Schweinsbraten bekommt er doppelten Anteil, aber auch das mit einem roten Mascherl geschmückte Schweiferl.

Es war ein schöner Zug im bäuerlichen Leben, daß von Zeit zu Zeit bei gewissen Arbeitsabschnitten eine bessere Mahlzeit kam, ein Festessen, als Dank für den Fleiß der Dienstboten und Hausgenossen, für das treue Zusammenhalten zur gemeinsamen Bewältigung der vielen mühsamen Arbeit eines ganzen Jahres; wie freuten sich die Dienstboten auf ein solches häusliches Fest und es war auch der Stolz der Bäuerin, ihre Kochkunst sehen zu lassen.

Beim Tendlbois kam 1. eine schweinerne Rindsuppe, sie wurde nur so genannt, denn Rindfleisch wurde nicht gekauft; 2. Schweinsbraten mit Krautsalat und mehlige, lockere Knödel, welche beim Eintunken viel Fett annehmen; 3. ein sehr fetter Griesschmarren; 4. Krapfen und Kaffee; 5. kaltes Koch mit Weinbeeren und Zuckerln überstreut — es ist ein kaltes Mehlkoch, dasselbe, wie es die kleinen Kinder im warmen Zustand bekommen; 6. gebratene Nuß (eine Gattung Kuchen) und Zwetschkenkoch (Zwetschkentunke). Als Getränk gab es Bier oder Most.

Außer den großen, runden Bauernkrapfen und gebackenen Nüssen kommen noch folgende Krapfen vor: Brennesselkrapfen, Kleekrapfen, Apfelkrapfen, Hollerkrapfen, Schifferl, Zachlinge, Schneiderflecke usw.

Johann Mayrhofer, Haslach.

2.

Seitdem sich die Dampfdreschmaschine eingebürgert hat, ist der im Mühlviertel, in den angrenzenden Teilen Bayerns und Südböhmens herrschende Brauch im Aussterben begriffen: die Stadelhenne. Die Stadelhenne mußte gewöhnlich derjenige Drescher in die Scheune bezw. Tenne des Nachbars tragen, der zu Ende des Dreschens den letzten Schlag mit der Drischel gemacht hatte. Der großen Magd oblag es, die Stadelhenne herzurichten. Diese bestand in der Regel aus einer Kartoffel oder einer Rübe, die dann mit Hühner- oder Taubenfedern und vielfach auch mit Bändern aller Farben geschmückt wurde. Der Überbringer schlich sich nun heimlich — um nicht vorzeitig bemerkt zu werden — an den Stadel des Nachbars heran, um den auf der Tenne drinnen arbeitenden Dreschern die Stadelhenne unter die Drischeln zu werfen. Wurde der Überbringer gefangen, so wurde er in ein finsteres Loch gesperrt oder mit schwarzer Farbe bestrichen und gefesselt im Dorfe hin und her geführt. Das war im allgemeinen die Strafe für den Burschen oder das Mädchen, die das Wagnis unternahmen. Mir ist ein Fall in Erinnerung, wo das Mädchen, welches die Stadelhenne ins Nachbarhaus brachte, an ein Kreuz gebunden und im Aufzuge, der von den Dorfburschen gebildet wurde, unter dem Spiel einer Harmonika und anderer Musikinstrumente in seine Wohnung gebracht wurde. Es kam bisweilen auch vor, daß ein besonders kecker Bursche die Stadelhenne kurzerhand dem Bauer, dem sie zugedacht war, in die Wohnstube brachte und dort in die Tischlade legte. Meistens wurde hiezu sogar noch die

Zeit gewählt, wo die Hausleute zu Tische saßen. Natürlich wurde das als freche Herausforderung betrachtet und der Bursche, der in diesem Falle zumeist erwischt wurde, durfte sich auf eine noch härtere Strafe als die oben geschilderte gefaßt machen.

Alois Oller.
(Oberneudorf bei Opping).

3.

Im unteren Mühlviertel (Pierbach, Freistädter Bezirk), wo doch noch an manchen Orten mit dem Dreschflegel gedroschen wird, hat derjenige, der beim letzten „Stroh" den letzten Schlag macht, die „Gumpsn" oder „d' Henn". Er muß schnell in die Küche Holz hineintragen zum Krapfenbacken und wird von der Bäuerin oder von den Mägden, die in der Küche beschäftigt sind, mit Ofenruß im Gesicht angestrichen, wenn er sich dabei erwischen läßt.

Sodann wird aus einer Rübe oder einer großen Kartoffel und Hühnerfedern eine Henne hergerichtet, die auf hölzernen Füßen steht. Die muß er dann in ein anderes Haus tragen, wo man mit dem Drusch noch nicht fertig ist, denn dort bekommt die Henne noch etwas zum Fressen im Stadel. Womöglich soll er sie in die Stube hineintragen und zum Spotte mitten auf den Tisch stellen. Wird er auch hier ertappt, so wiederholt sich das Anstreichen mit Ofenruß.

Manchmal wird an Stelle der Henne ein Strohmann nach Art einer Krautscheuche hergerichtet, der in die Hände Dreschflegel und Gabel bekommt. Öfter wird ihm auch ein Spottbrieflein um den Hals gehängt. Auch er wird sodann in ein Haus getragen, wo noch gedroschen wird, damit sie einen Helfer haben.

Theol. Rudolf Köttstorfer (Linz).

4.

In der Lembacher Gegend gibt man der Stadelhenn einen Zettel mit Spottreimen in den Schnabel. Sie lauten:

a.

I bin da Bua von ohneden,
Wir bringen iez die Städelhen.
Drum mächts uns af und läßts uns ein,
Dán wern ma a glei ferti sein.

b.

Dâ bring i eng a schens Tier,
Weils i hâlt a ghâlt net bei mir,
Drum trâg is in a ânders Haus,
Denn wir hâbn troschn aus.

c.

De Baumbuam sand wohl a hibsch Kuntn,
Wâns na in da Frua a weng enta van Bett åwa funtn,
Daweil sich d' Baumbuam nu umdrahn in Bett gânz blind,
Glöngan mir schâ nâ da Trischl und treschn sche gschwind.

Amalia Amerstorfer (Lembach).

Es handelt sich hier um Erntebräuche,[1] bei denen Scherz und Spott an die Stelle alter Vorstellungen des Volksglaubens getreten sind. Daß der Drescher, der den letzten Schlag tut, Neckerei und Unbill ausgesetzt ist, ist ein verbreiteter Brauch.[2] Daß er unvermerkt ein Holzbündel auf den Herd legen muß, finden wir auch sonst; im Semmeringgebiete z. B. legt er das Bündel auf den Herd und stellt eine Pfanne darüber, gelingt es ihm unvermerkt, so ist die Bäuerin zum Krapfenbacken verhalten.[3]

Das Überbringen der Stadelhenne oder einer sonstigen Spottgestalt ist ebensowenig landschaftlich beschränkt. Verwandt ist die überbrachte Strohpuppe, in Oberösterreich als Leoblmann überliefert.[4] Ihm wird ein Zettel mit den Spottreimen mitgegeben:

Auf mein Hut steht 's geschrieben,
Wân 's net leobeln mögts,
Läßt 's ös liegn.

In Bayern wird die Stadelhenne durch „die Alte" vertreten.[5] Wie verbreitet der ganze Brauch ist, zeigt etwa die schlesische Überlieferung.

Dem noch dreschenden Nachbar wird dort eine Strohpuppe mit den Worten auf die Tenne geworfen:

Do breng ich a Schlessel,
a andermol federt eich besser.[6]

[1] Oberösterreich: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 1. Bändchen, S. 83, 88 ff. — Die österr.-ung. Monarchie, Bd. Oberösterreich, S. 165. — Mannhardt, Mythologische Forschungen. Straßburg 1884, S. 186.

[2] Sartori, Sitte und Brauch, 2. Teil, S. 100 ff.

[3] Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 2. Jhg., S. 195, vgl. auch S. 315.

[4] Monarchie, a. a. O. — Zur Verbreitung des Brauches vgl. Sartori, a. a. O., S. 102 ff.

[5] Panzer Friedrich, Bayerische Sagen und Bräuche. München 1855, 2. Bd., S. 219 f., 223 ff., 234 ff.

[6] Drechsler Paul, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Leipzig 1906. VIII., S 77.

Wird der Überbringer ertappt, ergeht es ihm nicht besser als bei uns.

Der Brauch ist durchwegs derb, von einem gelegentlich recht bösen Ausgang melden die „Münchner Neuesten Nachrichten" 1895.[1]

Im Bewußtsein lebt dabei wohl kaum mehr die Tatsache, daß es sich ursprünglich nicht bloß um Scherz und Spott handelt, sondern daß die Stadelhenn oder der sonstige überbrachte Gegenstand ein Sinnbild des Korndämons ist, auf den deutlich viele Erntegebräuche weisen.[2]

Dy.

Die Klage.

Im Gemeindegebiet von Laakirchen liegen große Moore — den Pflanzen nach Hochmoore — mit einer Ausdehnung von 13·8 ha und einer Mächtigkeit von 2 m. Zu ihnen gehört das Gmis, eine halbe Stunde östlich vom Dorfe Laakirchen, und die Sillerwiese.

Die Acker rings um den feuchten, sumpfigen Wiesengrund können die Nachbarschaft des Moores nicht verleugnen, gleichviel, ob sie dem Sumpfboden durch Grabenanlagen abgerungen wurden oder seit altersher schon als Acker in Benützung sind. In gewitterschwülen Sommernächten, an den trüben, nebelverschleierten Abenden des Spätherbstes und in den frostklaren des Winters flackern meist in der Morgen- und Abenddämmerung Irrwische über die dunklen Moorwiesen hin und längs der erdbraunen Furchen der frischgeackerten Felder.

Das Irrlicht oder der Irrwisch ist eine Flamme, die einzeln, oft aber auch zu mehreren über den Moorgrund hüpft und tanzt und dem Wanderer, der vor der feurigen Gestalt erschreckt flieht, nachzueilen scheint.

Das unheimliche Wesen des Irrlichtes ist treffend durch den bei uns üblichen Ausdruck „die Klage" gezeichnet.

Sie ist dem Volke etwas Schauriges, ein beseeltes und bewußtes Sein. Daher kommt es, daß sich um „die Klage" ein Sagengewebe gesponnen hat. Das alte Weiblein und der weißhaarige Großvater lüften es nur mit gehaltener Scheu und Zurückhaltung, als ob sie befürchten, daß sie „die Klage" beim Ausplaudern ihrer Geheimnisse belauscht.

„Die Klage" ist die arme Seele eines abgeschiedenen Menschen. Sie muß solange laufen, bis sie erlöst ist. „Die Klage" läuft eine „Alte" außa, eine „Alte" (Ackerfurche) eini. Ist man noch weit von ihr entfernt, kann man ihr am besten entkommen, wenn man quer über das Feld rennt, denn „die Klage" muß die Furche auslaufen. Ist sie aber dem Wanderer schon nahe, so soll er sich blitzschnell zu Boden werfen, dann hüpft sie über ihn, ohne ihm ein Leid zu tun, hinweg. Hat der überraschte Wanderer diese Geistesgegenwart nicht, so stellt ihn „die Klage". Drei Fragen tut sie an den Erschrockenen:

I. „Was ist besser als Zucker und Honig?"
Antwort: „Die Mutterbrust."

II. „Wieviel Speichen hat ein Wagenradl?"
Antwort: „I renn da deine 3, 5, 7 Speichn ab."
(Manche sagen, daß „die Klage" ein „brenads Radl" ist, daher diese Antwort.) Wer eine gerade Zahl spricht, oder diese Antwort nicht weiß, den rennt sie zusammen.

III. „Was ist härter als Stahl und Eisen?"
Antwort: „Der Saurüssel!" (D. h. Stahl und Eisen nützt sich ab, hingegen wird der Saurüssel immer härter.)

Kann der Gefragte die drei Fragen nicht beantworten, so flicht ihn „die Klage" in einen Lattenzaun ein und er ist tot.

Fällt die Antwort richtig aus, so kann der Gestellte ohne Schaden weitergehen. Über Erlebnisse der Leute, die von der Klage auf ihren abendlichen Wegen betroffen wurden, erzählt die Sage:

1. Johann von Unterndorf (Ortschaft) aus der Gemeinde Gschwandt ging eines Tages in die Mühle. Am Abend wanderte er, einen Sack Mehl auf dem Rücken, nach Hause. Als er schon auf seinem eigenen Grund war, sah er auf einem seiner frischgeackerten Felder „die Klage", welche die Furchen auf und ab lief. Wie er das geisterhafte, wandernde Feuer sah, stellte er seinen Sack Mehl zu Boden und lief mit klopfendem Herzen schnell

[1] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 5. Jhg., S. 455f.
[2] Sartori, a. a. O., 2. Teil, S. 55f.

nach Hause. Er zitterte am ganzen Leibe und erzählte seinen Hausleuten, daß ihm „die Klage" wieder begegnet sei. Niemand getraute sich hinaus auf das Feld. Am nächsten Morgen ging Johann von Unterndorf aufs Feld, um seinen Sack Mehl zu holen. Es bot sich ihm ein greuliches Bild; der Sack war arg zerhauen und zerkratzt, „die Klage" soll so arg gewütet haben.

2. Drei starke Bauern aus der Ortschaft Kranabeth sahen einst „die Klage". Sie gingen hin und schlugen mit Stöcken darauf, denn sie glaubten, es sei der Teufel. Wie der erste Bauer hinschlug, schlug „die Klage" zurück. Ein Schütteln ging durch den Mann und er fiel tot nieder. Seine zwei Begleiter erschraken sehr und suchten das Weite.

3. Die 75jährige Gottliebin erzählt: „Ich ging mit meiner Schwester und dem älteren Bruder von Fraunberg nach Loitsberg, um Knoblauch zum Schlachten zu holen. Mein Bruder drohte, uns auf dem Nachhauseweg zu schrecken. Wir hielten uns im Nachbarhause länger auf und gingen erst abends über die Wiese heim. Da sahen wir bei der Straße ein Licht und meinten, der Bruder stehe mit einem brennenden Span dort. Wir kümmerten uns darob nicht und gingen heim. Als wir schon im Bette lagen, kam der Bruder mit Schreckensgeschrei zur Türe: „Mächts auf! Mächts auf!" Er stürzte bleich zur Haustüre herein und erzählte, daß er gegen Baumgarten ein großes Licht gesehen habe und dieses auf ihn zu kam. Als das Licht nahe bei ihm war, fuhren aus der einen Flamme drei auseinander. Im gleichen Jahre sind drei aus der Ortschaft gestorben."

4. Der 86jährige Grafinger erzählt: „Ich ging mit meinem Bruder von Gmunden heim nach Laakirchen. Beim Schuster z'Leiten gehen zwei Wege auseinander. In dem Hause brannte noch ein Licht. Auf einmal aber stand es bei uns. Wir liefen was wir konnten und blieben dann eine Weile stehen und sahen nach dem Lichte — es war verschwunden."

Es kommt hie und da während eines Schuljahres vor, daß die Kinder, die durch den grauenden Morgen zur Schule, oder von ihr durch den bald hereinbrechenden Winterabend nach Hause gehen, berichten, daß sie „die Klage" gesehen. Auch vielen Erwachsenen begegnet sie manchmal — ein Beweis, daß „die Klage" noch immer am Moorgrund tanzt, die arme Seele ihre Erlösung sucht.

Lehrer Franz Prillinger
(Laakirchen).

Diese dem lebenden Volksmunde abgelauschte Laakirchner Irrlichtsage ist ein beachtenswerter Beitrag zur heimischen Überlieferung, aber auch zur vergleichenden Volkskunde.

Sie ist örtlich bedingt in der Beschaffenheit der Moorlandschaft, deren Eigenart und Gefahr ihren Erzählern Erlebnisnähe hat. Wenn man den Sagenschatz irgend eines abgeschlossenen Gebietes überblickt, findet man immer wieder derartige Spuren des Heimatausehens der Sagenwelt. Man denke nur — im Bannkreis unserer Landschaft bleibend — an die Örtlichkeiten, an die sich Teufelsgeschichten knüpfen, oder an die naturdeutenden Sagen, die das Entstehen von Seen und Bergformen auf ihre Weise erklären. Haben wir einmal eine eingehende Zusammenfassung des heimischen Sagenschatzes, werden sich diese Zusammenhänge darlegen lassen.

Wie alle Volksüberlieferung führt aber auch die Laakirchner Klage von der Scholle in die Weite. Das Irrlicht wird in ihr als Totenseele, die der Erlösung harrt, gedeutet. Diese Auffassung deckt sich mit der der meisten Irrlichtsagen,[1] tritt aber in der Weiterführung unserer Erzählung ganz zurück, die Klage wird durch die Rätsellösung nicht selbst erlöst. Die Sage nähert sich vielmehr der kleineren Gruppe, die in den Irrlichtern Naturgeister sieht, die den Menschen in die Irre führen wollen. Ausgesprochen der Dämonensage gehört der aus der Sage von der wilden Jagd bekannte Zug an, daß man sich vor der Klage schützen kann, wenn man sich bei ihrem Nahen zu Boden wirft.

Wer dies aber nicht tut, kann sich nur durch Lösung von drei Rätseln retten.

---

[1] Eine Zusammenstellung von Irrlichtsagen: Ranke Friedrich, Die deutschen Volkssagen. (von der Leyen, Deutsches Sagenbuch, 4. Teil.) München 1910, S. 55 ff. — Lehrreich ist die Durchsicht der schlesischen Irrlichtsagen, da sie uns in der erschöpfendsten deutschen Landschaftssammlung (2169 Nummern) vorliegen: Kühnau Richard, Schlesische Sagen, I.–IV. (Schlesiens volkstümliche Ueberlieferung III.—VI.) Leipzig 1910—1913. Siehe IV., S. 145.

Damit tritt unsere Sage in den Kreis der Volksdichtung, die sich des Rätsels, das sonst als Scherz oder als Klugheitsprobe selbständig lebt, zu ihren Zwecken bedient.[1] Am wenigsten tritt dies beim Rätsellied hervor, stark dagegen bei Sage und Märchen. In der verbreitetsten Rätselmärchenformel gewinnt der Held — in der jüngeren, geläufigen Fassung — durch die Lösung von (3) Rätselaufgaben die Hand der Königstochter. Daß dabei das Leben zum Pfande steht, zeigt als Grundmotiv den alten ernsten Wettkampf der Geister. Verbreitet ist auch die Hauslösungsaufgabe: Der Gefangene oder Verurteilte rettet sich durch die Lösung eines Rätsels. Näher als diesen Gruppen steht die Klage der Erzählung vom Dämon, der durch Erratung seines Namens überwunden wird. Das Märchen vom Rumpelstilzchen ist der allbekannte Vertreter dieser Gattung.[2] Die zweite Frage, die die Klage stellt, gehört deutlich hieher, denn sie gibt nur Sinn, wenn man sich die Klage in Radgestalt denkt, was freilich von der ursprünglichen Irrlicht- zur Spuksage hinüberleitet. Abgesehen von der Dreizahl[3] und dem Inhalt der Rätsel werden wir an das Sphinxmotiv erinnert.

So ist unsere Irrlichtsage aus der Totenseelensage vom unerlösten Irrlicht und aus der Sage vom Dämon, der durch Rätsellösung zu bannen ist, zusammengeflossen.

In der bisher veröffentlichten heimischen Rätselliteratur[4] kommen die drei Rätselfragen der Klage nicht vor. Die erste Frage gehört eingekleidet und nicht eingekleidet der Weltliteratur an.[5]

Ein Gegenstück zur Rätselstellung der Klage — allerdings aus anderen Voraussetzungen — bilden die Rätsel, die die Windischgarstener Bergmandeln den Menschen lösen.[6] Dy.

[1] Vgl. Petsch Robert, Das deutsche Volksrätsel. (Trübners Bibliothek, 6.) Straßburg 1917.

[2] Grimm, Nr. 55. Vgl. hiezu Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Leipzig 1913, 1. Band, S. 490 ff.

[3] Vgl. Bolte-Polivka, a. a. O., 3. Band. 1918, S. 230f.

[4] Wie überhaupt bei derlei zusammenfassenden Darstellungen, so ist auch bei Petsch die oberösterreichische Literatur nur zum Teil herangezogen. Ich stelle darum in Ergänzung der Uebersicht bei Petsch, a. a. O., S. 86 f. (Landschaftliche Sammlungen, a. Schweiz, Süddeutschland.) die bisher veröffentlichten Rätsel aus unseren Gegenden zusammen:

Baumgarten A., Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. Museumsbericht 1862, S. 14 u. f., 1864, S. 150 ff.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 2. Bändchen, S. 2 ff.

Rieder Heimatkunde (gr.), 3. Heft, S. 99; 5. Heft, S. 134.

Innviertler Kalender auf das Jahr 1911, S. 66; 1912, S. 45, 48.

Das deutsche Volkslied: 19. Jhg., S. 11, 54.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 20. Jhg., S. 83 ff.

Hoffentlich erzielen die Heimatgaue die nötige Berücksichtigung unserer heimischen Ueberlieferung bei abschließend gedachten Arbeiten volkskundlicher Forschung.

Der Nachtwächterruf in Schörfling.

Eine Umfrage im Anschluß an die in den Heimatgauen, Seite 182 ff, veröffentlichten Mühlviertler Nachtwächterrufe hat gezeigt, daß mit der Zahl der bisher bekannt gewordenen Rufe der noch lebende Umkreis des schönen Brauches nicht erschöpft ist.

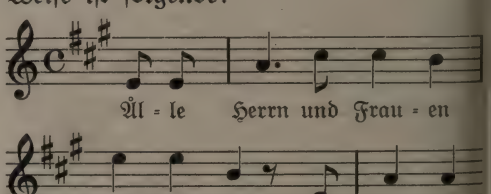
Da eine klare Übersicht der Orte, in denen der Nachtwächter noch singt, oder in denen das Abkommen noch festzustellen ist, der Forschung, aber auch dem Streben nach Erhaltung der schutzbedürftigen Sitte not tut, wiederhole ich meine Bitte um freundliche Mitteilungen. Auch wenn sie in der kürzesten Form geschehen, sind sie von Bedeutung.

Diesmal sei der Nachtwächterruf aus Schörfling am Attersee, den Fräulein Katharina Rieder (Linz) aufzeichnete, mitgeteilt.

Er wird im Sommer von 10, im Winter von 9 bis 3 Uhr gesungen. Sein Wortlaut:

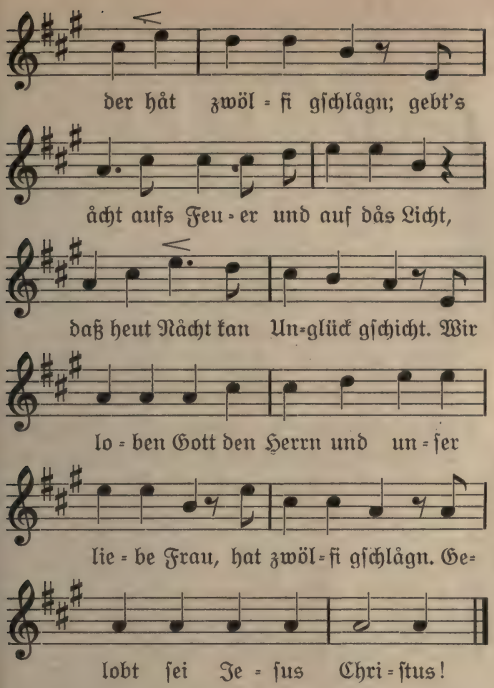
Alle Herrn und Frauen läßt's euch sågn,
Der Hâmer, der hât zwölfi gschlågn;
Gebt's âcht aufs Feuer und auf dâs Licht,
Daß heut Nâcht kan Unglück gschicht.
Wir loben Gott den Herrn und unser liebe Frau.
Hât zwölfi gschlågn.

schließt sich der verbreiteten Gruppe an, in die auch der Gramastettener Ruf A (Heimatgaue, Seite 184) gehört. Die Weise ist folgende:



[5] Vgl. Bolte-Polivka, a. a. O., 3. Band, S. 43, 233 (Literatur).

[6] Baumgarten, a. a. O., Museumsbericht 1864, S. 150 ff.



Das neue Jahr wird mit einem besonderen 12 Uhr-Sang eingeleitet:

Alle Herrn und Frauen lâßt's euch ſâgn,
Der Hâmer, der hât zwölfi gſchlâgn,
Gebt's âcht aufs Feuer und auf dâs Licht,
Daß heut Nâcht ka Unglück gſchicht.
Wir wünſchen a glückſeliges neus Jâhr,
's Chriſtkindl im krauſten Hâr,
Gſundheit und lângs Leben
Soll Euch der liebe Gott geben.

Den Glückwunſchteil (V. 5—8) hörte ich wortgleich am Neujahrstag 1920 von Kindern in den Straßen von Linz aufſagen[1]. Dy.

Hausinſchriften in Oberöſterreich.

Der Hausinſchrift, die über Tür und Tor den Wanderer begrüßt und oft gerade in Schlichtheit wirkſame Töne tiefſten Ernſtes anſchlägt, aber auch heitere Laune kennt, hat ſich die heimiſche Sammeltätigkeit ſchon wiederholt zugewandt. Veröffentlicht ſind oberöſterreichiſche Hausſprüche an folgenden Stellen:

Braunauer Heimatkunde: 1. Heft, S. 115; 2. Heft, S. 48, 83; 4. Heft, S. 51; 5. Heft, S 75; 8. Heft, S. 22.

Rieder Heimatkunde (gr.): 2. Heft, S. 66, 126, 143; 3. Heft, S. 42; 6. Heft, S. 62. — (kl.): 8. Heft, S. 23, 135.

Schärdinger Heimat: 1910, S. 7, 93, 111, 174; 1912, S. 63, 132 f.; 1913, S. 58.

Innviertler Heimatkalender: 1910, S. 32, 43, 46, 54; 1911, S. 94; 1913, S. 80, 89, 95.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels: 6. Bändchen, S. 29.

Zeitſchrift des Vereins für Volkskunde: 3. Jhg., S. 282.

Das deutſche Volkslied: 11. Jhg., S. 53; 15. Jhg., S. 210; 18. Jhg., S. 125.

Eferdinger Jahrbuch: 1910, S. 76; 1911, S. 11, 30; 1912, S. 13; 1913 S. 15, 38.

Krackowizer, Inſchriften und Aufſchriften im Lande ob der Enns. Linz 1901.

Hofmann Joſef, 1400 Hausinſchriften. Karlsbad (1918), S. 24 u. f.

Zur Ergänzung und Einleitung einer erſchöpfenden Auffammlung ſei eine Ausleſe von heimiſchen Hausinſchriften mitgeteilt. Aufgenommen wurden ſie von folgenden Mitarbeitern: Spruch 1, 2, 3, 4, 6, 8, 9, 11b, 15, 16, 18, 24a, 29c, 30, 33, 36, 39, 41a, 41b, 43, 46 von Frl. Martha Khil (Linz), Spruch 5, 10, 12, 22, 24b, 27b, 38, 40, 48, 49 von Frl. Anna Anreiter (Linz), Spruch 7 und 11a von Frau M. Depiny (Linz), Spruch 13, 17, 34 von Frl. Amalia Amerſtorfer (Lembach), Spruch 14 von Joſef Haydtner (Linz), Spruch 19, 20, 21, 29a, 44 von Frl. Trude Ruhſam, Spruch 23, 29b, 32 von Frl. Anna Gruber, Spruch 25 von Oberlehrer Joſef Berlinger (Timelkam), Spruch 26 von Ferdinand Würtz (Linz), 27a und 28 von Theol. Joſef Radgeb (Linz), 31 von Theol. Rudolf Köttſtorfer (Linz), 35 von Bürgerſchuldirektor Joſef Kunz (Neumarkt i. H.), 37 von Theol. Joſef Hufnagl (St. Georgen im Attergau), 42 und 47 von Frl. Lydia Haslinger (Raab i. H.), 45 von Hw. Franz Söllradl (Braunau a. J.).

1.

Hochgelobt und gebenedeit
Sei die hl. Dreifaltigkeit.

St. Florian, Nr. 2.

2.

O allerheiligſte Dreifaltigkeit, ein Gott in drei Perſonen,
Laß Glück, Segen, Frieden und Einigkeit in dieſem Hauſe wohnen.

[1] Vergleiche Heimatgaue, S. 123. — Zum Aufſatz Mühlviertler Nachtwächterrufe iſt S. 183, Anmerkung 9 und S. 184, Anmerkung 1, nachzutragen: J. Rößlböck, Die Wache in Rohrbach. Mühlviertler Beiträge, 3. Bändchen, S. 102 ff.

Wenn einst des Lebens Abend bricht herein,
Dann nimm uns in Deine hübsche Wohnung ein.

Grünau.

3.

Wir bitten Dich, Dreieiniger Gott,
Verlaß uns nicht in jeder Not.

Mir bitten Dich mit Herz und Mund,
Verleih uns eine glückselige Stund.

Maria, Mutter Gottes mein,
Laß uns Dir stets befohlen sein.

Bitt für uns jetzt und im letzten Streit.
Führ uns zu der ewigen Seligkeit.

Windischgarsten, Nr. 135, Inschrift über den Fenstern.

4.

O Dreieiniger, ewiger Gott,
Verlaß uns nicht im Tod.

Ebenda auf einem Hausbilde (Dreifaltigkeit und Himmelfahrt Mariens). 1843.

5.

Herr gib von Deinem Gnadenthrone
Gedeihen und Segen diesem Haus,
Gib, daß darin stets Friede und Nächstenliebe wohne,
Dann bleibt uns Erdenglück gewiß nicht aus!
Beschütz mit Deiner Vaterhand dieses Haus
Und alle, die wir uns Deine Kinder nennen,
Du sorgst ja auch väterlich für jene,
Die Deine göttliche Lehre nicht erkennen!
Sei gnädig, Herr, im letzten schweren Kampfe,
Verstoß uns nicht von Deinem Angesicht,
Wenn einst im Tode unser mattes Auge bricht.

Magermühle beim Haslacher Bahnhof, 1846.

6.

In eurem Schutz sei dieses Haus
Und all die gehen ein und aus.

St. Wolfgang, Nr. 59.

7.

Gott segne dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.
Unser Lob und Schutz sei Gott
Im Leben und im Tod.

Pasching, Nr. 53.

8.

Gott segne dieses Haus,
Die da gehen ein und aus.
Gott segne alle Freund und Feind
Und die ganze Pfarrgemeind.

Niederneukirchen, Nr. 45, Mühle. Über der Torinschrift: Hl. Leonhard. Toreinfassung: 1780.

9.

Herr, segne dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.
Dir sei ewig Lob und Preis,
Segne unser Arbeit und unseren Fleiß.

Kranzing, Nr. 7, Ortmayr, 1810, (Haustür).

10.

Gott bewahre dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus,
Und verleihe ihnen viel Glück und Segen
Und dazu ein friedliches Leben.

Allharting, Wimmergut 1820.

11a.

O Vater im Himmel, schütz mein Haus,
O Schutzengel, geh bei mir ein und aus,
Beschütze mich und die Meinen alle
Vor dem schweren Sündenfalle,
Führe uns einst mit gütiger Hand
In das himmlische Vaterland!

Jetzing, Gemeinde Pasching, Nr. 8.

11b.

O Vater im Himmel, schütz mein Haus,
Heiliger Schutzengel, geh bei mir ein und aus,
Beschütze mich und die Meinen alle
Vor den schweren Sündenfalle.

Maurhard, Weg Hofkirchen — Niederneukirchen, 1867.

12.

Mein Jesus wohn in diesem Haus,
Mein Jesus weiche nie daraus,
Mein Jesus bleibe immer drin,
Damit ich nicht verloren bin!
Gelobt sei Jesus Christus.

Seidlhaus bei Haslach, am Weg zu den „Holzhäuseln"; wortgleich auch in der Ortschaft Reiden an der Helfenberger Straße.

13.

Ach mein Gott segne allzeit dieses Haus,
Die da gehen ein und aus.
O Maria hilf uns aus aller Not,
Ach hilf uns jetzt und nach dem Tod.
O heiliger Florian o steh uns bei,
Wenn unser Hilf ist allhier zu schwach beim Feur.

Hötzendorf bei Lembach.

14.

Gott beschütze, Gott erhalte
Die Bewohner samt dem Haus
Und Du, Gottesmutter, breite
Deinen Mantel drüber aus.

Laßberg, Nr. 85, Edlmühle.

15.

Ich danke Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du für mich im Himmel bist,
Dort ist mir auch ein Ort bereit,
Bei Dir zu sein in Ewigkeit.

Maurhard, Weg Hofkirchen—Niederneukirchen, Deckenstuck, 1862.

16.

O Maria groß war Dein Schmerz,
Als Jesum du drücktest ans liebende Herz.
O zieh auch uns, Deine Kinder, zu Dir
Und sei unsere Fürsprecherin für und für.

Windischgarsten, Nr. 72, 1902. (Maler Windhager, Steinbach.) Über dem Spruch: Maria mit Heilandsleiche.

17.

O Maria, Dir wollen wir im Leben
Mit Leib und Seele uns ergeben,
Du bist unser Trost in jeder Not
Und unsre Hoffnung einst im Tod.

Hausinschrift an der Straße Lembach—Obermühl.

18.

Heiliger Florian, du Feuerpatron,
Vor Feuersbrunst du uns verschon.
Bitt, daß zur Höllenflamme
Der Herr uns nicht verdamme.

Kranzing, Nr. 7, unter einem heiligen Florian-Standbild.

19.

An Gottes Segen
Ist alles gelegen.

Freindorf bei Ansfelden, Stadltorinschrift beim Herzog (Gastberger). Stadltor gelb, grün, blau bemalt. 1915.

20.

Wo Gott nicht gibt zum Hause Gunst,
Da ist unser Baun umsunst.

Enzing, Mayr Steffl.

21.

Mit Gott in einer jeden Sach
Den Anfang und das Ende mach.
Mit Gott gerät der Anfang wohl,
Am Ende man Gott danken soll.

Alkoven, Nr. 12. 1784.

22.

Mit Gott fang an,
Mit Gott hör auf,
Das ist der schönste Lebenslauf.

St. Stephan im Walde, Reisingerhaus am Riedl oberhalb der Zagelmühle. 1902.

23.

Kein Blitz, kein Ungewitter,
Kein Feind, kein Trug und List
Kann dieses Haus erschüttern,
Wenn Gott der Schützer ist.

Aschach, Ablstraße 6.

24a.

Wir leben so dahin
Und haben es nicht Acht,

Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

Fränkischer Hof, Straße Kirchschlag—Glasau.

24b (Abweichungen von a):

Vers 1: Man lebet . . .
Vers 2: Und nimmt es nicht in . . .
Vers 3: ein jeder . . .

Zagelmühle (Haglauermühle) an der steinernen Michel bei Haslach 1880.

25.

Wir Mensch leben so dahin
Und nehmen nicht in acht,
Daß Gott uns alle Stund und Augenblick
Das Leben nehmen mag.

Gerastorf, Gemeinde Hofkirchen im Mühlkreis, Nr. 4. 1891.

26.

Die Menschen leben so dahin und nehmen nicht in Acht,
Daß jeder Augenblick das Leben kürzer macht.
O Mensch, was denkst du noch, fang an die Sünd zu meiden.
Willst du das schwere Sündenjoch noch länger auf dich leiden?
Die Engel in dem Himmelreich
Verwundern sich über die Menschen sehr,
Daß sie auf Erden bauen Häuser fest
Und sind darin nur fremde Gäst.
Der Stadel steht in Gottes Hand,
Bewahre ihn vor Feuer und Brand.

Schießdorf, Stadelinschrift (Stadelbau: 1851).

27a.

Mit Müh und Plag hab ich gebaut
Nur für dies irdisch Leben.
Gott wird mir in der Ewigkeit
Noch eine schönre Wohnung geben.

Summerau.

27b (Abweichungen von a):

Vers 2: Hier in diesem Leben —
Vers 4: Noch fehlt; schönre: bessere.

Hagenberg bei Prägarten. Nr. 19.

28.

Aus tausend errett sich nicht einer,
Alle werden wir Aschen und Beiner.
Alle suchen ein kühl Gemach,
Draus schreit man: Kommt alle hernach.

Alles Böse weicht von dannen
Durch Jesu und Maria Namen.

Obergschwandt bei Freistadt, Nr. 8. 1864.

29a.

Dieses Haus gehört mein,
Wer vor mir war, sagt auch, (sei) sein.
Er zog aus und ich zog ein,
Nach mir wird es auch so sein.
Gelobt sei Jesus Christus.

Schobersberger bei Gallneukirchen.

29b (Abweichungen von a):

Vers 1: jetzt mein. — Vers 2: sei: es war auch. — Vers 3: und fehlt. — Vers 4: Nach meinem Tod wird's. —

Ruprechting bei Aschach.

29c (Abweichungen von a):

Vers 1: Zwar mein. — Vers 2: Der vor mir sagt auch gehört sein. — Vers 3: ich zieh. — Vers 4: Und nach meinem Tod wird's. —

Steirergut, Wegkreuzung bei Niederneukirchen, Nr. 39.

30.

Dieses Haus gehört mir und doch nicht mein,
Der vor mir sagt auch, ist sein,
Der nach mir kommt wird auch so sagen,
Seinen (Leichnam wird man) davon tragen.

Enzing, Mayr Steffl, Inschrift am Tor des neuen Stadels.

31.

Dies Haus gehört zwar mein,
Ich bin aber nur in der Wohnung drein.
Wenn ich stirb, so fahr ich aus
Und ein anderer bekommt das Haus.

Mühle des Josef Handlos, Nr. 60, an der Straße von Tragwein nach Zell bei Zellhof.

32.

Ich baue die Hütte neben der Straßen,
Die Leute muß man reden lassen;
Ich baue stets nach meinem Sinn,
Wem's nicht g'fallt, der geht dahin.

Stadelinschrift zwischen Aschach und Hartkirchen.

33.

Wer bauen will nach der Straßen,
Der muß sich oft von den Leuten tadeln lassen;
Weil aber für mich keiner zahlt,
So bau ich, wie mir's gefallt.

Enzing, Mayr Steffl, alte Torinschrift. 1838.

34.

Wer die Häuser baut auf (der) Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine verlacht's,
Der zweite betracht's,
Der dritte acht's,
Was macht's?

Neufelden.

35.

Ich hab gebaut nach mein' Gefallen,
Niemand kommt, der für mich tut zahlen;
IVIH
Wann einer kommt, der zahlt für mich,
Dann baue ich fort, ewiglich.
In Gottes Nam' hab ich gebaut,
Gottes Hand ist's anvertraut;
Er wird mein Beschützer bleiben,[1]
Wann einst mein' Seel vom Leib wird scheiden. J B
Weil ich hab' auf Gott vertraut, (Jesuszeichen)
So hab' ich auf festen Grund gebaut.
Ich lebe, weiß nicht, wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht, wann,
Ich fahre aus, weiß nicht, wohin,
Mich wundert's, daß ich so lustig und fröhlich bin. (Marienzeichen)
Gott gib mir deinen Segen
Und Tau des Himmels von oben herab;
Vor Seel- und Leib'sgefahren
Tu' mich, o Gott, bewahren.
Herr, rette uns, sonst gehen wir alle zu Grunde; bewahre uns Gott vor Krankheit, Krieg und Hung(er).

Hohenberg, Gemeinde Taufkirchen a. d. T., Stadelinschrift des Anwesens Nr. 7 (Huemergut), Rundzeile längs des Daches.

36.

Hier aus diesem Haus,
Geht wahre Tugend aus;
Dadurch geht Segen ein
Und sich alle herzlich freun.

Kranzing, Nr. 7, Ortmayr, rückwärtige Haustür. 1876.

37.

Lustig gelebt und selig gestorben,
Das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.

Pöndorf, Wirtshausinschrift.

38.

Laß niemals fehlen zur Häuslichkeit,
Das goldne Glück der Zufriedenheit.

Leonding, beim Mayrhofer (Moar Hans). 1839.

39.

Das Glück zu haben, ist Himmelsgunst,
Es recht zu genießen, ist Menschenkunst.

Rohrbach bei St. Florian, Nr. 25.

40.

Nicht gar arm und nicht gar reich,
Mit dem Nächsten recht und gleich,
Brot in Not und eine Hütte,
Das ist meine fromme Bitte.

Niederneukirchen, an der Straße von Ansfelden nach St. Florian, Anzingergut, Stadeltorinschrift, Tor rot und blau bemalt. 1896.

41 a.

Fluche nicht in meinem Haus,
Geh lieber gleich hinaus,
Sonst straft Gott im Himmelreich,
Mich und — dich zugleich.

Kranzing, Nr. 7, Ortmayr, im Hof auf dem Stallgebäude. 1875.

[1] Bleim.

41 b.

Fluche nicht in meinem Haus,
Oder gehe bald zur Tür hinaus,
Sonst könnt' uns Gott, mich und dich zugleich,
Strafen in der Ewigkeit.

Kristein, Gemeinde Lorch, Nr. 4.

42.

Was die Allmacht von Anbeginn
Aus einem Nichts erschaffen hat
Und dem Landmann zum Gewinn
Seiner Frucht geeignet hat,
Das wollen wir, Brüder, nach unserer Art benützen.
Gott wird geben nach Gebühr[1] und unsere Felder schützen.
Zu diesem Zweck ist nun bereit
Des Landmanns Ernte Sammelplatz
Ganz festgemacht, mit Zierd bekleidt,
Erkennt er ihn als seinen Schatz.
Möge auch Gottes Güte Nicht vergehen
Und bei jeder Frühlingsblüte
Dieser Bau noch kraftvoll stehn.
Wo das Menschenfleisch obwaltet,
Wo der Glaube nicht veraltet,
Wo die Tugend ihre Wohnung hat,
Finden Glück und Segen statt.

Moos, Pfarre Enzenkirchen, Stadeltorinschrift am Mosergut.

43.

Das ist das beste auf der Welt,
Daß Tod[2] und der Teufel braucht kein Geld,
Sonst müßte oft ein armer Zimmergsell[3]
Statt an Reich'n in die Höll.

Unterreinthal bei Enns, Nr. 40, Einfahrtstorinschrift. 1897.

44.

Wir haben hier dieses Haus
Von dem Grund aus neugebaut.
Haben uns jedoch Tag und Nacht
Sehr viel Müh und Sorg gemacht.
Aber durch Gottes Gnadenhand
Haben wirs gebracht zu stand.
Drum sei Gott der Herr gepriesen
Der uns so viel Geduld verliehn,
Ferner möcht er auch uns geben
Seinen Schutz und seinen Segen.
Bewahre uns vor schwerer Zeit
Und von die teuern Handwerksleut.

Ansfelden, Stadelinschrift beim Gstöttner. 1888.

45.

Das Bauen ist eine Lust,
Aber daß soviel kost, das hab ich nicht gewußt.
Bewahre uns, o Herr, in Ewigkeit
Vor Maurer und vor Zimmerleut.

Weißkirchen, Straße nach Wels, Nr. 40, Torinschrift in Schwarz- und Rotbuchstaben.

46.

Der Schmied muß achtsam sein
Beim Beschlagen der Pferde,
Dann kommt ein Liter Bier oder Wein
Anstatt einer derben Beschwerde.

Pfarrkirchen bei Bad Hall, Nr. 10, bei Franz Filzmoser, geprüfter Hufschmied. (Maler Windhager, Steinbach).

47.

Die Welt ist jetzt so aufgeklärt
Als wie der Stiefel umgekehrt
Und wenn es einmal besser werd,
So kommt der Absatz auf die Erd.

Zell an der Pram, Schusterinschrift.

48.

Heutzutag ist so modern, was einer braucht kann er begehrn.
Der sich bei dem ganzen Bau hat gar nichts plagt,
Hat keinen Boden, wenns nicht nach Tausend tragt,
Laßt sich der im Unglück nöt sakrisch prellen,
So muß man ihm zum Schluß die Arbeit noch einstellen.
Aber deswegen kann ein jeder tun wie's ihm beliebt,
Weils auf dieser Welt noch mehr, als bloß einen Meister gibt.

Fischdorf bei Ebelsberg, beim Hoflehner (Hamberger), Stadeltorinschrift, Tor grün, rot und schwarz bemalt. 1915.

[1] Gebürt.
[2] Tod: Gott.
[3] Zimmergsöhl.

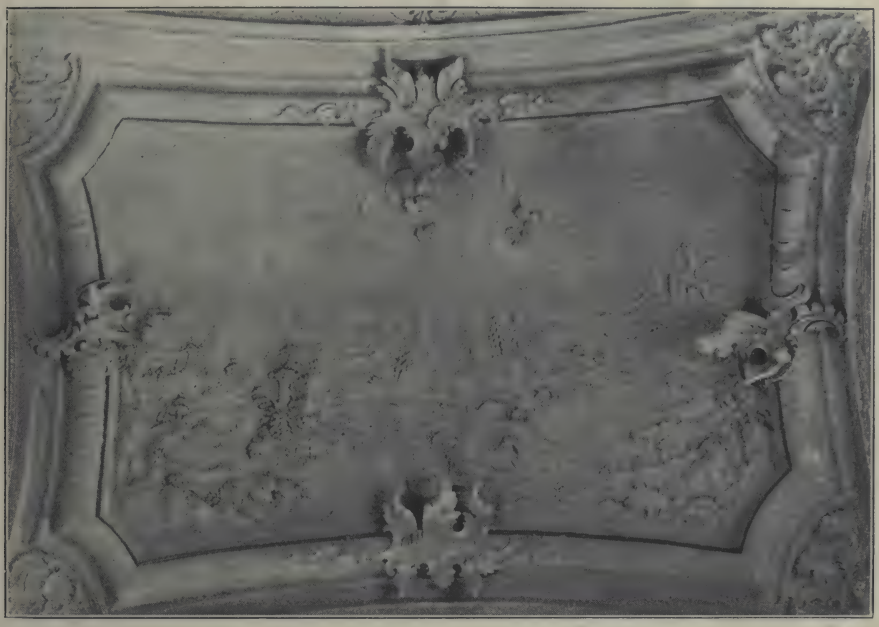


Abb. 1: Utzenaich, Pfarrkirche, Seitenkapelle, Stuckdecke.
Aufnahme von Hofstetter, St. Martin i. J.

Abb. 2: Utzenaich, Pfarrkirche, Neuausmalung durch E. Daringer.
Aufnahme von Hofstetter, St. Martin i. J.

Abb. 2: Sunzing, Schloßkapelle, abgebrochen 1919.
Federzeichnung des akad. Malers Hugo v. Preen.

Abb. 1: Linz, Bildstockkapelle, früher in der Friedhof-, jetzt in der Mozartstraße.
(U., T.-P., 1912, Nr. 27.)

49.

Gott strafe diese Hand,
Durch welche dieses Haus ist abgebrannt
In dieser so schweren Zeit, wo's fehlt an Zeug und Leut,
Mit Gottes Hilf und Kraft haben wirs doch zustand gebracht,
Drum sei den Nachbarn und Freunden gedankt,
Daß sie uns im Unglück so viel geleistet haben.

Fischdorf, ebenda, Heubodenfenster.

Wie in der Volksüberlieferung überhaupt haben wir es in diesen Hausinschriften zumeist nicht mit Erzeugnissen persönlicher Eigenart, sondern mit herkömmlichem Gemeingut zu tun. Wer auch nur flüchtig beim Wandern auf die mannigfachen, gereimten Haus- und Hofinschriften achtet, wird immer wieder auf bereits gute Bekannte stoßen. So sind auch unsere Sprüche wortgleich aus verschiedenen Vierteln überliefert, Spruch 23 wird aus naher Gegend mitgeteilt, Spruch 32 als Stadelinschrift bei Eferding und Spruch 43 aus St. Roman und dem Mühlviertel;[1] eine recht verzweigte Verwandtschaft haben die meisten.

Die betrachtende Inschrift 47 auf dem Schusterhäuschen zu Zell a. d. Pram ist aus der Gröbminger Gegend und aus Graz bekannt und findet sich in Tirol und Niederösterreich.[2]

Die Segenformel 7ff. ist in Verbindung mit einem zweiten Verspaar oder mit sonstigen Versreihen weit verbreitet. Wir finden sie im Norden auf Rügen und im Süden in Südtirol.[3]

Einer großen Gruppe gehören die Sprüche 32 bis 34 an.

Ein alter Volksspruch bildet den Ausgangspunkt. Schon Murner hat ihn verwertet und 1611 ist er als Hildesheimer Hausinschrift belegt:

Wer bawen will an freier strassen,
Mus sich viel unnütz geswetz nicht irren lassen.[4]

Der Spruch erhält durch den Wechsel eines Zusatzgedankens mancherlei Spielart,[5] wie ja überhaupt die Reimpaare und Motive sich ähnlich lose verbinden wie die Motive des Märchenschatzes. Der Zusatz 34, 3 bis 6, kommt selbständig und als Einleitung eines Spruches bei uns vor.[6]

Die Enzinger Inschrift 20 findet sich mit einiger Abänderung im Berliner Rathause.[7]

Beliebt ist der Hinweis auf die Flüchtigkeit des Lebens, wie er uns im Spruch 24 a ff. entgegentritt, der uns übereinstimmend aus Kuchl, metrisch verderbt aus Enns und mit Erweiterungen sonst bekannt ist.[8]

Der Spruch 30 wird meist weitergesponnen und auch noch auf einen dritten, vierten und fünften Besitzer bezogen.[9] Die geläufigste Fassung vertritt ein alter Steyrer Spruch:[10]

Dis Hawss ist meyn und nicht mein,
der ander wonth nicht lang dareyn,
der dritt leydt dareyn nicht lang noth,
den virten holt bald heym der todt,
eyn ieder kombt an stillen orth,
nu sag mir, wem das hawss gehort.

Spruch 41 ist auch aus dem Innviertel überliefert[11] und hat in einer Goldwörter Fassung (1819) handgreifliche Nachdrücklichkeit.[12]

Kulturgeschichtlichen Gehalt haben die Sprüche 44 und 45 in ihrem Bezug auf Maurer und Zimmerleute. Es ist die dem Volksmunde in Lied und Spruch geläufige, oft humorvolle Klage über die Handwerker.[13] Auch Abraham a. S. Clara, der dem Volkstum ungemein nahe steht,

---

[1] 23: Eferdinger Jahrbuch 1912, S. 13. — 32: Ebenda, 1910, S. 77. — 43: Ebenda, 1910, S. 174. Krackowizer, a. a. O., S. 9.

[2] Zell: auch bei Krackowizer, a. a. O., S. 26. — Gröbming: Karl Reiterer, Ennstalerisch. Graz 1913, S. 10. — Graz: Das deutsche Volkslied, 11. Jhg., S. 106. — Preßbaum, Niederösterreich: Ebenda, S. 120. — Paul Orlamünder, Volksmund und Volkshumor. Bremen 1908, S. 65 f.

[3] A. Haas, Rügensche Volkskunde. Stettin 1920, S. 41. — Zeitschrift für österr. Volkskunde, 17. Jhg., S. 22.

[4] Franz v. Lipperheide, Spruchwörterbuch. Berlin 1907, S. 45.

[5] Vgl. Schärdinger Heimat 1910, S. 7, 93 ff., 176; 1912, S. 58, 64.

[6] Ebenda, 1912, S. 133. — Innviertler Kalender 1910, S. 46.

[7] Lipperheide, a. a. O., S. 45.

[8] Krackowizer, a. a. O., S. 8. — Zeitschrift für österr. Volkskunde, 10. Jhg., S. 83. — Schärdinger Heimat 1910, S. 7, 93, 175.

[9] Krackowizer, a. a. O., S. 5. — Schärdinger Heimat 1910, S. 93, 175; 1913, S. 59. — Rieder Heimatkunde, 2. Heft (gr.), S. 67. — Eferdinger Jahrbuch 1910, S. 77. — Das deutsche Volkslied, 18. Jhg., S. 125.

[10] Hofmann, a. a. O., S. 42.

[11] Innviertler Heimatkalender 1910, S. 54. Vgl. eine schlesische Fassung: Hofmann, a. a. O., S. 16; eine Tiroler Fassung: Das deutsche Volkslied, 17. Jhg., S. 33.

[12] Eferdinger Jahrbuch 1913, S. 17.

[13] Braunauer Heimatkunde. 1. Heft, S. 115; 2. Heft, S. 83; 4. Heft, S. 51; 5. Heft, S. 75. — Rieder Heimatkunde, 2. Heft (gr.), S. 68. — Schärdinger Heimat 1912, S. 63. — Innviertler Heimatkalender 1910, S. 54. — Das deutsche Volkslied. 15. Jhg., S. 140. — Vgl. Albrecht Keller, Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig 1912, S. 40 u.

nennt die Zimmerleute und Maurer gleich dem Volksreim Laurer[1] und sagt: „Unterdessen aber gibt es faule Gesellen unter ihnen, daß einer konte in Zwaiffel setzen, ob die Hacken der Zimmermann oder den Zimmermann die Hacken trage." Ähnlich spricht er vom Maurer.[2]

Die schon für 1498 und 1614 nachgewiesenen[3] Verse: Ich lebe... (Spruch 35, Vers 11 bis 14) kommen selbständig vor, stehen als Einleitung eines längeren Spruches oder verbinden sich mit dem sinnverwandten Spruch 24 a.[4]

Das erste Reimpaar des Spruches 45 kommt oft für sich allein vor, verbindet sich aber auch sonst mit längeren oder kürzeren Versreihen, so mit dem ersten oder mit dem zweiten Reimpaar des Spruches 33.[5]

Schon dieser knappe Vergleich unserer Hausprüche mit der bereits bekannten heimischen Überlieferung zeigt einen wesentlichen Zug der Hausprüche: die Reimzeilen stehen in einem losen Verhältnis. Eine nicht allzu große Reihe von Vorstellungen verbindet sich in bunter Art und Weise mosaikartig zu Spruchheinheiten.

Die Probe aus der Fülle der noch bestehenden Hausinschriften soll darauf hinweisen, daß sie im heimischen Landschaftsbilde nicht zu vergessen sind. Sie sind dabei nur ein kleiner Teil der quellenreichen Inschriftenliteratur überhaupt. Nicht nur auf Wohn- und Wirtschaftshäusern, auch auf Kapellen und sonstigen Gebäuden, in Kirche und Friedhof, auf Gerät und Schmuck, Buch und Blatt finden wir die volkstümliche Inschrift.

Diese als sinniger Brauch so begrüßenswerte Sitte verliert leider mehr und mehr an Ausbreitung. An Scheunentoren sehen wir die Inschrift unaufgefrischt verwittern, über dem Haustor wird der verblaßte Spruch übertüncht. Der Heimatschutz soll und kann hier mit Erfolg einsetzen, denn die Inschrift wird nicht durch Abneigung verdrängt, sonden nur durch die bekehrbare Gleichgültigkeit eines jüngeren Geschlechtes.

Ist auch die bisher geübte gelegentliche Aufnahme von Inschriften sehr wertvoll und weiterhin förderlich, so brauchen wir, um zu einer umfassenden Kenntnis zu gelangen, eine grundsätzliche Inschriftenaufnahme. Diese ist nur möglich, wenn von Mitarbeitern orts- und landschaftsweise gesammelt, und so das Land planmäßig abgegangen wird.[6]

Der getreuen Aufnahme muß die genaue Ortsbezeichnung beigegeben sein, um stets die Gewähr der Nachprüfung und zugleich ein Stück Verbreitungsgeschichte des Spruches zu geben. Auch ob es ein Spruch über dem Haustor oder eine um das Haus laufende Inschrift ist oder ob der Spruch auf den Scheunentorflügeln steht, ob Verzierungen dabei sind, ist erwähnenswert. Befindet sich bei der Inschrift ein Bild, so ist die kurze Angabe der Darstellung erwünscht.

Es handelt sich um volkskundliche Kleinarbeit, die Genauigkeit und Ausdauer voraussetzt. Sie ist die notwendige Vorarbeit, wollen wir die Verbreitung, die Wanderung und die Veränderung unserer Inschriften verfolgen und durch die gewonnenen Ergebnisse Züge zur Kenntnis des Volkstums erhalten.

Dr. A. Depiny.

Volkstümliche Kerbschnitzerei.

Zu Tafel X.

Der Kerbschnitt ist einer der ältesten Behelfe, dessen sich die Volkskunst zur gefälligen Ausgestaltung ihrer Erzeugnisse bedient. Aus der weit älteren Ritztechnik und dem Furchenschnitt hervorgegangen, geben diese sowie der Kerbschnitt hinlänglich Kunde von dem großen häuslichen Fleiße und der liebevollen Geduld, dem unsere Volkskunst ihre reizvollen Werke verdankt. Fast alle hölzernen Wirtschaftsgeräte des Bauernhauses in älterer Zeit wie Truhen, Spinnrocken, Lebzelte- und Buttermodel, Holzgefäße, Mangelbretter, Teller- und Schüsselgestelle, Löffel und Löffelbretter u. a. m. weisen Kerbschnittzier auf.

Sie nimmt wohl an diesen Geräten begreiflicherweise eine weniger vortretende

[1] Keller, a. a. O., S. 51.
[2] Abraham a. S. Clara, Etwas für alle. 1. Teil. Nürnberg 1711, S. 427 und 399.
[3] Das deutsche Volkslied, 15. Jhg., S. 210.
[4] Schärdinger Heimat 1910, S. 94; 1912, S. 64, 133. — Hofmann, a. a. O., S. 23.
[5] Lipperheide, a. a. O., S. 45. — Hofmann, a. a. O., S. 23. — Reiterer, a. a. O., S. 11. — Schärdinger Heimat 1910, S. 95, 175; 1912, S. 63 f; 1913, S. 60. — Eferdinger Jahrbuch 1911, S. 12; 1913, S. 16.

[6] Ich bitte um einschlägige Einsendungen und Mitteilungen, damit es sich herausstellt, ob eine Landessammlung in der vorgeschlagenen Weise durchführbar ist.

Rolle ein, da diese Gegenstände selbst weniger auffallen, gewinnt aber sofort einen Zug ins Große, wenn sie an Schrankfüllungen, Bänken, Tischplatten, Türen oder, wie im vorliegenden Falle, auf Deckenbalken auftritt. Die Motive sind zumeist der Geometrie entnommen: Kreise, Spiralen, Kreuze, Zweiecke, Dreiecke u. a., aber auch einfache religiöse Symbole, Namenzeichen, Buchstaben in Verbindung mit Kreuzen kommen häufig vor. Selten und wohl jüngerer Zeit entsprossen sind auch pflanzliche Motive, Blumen- und Blattformen und Ranken zu finden und noch seltener figurale Motive.

Die Schnittformen sind verschieden, selten einheitlich, am meisten neben dem einfachen Furchenschnitt der Zwei- und Dreischnitt; der Vierschnitt und andere schwierigere Schnittarten sind selten, dagegen trifft man häufig Verbindungen von Kerb- und Flachschnitt, wobei die durch den Flachschnitt herausgearbeiteten ebenen Flächen abermals mit Kerben verziert sind, namentlich bei kleinen Truhen, Schatullen, Seitenwänden von Kinderwiegen und ähnlichen Geräten. Häufiger noch werden die ebenen Flachschnittzierate mit entsprechenden Punzen und Eisen gerauht oder punktiert, eine Schmuckart, die fast ausschließlich der handwerksmäßig geübten Volkskunst angehört. Die Schönheit und Reichhaltigkeit des Kerbschnittes hängt zumeist, abgesehen von der Geduld und dem Formensinn des Schnitzers, von der Beschaffenheit des zugrunde liegenden Holzes ab. Das kurzfaserige Birnbaumholz begünstigt eine reichere und weit leichtere Ausführung, desgleichen Linden- und Ahornholz. Weniger geeignet zur Aufnahme des Kerbschnittes erweist sich Fichtenholz.

Die Zeichnung auf Tafel X stellt die Kerbschnitt-Verzierung der Stubendecke eines Bauernhofes bei Gallneukirchen dar. Besonders reich und ansehnlich sind die mächtigen Tragbalken bedacht. Aus der Darstellung ist zu entnehmen, daß auch diese Ornamentierung den Furchenschnitt mit dem Zwei- und Dreischnitt verbindet. Der Mittelstreifen, der in besonders auffallender Reihung die Seitenwände des Balkens durchzieht, zeigt deutliche Versuche der Anwendung des tiefen prismatischen Schnittes, die begleitenden Nebenreihungen sind einfacher gehalten. Die kreisförmigen Verzierungen in verschiedener Größe sind mit verschiedenen Füllungen versehen, unter denen auch hier die beliebte untergeteilte Sechseckfüllung überwiegt. Nicht minder reizvoll ist auch bei den kreisförmigen und halbkreisförmigen Umrahmungen die radiale Kerbenzierde, die sich entweder geradlinig oder einseitig geschwungen im Dreischnitt vom Mittelpunkte aus entwickelt. Die Mitte des Balkens trägt im Keilschnitt ausgeführt die Anfangsbuchstaben der Namen des Besitzer hepaares sowie die Jahreszahl 1796. Das Ganze ist von zwei symmetrisch geschwungenen Ranken mit schlichten Blütenbekrönungen im Furchschnitt umfaßt.

Für die Aufnahme derartiger Erzeugnisse älterer Volkskunst ist es wichtig, neben der Gesamtanlage oder einem wichtigen Teile derselben, aus dem die Anlage zu erkennen ist, noch kleinere aber genauere Teilstudien zu machen, die sowohl die Motive als auch die Schnittarten deutlicher erkennen lassen, als dies bei größeren Zusammenfassungen gewöhnlich möglich ist. Vielfach hat die Schärfe der Kerbe durch Alter, Abnützung, durch Verfärbung unter verschiedenen Einflüssen stark gelitten oder die Verzierung ist sonderlich in den kleinfenstrigen, lichtarmen Bauernstuben so sehr ins Dunkel gerückt, daß eine photographische Wiedergabe des Gesamtbildes auf große Schwierigkeiten stieße; in diesem Falle dient eine genaue Zeichnung nicht minder gut.

Über den Wert so hervorragend kunstvoller Verzierungen bäuerlichen Hausrates und bäuerlicher Wohnstätten noch Worte zu verlieren, halte ich für wenig angebracht, wohl aber möchte ich darauf hinweisen, daß nicht nur der ideale, sondern auch der reale Wert eine bedeutende Einbuße erleiden, wenn solche Erzeugnisse unserer Volkskunst nicht auf dem Platze verbleiben, für den sie geschaffen wurden.

Prof. Franz Kuna (Linz).

Heimatbewegung in den Gauen.

Vertretertagung der oberösterreichischen Heimatvereine in Linz.

Um eine regere und straffere Fühlung der einzelnen Heimatvereine zu erzielen und zu erhalten, sah der Landesverein für Heimatschutz in seinen Satzungen einen Vertreterausschuß vor, dem die Erzielung eines Zusammenwirkens der einzelnen Orts- und Landschaftsvereinigungen als Hauptaufgabe zufiel. Der Weltkrieg riß diese aussichtsreiche Entwicklung jäh ab — am 20. Brachmond 1914 hatte die letzte Vertretertagung stattgefunden.

Nach einem schriftlichen Meinungstausch mit den einzelnen Vereinigungen konnte der Landesverein für Heimatschutz nun endlich wieder eine oberösterreichische Vertretertagung einberufen. Sie fand am 3. Heumond 1920 in Linz statt.

In einem eingehenden Berichte besprach Landeskonservator Dr. Oskar Oberwalder den Ausbau der Heimatbewegung und wies auf die Notwendigkeit der Schaffung von Ortsgruppen hin. Es handelt sich dabei zunächst um die Feststellung, welche Orte die einzelnen Vereine in ihren Wirkungskreis einbeziehen wollen und können. Dann ergibt sich das Arbeitsfeld für Ortsgruppengründungen durch den Landesverein. Solange es weite Gebiete ohne jeden Anschluß an das Wirken der Heimatvereine gibt, können Heimatschutz und Heimatkunde nicht zur vollen Entfaltung kommen. Eine wichtige Forderung ist die gemeinsame Stellungnahme zu großen Fragen. Zu ihnen gehören z. B. die Vereinigung des administrativen Denkmalschutzes mit dem Heimatschutze anläßlich des Neubaues der Verfassung und das Eingreifen der Heimatschutzvereinigungen in Fragen der Schulreform. Je einheitlicher die Heimatvereine zu diesen Fragen Stellung nehmen, umso wirkungsvoller wird ihr Auftreten sein. Da bei unserer wirtschaftlichen Lage Vertretertagungen nicht häufig genug stattfinden können, muß die Stellungnahme der übrigen Vereine vom vorschlagenden Verein im schriftlichen Rundlauf ermittelt werden. Sehr wichtig, aber leider auch noch unausgebaut ist das Ineinandergreifen auf dem Gebiete der Heimatforschung. Es ist notwendig, darüber ein klares Bild zu bekommen, welche Gebiete von den einzelnen Vereinen bearbeitet werden und an wen man sich in Einzelfragen zu wenden hat. Ebenso ist der Besitzstand an Sammlungen, Diapositiven und dergleichen festzustellen und bekanntzugeben — vielleicht in Form von gelegentlichen Verzeichnissen in den Heimatgauen oder Vereinszeitschriften. Durch gegenseitige Verständigung könnte auch das Vortragswesen ausgebaut werden, durch Austausch der auf einzelnen Gebieten besonders geschulten Vortragenden könnte der Kreis der nötigen Heimatvorträge vertieft und erweitert werden. Eine bedeutsame Aufgabe der verbündeten Vereine ist die Heimaterziehung durch Ausgestaltung der Sammlungen, Schülerführungen und Vortragstätigkeit nach gemeinsamen Richtlinien.

Professor Dr. Adalbert Depiny bespricht die vom Standpunkt der Wissenschaft und des Heimatschutzes wichtige volkskundliche Stoffsammlung, an deren Bergung den Heimatvereinen ein wichtiger Anteil zufällt. Für den Augenblick drängt die Inangriffnahme des volkskundlichen

Sammelstoffes mehr noch als die nicht minder wichtigen Fragen der Landschaftskunde, denn es handelt sich leider um zum Teil unter der Wucht so vieler Umstände schwindende oder nur mehr in der Erinnerung festzustellende Erscheinungen des Volkslebens, die Tag für Tag abbröckeln. Aus Gründen des Bedarfes für Forschung und Schule und der Veröffentlichungsmöglichkeit ist zunächst an die Schaffung eines Sagenbuches und eines Werkes über Sitte und Brauch zu denken. Es ist uns dabei mit einer das Land umfassenden Arbeit mehr gedient als mit viertel- oder gar bezirksweiser Veröffentlichung, denn es besteht die Gefahr, daß dann einzelne Gebiete überhaupt nicht zur Veröffentlichung ihres Volksgutes kommen. Auch kann man nur bei Anlage eines Landesbuches der Verbreitung der einzelnen Erscheinungen nachgehen. Leichter und einheitlicher gestaltet sich auch für das Landeswerk die Einarbeitung der vorhandenen Literatur. Wir wollen ja bei aller Volkskundearbeit nicht allein an den engeren Kreis unseres Haus- und Schulbedarfes denken, sondern auch an unsere Pflicht, dabei dem gesamten deutschen Volkstum und der volkskundlichen Wissenschaft zu dienen. Um die Sammlung zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen, bedarf es gemeinsamen, planvollen Vorgehens. Wir brauchen für die einzelnen Bezirke Mitarbeiter, die die Überlieferung ihrer Landschaft auffammeln und dabei natürlich auch die wissenschaftliche Verantwortung für ihren Arbeitsanteil vor der Öffentlichkeit tragen. Wesentlichen Gewinn wird es der Sache bringen, wenn in die Lehrerfortbildungskurse, die hoffentlich nicht Traum bleiben, Volkskunde aufgenommen wird. Die Landschafts- und Ortsvereine könnten nun die Auffammlung ihres Gebietes übernehmen und einen Leiter der Arbeit aufstellen, der die volkskundliche Verbindung mit der Landesfammelstelle herstellt.

Brauchbare Sammelhilfe kann auch die studierende Jugend leisten. Die vom Landesverein zustande gebrachte Schaffung von Mädchenortsgruppen und die Arbeitsgemeinschaften an der staatlichen und privaten Lehrerbildungsanstalt in Linz sind wichtige Anfänge in dieser Richtung. Leider hat ein Aufruf an die Mittelschulen, an der Heranziehung der Jugend zu volkskundlicher Sammelarbeit im Sommer 1920 mitzuwirken, nur bei einigen Anstalten Verständnis gefunden, sodaß wir eine breite Mitwirkung der Mittelschuljugend erst für 1921 erhoffen können.

Wichtig ist auch die fortlaufende Buchung der heimatkundlichen, oft in Ortszeitschriften zersprengten Literatur, die Weiterführung der von Regierungsrat Commenda begonnenen Landesbibliographie. Vorbild könnte uns die prachtvolle Württembergische Bibliographie von Heyd sein[1]. Mit diesen volks- und heimatkundlichen Plänen ist auch den Forderungen des bodenständigen Unterrichtes und der Heimaterziehung nachdrücklich gedient, denn eine erfolgreiche Verwertung der Heimatkunde kann man nur auf den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft aufbauen!

Kustos Dr. Theodor Kerschner erörtert die Fragen des Naturschutzes im Anschlusse an seine in den Heimatgauen, S. 110 ff. und 198, dargelegten Ausführungen und bespricht die nächsten Aufgaben der Naturschutzbewegung, vor allem die Feststellung bestimmter Naturschutzgebiete wie des Ibmermooses und eines Hochmoores im Mühlviertel und die dringlichste Auswahl von Naturschutzgegenständen. Einfluß zu nehmen ist auf die Jagdgesetzgebung und nachdrücklich sind die Forderungen des Landschaftsschutzes bei der bevorstehenden Ausnützung der Wasserkräfte unserer Alpen zu vertreten. Befriedigende Auswege lassen sich finden. Notwendig ist es, daß die Naturschutzbewegung von einer Stelle aus geleitet wird, da sonst ein erfolgreiches Auftreten unmöglich ist.

Architekt Professor Jaksch entwickelt die Aufgaben der Bauberatungsstelle im Sinne des in den Heimatgauen S. 197 f. dargelegten Arbeitsplanes. Es handelt sich darum, der Verwendung unverstandener Bauformen, der Übertragung nicht bodenständiger, den Landesverhältnissen nicht angepaßter Motive entgegenzutreten, ebenso der Entstellung des Landschaftsbildes durch formlose Nützlichkeitsbauten.

[1] Hans Commenda, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. Linz 1891. — Wilhelm Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte. Stuttgart 1895 ff.

Den unabhängigen, historisch geschulten Architekten, die die Bauberatungsstellen des Landesvereines für Heimatschutz bilden, ist es daran gelegen, durch Neu- und Umarbeitung von Plänen das Landschaftsbild der Heimat zu schützen und die Weiterentwicklung bodenständig zu gestalten. Aufgabe der Gemeinden und Ämter, aber auch aller Bauluſtigen, die es mit dem Heimatschutz ernst nehmen ist es, sich der Hilfe der Bauberatungsstelle zu bedienen. Sie begutachtet Platz- und Straßenregulierungen, Neu- und Umbauten, besonders auf typischen Plätzen und Straßen, und widmet besondere Aufmerksamkeit den Schul- und sonstigen kleineren Bauten auf dem Lande und ist dabei mit den Neuerungen im Bauwesen wohl vertraut. Wenn ihre Bereitwilligkeit ausgiebig in Anspruch genommen wird, wird es möglich sein, das Landschaftsbild unserer Heimat so zu hinterlassen, daß uns die Nachwelt keinen Vorwurf machen kann.

An die Ausführungen der Berichterstatter schlossen sich eingehende Erörterungen über die aufgeworfenen Fragen, die von den Vertretern nunmehr den einzelnen Vereinen vorgelegt werden. Die Buchung der landeskundlichen Kleinliteratur übernehmen für das Inn- und Hausruckviertel Schulrat Dr. Berger, für das Traunviertel Direktor Dr. Pillewizer, für Linz und das Mühlviertel Dr. Depiny. An sie mögen einschlägige Mitteilungen und Angaben gerichtet werden. In Ergänzungsfolgen sollen die geplanten Literaturverzeichnisse in den Heimatgauen veröffentlicht werden.

Die nächste Vertretertagung wird für Herbst nach Wels vereinbart.

Dr. A. Depiny.

Mädchenortsgruppe Linz des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich.

Trotz ihres kurzen Bestandes kann die Mädchenortsgruppe schon auf eine sehr rege Tätigkeit zurückblicken. Vorträge und Wanderungen lagen in ihrem Plane — beides wurde den Mitgliedern auch schon geboten.

Es wurde besprochen: Arbeitsplan und Ziele der Mädchenortsgruppe (Doktor A. Depiny); Heimatschutz (Dr. O. Oberwalder); Die Dachsteinhöhlen (Lichtbildervortrag; Staatsbahn-Oberrevident G. Lahner); Entstehung unserer Ortsnamen und ihre Einstellung im heimatkundlichen Unterrichte (Dr. Frz. Berger); Volkskundliches Sammeln (Dr. A. Depiny); Entwicklung des Stiles in Oberösterreich (Dr. O. Oberwalder; Lichtbildervortrag); Volkskundliche Bücher und Schriften (Dr. A. Depiny).

Alle Vorträge konnten im Gebäude der Staats-Lehrerbildungsanstalt stattfinden dank dem Entgegenkommen des Herrn Direktor Dr. Schenk, der in liebenswürdiger Weise Räume und Lichtbildapparat zur Verfügung stellte.

Lehrreiche Wanderungen führten die Ortsgruppe unter Führung der Herren Dr. Depiny und Dr. Oberwalder nach Enns und Lorch, wo Museum, Lager und Kirchen besichtigt, nach Mauthausen, von wo aus die Ruine Spielberg besucht wurde. In Gallneukirchen zeigte Herr Oberlehrer Löffler Hochäcker und vorgeschichtliche Hügelgräber. Daß diese Wanderungen auch zu volkskundlicher Sammeltätigkeit ausgenützt wurden, ist selbstverständlich.

In zwei Museumsführungen behandelte Dr. Oberwalder die vorgeschichtliche Zeit an Hand der ausgestellten Funde.

Die Ortsgruppe hat aber auch rege Werbetätigkeit entfaltet. So hat sich auf ihre Anregung hin eine selbständige Ortsgruppe Vöcklabruck in der dortigen Lehrerinnenbildungsanstalt gebildet; ebenso wollen auch die Mädchen des Lyzeums in Steyr eine eigene Ortsgruppe gründen. Auch in Linz schlossen sich uns Mädchen anderer Mittelschulen an, so daß vielleicht bald von einem heimatkundlichen Zusammenschluß aller Mittelschülerinnen Oberösterreichs geredet werden kann.

Möge der Herbst das frische Leben in der Ortsgruppe wieder neu erstehen lassen, mögen aber auch alle Mitglieder während des langen Sommers bei fleißigem Sammeln der Ziele der Vereinigung gedenken.

Martha Khil (Linz).

Mädchenortsgruppe Vöcklabruck des Landesvereines für Heimatschutz.

Die im Einvernehmen und Zusammenwirken mit dem Landesverein und der Linzer Mädchenortsgruppe gegründete Ortsgruppe eröffnete ihre Tätigkeit am 26. Brachmond mit einem Heimatabend, der der heimischen Volksdichtung gewidmet war und bei den Teilnehmerinnen helle Heimatfreude entfachte. Für die Sommerferien wurde eine rege volkskundliche Sammeltätigkeit vereinbart, ein von Dr. Depiny ausgearbeiteter Arbeitsplan bildet die Grundlage.

S. M. Sidonie Ottl (Vöcklabruck).

Die Eröffnung des Museums für Volkskunde in Wien.

Der Verein für österreichische Volkskunde konnte am 11. Jänner 1919 die Gedenkfeier seines 25jährigen Bestandes begehen[1] und dabei auf ein erfolgreiches, opfervolles Wirken im Dienste der Volkskunde zurückblicken. Wie der Berliner Verein für Volkskunde für die neuere Entwicklung der Volkskundeforschung Bahn brach, so bedeutet das Wirken des Wiener Vereines bei uns den Beginn wissenschaftlichen Arbeitszusammenschlusses zu demselben letzten Ziele.

Neben der seit 1895 herausgegebenen Zeitschrift für österreichische Volkskunde[2] und ihren Ergänzungsheften verdanken wir dem Verein eine reiche volkskundliche Sammlung in Wien. Bisher war sie in einer Notbehausung bei unzulänglichen Raumverhältnissen untergebracht, gab aber auch so schon Gelegenheit zu volkskundlichen Studien und akademischen Vorlesungen, die Prof. Haberlandt der sonst an unseren Hochschulen so stiefmütterlich bedachten Volkskunde widmete. Nach langen Bemühungen und Vorbereitungen konnte endlich das Museum in dem ehemaligen Schönbornschen Sommerpalast (Wien, VIII., Laudongasse 15 — 19) untergebracht werden. Mitten unter den Erschwerungen des Weltkrieges leitete Professor Dr. Michael Haberlandt, der Gründer und die Seele des Vereins und des Museumsgedankens, unterstützt von einem kleinen Helferkreise, die Übersiedlung und Neuaufstellung der über 40.000 Gegenstände zählenden Sammlung, die zu den größten und reichsten ihrer Art gehört.

Am 26. Brachmond fand in Gegenwart von Vertretern der Regierung und der Wissenschaft die feierliche Eröffnung des neuen Heimes und die Übergabe an den allgemeinen Besuch statt. Dabei sprach der Präsident des Vereines Rudolf Abensperg-Traun über die Geschichte des Museums, Sektionschef Förster-Streffleur über die Bedeutung des geschaffenen Werkes und Professor Doktor M. Haberlandt über den weiteren Ausbau des Museums. Die Feier schloß mit einer Besichtigung der Sammlungen.

Da der Verein von Anbeginn mit Rücksicht auf die Verhältnisse Altösterreichs seine Tätigkeit auf die vergleichende Betrachtung des Völkerlebens eingestellt hatte, gibt das Museum reiche Beiträge zur Volkskunde unserer nichtdeutschen Nachbarvölker im weiteren Umkreis. Im Mittelpunkte stehen aber die Sammlungen aus Deutschösterreich, die in 30 Räumen untergebracht sind. Der Ausbau der deutschen Sammlungen aus den Alpenländern und dem Sudetengebiet wird zu einem wissenschaftlich und volksgeschichtlich wertvollen Kulturbild der deutschen Vorposten im Osten führen[3].

Dem oberösterreichischen Volksbesitz sind vier Räume gewidmet. Das Museum besitzt eine reichhaltige Darstellung der oberösterreichischen Keramik, besonders aus Gmunden; die Hausindustrie des Mühlviertels und die Volkskunst des Salzkammergutes kommt zu Wort, Tracht und Volksschmuck, Hausrat und dergleichen sind vertreten. Auch unter den Bauernstuben ist ein eigener Raum Oberösterreich zugewiesen.

Wir können die endgültige Unterbringung der Sammlungen und ihre Ausgestaltung mit Freude und Genugtuung begrüßen, denn sie sind ein wertvoller Volksbesitz und ein Sammelpunkt für die

[1] Wiener Zeitschrift für Volkskunde. 26. Jhg., S. 1 ff.
[2] Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien. Redigiert von Dr. Michael Haberlandt. 1895 ff. Seit dem 25. Jhg. (1919): Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Vergleiche Heimatgaue, S. 232.
[3] Führer durch das Museum für Volkskunde. Herausgegeben von der Museumsdirektion. Wien 1919.

wissenschaftliche Erforschung des Volkstums und des Völkerlebens, aber auch für eine gedeihliche Erfassung und Pflege des gesunden Heimatgedankens. Dem Schöpfer des Museums und dem Verein gebührt der Dank und die werktätige Hilfe aller Volkskundeforscher und Heimatfreunde. Wer aber — vor allem aus Lehrerkreisen — Gelegenheit findet, soll das Museum nicht durchlaufen, sondern zu eingehender Betrachtung darin verweilen. Über den oberösterreichischen Anteil der Museumssammlung wird Professor Dr. M. Haberlandt in einem späteren Heft berichten. Dy.

Zusammenschluß.

Vom 15. bis 18. Erntemond findet in Braunau am Inn eine Tagung von Heimatvereinen aus Oberösterreich, Salzburg und Bayern statt. Von der rührigen Braunauer Vereinigung angeregt und ermöglicht, soll sie zu einer freien Arbeitsgemeinschaft der Inn- und Salzachgaue führen. Es ist dies um so begrüßenswerter, als es zeigt, wie unsere Landschaftsvereine nicht in allzu enger Beschränkung bloß ihren kleineren Bezirk im Auge haben, sondern sich der nötigen Eingliederung in eine größere Einheit bewußt sind. Auch der weitere Hintergrund der Braunauer Tagung ist erquicklich, zeigt sie doch, daß es trotz der staatlichen Schranken, die uns die politische Not aufgedrängt hat, diesseits und jenseits des Innstromes nur ein Volk und eine Heimat gibt.

Der Wille zum Zusammenschluß möge an dem Braunauer Beispiel auch sonst im Lande erstarken und die Viertel zu einer erfolgreichen Arbeitsgemeinschaft führen. Sie ist die Voraussetzung zu befriedigender Lösung der Aufgaben der Heimatkunde und des Heimatschutzes. Gerade der Heimatschutz und die volkskundliche Erforschung kann des zielbewußten, arbeitsfrohen Zusammenwirkens nicht entbehren.

Wir brauchen dabei gar nicht an Neubau zu denken, die bereits bestehenden Vereine sind ja schon im Landesverein für Heimatschutz zusammengeschlossen, damit ist die Möglichkeit gegeben, vom gemeinsamen Rat zur gemeinsamen Tat zu gelangen. Die von den Heimatvereinen für Wels in Aussicht genommene Herbsttagung wird hoffentlich wieder einen beträchtlichen Schritt nach vorwärts auf der bereits betretenen Bahn bedeuten.

In den Landstrichen, die noch des strafferen und engeren Zusammenschlusses entbehren, sind bereits Vorbedingungen geschaffen. Die „Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels" sind solch ein Ausgangspunkt und auch die „Heimatgaue" haben manchen Freund und Helfer in Orten gefunden, die bisher keinen Anschluß an die Heimatbewegung hatten. Ihr könnten auch unsere Viertel- und Ortsblätter wirksam durch Eröffnung einer Ecke für heimatkundliche Fragen vorarbeiten. Auch die Volksbildungsbestrebungen werden sich um die Heimat verdient machen und selbst davon Gewinn haben, wenn sie der Heimatkunde und dem Heimatschutz in ihren Plänen breiten Raum gewähren.

Die Entwicklung muß dazu führen, daß kein Gebiet unseres weiten schönen Landes ohne heimatkundliche Vertretung bleibt. Die gedeihliche Zusammenfassung der Einzelvereine und Arbeitsgruppen zu wirksamem, auch über die engeren Grenzen hinaus erfolgreichem Schaffen ist die Aufgabe des Landesvereines und der Landeszeitschrift.

Eine wesentliche Aufgabe im Rahmen unserer Heimatbewegung ist dabei die Heimaterziehung unserer Jugend, denn sie gehört der deutschen Zukunft und die deutsche Zukunft ihr. Berufen ist sie ja, die Heimatbewegung, die nicht das Werk eines Menschenalters sein kann, zum Ziele zu führen. Dr. A. Depiny.

Staatlicher Denkmalschutz.

Wir sind im Nachstehenden wieder in der erfreulichen Lage, einen Erlaß bekanntzugeben, den das Staatsamt für Land- und Forstwirtschaft unter Zahl 9133 am 19. Juni 1920 an die Forst- und Domänen-Direktionen sowie an sämtliche staatliche Forstverwaltungen Österreichs gerichtet hat. Die darin niedergelegten Gedankengänge erscheinen so klar und eindringlich, daß man sich davon den größten Erfolg versprechen müßte, wenn wir nicht leider durch vielfache Erfahrungen gezwungen wären, zu fürchten, daß auch diese schönen Worte und inhaltsreichen Anregungen über Denkmalpflege, Heimat- und insbesonders Naturschutz wieder Papier und unbeachtet bleiben. Pflicht aller Heimatfreunde ist es daher, solchen von höchster staatlicher Stelle ausgehenden Bestrebungen zum tatsächlichen Leben zu verhelfen und, wo es nötig ist, selbst einzugreifen, die Behörden auf einzelne Fälle aufmerksam zu machen und alles vorzukehren, was geeignet erscheint, solchen für unser Volkstum wie unsere Heimat äußerst wichtigen Bestrebungen, mögen sie auch im Einzelfalle kleinlich erscheinen, zum Erfolge zu verhelfen. Der erwähnte Erlaß hat folgenden Wortlaut:

„Weite Gebiete deutschen Bodens sind fremder Herrschaft unterworfen und im Inneren unseres Landes droht rücksichtslose Selbstsucht die Grundpfeiler einer tausendjährigen Kultur zu untergraben. Mehr denn je ist es daher unsere Pflicht, Natur- und Baudenkmäler vor roher Erwerbsgier und sinnloser Zerstörungssucht zu schützen und unser Volkstum späteren Geschlechtern treu zu bewahren. Gerade die Staatsforstbeamten, welchen die Verwaltung des größten und wohl auch an Naturschönheiten wertvollsten Besitzes unseres Vaterlandes anvertraut ist, sind berufen, in dieser Richtung beispielgebend voranzugehen. Durch ihre dienstliche Stellung und ihren ständigen Verkehr mit der Landbevölkerung sind sie aber auch in der Lage, führend und aufklärend zu wirken, das Empfinden für die Schönheiten unserer Berge und Täler, für Volkstum und Heimat wieder zu wecken und zu pflegen.

Schon das frühere Ackerbauministerium hat zur Förderung des Naturschutzes mit dem Erlasse vom 5. Juli 1914, Zl. 124, den Forst- und Domänen-Direktionen die Ausübung des Natur- und Denkmalschutzes innerhalb ihres Verwaltungsgebietes übertragen. Es handelt sich hier um Aufnahme und Erhaltung aller schönen, merkwürdigen oder in ihrem Bestande gefährdeten Naturerzeugnisse an Ort und Stelle, d. h. im Zusammenhang mit ihrem natürlichen Vorkommen, ferner um den allgemeinen Naturschutz durch Schonung von Tier- und Pflanzenarten, die auszusterben drohen, oder durch Bewahrung seltener Gebiete des Mineralreiches. Der Heimatschutzgedanke erheischt jedoch eine Erweiterung auch auf die historischen Denkmäler, auf die Erhaltung und Sicherung

aller Bauten und Anlagen, denen ein prähistorisches, ein allgemeines oder lokalhistorisches Interesse zukommt, wie Pfahlbauten, alte Hügelgräber und Verschanzungen, alte Straßen (Römerstraßen u. dgl.), Ausgrabungen, Ruinen, welche an denkwürdige Zeiten und Begebenheiten erinnern, sagenumwoben oder dichterisch verklärt sind, alte interessante Bauwerke, dann auch alte, mit Wappen, Hausmarken, Jahreszahlen und Inschriften versehene Grenzsteine, Wegkreuze und Bildstöcke. Alle diese Objekte sind an sich nach Möglichkeit zu erhalten und in ihrem Bestande zu sichern. In vielen Fällen kommt es jedoch nicht bloß auf die Erhaltung der Objekte an sich an, sondern auch darauf, die Verbindung dieser Objekte mit dem Boden, also ihre besondere Lage zu sichern oder doch solange zu erhalten, als archäologische und historische (insbesondere rechtshistorische) Forschung an dieser Erhaltung ein Interesse hat. Wegkreuze, Bildstöcke sind daher tunlichst an ihrem alten Platze zu belassen, desgleichen auch alte Grenzsteine, ob sie ihre Funktion als Grenzsteine noch ausüben oder ob dies nicht mehr der Fall ist. Sollte die Versetzung von Bildstöcken und Wegkreuzen unvermeidlich sein, so wird deren Übertragung an einen geeigneten, nahegelegenen Platz zu veranlassen sein. Jedenfalls wird aber in derartigen Fällen, und zwar noch vor Vornahme jeglicher Änderung an dem in Rede stehenden Objekte der zuständige Landeskonservator zu verständigen sein (In Oberösterreich: Dr. Oskar Oberwalder, Linz, Klammstraße 9). Sollte die Belassung alter Grenzsteine an ihrem bisherigen Platze unmöglich werden, so müßten dieselben an einem, dem bisherigen Standorte zunächst gelegenen neuen Grenzpunkte verwendet, bzw. an einem gesicherten Platz aufgestellt werden. Vor ihrer Versetzung ist jedoch der Landeskonservator zu verständigen.

Desgleichen sind alle, insbesondere bei Ausgrabungen und Erdarbeiten zutage tretenden Funde von Schmuck, Waffen, Geräten aus der Stein-, Bronze- und späteren Zeit vorläufig in ihrem Bestande zu sichern, jedoch in ihrer Lage insolange nicht zu verändern, bis die Landeskonservatoren sachgemäße Anordnungen getroffen haben.

Alle historischen Denkmäler, deren Erhaltung und Sicherung naturgemäß zunächst an Ort und Stelle zu geschehen haben, sind vom Forstpersonale in ein Vormerkverzeichnis zu bringen, in welchem auch eine genaue Beschreibung der Objekte und ihrer Lage zu geben ist. Auf Grund der Besichtigung dieser Objekte durch Organe der Forst- und Domänen-Direktion, welche in Zweifelfällen das Einvernehmen mit den Landeskonservatoren zu pflegen hat, hat sodann ihre Inventarisierung zu erfolgen. Das gesonderte Inventar über historische Denkmäler ist von der Abteilung für Forstbetriebseinrichtung zu führen. Diesem Inventar ist bei wichtigeren Objekten (z. B. Grenzsteinen) auch eine skizzenhafte, alles Wesentliche enthaltende Abbildung, sowie ein Plan über die örtliche, bzw. gegenseitige Lage, womöglich eine photographische Abbildung beizuschließen. Die Vormerkung hat die Wirkung einer provisorischen, die Inventarisierung die einer definitiven Inschutznahme der Objekte.

Alle aus wirtschaftlichen oder anderen Gründen notwendig werdenden Veränderungen an den in Schutz genommenen historischen Denkmälern, wie z. B. die wegen sonstiger Gefährdung notwendige Abgabe an ein Museum, sind vorher dem Staatsamte für Land- und Forstwirtschaft anzuzeigen.

Da sich bedauerlicherweise gerade die von öffentlichen Faktoren ausgeführten Bauten zumeist nicht in das Landschaftsbild einfügen, sondern störend wie ein Fremdkörper wirken, wird in Hinkunft beim Baue oder bei der Adaptierung und Renovierung von Förster- und Arbeiterhäusern, von Hütten, Sennereien und Ställen die in den betreffenden Gegenden heimische Bauweise in Stil und Material tunlichst anzuwenden sein. Ebenso ist bei Einführung von Exoten und Schlägerungen, Anlage der Schlagflächen auf das Landschaftsbild Rücksicht zu nehmen.

Für den Staatssekretär:

Pantz m. p."

Dr. O. O.

Ein heimatkundliches Erziehungsmittel.

Das Unterrichtsamt hat mit Erlaß vom 26. April 1920, Zahl 661, die Anbringung von Bildern aus der heimatlichen Geographie, Geschichte und Kunstgeschichte auf den Umschlägen der Schreib- und Zeichenhefte der Volks- und Bürgerschulen unter der Voraussetzung gestattet, daß die Abbildungen sachlich und künstlerisch einwandfrei, die erklärenden Texte inhaltlich in jedem Belange mustergiltig seien. Wenn auch nur drei Unterrichtsfächer genannt werden, aus welchen Abbildungen auf den Heften angebracht werden können, so erscheint es bei den Absichten, die sonst im Unterrichtsamte vorzuherrschen scheinen, nicht zweifelhaft, daß das ganze Gebiet der Heimat- und Volkskunde für die Auswahl von Bildern geeignet erklärt wurde. Es ist wohl unnötig, darauf besonders hinzuweisen, wie wirkungsvoll dadurch der auf heimatlicher Grundlage aufgebaute Schulunterricht unterstützt werden kann. In dieser Erkenntnis hat sich das Landesdenkmalamt an den oberösterreichischen Landesschulrat mit dem Anerbieten gewendet, mit Hilfe des Landesvereines für Heimatschutz und ähnlicher örtlicher Vereinigungen in einzelnen Fällen jenen Schulen, welche sich darum beim Landesdenkmalamte bewerben, Bilderbeispiele samt Texten, die den örtlichen Verhältnissen der Gesuchsteller angepaßt sind, umsonst zur Verfügung zu stellen. Der oberösterreichische Landesschulrat hat das Anerbieten angenommen und durch den an alle oberösterreichischen Bezirksschulräte und die Stadtschulräte in Linz und Steyr gerichteten Erlaß, Zahl 6065, vom 12. Juli 1920 diesen bekanntgegeben.

Sache der Lehrerschaft und aller an der Denkmalpflege, dem Heimat- und Naturschutze anteilnehmenden Vereine und Einzelpersonen ist es nun, dahin zu wirken, daß die Hefterzeuger, denen auch die kaufmännische Durchführung dabei überlassen bleiben müßte, sich zur Herstellung derart ausgestatteter Heftumschläge bereit finden. Die Herstellungskosten sind auch heute keineswegs derartige, daß daran das Unternehmen scheitern müßte. Durch die allfällig kostenlose Beistellung der Entwürfe, die das Landesdenkmalamt zu vermitteln bereit ist, kann die Herstellung solcher Heftumschläge auch sehr verbilligt werden.

Für die Abbildungen dürften sich zeichnerische Vorlagen besser eignen als photographische Aufnahmen, die auf den farbigen Heftumschlägen meist nur unklare Vorstellungen von den dargestellten Gegenständen bieten könnten. Wenn auch die Zeichnungen, um eindeutig wirksam zu sein, vor allem auf die Form der Darstellungen Rücksicht zu nehmen hätten, so dürfte doch auch die Stimmung, die Wirkung des Gegenstandes im Raume oder seiner Umgebung nicht vernachlässigt werden. Ebenso eindringlich, klar und einfach wie die Bilder wären auch die Texte bei aller Richtigkeit des Gebotenen zu halten, um sich dem Erfassungsvermögen der Kinder anschmiegen zu können. Entsprechend den verschiedenen Altersstufen der Schüler könnten auch die gleichen Bilder mit veränderten Texten in einzelnen Fällen Verwendung finden.

Dr. O. O.

Die Lehrerfortbildung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte.

Im vorigen Hefte der Heimatgaue Seite 223 hat Dr. Eduard Kriechbaum in dem Aufsatze „zur Ausbildung der Lehrer in der Heimatkunde" äußerst dankenswerte Anregungen zur praktischen Durchführung dieser nun so sehr im Vordergrunde der öffentlichen Erörterung stehenden Frage gegeben. Leider besitzen diese wie alle anderen darauf bezüglichen Vorschläge für unser Land Oberösterreich einstweilen nur theoretischen Wert, weil bisher an die Einführung oder Vorbereitung solcher Fortbildungskurse in Oberösterreich noch nicht geschritten wurde und es gar nicht feststeht, ob an eine derartige Einführung in unserem Lande die hiezu berufene Stelle, das staatliche Unterrichtsamt in Wien, überhaupt denkt. Ich nehme es aber an und gebe mich der Hoffnung hin, daß schon im nächsten Jahre auch in Oberösterreich ähnlich wie bereits heuer in Traiskirchen in Niederösterreich und Liebenau bei Graz Fortbildungskurse für Lehrer abgehalten werden.

Aus diesem Grunde, wie auch deshalb, weil der Erlaß des Staatsamtes für Unterricht vom 16. August 1919,[1] auf welchen alle neueren Bestrebungen der Lehrerfortbildung wie der Umgestaltung des Schulunterrichtes auf heimatlicher Grundlage in Österreich zurückgehen, eine gründliche Erforschung der Heimat ausdrücklich auch nach kunstgeschichtlichem Gesichtspunkte fordert, möchte ich im Nachstehenden einige Vorschläge erstatten, wie die Fortbildung der Lehrerschaft auf dem Gebiete der Kunstgeschichte meines Erachtens aufzubauen wäre, womit auch Denkmalpflege, Heimat- und jener Teil des Naturschutzes, der sich mit der Erhaltung des Landschaftsbildes beschäftigt, verbunden sein sollten. Es erscheint mir dies um so notwendiger, weil ich aus den Worten Dr. Ed. Kriechbaums, mit welchen er einen Vortragenden unter anderen auch „etwa für Kunstgeschichte, Denkmal-, Naturschutz usw." fordert, eine gewisse Unsicherheit in dieser Forderung herauszulesen glaube. Und doch ist es bei der Rolle, welche die bildende Kunst und ihr wissenschaftlicher Niederschlag in unserer heutigen Kultur bereits spielt und die ihr in noch erhöhtem Maße von allen Jugendbildnern und Volkserziehern für die Zukunft zugedacht ist, offensichtlich, daß gerade dieses Gebiet der Heimatkunde nicht nebensächlich behandelt werden darf, zumal vielleicht in keinem Einzelfache unserer allgemeinen Bildung auch jetzt noch so große Unkenntnis oder so viele verkehrte Begriffe herrschen wie in der Kunstgeschichte und den daraus abgeleiteten Kulturbewegungen überhaupt, und in der heimatlichen ganz besonders.

Im vornehinein möchte ich auch noch darauf hinweisen, daß hier ebenso wie bei jeder anderen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Quellenmaterial das Beobachten und Vergleichen vor allem gepflegt werden muß. Die Beobachtung von Einzelkunstwerken hätte vor Originalen zu erfolgen, wie es bereits Lichtwark gefordert und praktisch erprobt hat.[2] Man halte das für keine utopistische Forderung, denn keine Landeshaupt-, ja selbst Bezirksstadt in irgend einem Lande unseres Staates ist so kunstarm, daß sie nicht einzelne Werke der Architektur, Plastik, Malerei wie des Kunstgewerbes besitzen würde, welche sich für die Anstellung von Beobachtungen eignen würden, um dem Beschauer lebensvolle Begriffe von dem Stilcharakter des einzelnen Kunstwerkes und der Wirkungen, die von ihm ausgehen, zu vermitteln. Werke der Graphik aber, wie Handzeichnungen, Kupferstiche, Radierungen und Lithographien wäre wohl jeder dafür geeignete Vortragende selbst mitzubringen in der Lage. Außerdem würden Kurswanderungen in die Umgebung des Vortragsortes das Anschauungsmaterial noch überaus bereichern und die Auswahl erleichtern. Es ist dabei für unsere Zwecke gar nicht nötig, daß die vorzuführenden Kunstwerke die allererstklassigste Qualität aufweisen. Denn es handelt sich ja bei der Lösung unserer Aufgabe gar nicht oder nur in sehr geringem Maße darum, sogenannte allgemein gültige Qualitätsurteile zu gewinnen, sondern um die Erfassung des Kunstschaffens der engeren oder weiteren Heimat und die daraus abzuleitenden Begriffsbestimmungen, um sie für die Erweiterung des seelischen und geistigen Horizontes unserer Jugendbildner und die Verwertung des Erlebten für die Jugenderziehung nutzbar zu machen.

Wo aber die Heranziehung eines umfangreicheren Abbildungsmaterials zum Zwecke des Vergleiches oder der Betrachtung einer großen Anzahl von Kunstwerken von irgend einem weiteren Gesichtspunkte aus erforderlich ist, hätte das Skioptikon Verwendung zu finden.

Das Ziel dieses Fortbildungsunterrichtes aber dürfte entweder garnicht oder nur in sehr bescheidenem Ausmaße darin gesucht werden, daß der Lehrer in Stand gesetzt wird, das, was er selbst in diesem Fortbildungskurse über die heimatliche Kunstgeschichte usw. gehört hat, seinen Schülern wieder zu vermitteln, sondern daß er in der Lage ist, das ältere wie das zeitgenössische Kunstschaffen im Gesichtskreise der ihm anvertrauten Schuljugend überhaupt als Quelle für die Jugenderziehung zu benützen und die Anregungen, die davon ausgehen, organisch der Summe von anderen Anregungen einzufügen, welche die Heimat und ihr

[1] Siehe Heimatgaue, 1. Jhg., Seite 69 f.
[2] Siehe Alfred Lichtwark, Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken, 10. Auflage. Berlin 1914, Seite 29.

sichtbarer Ausdruck für die Jugend- und weiterhin auch für die Volksbildung bieten. Ferner soll der Lehrer aber dadurch auch angeregt und befähigt werden, eigene Beobachtungen an Kunstwerken mit Erfolg anstellen zu können.

Für diesen Zweck halte ich es vor allem wichtig, in den Lehrplan dieser Fortbildungskurse eine aus den Denkmälern der Heimat selbst geschöpfte Stilkunde einzufügen. Das klingt sehr altväterlich; solange es aber Jugendbildner gibt, welche den gotischen Stil in ursächlichen Zusammenhang mit dem gleichnamigen germanischen Volksstamme bringen, wie ich es noch unmittelbar vor dem Ausbruche des Weltkrieges erfahren mußte, oder die Barocke wegen des darin zur Verwendung gelangenden Rundbogens als Rundbogenstil ansprechen, diesen aber wieder mit dem romanischen Stile identifizieren und auf diese Weise zu einer ständigen Verwechslung von barocker und romanischer Stilart gelangen, erscheint mir die Vermittlung stilistischer Kenntnisse unbedingt notwendig. Dabei bin ich keineswegs so engherzig, in dem Mangel solcher Kenntnisse gerade bei der Lehrerschaft ein großes Unglück zu erblicken; aber es erscheint mir unmöglich, daß derjenige die Wirkungen, die von irgend einem Kunstwerke ausgehen, richtig einzuschätzen vermag, der nicht weiß, unter welchen künstlerischen Zeitbedingungen es geschaffen wurde und daher auch die Probleme entweder nicht erfaßt, die in dem Einzelkunstwerke eine individualistische Lösung gefunden haben, oder aber solche Probleme darin sucht, die es wegen der Zeit seiner Entstehung und der damals vorhandenen künstlerischen wie allgemein kulturellen Bedingungen nicht lösen, ja gar nicht aufgreifen konnte.

Diese Stilkunde dürfte aber nur aus den Denkmälern der engeren Heimat geschöpft werden. Denn nur das Kunstwerk, vor welches der Beschauer selbst hinzutreten und in persönliche Beziehungen zu gelangen vermag, kann auch eine lebendige Wirkung auf ihn ausüben. Die Erläuterungen der Stileigentümlichkeiten hätten auch daher erst mit der Kunst jener Zeit einzusetzen, aus welcher sich Werke in geschlossener Folge bis auf unsere Tage erhalten haben. Ganz allgemein gesprochen wird das bei uns die romanische Kunst sein. Was zu ihrem Verständnisse an Vorkenntnissen aber etwa unbedingt nötig ist, müßte der Vortragende als apodiktische Lehrsätze geben, die natürlich auch durch Abbildungen anschaulich zu machen wären.

Die Festlegung der Stileigentümlichkeiten einer bestimmten Zeit, die eingehender behandelt werden soll, dürfte aber nicht zuerst in abstrakter Weise erfolgen, um dann das Ergebnis an irgend einem Kunstwerke auf seine Richtigkeit zu überprüfen, sondern müßte aus dem gegebenen Beispiele, auch wenn es etwa eine Variante der Grundform darstellen sollte, selbst herausgeholt werden; der romanische Baustil z. B. in Oberösterreich aus dem Grundrisse, verschiedenen Außenansichten und endlich einem Bilde des Inneren der ehemaligen Stiftskirche von Baumgartenberg. Bei einer bezirksweisen Organisation der Lehrerfortbildung wäre aber folgerichtig, wenn in einem Bezirke kein Werk des romanischen Stiles vorhanden wäre, diesen überhaupt nicht zu behandeln, sondern erst mit der Gotik zu beginnen, weil die Lehrerschaft dann auch in keine unmittelbaren Beziehungen zu den Werken der früheren Zeit tritt. Denn es soll auch keineswegs die Aufgabe dieses Kurses sein, die Teilnehmer zu gleichmäßig ausgebildeten, systematischen Forschern oder dilettantischen „Kennern" zu erziehen, sondern, wie schon einleitend bemerkt, ihnen bloß die Möglichkeit zu verschaffen, aus den gegebenen Werken ihres Wirkungskreises Anregungen für ihren Beruf im weiteren Sinne zu holen.

Einer solchen typologischen Festlegung einzelner wichtiger Denkmäler jedes Stils, der in dem Lande oder Bezirke vertreten ist, für dessen Lehrerschaft der Kurs veranstaltet wird, hätte sich eine aus dem steten Vergleiche der Kunstwerke miteinander geschöpfte chronologische Charakteristik der wichtigsten Perioden der Kunstgeschichte sowie einzelner hervorragender Kunstwerke und bedeutenderer Erzeugnisse des Kunstgewerbes des Landes oder des betreffenden Bezirkes, wie auch ihre Einordnung in die Gesamtentwicklung der Kunst anzuschließen. Wie wenig Klarheit darüber in weiten Kreisen der Bevölkerung überhaupt noch herrscht, um nicht etwa die Lehrerschaft allein als einen

darin besonders schuldigen Teil der Gesamtheit erscheinen zu lassen, kann jeder häufig genug aus der Lokalliteratur wie im Umgange mit Personen feststellen, die sonst über gar nicht geringe, allgemein historische Kenntnisse verfügen. Ein praktischer Versuch, den ich selbst in Linz unternommen habe, wobei ich allerdings Kunstwerke aus dem ganzen Lande heranzog, lehrte mich auch, daß trotz einzelner Lücken eine derartige Darstellung sich nicht allzu schwer geben läßt. Aber auch mit dem aus einem einzelnen Bezirke herangezogenen Material würde sich in den allermeisten Fällen in Oberösterreich das Auslangen finden lassen. Freilich müßten die Umrisse um so größer gezogen werden, jemehr das Gebiet eingeschränkt wird, das in einer solch entwicklungsgeschichtlichen Darstellung behandelt werden soll. Die Gruppen der handwerklichen Geräte oder selbst kunstgewerblichen Gegenstände der vorhistorischen Zeit oder aus der Epoche des römischem Weltreiches müßten als völlig gesonderte Kapitel betrachtet werden, und zwar auch nur dort, wo infolge der Häufigkeit der Bodenfunde oder ihrer systematischen Verwahrung in einem Museum der Anlaß hiezu gegeben ist.

Ein weiteres Thema würden einzelne individuelle Erscheinungen der Kunst des Landes, eines Bezirkes, oder selbst eines einzelnen Ortes bilden: Also etwa die Darstellung des Lebens und Wirkens einzelner Künstler, die aus unserem Lande (Bezirk, Ort) stammen oder dort gelebt oder besondere Spuren ihrer Tätigkeit dort selbst hinterlassen haben. Einzelne hervorragende oder einzigartige Kunstwerke, der Stiftsbau von St. Florian, der Tassilokelch in Kremsmünster, die Schaumburg, das Stadtbild von Steyr, Freistadt, Vöcklabruck oder Schärding usw.; Zweige kunstgewerblicher oder künstlerischer Betätigung, die auf einem einzelnen Gebietsteile besonders gepflegt wurden, wie die Keramik in Gmunden, Steyr oder Wels, die Schmiedeeisenkunst in Enns und im Steyrtal, die Holzarbeit im Salzkammergute und zahllose andere, die das Thema unerschöpflich erscheinen lassen. Endlich auch noch größere Kunstsammlungen des Landes: das Landesmuseum, die verschiedenen Stifts- und Lokalmuseen, ihre Entstehung, Zusammensetzung und ihre Ziele.

Ferner wäre von dem gleichen Vortragenden in diesen Kursen die Denkmalpflege des Heimat- und der nicht ausschließlich naturhistorische Teil des Naturschutzes zu behandeln, indem zuerst ihre Begriffe, ihre Aufgaben und theoretischen wie praktischen Ziele darzulegen und in Einzelfällen am Objekte selbst zu entwickeln wären. Dabei sollten auch die unmittelbaren wie mittelbaren Quellen der Kunstgeschichte wie der Heimatkunde, ihre Überlieferung und die Art ihrer Benützung erörtert werden.

Einer derartigen Vermittlung der wichtigsten Grundbegriffe zur Erfassung der Wirkung von Werken der bildenden Kunst müßte die Erörterung der Frage erfolgen, wie diese selbst in der Schule (und vielleicht auch den Erwachsenen im Wege der Volksbildung) vermittelt werden könnte. Nach einer Vorführung der bestehenden, d. h. der hiefür vorgeschlagenen oder erprobten Methoden (Wirkung des Kunstwerkes an und für sich, mit Hilfe von Erläuterungen, Art derselben mit Bezug auf den Gegenstand, den Inhalt und die formale Gestaltung aus dem Gesichtspunkte des künstlerischen Problems heraus, Zweck und Ziel der Kunsterziehung), sollten durch eine freie Aussprache der Kursteilnehmer unter Leitung des Vortragenden angesichts bestimmter, verschiedenen Alters- und Vorbildungsstufen angepaßter Beispiele praktische Erfahrungen darüber ausgetauscht und die aus dem Vortrage und der Aussprache sich ergebenden Grundsätze gefestigt werden. Im Anschlusse daran wären die wichtigsten Werke der Literatur über das Gebiet der allgemeinen wie der landeskundlichen Kunstgeschichte und der Kunsterziehung zu besprechen.

Für nicht unwesentlich halte ich es auch, insbesonders nach einer Erörterung des Kunsterziehungsproblemes, die Technik der graphischen Künste und ihre Entwicklung wenigstens in einem gewissen, nicht zu eng gezogenen Umrisse an der Hand von Originalwerken bei diesen Kursen zu behandeln. Die Wesensmerkmale der reproduzierenden Graphik in ihren Unterschieden aufzuzeigen, dürfte nicht nur für die Erweiterung der Kenntnisse

unserer Lehrerschaft willkommen sein, sondern erschiene auch geeignet, den Sinn für gute Reproduktionen zu wecken oder zu fördern und könnte einerseits für die Veredlung des Wandschmuckes (im Schulhause wie in allen öffentlichen Gebäuden), andererseits für die Buchillustrationen in der Zukunft von Bedeutung werden.

Damit verlassen wir aber den mehr oder minder sicheren Boden der alten Kunst, auf dem wir uns wenigstens stillschweigend bisher bewegt haben, und wir gelangen zu einem Kapitel, dessen Lösung zu den schwierigsten jeder Kunsterziehung gehört, wenn es überhaupt dafür eine Lösung gibt. Ich meine unser Verhältnis zu den zeitgenössischen Bestrebungen in der bildenden Kunst und deren Einordnung in die Gesamtkultur der Gegenwart. Viele werden das Hereinziehen dieser Frage in unser Programm für überflüssig, ja selbst für gefährlich halten. Ich glaube aber, daß niemand ein sicheres Verhältnis zur Kunst vergangener Schaffensperioden gewinnen kann, der nicht die Strömungen in der Kunst der unmittelbarsten Gegenwart eifrig verfolgt und sein Verhältnis zu ihnen sich selbst klar legt. Auch werden nicht wenige es als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnen wollen, Menschen, die, wie der größte Teil unserer Lehrerschaft, vereinsamt oft in den kl insten Orten leben müssen, fern abseits von allen Wogen der Gegenwartskultur, die ständig über uns hinwegbrausen, und derzeit wenigstens schon einmal, in den Großstädten zuerst fühlbar werden, Sinn und Bedeutung von Bestrebungen zu vermitteln, die dem größten Teile der Gebildeten, die in den Konzentrationspunkten dieser Kultur selbst sich ständig aufhalten, oft völlig fremd bleiben. Und doch wird der Versuch gewagt werden müssen, soll die ganze Lehrerfortbildung auf dem Kunstgebiete nicht bloß eine zeitliche Erscheinung von kürzerer oder längerer Lebensdauer sein, sondern in dem Bedürfnisse der Anteilnahme an dem geistigen und seelischen Werdegang der Zeit fest verankert werden. Jeder der hinausgeht und darüber der Lehrerschaft Kunde gibt, wie unsere derzeit lebenden Künstler ihre Beziehungen zur Umwelt sich vorstellen und zur Gestaltung bringen, wird ein Lichtbringer sein, nicht bloß um einzelne bisher vernachlässigte Kenntnisse zu vermitteln, sondern um mit Leben zu erfüllen, was in so mancher Brust zum Verdorren gezwungen ist, weil es kein Verhältnis zu dem zu finden vermag, was die übrige Welt außerhalb des kleinen Gesichtskreises, in dem ein schwerer Beruf dürstende Seelen gebannt hat, bewegt.

Wenn ich bei der vorstehenden Entwicklung eines Lehrplanes für die Lehrerfortbildungskurse auf dem Gebiete der Kunstgeschichte auch vorwiegend an die Elementar- wie Bürgerschullehrer als Teilnehmer an solchen Kursen gedacht habe, so währe es aber meines Erachtens doch verfehlt, den Kreis der Hörerschaft auf sie allein zu beschränken. Denn nicht minder wichtig als für sie, erscheint eine Aufklärung über die einschlägigen Fragen auch für die Religionslehrer und, zum Teil wenigstens, auch für die Handarbeitslehrerinnen. Den Religionslehrern eröffnet sich auf ihrem besonderen Unterrichtsgebiete ein weites Feld, um Anregungen, die aus der Kunst kommen, verwerten zu können. Der Anschauungsunterricht in der biblischen Geschichte, Liturgie, Kirchengeschichte usw., wie er, so viel mir bekannt ist, in einzelnen städtischen Schulen eingeführt ist, kann sehr gut auch für die Vermittlung elementarer kunstgeschichtlicher Begriffe, wie besonders aber für Einfühlungsersuche in die Werke der bildenden Kunst ausgewertet werden. Es darf ferner nicht vergessen werden, daß der größte Teil der Religionslehrer, wenigstens auf dem Lande auch in der Seelsorge tätig ist und die Seelsorger vielfach die Hüter unserer oft wichtigsten Kunstdenkmäler sind, weshalb schon aus diesem Grunde ihre weitere Ausbildung auf diesem Gebiete, die sie zu dieser mit ihrem Berufe eng zusammenhängenden Aufgabe auch wirklich befähigen würde, äußerst wünschenswert wäre. Denn wenn auch in den Priesterseminarien Kurse über die Kunstgeschichte abgehalten werden, so scheint dies, bis in die jüngste Zeit doch in einer Art geschehen zu sein (oder geschieht vielleicht noch), welche den Hörern zwar etliche allgemeine kunstgeschichtliche Begriffe vermittelt, sie aber gerade nicht mit den Kunstwerken vertraut macht, die

selbst einst unter ihrer Obhut stehen. Und selbst dieses Wissen dürfte nicht immer sehr tief eindringen, wie leider zahlreiche Beispiele des täglichen Lebens lehren. Für die Handarbeitslehrerinnen würden vor allem die Unterweisungen in der Stilkunde und zwar des kunstgewerblichen Schaffens (dekorative Kunst, Ornamentlehre), der Graphik und der modernen Kunst Anregungen bieten können, die direkt in ihr Lehrfach einschlagen und dieses vor einer Erstarrung zu retten im Stande wären, in die es anscheinend zu versinken droht.

Ich glaube nicht, daß alle die Aufgaben, die ich im Vorstehenden aufgezeigt habe, bei jedem der Lehrerfortbildungskurse behandelt werden müßten oder könnten. Nach und nach werden sie einzeln oder mehrere in Verbindung miteinander aber doch verarbeitet werden können, um so einen teilweisen Ersatz für das zu bilden, was bei der fachlichen Ausbildung in den Lehrerbildungsanstalten auf diesem Gebiete bisher versäumt wurde. Aber selbst wenn für eine Ausbildung unserer Lehrerschaft darin auf ihren Schulen Vorsorge getroffen würde, so müßte doch auch in eigenen Fortbildungskursen danach getrachtet werden, daß das mehr verallgemeinerte, in der Schule vermittelte Wissen der wechselnden praktischen Betätigung des Berufes angepaßt wird und die in der Schule zum Teil nur angeregten Fragen auch weiter in Fluß bleiben, um im Lehrer für die ganze Zeit seiner Amtswirksamkeit fortwirken zu können.

Dr. Oskar Oberwalder.

Fortbildungskurse für Lehrer.

Das Staatsamt für Unterricht veranstaltet im Sommer 1920 an den Staatserziehungsanstalten in Liebenau bei Graz für Lehrer aus Steiermark und Kärnten und in Traiskirchen in Niederösterreich für Lehrer aus Nieder- und Oberösterreich Fortbildungskurse.[1] Es wäre dringend zu wünschen, daß ein derartiger Kurs auch für Oberösterreich selbst veranstaltet würde, da eine Reihe von Fragen und Gebieten mit Beschränkung auf unser Land leichter zu lösen wären und die Teilnahme eine umfassendere sein könnte.

Die bei den beiden Kursen nicht restlos erfüllte Forderung, neben der Landeskunde der Volkskunde und dem Heimatschutz ihr Recht zu gewähren, könnte dabei durchgeführt werden.

Wenn man von Vorträgen, bei denen es von der Person des Lehrenden abhängt, ob er derartige Fragen einbeziehen will, absieht, kommt in der Liebenauer Folge nur die allerdings sehr wesentliche Vortragsreihe von Dr. V. Geramb über Volkskunde in Betracht. In dieser Hinsicht ist Steiermark überhaupt günstig daran. Denn schon 1918 war Dr. Geramb in dem vom Verein für bäuerliche Jugendbildung in Steiermark veranstalteten Ferienkurs für Landschullehrer mit der Abhaltung von Vorträgen über Volkskunde betraut.

In Traiskirchen sind engere Fragen der Heimatkunde etwas stärker betont, aber der Volkskunde ist kein Plätzlein vergönnt, obwohl sie doch hier aus gleichen Voraussetzungen erwünscht gewesen wäre wie in Liebenau. Denn soll die Volkskunde fruchtbringend im Ausbau des bodenständigen Unterrichtes verwertet werden und soll der Lehrer der volkskundlichen Forschung Dienste leisten, so muß ihm grundsätzlich die Möglichkeit der Einführung ins Gesamtgebiet der Volkskunde gegeben werden. Es kann dies nicht nachdrücklich genug betont werden, da die bisherigen Verfügungen und Ausgestaltungspläne noch keine grundsätzliche Lösung der Volkskundefrage gebracht haben und auch die halbamtlichen Ratschläge über einschlägige Hilfsmittel dringender Ergänzung bedürfen.[2]

In einem Kurs für Oberösterreich sollte nun die Volkskunde derart berücksichtigt werden, daß ihr Begriff und Umfang, ihre Verwertungsmöglichkeit und die wissenschaftliche Hilfeleistung des Lehrers erörtert wird. An Lichtbildern dürfte es nicht fehlen. Auch wäre Gelegenheit und gewiß auch dringliche Notwendigkeit, die Teilnehmer in die Fragen des Heimatschutzes einzuführen.

Dr. A. Depiny.

[1] Volkserziehung, Jhg. 1920, Amtlicher Teil, S. 256 f.

[2] Volkserziehung, Jhg. 1919, Pädagogischer Teil, S. 191 f.

Heimatkunde und Unterricht.

Die Bemühungen unseres Unterrichtsamtes, die Schule zu einer wirklichen Heimatschule umzugestalten, Heimat- und Lebenskunde als wichtigstes Lehrgebiet der Grundschule allem voranzustellen,[1] haben reges Leben in der Lehrerschaft hervorgerufen, ein Suchen, in den bisher nicht vollständig nach Verdienst gewürdigten heimatlichen Sachgebieten sich zurechtzufinden. Stoffsammlungen, aufklärende Vorträge, Beratungen in Lehrerkonferenzen geben hievon nicht minder Zeugnis als die zuletzt erschienene Literatur.

In dem Aufsatze „Heimat und Volkstum" (S. 112 ff. dieser Zeitschrift) sprach ich von dem Heimatbuch, das jede Schule für ihren eigenen Unterrichtsgebrauch anzulegen hätte. Edgar Weyrich veröffentlicht nun, zunächst wohl für niederösterreichische Verhältnisse berechnet, eine erste Einführung in diese wichtige pädagogische Tagesfrage unter dem Titel „Das Heimatbuch".[2] Im ersten Teile bespricht er die Heimaterforschung in Niederösterreich und das heimatkundliche Schrifttum zur Wiener Heimat (S. 1—29), um dann im zweiten Teile die Notwendigkeit, den Zweck, die Einrichtung und den Inhalt des Heimatbuches zu erörtern. Dieser Abschnitt bietet jedem Lehrer reiche Anregung und Belehrung.

Wird durch die Heimatschule nicht etwa der Gesichtskreis der Kinder verengt? Widerspricht die Heimatschule nicht der psychischen Eigenart der Kinder, die ohne Zweifel auf das Fremdländische stärker als auf das Heimatliche gerichtet ist?[3] Nach meiner Meinung wäre es verfehlt, den Lehrstoff der Heimatschule auf das Heimatliche allein beschränken zu wollen. Ein solches Vorgehen wäre ein Mißgriff, der dieser wirklich gesunden Reform schaden müßte. Wenn die Forderung, den Unterrichtsstoff heimatlich zu gestalten, nicht nur in dem Sinne verstanden wird, daß das Material, das die Heimat darbietet, in erster Linie volles geistiges Eigentum der Kinder wird, sondern daß auch das Fremde im Rahmen der Heimat gezeigt werden soll,[4] eine Forderung, die freilich nicht immer so leicht erfüllt werden kann, so ist wenigstens zum Teil den Bedenken Rechnung getragen, die Linde gegen die übertriebene Herrschaft des Heimatprinzipes geäußert hat. Ferner wird die Anwendung des vergleichenden Unterrichtsverfahrens Erfolge erzielen. Denn Weyrich wendet sich mit Unrecht gegen die Feststellung Lindes, daß „das rechte Verständnis und die rechte Liebe zur Heimat nur von einem Standpunkte außerhalb ihrer erwachsen" könne.

Das Heimatbuch, das für jeden Ort, mindestens aber für jede kleinere, geschlossene geographische Einheit zu schaffen wäre, soll den gesamten heimatlichen Unterrichtsstoff nicht in Lehrbuchform, sondern in lebensvollen Bildern enthalten. Es müßte zugleich auch das „Heimatlesebuch" werden.

Weyrich faßt dann übersichtlich zusammen die Anhaltspunkte für die Erarbeitung des Heimatbuches. Es werden besprochen die Arbeitsteilung und eingehender die Arbeitsweise. Der Verfasser gibt zwar auch Ratschläge, wie die Kosten für die Veröffentlichung der Heimatbücher aufgebracht werden könnten. Bei den heutigen Verhältnissen aber darf man an der Verwirklichung dieser Pläne wohl zweifeln. Ich meine, man sollte in Oberösterreich auf die Art der Veröffentlichungen zurückgreifen, wie sie seit 1909 in Ried, Braunau und Schärding mit geringem Kostenaufwande herausgegeben worden sind. Nur müßten sie jetzt zeitgemäß, das ist im Sinne der unterrichtlichen Heimatkunde umgestaltet werden. Ein anderer Weg wären Sonderhefte der „Heimatgaue", ähnlich wie sie Frank in Kaufbeuern jährlich in Verbindung mit den „Deutschen Gauen" erscheinen ließ.

Mit Recht betont Weyrich, daß zur Heimatschule als notwendiges Rüstzeug die „Heimatsammlung" gehöre. Sprechen wir nicht von einem Heimatmuseum, weil dieses Wort leicht mißverständlich werden könnte. Die Sammlung heimatlicher Objekte gehört jedoch nicht nur in das Lehrmittelzimmer, sondern die ganze Schule samt dem Schulgarten sollte in diesem Sinne ausgestattet werden.

[1] L. Battista, Der Unterricht in der Heimat- und Lebenskunde. „Volkserziehung" 1920, S. 254 ff.

[2] Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn, Wien 1920, S. 110. 20 K.

[3] Vgl. E. Linde, Pädagogische Streitfragen der Gegenwart. Leipzig 1913, S. 216 ff.

[4] Zunächst im Geschichtsunterrichte leichter durchführbar.

Eine Vorbedingung für die erfolgreiche Einführung der Heimatschule ist die Umgestaltung unserer Lehrer-Bildungsanstalten, oder, wenn diese verschwinden, die Ausgestaltung der Unterrichtsweise unserer zukünftigen Obermittelschulen. Im Anschlusse an die Lehrer-Bildungsanstalten müßten Seminare für die geschichtliche, erd-, natur-, volkskundliche sowie für die künstlerische Heimatarbeit eingerichtet werden. In irgend einer Form muß diese Forderung nicht bloß in Wien, sondern in allen Landeshauptstädten erfüllt werden.

Weyrich hat an praktischen Beispielen vor Jahren schon gezeigt, wie der heimatliche Unterricht gefördert werden könnte, und zwar in den „Wiener Heimatbüchern" (4. Heft, 1913), neuerdings in den „Büchern der Heimat" (1920, Haase in Wien) und vor allem in „Anschaulicher Geschichtsunterricht. Straße und Museum, Sprache und Alltag als Geschichtsquelle", ein Buch, das das reiche Anschauungs-Material der Stadt Wien aufzeigt.[1]

Gleichzeitig mit dem Heimatbuch Weyrichs erschien, den bayerischen Verhältnissen angepaßt, die Schrift von G. Stark „Prinzipien und Methoden der Heimatkunde."[2] Das Buch ist für Volksschulen berechnet, könnte aber auch nützen als Hilfsbuch für den Methodikunterricht an Lehrer-Bildungsanstalten. Der Verfasser bespricht den Heimatgedanken als Erziehungsfaktor, die Stellung der Heimatkunde im Lehrplan, die Aufgaben der Heimatkunde, die Auswahl der Stoffe. Daran schließt er eine Geschichte der Methodik des heimatkundlichen Unterrichtes und betont besonders dessen Abhängigkeit von den Fortschritten der Wissenschaft. Ausführlicher sind die Darlegungen über das Lehrverfahren und über die Anschauungs- und Lehrmittel. Der praktische Teil enthält eine Auswahl von Lehrproben und Entwürfen für die Schulen Altdorfs bei Nürnberg. Das Buch ist auf den allgemein anerkannten Grundsätzen des heimatlichen Unterrichtes aufgebaut und erörtert in klarer, sachlicher Weise unter Heranziehung der wichtigeren Literatur alle einschlägigen Fragen.

Dr. Franz Berger (Linz).

[1] Die 2. Auflage erschien bei Pichler 1920, 429 S.
[2] Für die Unter- und Mittelstufe. Schwabach 1920, 135 S.

Staatliche Denkmalpflege in Oberösterreich.

Im zweiten Halbjahr 1919 spiegelten sich die Zeitverhältnisse so recht auch in der Tätigkeit des Landesdenkmalamtes wider. Dieses konnte nämlich viel weniger die Instandsetzung einzelner Kunstdenkmäler des Landes in Angriff nehmen, als es vielmehr in administrativer Weise für die überlieferte Erhaltung des einheimischen Kunstbesitzes an und für sich zu sorgen hatte. Die Anforderungen von Wohnungen, deren Einrichtung einen erheblichen historischen oder künstlerischen Wert besitzt, auf Grund der Vollzugsanweisung des Staatsrates vom 13. November 1918, St.-G.-Bl. Nr. 22, die Heranziehung von Schlössern und anderen „Luxuswohnstätten" für die Zwecke der sozialen Fürsorge (Gesetz vom 30. Mai 1919, St.-G.-Bl. Nr. 309) auf Antrag der neugeschaffenen Landeskommission für Volkspflegestätten hin, in welcher der Landeskonservator von Amts wegen Sitz und Stimme hat, das Verbot der Ausfuhr und der Veräußerung von Gegenständen geschichtlicher, künstlerischer oder kultureller Bedeutung aus öffentlichem, bezw. auch privatem Besitze und die dadurch erforderliche Begutachtung dieser Gegenstände, bezw. die Erteilung der Ausfuhrbewilligung nach dem Gesetze vom 5. Dezember 1918, St.-G.-Bl. Nr. 90 und die vielfach durch die Änderung unserer Staatsform bedingte Änderung der staatlichen Hoheitszeichen auf öffentlichen Gebäuden mit historischem Charakter (Erlaß der Staatskanzlei vom 4. Oktober 1919, Z. 3122/St. K.) gaben zahlreiche Anlässe zu einem unmittelbaren Eingreifen des Landesdenkmalamtes, das auch in den allermeisten Fällen eine Verminderung unseres Denkmalbestandes sowie denkmalschädigende Maßnahmen überhaupt hintanhalten konnte. Nicht vom gleichen Erfolge begünstigt waren jedoch die auf Anregungen des Landesdenkmalamtes hin von der staatlichen wie kirchlichen Verwaltung getroffenen Maßnahmen zur Verhütung von Kunstdiebstählen und Kircheneinbrüchen, wie die Fälle von Mondsee, das besonders oft in Mitleidenschaft gezogen wurde, Leonstein,

Unterach und Prägarten beweisen. Doch wurden auch dabei zum Glücke keine Kunstwerke von besonders hervorragender Bedeutung getroffen.

Von den mehrfach vorgekommenen Zerstörungen gewollter Denkmale hat nur die Besudelung des Greifsingbrunnens in Aigen die Interessen der Denkmalpflege berührt. Für die weitere Erhaltung des Holzreliefs des Treubunddenkmales auf der Braunauer Innbrücke wurde Sorge getragen.

Eine völlige Teilnahmslosigkeit an den Bestrebungen der Heimatkunde und der Denkmalpflege hat leider der neue Besitzer des Schlosses Sunzing am Inn gezeigt, der den aus der Zeit um 1650 stammenden und nach dem Brande von 1786 wieder hergestellten Kapellenanbau trotz nachdrücklicher Gegenbemühungen des Landesdenkmalamtes abgetragen hat. Die Kapelle (Tafel 18, Abb. 2), deren Hauptreiz in ihrer romantischen Außenerscheinung lag, wurde vom Konservator akademischen Maler Hugo v. Preen in einer Federzeichnung festgehalten. Sie war ein rechteckiger Bau mit rundem Abschlusse und innen von einer Tonne überwölbt. Eine wenigstens wieder gutzumachende Beeinträchtigung eines Denkmales erfolgte im Bürgerspital zu Enns, wo der Bewohner eines Zimmers des ersten Stockwerkes die darin gemalten Wappen der Spitalsverwalter, welche vor einem Jahrzehnt bloßgelegt worden sind, aus mangelndem Verständnis jetzt wieder überfärbelt hat.

Aus den staatlichen Denkmalkrediten wurden vom Staatsamte für Unterricht, bezw. vom Staatsdenkmalamte außer der ständigen Subvention für das Museum Francisco Carolinum in Linz folgenden Museen Subventionen gewährt: In Schärding für die Abnahme des Stuckreliefs in dem ehemaligen Nonnenchor des Klosters Suben und deren Unterbringung im Museum 1000 K; bei der Durchführung dieser Arbeiten wurde auch eine romanische Säule, die größtenteils bisher vermauert war, ausgenommen und ins Museum gebracht.

Steyr: 1000 K zum Ankauf einer barocken Statue der heiligen Anna und einer spätgotischen Büste des heiligen Nikolaus, beide aus Holz, unter Vorbehalt des staatlichen Eigentumsrechtes.

Wels: 500 K für die Neuaufstellungen der Sammlungen. Für die Durchführung von Einzelarbeiten haben die genannten staatlichen Ämter Subventionen bewilligt und zwar für die Sicherung der Ringmauer des Schlosses Weinberg 1000 K, für die Instandsetzung des Daches auf der Ruine Dornach 500 K, für die Anbringung eines Madonnenbildes, für welches die alte Komposition anläßlich der Bloßlegung der Stuckos am Hause Nr. 57 in Obernberg am Inn aufgefunden wurde, 300 K. Diese Arbeit führte akademischer Maler E. Daringer aus. Abbildung 2 auf Tafel XV zeigt das Haus im Jahre 1909 vor der Entstellung durch den neuen Portalvorbau. Die darauf ersichtlichen Fenster des Erdgeschosses stellen aber auch nicht mehr den ursprünglichen Zustand dar, sondern wurden erst im Laufe des 19. Jahrhunderts auf diese Größe gebracht. Gegenüber der Erscheinung des Hauses vor der Restaurierung im Jahre 1919 (Tafel XVI, Abb. 1) sind durch diese zwar wesentliche Fortschritte gemacht worden (Tafel XVI, Abb. 2), doch bleibt der Wunsch nach einer dem Charakter des Hauses entsprechenden Umgestaltung der Geschäftsauslage noch offen. Leider war er diesmal aus mehrfachen Gründen noch nicht erfüllbar. Vielleicht gelingt es aber doch noch in nicht allzuferner Zeit.

Von Einzelarbeiten sind noch hervorzuheben die neuerliche Sicherung des gotischen Schnitzaltares in der Pfarrkirche zu Kefermarkt gegen Holzwurmschäden. Die eingehenden Sicherungsarbeiten des Jahres 1917 nach dem Vorschlage des Herrn Hofrates Johann Bolle haben sich bewährt. Erst nach zwei Jahren konnten wieder frische Bohrwurmlöcher, aber nur neun im ganzen, festgestellt werden, die nach Imprägnierung der schadhaften Holzteile verkittet wurden.

Gegen die allfällige Umänderung des Mansardendaches auf dem ehemaligen Freihause in Linz, Bockgasse Nr. 6, wurde Stellung genommen.

Für die Restaurierung des aus der Zeit um 1670 stammenden, überaus reich verzierten Anna-Altars in der Pfarrkirche zu Aspach, der sicherlich eine Schöpfung eines der barocken Hochmeister, vielleicht des Thomas Schwanthaler ist, wurde ein

Restaurierungsprogramm aufgestellt und die Arbeiten eingeleitet. Der Entwurf zu einem Denkstein mit figuralen Reliefs in derselben Pfarrkirche für den verstorbenen Pfarrer Klinger erhielt unter Vorschlag einiger Änderungen die Genehmigung.

Die Umstellung des Ölberges mit den Figuren des Thomas Schwanthaler an der Pfarrkirche in Ried im Innkreise unter gleichzeitiger Anbringung eines in der letzten Zeit deponiert gewesenen schmiedeeisernen Gitters aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde gebilligt.

Die Errichtung von Kriegerdenkmälern in Mondsee, Tarsdorf, Ostermiething, Weilbach, Wartberg an der Krems und St. Georgen bei Obernberg gab Veranlassung zur Stellungnahme und zur Begutachtung der Entwürfe. Mehrfache Obsorgen mußte das Landesdenkmalamt für jene Kirchen aufwenden, deren Dachungen durch die schweren Stürme des Spätherbstes Schaden gelitten hatten. Die Behebung dieser Schäden wurde überall sofort eingeleitet.

Bodenfunde sind nur aus Äckern (Skelette der Völkerwanderungszeit ohne Beigaben, unsern der Ausgrabungsstelle von 1905 bis 1910) und Steinerkirchen a. d. Traun (römischer Grabstein mit Doppelporträt und Aufsatz, die am Pfarrhofe eingemauert wurden) zur Anzeige gebracht worden. Die Grabungen in Ernsthofen konnten nicht wieder aufgenommen werden und müssen derzeit als abgeschlossen betrachtet werden.

Wandgemälde wurden aufgefunden bei der durch den akademischen Maler E. Daringer ausgeführten und vom Landesdenkmalamte vollkommen gebilligten Ausmalung der Pfarrkirche in Utzenaich, (Tafel XVII, Abb. 2), die ohne historisierend oder im üblen Sinne modern zu sein, sich dem Charakter des gotischen Bauwerks sowohl durch seine Formengebung wie durch den Wechsel leerer und dekorierter Flächen trefflich anschmiegt. Gleichzeitig hat der Linzer Bildhauer Hans Cycerle die beiden Deckenfelder der Seitenkapelle, welche reich mit Rokokostuck verziert sind und Darstellungen aus der Legende des heiligen Florian (Sturz in die Enns und Anschwemmung der Leiche) zeigen, gereinigt. (Tafel XVII, Abb. 1.) Die Stuckdekoration rührt nach einer Mutmaßung des Herrn Dr. Rudolf Guby (Wien) von dem aus Kößlarn in Niederbayern stammenden Stukkateur Johann Baptist Modler her, der 1776 in der Passauer Residenz arbeitete. Er dürfte auch der Schöpfer der stilistisch gleichartigen Stuckos an den Decken im Wörndlehaus in Obernberg am Inn sein und zeichnet sich besonders durch die äußerst naturalistische Wiedergabe der reich ausgestatteten landschaftlichen Szenerien, die er immer wieder anbringt, aus. Bei der Durchführung der Malerarbeiten wurden an der Evangeliumseite des Presbyteriums Reste eines in Temperafarben hergestellten Gemäldes aus der Zeit um 1600, vermutlich einer Krönung Mariä, bloßgelegt, mußten aber nach der Herstellung einer photographischen Aufnahme wegen der Geringfügigkeit des erhaltenen Bestandes wieder übertüncht werden. Das gleiche Schicksal ist auch den Freskenresten in der Seitenkapelle der Kirche St. Georgen bei Obernberg zugedacht, weil die Zusammenhänge der einzelnen Reste kaum feststellbar und die Konturen stellenweise vollkommen unkenntlich sind. In dem bisher als romanischer Baurest noch gar nicht beachteten Untergeschoß des Turmes der Bürgerspitalskirche in Enns zeigten sich bisher im Zusammenhange noch nicht bloßgelegte mittelalterliche Farbreste vermutlich ornamentalen Charakters. Ihre Sicherung wird eingeleitet werden.

Endlich hatte der Landeskonservator noch vier Vorträge in Linz und Wels sowie einige Führungen im Landesmuseum in Linz zu veranstalten und außer in den bereits früher genannten Orten aus den mannigfachsten Anlässen im Interesse der Denkmalpflege noch in 34 anderen des Landes, darunter in vielen mehrmals, einzuschreiten.

Dr. Oskar Oberwalder.

Zum Werden des Linzer Stadtbildes.

Jede Stadt, deren wirtschaftliche Bedeutung oder politische Stellung sich in einer aufsteigenden Linie bewegt erleidet auch ständig gewollte Veränderungen im Bilde ihrer äußeren Erscheinung. Dies hintanhalten zu wollen, wäre nicht bloß eine

Unmöglichkeit, sondern auch eine Torheit, weil es die Lebensfähigkeit eines Organismus unterbinden würde oder dies wenigstens versuchen wollte. Wohl aber kann man verlangen, daß diese Änderungen nicht der Willkür und dem Eigennutze des einzelnen überantwortet bleiben, sondern nach Grundsätzen erfolgen, die auf die Interessen der Allgemeinheit Rücksicht nehmen. Darin finden ja auch alle Stadtpläne und Bauvorschriften ihre ethische Begründung. Die Vertretungskörper und Behörden aber, die darüber zu wachen haben, sind bei den besten Vorschriften — die wir jedoch keineswegs besitzen — und selbst bei dem besten Willen ohnmächtig, die Interessen der Allgemeinheit zur Geltung zu bringen, wenn ihre Absichten nicht auch in dem Geiste der Bürgerschaft fest fundiert sind. Diese öffentliche Geistesrichtung dahin zu beeinflussen, daß sie aus Eigenem nichts anderes will, als das, was der Allgemeinheit zugute kommt, und ihre Sonderinteressen dem gegenüber zurückstellt, ist daher das Wichtigste in den Bestrebungen, die eine gesunde Stadtentwicklung zum Ziele haben. Das zweite ist aber, auch über Fachleute zu verfügen, welche imstande sind, diesen Bestrebungen einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen.

Das klingt alles zu selbstverständlich, als daß es nicht auch jedermanns Beifall fände. Dieser verstummt aber sofort, wenn darauf hingewiesen wird, daß diese Grundsätze nicht bloß für die alltäglichen, materiellen Interessen des Zusammenlebens, sondern auch für die ideellen Geltung haben müssen und ich höre die Stimmen, welche sofort erschallen, um von deren Nebensächlichkeit bis zu ihrer Leugnung und Überflüssigkeitserklärung Kunde zu geben. Und doch will ich mich gerade mit jenem Teil von ihnen ein wenig beschäftigen, der sich auf die künstlerische Bedeutung des Stadtbildes bezieht. Man wird das für wenig zeitgemäß halten, weil das Baugewerbe seit den ersten Kriegsjahren bei uns ohnedies völlig darniederliegt und wir außerdem so viele andere Sorgen haben, daß ein Hereinzerren solcher Fragen sehr vielen als Kannegießerei erscheinen wird. Aber man täusche sich nicht. Sobald nämlich die mannigfachen Hindernisse im Schwinden begriffen sein werden, welche sich jetzt einer umfangreichen Bautätigkeit entgegenstellen, so wird eine Bauwut einsetzen, die rücksichtslos die Verhältnisse ausnützen und vor nichts halt machen wird. Daher ist es notwendig, vorzubauen und die uns jetzt notgedrungen gegönnte Atempause zu benützen, um jene Stimmung zu schaffen, die nötig ist zum Durchsetzen jener höheren Ziele, die aus dem Gebote des Heimatschutzes und der Denkmalpflege fließen. In unserer von sozialen Ideen und Worten durchtränkten Zeit sollte dies nicht allzuschwer sein, wie man zu glauben versucht wäre.

Das Problem zerfällt in zwei Teile: In die Erhaltung, bezw. Umgestaltung der alten (oder wenigstens vorhandenen) Stadtteile und in die Schaffung von neuen. Das Letztere ist vorwiegend eine künstlerische Aufgabe und der Historiker kann dazu nur Unterlagen aus der Vergangenheit, der Denkmalpfleger nur seine Erfahrungen beistellen, die er im Verlaufe seiner Beschäftigung mit städtebaulichen Fragen gesammelt hat. Daher will ich mich nur mit dem ersten Teil des Problems ein wenig beschäftigen und zwar auch nur mit jenem, der sich auf die Erhaltung oder, wo dies unbedingt notwendig ist, auch Umgestaltung der alten Stadtteile von Linz bezieht. Es wäre zwar gewiß verlockend, auch darauf hinzuweisen, wie schwere Versündungen bei der Anlage der Neustadt und anderen neueren Stadtteile überhaupt gemacht wurden und was zu unternehmen wäre, um sie, so gut als möglich, jetzt noch abzuschwächen. Es würde aber wenig nützen, weil jene Teile der Stadt noch viel zu jung sind, daß derartige Vorschläge nur irgend eine Aussicht auf Verwirklichung hätten. Außerdem ist das auch nicht die wichtigere Aufgabe, die es in Linz zu lösen gibt.

Theoretisch wurde ja unser Thema, die Erhaltung und Erneuerung alter Städte oder Stadtteile, wenn auch nicht für Linz im besonderen, so doch im allgemeinen oder für jeweilig zeitgemäße Einzelfälle wiederholt behandelt. Ich verweise hier nur auf das umfangreiche Literaturverzeichnis in Dr. A. Kneers Buch „Die Denkmalpflege in Deutschland", München-Gladbach 1915, die Flugschriften des Dürer-Bundes (eine Zusammenstellung der auf die Denkmalpflege und den Heimatschutz bezüglichen ist in der 38. Flugschrift

zu finden) wie die des Vereines zum Schutze und zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Wiens und Niederösterreichs, die Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes oder die beiden Einzelschriften „Katechismus der Denkmalpflege" von Professor Dr. Max Dvořak, Wien 1916, und „Die Denkmalpflege im Rahmen der städtischen Verwaltung" von Hofrat Professor Dr. Josef Neuwirth, Wien 1911. Aber auch die Praxis steht darin nicht zurück, wie zahlreiche Beispiele aus Deutschland wie in Österreich beweisen, wenn ihnen auch viele andere gegenüber stehen, an denen Pietät- wie Verständnislosigkeit sich ungehemmt ausgetobt haben. Linz steht zwar in letzterer Hinsicht den anderen deutschen Städten nicht nach, hat aber leider im guten Sinne bisher nur sehr wenig auf diesem Gebiete geleistet. Und doch mangelt es uns hier weder an entsprechenden Fachleuten — eine Reihe von Architekten und Baumeistern bringen diesen Fragen nicht nur eine große Anteilnahme entgegen, sondern würden sich auch gerne darin betätigen, wenn ihre Ratschläge mehr Gehör finden würden — noch an dafür bestehenden Einrichtungen (Landesdenkmalamt, Bauberatungsstelle des Landesvereines für Heimatschutz in Linz) oder Vereinigungen (Landesverein für Heimatschutz). Woran es jedoch meistens fehlt, ist der gute Wille bei Behörden, Vertretungskörpern, wie Privatinteressenten, die ohne Rücksicht auf kulturelle Forderungen meist nur das nackte materielle Interesse im Auge haben oder sich durch bestehende, ganz unzeitgemäße Vorschriften gebunden fühlen. Und doch würden sich in den meisten Fällen die materiellen Ansprüche sehr gut mit den ideellen in Einklang bringen lassen, wenn bei allen Beteiligten der Wille hiezu vorhanden wäre. An diesem fehlt es aber meist, wobei das Unverständnis keineswegs eine so große Rolle spielt als oft vorgegeben wird.

Größere Aufgaben in unserem Sinne werden zwar in der nächsten Zeit in Linz, soweit man es voraussehen kann, kaum auf die Tagesordnung gestellt werden. Aber ganz abgesehen davon, daß darin die Voraussicht oft sehr trügt, ist es eine Eigenheit unseres Problems, daß es überhaupt viel seltener durch große, umfassende Projekte aufgerollt wird, als durch eine Unzahl von oft anscheinend ganz unbedeutenden Einzelfällen, die aber in ihrer Gesamtheit doch die Lösung des Problems wesentlich beeinflussen und es sogar illusorisch machen können. Das sehen wir am besten bei einem kleinen Rückblicke auf die letzten Jahre vor dem Kriege, worin ich für dieses Mal die Hauptaufgabe meiner Ausführungen erblicken möchte. Ich führe nur einige Beispiele an und übergebe dabei die große Anzahl von nicht entsprechenden Häuserfassadierungen, Überstreichen von steinernen Bauteilen, wie Säulen, Hausportalen u. dgl., Anbringung von hölzernen Auslagevorbauten, die einen ähnlichen Eindruck von den Häusern bei dem Beschauer hervorrufen, wie Menschen mit amputierten Füßen, die Entstellung der Häuser durch Reklametafeln usw.

Wie viel ist nicht an unserem schönen Franz Josefplatz im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts gesündigt worden! Mit dem Abbruch der Tore beginnt die Sprengung seiner saalartigen Wirkung, von der uns die Bilder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts noch so eindrucksvolle Vorstellungen vermitteln. (Tafel XI.) Durch eine Anzahl von Umbauten gerät auch der ruhige Fluß der oberen Begrenzungslinie der Platzwände aus dem Gleichgewichte (Sparkassehaus, Badgasse 2; Funke & Loos-Haus, Franz Josefplatz 31); durch die seitliche Verschiebung des nördlichen Platzausganges und die Art der Geleiseführung der Straßenbahn verliert die Dreifaltigkeitssäule ihre verkehrsregulierende Bedeutung vollkommen, durch die Anbringung von hölzernen Vorbauten vor den Geschäftseingängen und Auslagen werden die Häuser ihrer statischen Wirkung beraubt und die Detailausstattung der einzelnen Gebäude ist durch eine regellose Überladung stil- und geschmacklos geworden. Das sind in wenigen Sätzen zusammengefaßt die Haupteinwände, die gegen die Art der allmählichen Umgestaltung des Franz Josefplatzes im Laufe des vergangenen Jahrhunderts vorzubringen sind. Nur innerhalb eines längeren Zeitraumes, und zwar erst dann, wenn unser künstlerisches Empfinden wieder stilistisch gestärkt ist, wird es gelingen, dem Platze wieder ein Gepräge zu verleihen, das seine architektonische Schönheit voll zur Geltung bringt. Bis dahin ist es Pflicht

aller daran interessierten Faktoren alles hintanzuhalten, was diesem Endziele zuwiderläuft. Daher ist es auch bedauerlich, daß noch im Jahre 1908 beim Neubaue der Bank für Oberösterreich und Salzburg der Schwibbogen, der den Ausgang der Hofgasse zum Franz Josefplatz überwölbte, abgetragen wurde. Dadurch ist nicht bloß die Geschlossenheit der westlichen Platzwand unterbrochen, sondern das Linzer Stadtbild auch eines reizenden Teilbildes beraubt worden. Denn der jetzige Anblick des Rathauses und des dahinter aufragenden Turmes der Stadtpfarrkirche von der Hofgasse aus, läßt sich nicht vergleichen mit dem, den die Abbildung auf Tafel XIII wiedergibt und der erst durch seine feste Umrahmung durch den Strebebogen die bildmäßige Wirkung der gegenüberliegenden Platzpartie jedermann deutlich zum Bewußtsein bringt. Nur durch den Schwibbogen in der Pfarrgasse wird uns noch ein ähnlicher Einblick auf den Franz Josefplatz vermittelt, der aber deshalb gegenüber dem auf das Rathaus von der Hofgasse aus zurückstehen muß, weil dem Hause auf der gegenüberliegenden Platzseite nicht jene künstlerische Bedeutung zukommt, wie dem Rathause gegenüber der Hofgasse. Denn dort finden wir nur in dem Balkon des Hauses Franz Josefplatz Nr. 27 einen dem umrahmten Ausblicke entsprechenden malerischen Hintergrund. Der Erbauer des Bankgebäudes hat auch gefühlt, daß durch die Abtragung des Strebebogens die Geschlossenheit der Platzwand leidet und war daher darauf bedacht, diesen Nachteil durch die Anbringung eines Runderkers an der Ecke wenigstens abzuschwächen. Ganz ist ihm das nicht gelungen und die Zusammenfassung des Bildes der gegenüberliegenden Platzwand konnte er dadurch natürlich überhaupt nicht retten, woran er wahrscheinlich gar nicht gedacht hat, denn sonst hätte er dafür auch leicht eine entsprechende Lösung finden können. Die berühmten „Bedürfnisse des Verkehres und das Verlangen nach Licht und Luft" konnten einer solchen Lösung hier nicht entgegenstehen. Wie leicht man auch ihnen gerecht werden kann, zeigt der kurz vor dem Kriege aufgeführte Bau des Ankerhofes in Wien, der durch eine Unterfahrt die Geschlossenheit des Platzes „am hohen Markt" wahrt und dadurch auch eine vom Standpunkte des modernen Städtebaues aus vorbildliche Lösung gefunden hat.

Durch welche geringfügig erscheinende Änderungen das Straßenbild stark beeinflußt werden kann, können wir am Nordiko in der Bethlehemstraße Nr. 7 beobachten (Tafel XV, Abbildung 1), wo die schräge Verbindungsmauer zwischen den ungleich tiefen Seitentrakten des Hauses abgebrochen und durch ein Gitter ersetzt wurde, das, parallel zum rückwärtigen Trakte des Hauses geführt, jetzt senkrecht auf den einen Seitentrakt zu stehen kommt. Also eine jener berüchtigten „Ausrichtungen", die der Rationalismus des 19. Jahrhunderts aus lauterer Ordnungsliebe so sehr bevorzugte. Was damit hier gewonnen sein soll, ist allerdings unerfindlich. Denn trotz des Zurücktretens des Gitters wurde der Verkehr an dieser Stelle der Straße nicht erleichtert, aber dafür eine dem Zuge der Straße folgende Verbindung der beiden Seitenfluchten des Gebäudes zerstört, da jetzt der tiefer in der Straße liegende Flügel geradezu störend in diese hineinspringt. Und mit der „Schönheit" des Gitters konnte die Mauer mit dem weiten Portale auch noch mit Erfolg wetteifern. Außerdem wurde die Abgeschlossenheit des Haushofes vernichtet, dessen intimes Leben und Treiben jetzt den neugierigen Blicken aller Vorübergehenden preisgegeben ist. Nebenbei sei bei diesem Bilde auch noch auf die Entstellung des Hauses durch das Reklameschild der „Kunsthandlung" hingewiesen, das an und für sich wie durch die Art seiner Anbringung im schreienden Gegensatze zu den ruhigen Flächen des Baues steht, dem trotz seiner Bescheidenheit eine künstlerische Wirkung nicht abgesprochen werden kann.

Zeigt schon dieses Beispiel, wie wenig es für die Beeinflussung des Straßenbildes ausmacht, ob sie von an sich bedeutenden oder unbedeutenden künstlerischen Elementen ausgeht, so lehrt dies umso mehr ein Vergleich der jetzigen Ansicht des formlosen Raumes zwischen der Landstraße und der Feldstraße, genannt „Schillerplatz" mit dem nun schon über elf Jahre hinter uns liegenden Zustande, als noch die alte Trainkaserne stand (Tafel XIV). Sie wurde damals als ein Anachronismus

empfunden. Ist es der heutige Zustand nicht viel mehr? Seinerzeit stand dort wenigstens in diesem sonst ganz verbauten Teile von Linz ein Baublock, heute finden wir eine zum Teil sehr spärlich bepflanzte Wüste vor; mitten in der Stadt! Wenn auch der unmittelbar an der Abzweigung der Feldstraße gelegene Teil des Komplexes nicht sehr „schön" war, so nahm sich doch der andere mit dem hohen Dache ganz wirkungsvoll aus. Und wie brauchbar würde uns das Gebäude heute, in der Zeit unserer Wohnungsnot erscheinen! Wenn ein Historiker oder Konservator — denn das Gebäude hatte historisches Interesse[1] — es gewagt hätte, seinerzeit für die Erhaltung des Gebäudes einzutreten, so wäre er wahrscheinlich für nicht ganz normal gehalten worden; aber es würde auch kaum eine Behörde oder einen Vertretungskörper gegeben haben, der mit dieser Angelegenheit nicht beschäftigt worden wäre. Weil aber der Bauplatz seit elf Jahren unbenützt liegt und wirklich nicht zur Zierde der Stadt gereicht, regt sich kein Mensch auf. Hier stehen keine materiellen Interessen auf dem Spiele und die sonst immer so gebieterisch auftretenden hygienischen Forderungen sind verstummt! Vielleicht aber bringt dieser Fall das eine Gute für die Zukunft mit sich, daß es allgemein richtig eingeschätzt werden wird, wenn wieder einmal der Abbruch eines alten Gebäudes als ein „unabweisbares, dringendes Bedürfnis" bezeichnet werden sollte.

Hier kann aber wenigstens noch einmal vielleicht etwas Gutes erstehen. Nicht zur gleichen Hoffnung sind wir leider beim „Taubenmarkt" berechtigt, der durch die Baulinienführung und die Höhe des neuen Gebäudes der Unionbank auf unabsehbare Zeit verunstaltet wurde. Dabei muß der Bau als solcher jedenfalls als ein dem künstlerischen Empfinden unserer Zeit entsprechendes Werk eines vollwertigen Architekten bezeichnet werden, wenn er auch von den Grundsätzen heimatlicher Bauweise himmelweit entfernt ist. Würde der Architekt davon auch nur eine Ahnung gehabt haben, so hätte er wahrscheinlich den Bau auch besser seiner Umgebung anzupassen verstanden. Darauf zu sehen wäre allerdings nicht nur seine Pflicht, sondern vor allem die einer Reihe örtlicher Faktoren gewesen, die sich aber, wie ich leider bei meinem Eintreffen in Linz feststellen konnte, der Bedeutung des Bauwerkes für die Zukunft dieses Stadtteiles nicht ganz klar gewesen zu sein scheinen. Und doch hätte die eine Erfahrung bei dem im gleichen Zusammenhange schon oft genannten Funke & Loos-Haus auf dem Franz Josef Platz (Nr. 31) genügen können, das ebenfalls ganz unbegründet wie ein Pfahl aus der übrigen Häuserfront emporragt. Es hätte unbedingt ein Ausgleich in der Richtung gefunden werden müssen, daß die Höhe des Neubaues dem Eckgebäude (Graben 35) anzupassen und der Dachabschluß gegen das Nachbarhaus auf der anderen Seite (Landstraße 7) in entsprechender Weise zu suchen gewesen wäre. Das geschah aber deshalb nicht, weil ja auch das Abreißen des Eckhauses geplant war — und es auch jetzt noch ist, wenn es vielleicht auch nicht so bald dazu kommen wird — was ja an sich schon eine Barbarei bedeutet, da dieses Haus vielleicht das eindrucksvollste profane Spätbarockgebäude von Linz ist. Die Erhaltung seiner Außenerscheinung bei einer den modernen Anforderungen entsprechenden Umänderung des Inneren wäre leicht durchzuführen gewesen und ist es natürlich auch heute noch. Der Abbruch unterblieb nur, weil inzwischen der Krieg ausbrach, der die Einstellung fast jeder Bautätigkeit im Gefolge hatte. Nun ragt der Neubau wie ein unförmiger Koloß einsam in die Höhe mit der ständigen Drohung, einen entsprechend gleich hohen Abschluß gegen den Graben zu finden, was mit dem Verschwinden des eben genannten schönen Eckhauses gleichbedeutend ist. Aber selbst wenn das geschieht, so bleibt noch immer der unbefriedigende Anschluß an die Häuserzeile der Landstraße gegen den Bahnhof zu. Denn daß auch diese in absehbarer Zeit auf die gleiche Gesimshöhe gebracht wird, ist nicht sehr wahrscheinlich. Aber auch das zugegeben, so gelangt man bald an die Ursulinen- und die Karmelitenkirche, zwei Monumentalbauten, mit deren Niederlegung nicht zu rechnen ist, die aber bei einer Fortführung der Gesimshöhe, wie sie das Unionbankgebäude anschlägt, ihre

[1] Siehe darüber die Unterhaltungsbeilagen der Linzer „Tages-Post" 1909, Nr. 21 und 1910, Nr. 23 und 24.

monumentale Wirkung vollkommen einbüßen müssen. So übertrieben weit fortgesponnen diese Gedanken auch erscheinen mögen, so wollte ich sie doch nicht zurückdrängen, um zu zeigen, wie kurzsichtig es war, eine Bauführung in einer solchen Höhenausdehnung zu gestatten. Unsere Abbildung auf Tafel XII zeigt den in Betracht kommenden Teil des Taubenmarktes, wie er bis zum März 1913 aussah, und bietet ein Hilfsmittel zum Vergleiche des gewesenen Zustandes mit dem jetzigen, den jedermann in Linz täglich sehen kann, aber doch nur selten beachtet.

Gegenüber diesen Verunstaltungen des Linzer Stadtbildes, die sich ohne große Mühe noch um etliche Fälle vermehren ließen, möchte ich noch auf ein Beispiel einer denkmalpflegerischen Tat hinweisen, die zwar als solche sicherlich gut gemeint war, aber doch kein befriedigendes Gefühl aufkommen läßt. Ich meine die „Übertragung" der Kapelle aus der Friedhofstraße (Tafel XVIII, Abb. 1.) in die Mozartstraße. Übertragen wurden natürlich nur die Steinsäulen, das Schmiedeeisengitter, die Statuen im Inneren, während das Mauerwerk und das Dach nach dem alten Bestande genau kopiert wurden. Trotz der Gewissenhaftigkeit, mit der der Wiederaufbau durchgeführt wurde, ist die Wirkung dieses architektonischen Schmuckstückes jetzt eine viel weniger tiefgehende als früher, als es noch so wie von ungefähr, schlicht und einfach unter einem Baume an der Friedhofstraße stand, während es jetzt zum Mittelpunkte einer symmetrisch und reich gegliederten Schauwand gemacht wurde und sich eine Bedeutung anmaßen muß, die ihm ursprünglich nicht zugedacht war. Aber freilich an der alten Stelle stand es ganz unsymmetrisch zur Umgebung, war ein „Verkehrshindernis" und wäre verfallen, wie all die zahlreichen anderen Bildstöcke und Kapellen im Gemeindegebiete von Linz bald zugrunde gehen werden, wenn ihnen nicht eine größere Sorgfalt als bisher zugewendet wird. Hoffentlich geschieht dies, und zwar bald; aber man lasse sie dann auch in der Umgebung, für die sie bestimmt wurden.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um auch weitere Kreise auf Fragen aufmerksam zu machen, die alle angehen, denen das Schicksal ihrer Heimat am Herzen liegt. Denn nur, wenn jedermann zu ihnen Stellung nimmt, ist es möglich, sie in Zukunft in einer Art zu lösen, die kommenden Geschlechtern das erhält, was der Erhaltung würdig ist, und das Neugeschaffene harmonisch in den überlieferten Bestand einfügt. Dabei ist es gar nicht notwendig, daß die anderen Interessen nicht auch entsprechend zur Geltung kommen können; aber ebenso wenig ist es gerechtfertigt, daß nur ein schnöder Materialismus und oft eingebildete Bedürfnisse den Ausschlag in Dingen geben, denen auch eine höhere, ideelle Bedeutung zukommt. In erster Linie wird diese von einer dafür empfänglichen Stadtvertretung gewahrt werden müssen und zwar durch allgemeine Vorschriften und ihre Handhabung wie durch vorsichtigste Überprüfung eines jeden Einzelfalles. Die schon seit mehr als einem Jahrzehnt fällige Bauordnung, die nun, wie man hört, neugeschaffen werden soll, wird Gelegenheit dazu bieten, entsprechende gesetzliche Grundlagen zu schaffen. Der Stadtregulierungsplan, der aus den mannigfachsten Gründen oft abgeändert werden muß, darf auch in Fällen, wenn Denkmalpflege oder Heimatschutz es verlangen, kein Hindernis bieten. Um aber volle Klarheit zu schaffen, wo solche Grundsätze anzuwenden sind und wo nicht, erscheint die Anlage eines Verzeichnisses notwendig, das alle Stadtteile, Straßenbilder, Einzelgebäude und Denkmale im engeren Sinne enthält, bei denen eine Änderung ihrer äußeren Erscheinung erstens überhaupt nicht oder zweitens nur unter Achtung gewisser künstlerischer Grundsätze gestattet sein soll. Das Landesdenkmalamt wie der Landesverein für Heimatschutz werden bereitwilligst bei seiner Verfassung mitwirken. Einzelvorschläge jetzt schon zu erstatten, könnte mehr schaden denn nützen. Das Wichtigste wird aber sein, um uns in Zukunft vor Ergebnissen nach Art der angeführten Beispiele zu schützen, in jedem einzelnen Falle genau zu erwägen, ob die Abtragung eines Bauwerks unbedingt notwendig ist, und wie das Neuzuschaffende gestaltet werden muß, nicht nur zum Nutzen des Bauherrn, sondern auch der ganzen Stadt zur Zierde, ihren Bewohnern zur Freude.

Dr. Oskar Oberwalder.

Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergute.

Gesammelt und herausgegeben von Konrad Mautner. Gedruckt (Deutsche Vereinsdruckerei, Graz) mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaft in Wien. Im Verlage von Staehelin und Lauenstein, Wien 1919. (XXI, 412 S., 8°)

Mautners neue Sammlung, in der sich nur einiges bereits im Raspelwerk, in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde und in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" Veröffentlichte findet, umfaßt örtlich kein großes Gebiet: Grundlsee, Aussee und engere Umgebung. Trotzdem zeigt sie einen entzückenden Reichtum an Liedern, Weisen und Tänzen, so daß mit ihr neuerlich ein klarer Beweis für den Liederreichtum und die Sangesfreudigkeit unserer Alpler erbracht ist; gleichzeitig spricht sie überaus deutlich dafür, daß denn doch auch die Weise selbst — bisher von den Sammlern nur zu oft nicht beachtet — eine hervorragende Bedeutung für das Volkslied hat. Denn stets hat Mautner zum Wort auch die Weise zu geben vermocht und beide mit außergewöhnlicher Sorgfalt zusammengestimmt.

Die Sammlung ist nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: 1. Teil: Lieder zu heiligen Zeiten (Weihnachts-, Neujahrs-, Dreikönig-Lieder). 2. Teil: Weltliche Lieder (Begebenheiten ernsten und heiteren Inhalts; Wildschützen und Jäger; Almleben; Liebe; Ehestand; Ständespott und Scherz). 3. Teil: Almschreie, Rufe und Ludler. 4. Teil: Tanzweisen mit den dazu üblichen Gesängen. — Ein gründliches Vorwort über das Sammelgebiet, die Bewohner, ihre Beziehungen zum steirischen Ennstal und zu Oberösterreich sowie Sondereinleitungen zu einzelnen Teilen geben wichtige und dankbar aufgenommene Fingerzeige ab. —

Mit peinlicher Genauigkeit gibt der Herausgeber jedesmal die Quelle für Wort und Weise, daneben Zeit, Ort und gerne auch die Umstände, unter denen das Lied aufgenommen wurde, an. Überaus sachlich und ruhig bleibt er auch auf strittigen Gebieten (Landler- und Steirischer Tanz). —

Ganz besonders bedeutsam scheint mir die Schreibung der Mundart zu sein: Ohne das Schriftbild zu verunstalten oder es in phonetischer Schreibung nicht Geübten ungenießbar zu machen, hat es Mautner verstanden, jede Unklarheit der Wiedergabe zu beheben; für die beiden a-Laute, für u nach Vokalen, für g vor l und für anlautendes r fand er recht fügsame Zeichen. Man müßte diese Schreibung wohl genauer beachten bei Wiedergabe volksmäßiger Sprache (Volkskunde, Mundartdichtung)!

Für Oberösterreich ist dies Buch insbesondere deshalb wichtig, weil es sich um eine im Grenzgebiete aufgenommene Sammlung handelt, die nicht nur wertvolle Les- und Singarten zu oberösterreichischen Liedern bringt, sondern auch Wege nachweist, die nach Oberösterreich als wahrscheinlichem Ausgangsgebiet einzelner Lieder führen. So z. B. die Lieder S. 102, 118, 121, 171. —

Die Literatur ist, soweit sie dem Verfasser zugänglich war, gewissenhaft angezogen und gerade diese Nachweise lassen uns oft überaus aufschlußreiche Ausblicke tun. — Zur Vervollständigung für weitere Arbeiten möchte ich einiges zu den Literaturnachweisen ergänzen. — Für die Weihnachtslieder wären noch die in diesem Zusammenhange wichtigen alpenländischen Sammlungen mit gutem Ergebnis heranzuziehen gewesen: Berger Theodor, Alte Weihnachtslieder und Krippenspiele. Schärding 1911. (S. A. aus der „Heimat", 55 S.). Gröger Fanny, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. Leipzig 1898. — Hirten-Lieder zur Zeit der Geburt Jesu Christi (5. Auflage [o. J.], Habacher, Gmunden. 83 S. Kl. 8°) — Hofer August, Weihnachtslieder aus Niederösterreich. 17. Jahresb. des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars. Wiener-Neustadt 1890.

So findet sich aus Mautners Sammlung Lied S. 6 auch in der Gmundner Sammlung S. 67; Lied S. 8 nachgewiesen bei Berger S. 10; Lied S. 15 bei Gröger Nr. 9; Lied S. 18 bei Berger Nr. 25, Gröger Nr. 4 (6 Strophen); Lied S. 20 bei Gröger Nr. 13 (12 Strophen); Lied S. 24 bei Gröger Nr. 27; Lied S 30 bei Berger Nr. 5 (13 Strophen).

Lied S. 35, für das Mautner keinen Nachweis hat, bei Berger Nr. 19 (3 Strophen zu je 8 Zeilen) bis auf Kleinigkeiten gleich (beginnt mit „Losts Buama . ."), Hofer Nr. 23 (3 × 8), Gmundner Sammlung Nr. 4 (3 × 8); Lied S. 37 in der Gmundner Sammlung

Nr. 12. — Lied S. 32 in den Heimatgauen, 1920, S. 76, VI (nach Mautners Buch erst erschienen); Lied S. 39 in den Heimatgauen, 1920, S. 80, XII; Lied S. 45 Gröger Nr. 31 (5 × 8); Lied S. 51, Heimatgaue, S. 77, VII; Lied S. 55, Gröger Nr. 11; Lied S. 63 Gmundner Sammlung Nr. 26. — Unter den weltlichen Liedern finde ich zahlreiche Strophen (bes. Vierzeiler), die ich auch im Innviertel auflas; von genaueren Nachweisen muß ich hier absehen; es sei nur angemerkt, daß Strophe 1 bis 3 des Liedes S. 118 ff. in Taiskirchen (Ob.-Öst.) aus den 1870er Jahren überliefert ist und Gsätzl 10 auf S. 341 ebendort als Vierzeiler auf das Jahr 1848 gesungen wird. — Endlich sei noch erwähnt, daß ich den S. 393 gebrachten „Bugltanz" zu Pfingsten 1919 auf der Stubalpe („Gaberl") unter den Namen „Tragösser" (Tragöß am Hochschwab) als sehr beliebten, noch keineswegs aussterbenden Tanz beobachten konnte. — Dr. A. Webinger (Graz).

Die Stadt Braunau am Inn und ihre Umgebung.

Ein Heimat- und Wanderbuch von Dr. Ed. Kriechbaum. Verlag Jos. Stampfl u. Komp. (Leop. Höglinger) in Braunau 1920. 120 S. Mit 13 Bildern, 1 Karte und 1 Plan.

Die Zentralkommission für Denkmalpflege hat vor dem Kriege mit der Herausgabe reich mit Bilderschmuck versehener Führer begonnen. Für Oberösterreich erschien als einziger der für die Stadt Steyr. Unter viel ungünstigeren Verhältnissen hat sich nun die Firma Stampfl entschlossen, ein Heimat- und Wanderbuch für Braunau und ihre weitere Umgebung am Inn, an der Salzach und der Mattig, am Kobernausen und Weilhart aufzulegen. Sie hat sich damit den Dank aller Heimatfreunde verdient. Dr. Kriechbaum schrieb keinen gewöhnlichen Führer. Was er bietet, ist eine gedrängte Landschaftsschilderung, Darstellung der Geschichte und Beschreibung der Denkmäler des oberen Innviertels und angrenzenden Bayerns. Die Arbeit beruht auf der genauesten Kenntnis des gesamten bisher über jenen schönen Landstrich erschienenen Schrifttums wie nicht minder auf der bei oftmaligen Wanderungen eifrigst betriebenen Eigenforschung. Das Heimat- und Wanderbuch ist ein schönes Zeugnis unermüdlichen Fleißes und begeisterter Liebe zur engeren Heimat. Hugo v. Preen schmückte das Buch mit 10 Federzeichnungen, die in hervorragender Weise den Stimmungsgehalt der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgebung zur Geltung bringen. Alles in allem ein Büchlein, dem Freunde der Heimat zur Lust, dem Unterrichte in der Schule zum Nutzen gereichend. Möge es in vielen Bezirken gleich ausgezeichnete Nachfolger finden!

Dr. Fr. Berger.

Matosch-Gedenkbuch.

Liebesgaben, gewidmet zum auferbaulichen Gedenken an den Heimatdichter Dr. Anton Matosch. Von Freunden unserer Heimat und Mundartdichtung. Gesammelt und herausgegeben vom Stelzhamer-Bund. Linz 1919. (Aus dá Hoamát, 20. Band.)

Am 8. Mai 1918 ging Matosch heim, wohl der bedeutendste Vertreter der oberösterreichischen Mundartdichtung seit Stelzhamer. Die Tiefe und Schlichtheit der Empfindung hat im Bunde mit glücklichen Vertonungen viele seiner Lieder landläufig gemacht.

Das Gedenkbuch ist nun eine vom Stelzhamer-Bund angeregte Weihegabe. Als Kern bringt es wertvolle Beiträge zum Lebens- und Schaffensbilde des Meisters, von seinem Freundeskreis aus dem Erlebnis heraus beigesteuert, und Briefe des Dichters, die Einblick in seine Welt geben. Eine kleine Auslese aus den Gedichten von Matosch ist beigegeben.

Der Band enthält noch sonstige Zugaben. Neben anderem Proben Samhabers aus der hoffentlich bald erscheinenden Neubearbeitung seines Walters, Stücke aus der leider vergriffenen und der Neuausgabe harrenden Aufsatzreihe „Streifzüge in die alte Zeit" von Laurenz Pröll und als Beiträge zur Kunde Stelzhamers eine Kennzeichnung seines Lesebuches für Volksschulen.

Ob nicht Matosch noch voller zur Geltung gekommen wäre, wenn er im Gedenkbuch ganz allein gesprochen hätte und so alles Licht auf ihn gefallen wäre? Jedenfalls ist das Gedenkbuch eine wertvolle Vorarbeit zu einem Lebensbilde des Meisters und einer Matosch-Ausgabe. Dy.

Hoamatgsang.

Zweites Jahrbuch oberösterreichischer Mundartdichter. Herausgegeben von Gregor Goldbacher und Karl Mayer. Linz 1920.

Der Krieg hat das Erscheinen des Buches, das für 1915 geplant war, verzögert, so daß es dem ersten Jahrbuch (1910) erst nach einem Jahrzehnt folgen kann. In Ergänzung zu ihm bringt es eine Auswahl aus dem Schaffen der heimischen Mundartdichtung unserer Tage, die im wohltuenden Gegensatz zu manch anderer Literaturströmung der Gegenwart die Welt von der Heimat aus sieht. Das Streben, alle Mundartdichter bundesartig zusammenzufassen, führt natürlich grundsätzlich in die Breite; das Jahrbuch gibt ein klares Bild vom Umfang des Schaffens der Mundartdichter und muß darum Ungleichartiges, aber auch Ungleichwertiges umschließen. Der Bundesgedanke kann dabei natürlich die Entwicklung der Mundartdichtung zwar lebendig, aber nur äußerlich fördern, die künstlerischen Leistungen selbst können sich nur aus der Einsamkeit der eigenen Kraft emporringen. — Neben der sozusagen beschreibenden Aufgabe, der auch die näheren Lebensangaben dienen, hat das Jahrbuch noch zwei weitere Ziele: Es will anregen, einzelnen in seinem Reigen vertretenen Persönlichkeiten näher zu treten und es spricht immer wieder von der Sonne der Heimat. Darin liegt ein Stück Heimaterziehung, das die Mundartdichtung leistet. Möge es ihr glücken und sie selbst davon reiches Gedeihen haben. Dy.

Nach- und Vorwort.

Die Heimatgaue haben nun ein Arbeitsjahr im Dienste der Heimat hinter sich, ein steiles Stück Anfangsweges nach noch weiten Zielen. Was ihre Spalten der Forschung boten und was sie vom Heimatschutz erzählten, wollte zeigen, daß die Heimatbewegung kein leeres Schlagwort, sondern ein Stück Weltanschauung ist, daß wir nur durch heimattreues Zusammenstehen zu vollem Erfolge gelangen, daß aber der engere Heimatgedanke immer wieder zum deutschen Volke und von ihm zu Fragen der Menschheit führt.

Die Not der Stunde stand als 13. Fee an der Wiege der Zeitschrift und ist seither nicht geringer geworden, sondern möchte durch die äußeren Erschwerungen alle Entwicklung, Freude und Kraft lähmen. Darum bedürfen die Heimatgaue, sollen sie sich als Sammelpunkt und Bindeglied behaupten, als Vorbedingung des Opfermutes aller Heimatfreunde, die an der Entwicklung der Heimatbewegung lebendige Mitarbeit leisten, aber auch durch die Anteilnahme an der Verbreitung der Zeitschrift deren wirtschaftlichen Bestand sichern und dadurch den Rückschlag, den ihr Verstummen brächte, verhüten können.

In der Überzeugung, ein Stück Heimatpflicht zu erfüllen und Saatkörner in die deutsche Zukunft zu streuen, werben die Heimatgaue an der Schwelle des zweiten Jahrganges unter Hinweis auf Erreichtes und Geplantes um Hilfe und Treue im Wirken für die Heimat.

Linz, Maria Himmelfahrtstag 1920.

Dr. Adalbert Depiny.

Sachverzeichnis.[1]

	Seite
Abjagen	285
Abraham a. S. Clara	313
Achat	50
Achleitner Artur	269
Aderlassen	18 f., 190
Adventbrauch, — -Blasen	117
Agricola J.	278
Albarazweige	283
Alma nox, tacita nox (Lied)	221
Alraun	18, 278
Alxinger J. B.	261
Ameise	286
Anbrauchen (siehe wenden)	294 ff.
Angfrern	297
Anroadln, ausroadln	49, 296
Antlastag 280, 284, 286 — -Ei	280, 284, 286
Aschermittwoch	193
Auersperg, Graf Wolfgang (Landespräsident)	262 ff.
Augenstein	50, 191
Auinger Franz (Linzer Drucker)	264
Barbarazweig	118
Bauernregeln 9 f., 116, 124, 190, 279, 285, 293	
Bauopfer	46, 48
Bäcker	12
Bärenhäuter	176
Bäuerle Adolf	106 f.
Beichttag	14, 193
Hl. Benedikt 54, — -Kreuz 54, — -Pfennig	46, 48, 53 f.
Bercht	123, 124
Bescherung	118, 121, 287 f.
Beschwörungsbuch	120
Biene	188
Bilmesschnitt	291
Blasitag	10
Bleigießen	119
Blumauer, Johann Paul	174
Blutstein	50
Blücher (Lied)	33
Bockhäuteln	288
Bratwürstlsonntag	118
Brautausstattung, -Pfaid	15
Breverl	52
Brotbacken, Brot	124, 188
Bschaid	14
Brunnensehen	121
Buchsbaum	194, 283
Budelfrau	118
Chézy Max	66, 208
Christabend 120, — -Kind 121, 307, — -Baum	121, 288
Cimarosa Domenico	221
Cremeri B. D. A.	264
Cyprian	297
Dach	9
Dachsteinhöhlen 129 ff., — -Pflanzen	233 ff.
David (Spiel)	61
Denis M.	207
Denkmalpflege, Bauberatung	64 ff., 197 f., 317 f., 321 f., 330 ff.
Dill	48
Dingelstedt	182
Dionysi	9
Dollinger (Lied)	22
Donnerkraut 189a. — -Loch 188, — -Keil und -Stein	189a, 299
Doppelgesicht (Christus-Janus)	50
Dradiwaberl	279
Dreifaltigkeitssonntag	293
Dreikönig 11, 13, 119, — -Singen 122, — -Wasser	123
Drescherbräuche	14, 301 ff.
Ei, Eierspiel	280 f., 284, 286 ff. — 17, 299
Eiche	49, 194, 283
Efeu	194
Einbeere	287
Einkeilen	49
Eisenbahn (Teufelssage)	181
Eisenbeförderung 160 ff., — -Industrie	166
Elftausend Jungfrauen (Lied)	32
Emaus-gehen	281, 288
Ennsschiffahrt	160 ff.
Erdstall	89
Erle	291
Fasching (eingraben), Faschingdienstag	192
Fasten	11
Fastnacht	192
Fastweihnachtstag	119
Feige	51, 52
Felberbaum	283
Feldarbeit	9 f.
Fellerlstein	50
Fenchel	48

[1] Zusammengestellt von Frl. Anna Anreiter, Martha Khil und Trude Ruhsam. — Für die Landschaftskunde bringt das Verzeichnis Übersichtsschlagwörter, für die Volkskunde Einzelnachweise.

Seite

Feuerweihe 281, 286
Fichte 282, 291
Fieber 189
Flachs (Haar) . . . . . 11, 280, 291 f.
Florian 185, 309, — -Spiel 288, — -Tag 280, 286
Fluch(en) . . . . . 180, 181, 311 f.
Fraisen, Abwehrmittel . . . . 51 f., 54, 188
Franz Josef (Volkslied) 268
Fronleichnam 37, 44, — -Spiel 61, — -Fahne 247
Fuchs (Umschreibung) 18, — -Abwehr 283, 286 f.
Fuhrmann (Volksmund) . . . . . 270 f., 298
Funde, vorgeschichtlich . . . . . 81 ff., 222
Gallustag 9
Gasteiger Hans 161
Georgi 288 f., — -Ritt 122, 289, — -Taler 54
Gichtbeten, -Ring 50
Glöggl Franz Xaver (Theaterunternehmer) 263
Glöckler, glöckeln . . . . . 123 f.
Godenbrauch 14, 123, 281, 288
Goldener Sonntag 121
Goldenes Rößl 121, 287
Gregori 10
Gruber Franz 220
Gründonnerstag . . . . 280, 283 f., 286, 288
Gumpfen (Stadelhenne) 303
Habergeiß 118
Hafner 33 ff., 166, — -Namen 34 ff., — -Ordnung . . . . . 41 ff.
Hagedorn (Hundsrose) 291
Halterfegen 13, 123
Hanswurst 123, 192
Hase (Teufel) 180
Haselstaude 23, 121, 194, 279, 282 f., 285 f., 287, 291
Hausgeister 45
Hausinschriften . . . . . 307 ff.
Hebel J. P. 182
Heilige (Lied) 32
Heimatvereine: Landesverein für Heimatschutz 58, 196 ff., 316 ff., 320, 323. — Mädchenortsgruppe Linz 195 f., 318. — Vöcklabruck 319. — Stelzhamerbund 62 f. — Hoamatgsang 63 f. — Volksliedausschuß 199 ff. — Innviertler Heimat 62. — Braunau 61 f., 126, 320. — Eferding 127. — Kremsmünster 195. — Linz (Studenten) 196. — Ried 62. — Schärding 62, 206 f. — Steyr 57 ff.
Heimgarten 178
Herberstorf Graf Adam 34, 36
Herdanlage 9
Herodes 291
Herzgesperrstein 50
Hexe, Hexenglaube . 16 f., 45, 55, 119 f., 290 ff.
Himmelbrand 48
Hochzeitsbräuche . . . . . 14 f., 173, 183
Hofjagd (Volkslied) 271
Hund (Teufel) 180, 181
Hundegebell 121
Huttlerlaufen 22
Inschrift 183, 191, 314
Insetz 13
Invalide (Lied) 27
Irrlicht sage) . . . . . 304 ff.
Jakobiner (Lieder) . . . . . 261 ff.
Jäger Ignaz (Maler) 64
Johannis 32, 291, 295. — -Tag 36, 291. — -Blut, -Kraut 48. — -Feuer . . . . 292 f.
Hl. Josef (Lied) . . . . . 77 f.
Aegypt. Josef (Spiel) 61

Seite

K + M + B 48
Kaiser Friedrich 104
Kalender 10, 19. — -Reime 189
Kamille 48
Kamin 9
Kaltenbaeck Johann Paul 105
Karfreitag . . . . . 280 f., 284 ff.
Karsamstag . . . . . 280 f., 285, 286, 289
Kartenspielen 181
Kathrein 117
Katharinenrad 87
Katzenpfötchen 292
Kerbschnitzerei 314
Kaubauf 118
Kefer Josef (Wildschützenlieder) 273
Klackl Johann (Wildschützenlied) . . . . 271 ff.
Kleinweg (Fußweg) . . . . . 151 ff.
Korn(pflänzchen) 283, 286
Kornbeten 287, 289
Kost, Gebäck, Gebildbrote 16, 118, 120, 122 f., 124, 193, 280 f., 283, 285, 287, 292 f., 301 f.
Kraunawita, s. Wacholder.
Krampus 61, 118
Krebsauge 191
Kreisstehen 120
Kren 287
Kreuz . . . . . 178 ff., 181
Kreuzfindungssonntag 286
Krippe 61, 121
Kröte 17
Kuhlkraut 119
Kuckuck 176, 279
Kunigundetag (-wasser) 296
Kümmel 48
Lamm (Ostern) 286, 287
Laurentius 32, 184, 185
Laurin 177
Lärche 194
Länge hl. Personen 52
Lärmumzug . . . . . 47, 120, 285, 289 f.
Lehrerbildung . . . . . 114, 223, 323 ff., 328
Leichenschmaus 173
Leinenweberei 166
Leira 120
Leobeln, Leoblmann 303
Leonhardifahrt 122
Leukauf 14
Lichtleinschwimmen 119
Lichtmeß 11, 120
Lindemayr Maurus . . . . . 7 — 21
Linset 120
Linz (Stadtbild) 332 ff. — Theater . . . 203 f.
Lochstein 48
Losen . . . . . 119 f.
Löwensberg H. v. 106
Luchskralle 51
Lukas 9, 32
Luftschiffahrt (Volksreim) 23
Luther 21, (Lied) 32
Machandelbaum 282
Magdalena 10, 293
Mahlgeld 15
Maiast 23, — -Baum, -Tanz 13
Margarete (Tag) 10
Hl. Maria 23, 47, 52, 74 ff., 123, 184, 185, 295, 297, 306 f., 308 ff., — -Geburt, — -Himmelfahrt 287
Martini 11, 14, 119, 120, — -Gans . . . 120

Seite

Maschkera 123, 192
Maulwurf (siehe Schergrebl) 294
Maurer (Volksmund) . . . . . 312 ff.
Mette(nnacht) . . . 73, 119 ff., 176, 279, 286
Hl. Michael 32
Micheli 11
Mohr Josef 220
Monatsnamen 189
Mond 295
Moreau 246
Moser Johann Baptist 103
Mörike 182
Muschelring 51
Museen, Sammlungen: Braunau 45, 61, 73, 203 ff., 297. — Eferding 127. — Enns 64. — Graz 217 ff. — Linz: Landesmuseum 22, 67, 91, 201 ff., 220, 297; Landesarchiv 222 f. — Salzburg 258. — Schärding 206 f. — Steyr 297. — Wels 250, 256, 258 f. — Wiener Volkskundemuseum 319
Musikinstrumente . . . . . 13 f.
Nachtwächter (Lied) 27, 123
— (Ruf) . . . . . 182 ff., 284, 306 f.
Napoleon 33, (Lied) . . . . . 246 f.
Natternwirbel 51
Naturschutz . . . . 60, 110 ff., 198, 236, 317
Neid, verneiden . . . . . 296 f.
Nepomukszunge 52
Neujahr 123 f., 183, — -Reim 122 f., 185, 307, — -Schießen 123
Neusonntagskind 121
Nikolausbrauch 118, 288, — -Spiel 22, 61, 118, — -Tag 301, — -Bild 162
Nothemd 285
Opfer 120, 188, 189, 292
Ostersonntag 281, 283 f., 287 f., — -Montag 281, 284, — -Dienstag 344, — -Nacht 286 f.
Osterbrauch 192 ff., 279, 280 ff., — -Glocken 278, 284 f., — -Hase, -Karte, -Lied und -Spiel, -Märlein 287 f., — -Ritt 286 f., — -Sonne, -Schießen 287, — -Wasser 286, — -Feuer 283, 286
Palmsonntag 119, 193, 282, — -Besen 193 f., 280, 282 f., 286, — -Kätzchen (Mul) 119 f., 194, 282 f., — Kreuz 283, — -Esel 282
Pantoffelwerfen 119
Pauli Bekehrung 20
Pestabwehrmittel . . . . 52 bis 54, 191, 194
Peter und Paul . . . . . 292 f.,
Peterlfeuer 293
Petrus 21, 295
Pferdeschädel (auf dem Dachfirst) 45
Pfingsten 280
Pfingstsonntag 190, — -Montag 190, 289, — -Lümmel (Stoaß) 290, — -Rose . . 51
Pisnengehen 122
Planetenbuch 19
Pointler 11
Pokorny Franz 102
Polheimer 34
Sigmund zu Polheim 36, 41
Premb Christoph (Zimmermann) 35
Pritz Franz Xaver 106
Prokerada (procutator) 15
Puppenspiel . . . . . 60 f., 122, 183
Quatember 19

Seite

Radlbock 151
Raimund Ferdinand 103
Ratscherbuben (Reime) . . . . . 186, 284 f.
Rauchfangkehrer 192
Rauhnacht 11, 13, 118 ff., 123, 188, 283, — -Schießen 123
Rätsel . . . . . 180, 282, 288, 304 ff.
Räucherung 48, 119
Redewendungen . . . . . 20, 175, 277 ff.
Hl. Rochus 54
Rockerreisen 192
Hl. Rosalia 54
Rot (Schutzfarbe) 194, 283, 296
Ruderschiffahrt 160
Rumpelstilzchen 306
Hl. Rupert, Rupertusklippen 54
Ruprecht 118
Rübe gelb (Sympathie) 296
Hans Sachs 260
Sagen . . 177 ff., 194, 246 f., 282, 298, 304 ff.
Salinenwesen 166
Sargnagel 50
Sauschneider 12, 19
Saustechen 120
Satorformel . . . . . 18 a
Schergrebl 51
Scheyerer-Kreuz 47, 51, 54
Schifferfreithof, — -Regel 163
Schild-Wacht, geistliche 191
Schiller 183
Schmerzhafter Freitag 193
Schmiedeisenkunst . . . . . 55 ff.
Schmutz Karl 102
Schnadahüpfl 176, 208
Schneider 9, 12, — (Lied) 28
Schneidespäne . . . . . 299 f.
Schöfleute 180 — -Weg, -Zeug 164
Schreckstein 51
Schuster 9, 12
Schutzgegenstände 48, 52
Schützenscheibenspruch . . . . . 22 f.
Schwarzer Sonntag 193
Schwerttanz 13
Hl. Sebastian 53 f., — Pfeil 53
Sebenbaum (Segenbaum) . 119, 120, 194, 282 f.
Segenformeln (Bannsprüche u. dgl.) 18 f., 46 f., 48 f., 50 f., 54, 179, 294 ff.
Seidelbast (Zwülinde) 282
Sensenschmiede 165 ff. — -Namen . . . 171 f.
Severin 222
Sgraffiti 59, 65
Siebenmädelgarn, Mädelgarn 50, 285
Siedlungsformen . . . . . 91 ff.
Silvesternacht 119
Simeon (Lied) 75
Simoni 9
Sonnenrad 86
Sonnenwende 183, 284, 290 ff. — -Feuer 291 f.
Spanzählen 120
Speispfinstag 284
Sphinxmotiv 306
Spiele 13, 279, 281, 288, 300
Spinnfeichta 192
Sprichwort (siehe Redewendungen).
Stainer Adam 162
Stadelhenne . . . . . 301 ff.
Stallarbeit 9, 120
Stecheiche 283

Seite

Steinsame 53
Stephanstag, -Ritt, -Bock 122
Sternsingen 60, 124
Steyr: Brände 100 ff., — Kripperl 60
Stifter Adalbert . . . . . 211 ff.
Stille Nacht, heilige Nacht 197, 220
Stubenberger Liederbücher . . 24, 73, 183, 288
Stulfest 15
Sympathiemittel . . . . . 45ff., 294ff.
Tabakbau 12
Tageszeiten . . . . . 12 f.
Taubenhandel 12
Taufbräuche 14, 183
Taufwasser 284
Tendlbois 302
Tausendguldenkraut 48
Teufel (Volksüberlieferung) . 17, 54, 175—182
Thomas 119, — -Tag(-Nacht) . 13, 17, 119 f.
Thuille Fr. J. 19
Thymian 48, 119
Tierfiguren 48
Toleranzpatent 20
Totenschädel, bemalt 205
Tracht . . . . . 16, 66 f. u. 208 ff., 173
Traunreiter 180
Trud 17, 45, 48, 188, — Trudenfuß 46, — -Stein 48
Türkenkrieg 22
Hl. Ulrich, — Ulrichskreuz 54
Umzüge . . . . . 13, 118, 192, 283, 287 f.
Unruhnacht . . . . . 190 f., 289 ff.
Unschuldige Kinder 122, 123
Unterricht (Heimatkunde) . . 69 f., 323, 329 f.
Ursula 9, (Lied) 32
Valentin 124
St. Veit 10
Veitl (Lied) 26
Vernucci Matteo 221
Verschreien 52
Viehhandel 12
Vogl J. P. (1702) 64
(Volks)lied . 26 ff., 74 ff., 124, 199, 261 ff., 338 f.
Volksreim 14, 107 f., 119, 124, 175. 284 f., 287, 292, 298, 303
Vorgeschichte . . . . . 276 f. (vgl. Funde)
Vorname . . . . . 14, 237 ff.

Seite

Wacholder . . . . . 48, 194, 282 f.
Wagner R. 182
Waldel 162
Waldmann 292
Walpurgisband, -Öl 52
Wandervogel 225
Wartenburg (Landgericht) . . . . . 33 f.
Wasservogel (Brauch) 290
Weidmann F. C. 104
Weihbrunnen 176, 181
Weihnachten 301
Weihnachtsbräuche 116 ff., 176, — -Feuer 120, — -Lied 73 ff., 121 f., 124, 191, 221, 288, — -Spiel 122, — Schießen 120, — -Tag 122
Weihung von Gegenständen . 280, 281 f., 287
Wein (statt Wasser) 121, 286
Weißer Sonntag 281, 288
Wellington (Lied) 33
Wenden (Anwenden) . . . 19, 46, 49, 294 ff.
Wetterei 299, — -Kanone, -Kerze, -Läuten 47, — -Kreuz . . . . . 46 f, 54
Wieland Martin 261
Wilde Jagd . 45, 119, 124, 177, 181, 188, 305
Wildschütz (Lied) . . . . . 29, 271 ff.
Wintergrün . . . . . 194, 282 f.
Wirt 12
Wochenmarkt 11
Wolfgang, Hl., 49, — -Tag 9, — -Hackerl . 51 f.
Zacharias, Papst, — Zachariaskreuz . . . 54
Zahlenaberglaube . . . . 46, 191, 194, 292 f.
Zahnperle 51
Zauberer-Jagl 17
Zaun 9
Zaunstecken ausreißen 120
Zäzilia (Lied) 32
Ziefreund 84, 222
Ziehraß 84
Zigeuner 18, 192
Zimmerleute . . . . . 181, 312 ff.
Zinn . . . . . 247 ff.
Zinngießernamen . . . . 250, 256, 258 f, 260
Zukunftszeichen . . . . . 119 ff.
Zwickel (Füribrot, Fürchtebrot) 179

Berichtigungen:

S. 56, Bild rechts: Grabkreuz, Friedhof Linz —
S. 57, Wirtshausschild, Aschach —
S. 116, Spalte b, letzte Zeile: Verna-leken —
S. 117, Spalte b, 2. Zeile: Mistel —
S. 122, Spalte b, 15. Zeile: Harlochen und der Schwand —
S. 190, Anmerkung 3, 1. Zeile: Mayrhofer; letzte Zeile: S. 58 statt S. 53.
S. 191, Spalte a, 17. Zeile: Mayrhofer —
S. 226, Spalte a, 11. Zeile: ließ sich wohl —
S. 235, Spalte b, 30. Zeile: Tafel 9, Abbildung 3.
S. 287, Spalte a, 6. Zeile: verlegt, in der Eferdinger Gegend auf den Osterdienstag.
Auf Tafel IX kam aus Raumnot unter Bild 3 nicht der volle Wortlaut zum Abdruck: Die von mir in der Dr. Lämmermayr-Höhle entdeckte Höhlenform der gemeinen Hirschzunge.

Heimatgaue.

Da die ganze Auflage des ersten Jahrganges bis auf geringe Vorräte ausverkauft und nahezu vergriffen ist, kaufe ich vollständige Exemplare, je nach deren Erhaltung, zum halben bis zum vollen Jahrespreis zurück und erbitte gefl. Angebote von unbenützt liegenden Exemplaren.

Verlag der Heimatgaue

R. Pirngruber

Buchhandlung, Linz a. D.

Von der oberösterr. Landesregierung behördlich konzessioniertes

I. Linzer Privat-Detektivbüro

(Auskunftei)

LINZ

Elisabethstraße Nr. 7, nächst des Museums.

Fernsprecher 964/VIII. Fernsprecher 964/VIII.

Filiale in Bad Ischl, Steinfeldstraße Nr 2.

Erteilung von Auskünften jeder Art, Charakter, Ruf, Vorleben, Familien- und Vermögens-Verhältnisse.

Beobachtungen und Überwachungen.

Eruierungen Vermißter, Nichtauffindbarer oder sich Verborgenhaltender.

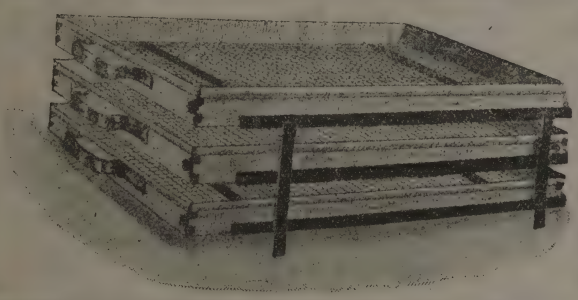
Ermittlung von Verbreitern von Geschäftsgeheimnissen, anonymen Briefschreibern, Verläumdern, Erpressern usw.

Reisebegleitungen.

Reisemissionen.

Strengste Diskretion verbürgt!

Kostenüberschläge und eventuelle Vorbesprechungen gratis!



Unsere vielfach erprobte

Herddörre „Prim"

soll in keinem Haushalte fehlen.

Eignet sich vorzüglich zum Trocknen von Gemüse und Obst für den Winter. Zu haben mit verzinktem und unverzinktem Gewebe. Erhältlich in jeder besseren Eisen- und Küchengeräte-Handlung, wo nicht, wende man sich direkt an die

Siebwaren- und Drahtgeflechte-Fabrik Joh. Bukowansky

Gesellschaft m. b. H. Linz, Landstraße 53. Telephon 443.

Ferner empfehlen wir unsere bestverzinkten Geflechte für Einfriedungen und Geflügelhöfe, Stacheldraht, Legenester für Hühner und sonstige Einrichtungen für die Kleinviehzucht. — Betteinsätze aus bestverkupfertem Stahldraht 2c. — Mit Preisanstellungen dienen wir gern.

Ingenieure

Pirkl u. Eysert

beh. autorisiertes Zivil-Ingenieur- und Stadtbaumeister-Bureau.

Bauunternehmung und Projektierung für Straßen-, Brücken- und Hochbauten, Wasserkraftanlagen, landwirtschaftliche Bauten.

Spezialfach: Eisenbetonbau.

Technische Gutachten.

Kanzlei:

Linz a. D., Bürgerstr. 16.

Fernsprecher 144.

Drahtanschrift: Pirkleysert Linz.

Konto bei der Bank für Oberösterreich und Salzburg in Linz.

Allgemeine Depositen-Bank

Filiale Linz.

Aktien-Kapital und Reserven K 121,500.000.

Durchführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Einlagen auf Sparbücher und laufender Rechnung.

Gas- u. Wasserleitungs- Unternehmung

Karl Ph. Gräfner

Linz a. D., Graben Nr. 25.

Fernsprecher Nr. 375.

Postspark. Nr. 19.320.

Klosette und Bade-Einrichtungen sowie Azetylen-Anlagen.

Ausführung von Dampfheizungen und Warmwasser-Anlagen.

Aufstellung jeglicher Art von Pumpen.

Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich.

Der Zweck des Vereines ist die Erhaltung und Pflege der natürlichen und kulturellen Eigenart der Heimat. Zur Erreichung dieses Zieles wurden bisher drei Fachgruppen gebildet: Je eine für Bauberatung, für Naturschutz und für Heimatkunde. Die Bauberatungsstelle übernimmt kostenlos Begutachtung und Abänderung von Bauplänen im Sinne des Heimatschutzes. Anschrift: Landeskonservator Dr. O. Oberwalder, Linz, Klammstraße 9. — Der Mitgliedbeitrag beträgt jährlich 6 K.

Feuerwehrgeräte- und Spritzen-Fabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft f. techn. Bedarfsartikel.

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Möbel

Franz Niedermayr

Linz

Hofgasse 8.

Größtes Lager

Geschäftsbestand seit 1838.

Grab- u. Kriegerdenkmale

Maschinelle Erzeugung von Grabsteinen, Wandverkleidungen und Möbelplatten

Alex. Stellers Nachf. Benno Steller, Linz

konz. Steinmetzmeister (Straßenbahnhaltestelle „Friedhof").

Telephon 1018/VIII. Filiale Wels, Dr. Großstraße Nr. 2.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

Linz a. D.
Ecke Schmidtorstraße
Franz Josefsplatz.

Juwelier A. Winkler

Gesellschaft m. b. H.

größtes Juwelen-, Gold- und Silberwarenlager.

Hochzeitsgeschenke. | Gelegenheitskäufe.

Fernruf 426.

Telegrammadresse:
Juwelier Winkler Linz Donau.

Karl Liedl

Linz a. D.
Landstraße Nr. 16.

Spezialhaus
für Präzisionsuhren.

:: Gegründet Anno 1830. ::

Feinste Taschenuhren,
moderne Wanduhren.

Klavier-Etablissement und
:: :: Leihanstalt :: ::

Otto Heitzmann

Klavierfabrik

Linz, Promenade Nr. 25.

Telephon Nr. 486 ◆ Telephon Nr. 486.

Größtes Lager in erstklassigsten Flügeln und Pianinos mit feinster ◆◆◆ Repetitionsmechanik. ◆◆◆

Heimatgaue, Heft 5/6 (Schlußheft des 1. Jahrganges).

Druck von J. Wimmer Gesellschaft m. b. H., Linz.

BINDING SECT. APR 27 1976

DB
151
H45
Jg.1

Der Heimatgau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY